

Unser Deutsches Land und Volk

Gustav Adolph von Kloeden

Illustrirte

Haus- und Schulbibliothek

zur

Pflege vaterländischen Sinnes.

Unser deutsches Land und Volk.

VII.

Unser
Deutsches Land und Volk.

Vaterländische Bilder
aus
Natur, Geschichte, Industrie und Volksleben
des
Deutschen Reiches.

Zweite, gänzlich umgestaltete Auflage.

Unter Redaktion
von
Dr. G. A. von Klöden und Richard Oberländer.

In zwölf Bänden.

Siebenter Band.

Bilder aus dem sächsischen Berglande, der Oberlausitz und den Ebenen an der Elbe, Elster und Saale.

Mit zahlreichen Text-Illustrationen, Tonbildern, Karten-Beilagen u. s. w.

Leipzig und Berlin.
Verlag und Druck von Otto Spamer.

1883.



 Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Typen aus dem sächsischen Vogtland. Zeichnung von Hermann Vogel in Plauen.

Unser

Deutsches Land und Volk.

Bilder aus dem sächsischen Berglande, der Oberlausitz

und den

Ebenen an der Elbe, Elster und Saale.

Herausgegeben

von

Heinrich Gebauer,

Lehrer a. d. öffentl. Handelslehranstalt der Kaufmannschaft zu Dresden.



Mit 135 Text-Illustrationen, fünf Tonbildern und einer Karte.

Leipzig und Berlin.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1883.

Druck: Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.

Vorwort.

Als ich von der Verlagshandlung aufgefordert wurde, die Bearbeitung des hier vorliegenden VII. Bandes von dem Werke „Unser deutsches Land und Volk" zu übernehmen, ging ich mit Freuden auf diesen Vorschlag ein, denn derselbe kam einem von mir im stillen längst gehegten Wunsche entgegen. Beschäftigt mit geographischen Studien, besonders nach ihrer wirtschaftlichen Seite hin, hätte ich gern einmal für einen größeren Leserkreis die Bedeutung meiner von fleißigen Menschen wimmelnden, mit den Schätzen des Bodens und den Reizen der Natur und Kunst gesegneten sächsischen Heimat und der ehedem mit ihr verbundenen Landesteile dargestellt, und nun stand ich eher, als ich gehofft, vor der Erfüllung desselben. Rasch ging ich an die Arbeit und lege hiermit die Frucht derselben dem Publikum vor.

Da es unthunlich erschien, im Texte öfter die benutzten Quellen anzugeben, so halte ich es für meine Pflicht, dies hier zu thun. Außer Werken allgemeinen geographischen und geschichtlichen Inhalts und Artikeln verschiedener Zeitschriften benutzte ich besonders: die Reiselitteratur von Leupold, Schäfer und Friedemann, Gampe, Moser, Moschkau und Bädeker; Schiffner, Beschreibung von Sachsen u. s. w. (1845); Engelhardt-Flathe, Vaterlandskunde, 11. Aufl. (1877); Leo, Beschreibung des Königreichs Sachsen (1852); Jahn, Geschichte des sächsischen Vogtlandes (1863); Dungers Schriften über Dialekt und Volkslied des Vogtlandes; Gräße, Sagenschatz von Sachsen (1855); Herzog, Geschichte des Zwickauer Steinkohlenbaues (1852); Gerlach, Kleine Chronik von Freiberg (1876); Otto, Richard Hartmann (1870); Fiedler, Die Stadt Plauen im Vogtlande (1874); Mitteilungen des Vereins für Chemnitzer Geschichte, III. (1873—1876); Eckardt, Chronik von Glauchau (1882); Leopoldt, Chronik und Beschreibung von Meerane (1863); Berlet, Über Adam Riese (1855); Rückblicke auf Annabergs Vorzeit (1855—1858); Gutbier, Geognostische Skizzen aus der Sächsischen Schweiz (1858); Geinitz' geologische Arbeiten über den Quadersandstein; K. G. Lessings und Strodtmanns „Leben Lessings" (1793, 1878); J. G. Fichtes Leben von J. H. und E. Fichte (1862 und 1863); Döring, Gellerts Leben (1833); Engelhardt, J. F. Böttger, der Erfinder des sächsischen Porzellans (1837); Lindau, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Dresden (1859 und 1862); Sigismund, Land und Leute der sächsischen Lausitz; Philippi, Geschichte und

Statistik der deutschen Messen (1857); Zimmermann, Leipzigs Vorzeit bis zum 15. Jahrhundert (1870); Meyer, Die Organisation und der Geschäftsbetrieb des deutschen Buchhandels; Freiherr vom Hagen, Die Stadt Halle (1867); Siebigk, Das Herzogtum Anhalt (1867); Hasse, Die Stadt Leipzig und ihre Umgebung (1878); die Berichte der sächsischen Handelskammern.

Doch stützte ich mich bei meiner Arbeit nicht bloß auf diese Quellen, sondern ganz besonders auch auf Studien, die ich selbst seit Jahren auf meinen Streifereien durch das Land und zuletzt noch in diesem Jahre auf vierwöchigen Reisen machte, die ich speziell zum Zwecke der Abfassung dieses Werkes unternahm. Die Schilderungen der Landschaften, der Städte und der industriellen Thätigkeit sind fast ausnahmslos das Resultat eigner Beobachtungen.

Die im Buche mitgeteilten Bevölkerungszahlen beziehen sich, wenn es nicht ausdrücklich anders angegeben ist, auf das Jahr 1880.

Den Besitzern industrieller Etablissements in Chemnitz, Cainsdorf, Plauen im Vogtlande und Leipzig, die mir mit größter Freundlichkeit einen Einblick in dieselben gestatteten, sei hierdurch nochmals der herzlichste Dank gebracht. Zu besonderem Danke bin ich auch Herrn Dr. Rudel in Dresden verpflichtet für seine freundlichen Mitteilungen über die Papierfabrikation in Sachsen. Nicht weniger verbunden bin ich der Verlagshandlung, die bei der Ausstattung des Werkes weder Mühe noch Kosten gespart hat.

Eine Hauptschwierigkeit war für mich die Bewältigung des fast überreichen Stoffes, der mir von allen Seiten zufloß, sobald ich an die Ausführung des Werkes ging. Mancher Wunsch mußte unterdrückt und manches kürzer gefaßt werden, um die Hauptsachen gehörig zur Geltung bringen zu können. Möchte es mir gelungen sein, in dieser Beziehung im allgemeinen das Richtige getroffen zu haben! Daß bei einer Arbeit, bei welcher Massen von einzelnen Daten verwendet werden müssen, einzelne Irrtümer sich einschleichen, ist kaum zu vermeiden; daher danke ich im voraus allen, die mich auf solche aufmerksam machen werden.

So übergebe ich dem deutschen und besonders dem sächsischen Volke, namentlich der heranwachsenden Jugend, meine Arbeit in der Hoffnung, es werde mit Wohlwollen aufgenommen werden, was aus dem Streben hervorgegangen ist, die Kenntnis und das Verständnis vaterländischer Natur und Geschichte und vaterländischen Wesens in weiteren Kreisen zu fördern. Diese Absicht möge es entschuldigen, wenn ich mir erlaube, an die Schulbehörden der betreffenden Gegenden die Bitte zu richten, durch Empfehlung in den Schulen und für Schulbibliotheken die Verbreitung des Werkes fördern zu wollen.

Dresden, im November 1882.

Heinrich Gebauer.

Inhaltsverzeichnis.

Fünfzehnte Abteilung.

Das Erzgebirge und das sächsische Bergland.

Sechzehnte Abteilung.

Die Elbe-, Elster- und Saalegegenden.

Berichtigung:

S. 117: Die Unterschrift der Abbildung muß heißen:
„Die Marienkirche in Zwickau im XVI. Jahrhundert.“

Die Extrabeigaben sind einzuheften:


GLUECKAUF!
Das Erzgebirge und das sächsische Bergland
Meissen. Albrechtsburg



Vogtländischer Bauernhof.

Der Kamm des Gebirges und das Hügelland der Elster und Mulde.

Das sächsische Vogtland. — Der Vogtländer. — Zwei Kunstbauwerke der Neuzeit (die Göltzschthalbrücke bei Netzschkau und die Elsterthalbrücke bei Jocketa). — Das Thal der Weißen Elster. — Das Erzgebirge. — Der Erzgebirger. — Alte Ritterburgen an der Zwickauer Mulde. — Das Zschopauthal und der Harrassprung. — Altzella, ein Begräbnisplatz der Wettiner. — Kunz von Kaufungen und der Prinzenraub.

Wer auf der Karte des Deutschen Reiches die Umrisse des Königreichs Sachsen betrachtet, dem fallen sofort die drei Ecken auf, mit denen dasselbe in die Nachbargebiete eindringt. Alle drei Ecken des Landes zeigen eigentümliche Flußverhältnisse und bekunden sich dadurch als Übergänge, durch welche natürliche Brücken vom Kerne des sächsischen Landes hinüber nach andern Abschnitten unsres vielgegliederten deutschen Bodens geschlagen werden. Am merkwürdigsten erscheint die Südwestecke. Vier Flüsse, welche der Lebensader Sachsens, der Elbe, ihren Tribut darbringen, nämlich Eger, Mulde, Elster und Saale, verschwimmen hier fast in ihren Quellgebieten, und in geringer Entfernung eilen zahlreiche Gewässer dem Main und der Nab und durch diese dem Rhein und der Donau zu. Wir befinden uns in der Nachbarschaft des Fichtelgebirges, jenes Gebirgsknotens, von dem nach vier Richtungen die deutschen Mittelgebirge ausstrahlen. Es ist aber längst bekannt, daß weder der Böhmerwald

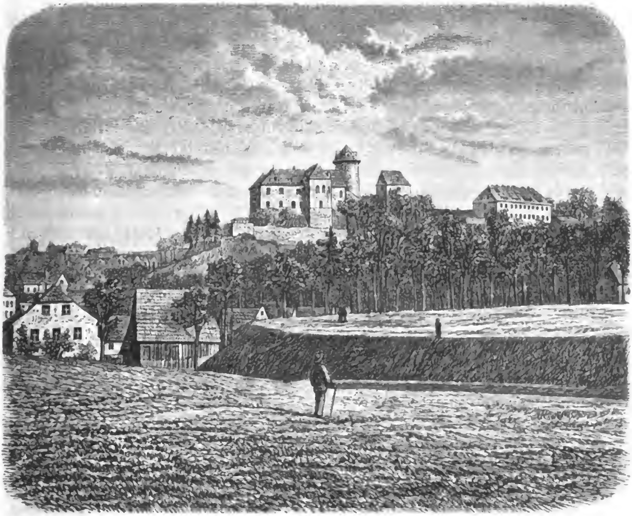
und der Fränkische Jura, noch das Erzgebirge und der Frankenwald nebst dem Thüringer Walde unmittelbar mit diesem Knoten zusammenhängen; sie sind vielmehr sämtlich durch Einsenkungen und Plateauflächen deutlich von ihm geschieden. Den Übergang zu den beiden letztgenannten Gebirgen bildet das Vogtland. Dieser Name kommt nicht bloß den Gegenden zu, in denen Sachsen, sich zwischen Thüringen und Böhmen eindrängend, dem nordöstlichen Bayern die Hand reicht, sondern er umfaßt auch Teile von allen letzteren Ländern. Von Bayern gehört Hof mit dem von der Regnitz, einem rechten Nebenflusse der Saale, durchzogenen Gebiete dazu, von Thüringen die reußischen Länder, der weimarische Kreis Neustadt und das altenburgische Amt Ronneburg, von Böhmen der nordwestlichste Winkel mit Asch und Teilen des Egerlandes.

Das sächsische Vogtland. Seinen Namen hat das Land von den Vögten erhalten, die es einst verwalteten oder beherrschten. Als nämlich zur Zeit der Völkerwanderung in die verlassenen deutschen Gaue von Osten her Slaven eingedrungen waren, hatten sie sich, an den Flüssen aufwärts ziehend, auch hier niedergelassen, wofür heute noch viele Ortsnamen slavischen Ursprungs, wie Plauen, Treuen, Ölsnitz, Würschnitz und andre, zeugen. Als dann im Westen die große Völkerwoge sich staute und die Deutschen sich gegen ihre früheren Wohnsitze zurückwandten, entbrannte auch in den Quellgegenden der Saale und Elster zwischen den beiden feindlichen Rassen ein heißer Kampf um den Besitz des Landes. Die Deutschen drangen zuerst von Bayern aus in dieses slavische Gebiet ein, und die Slaven rächten sich durch räuberische Einfälle in Thüringen. Das konnten sich die fränkischen Könige, zu deren Reiche Thüringen gehörte, nicht gefallen lassen, und sie vergalten den Slaven ihre Raubzüge reichlich. Besonders die Karolinger traten kräftig auf und begnügten sich nicht damit, die Gegner einfach zu züchtigen, sondern suchten sie auch unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. So wurde 869 das Land zwischen Saale und Elster zu Thüringen geschlagen, so daß nunmehr letzterer Fluß die Grenzscheide zwischen den Deutschen und den Slaven bildete.

Was die Karolinger begonnen hatten, das vollendeten die sächsischen Kaiser Heinrich I. und Otto I. Die Slaven mußten sich in unserm Gebiete vollständig der deutschen Macht beugen, und mit dem Christentum, dessen Ausbreitung die Kaiser eifrig förderten, schritt die Germanisierung unaufhaltsam vorwärts. Um die deutsche Herrschaft zu sichern und die Ordnung aufrecht zu erhalten, wurden zahlreiche Burgen angelegt und nebst weiten Strecken Landes von den Kaisern ihren Getreuen übergeben, unter denen die Grafen von Eberstein, Orlamünde, Arnshaugk und Lobdaburg, die Edlen von Sack, Feilitzsch, Beulwitz, Metzsch und andre genannt werden, deren Namen zum Teil noch heute unter den Adelsfamilien des Vogtlandes vorhanden sind.

Aber bei weitem nicht alles Land wurde Rittern geschenkt oder verliehen, sondern die Kaiser behielten auch vieles für sich und bildeten daraus Reichsdomänen oder Krongüter, zu deren Beaufsichtigung und Verwaltung sie Vögte oder Aufseher einsetzten. Diese hingen ursprünglich ganz und gar von den Kaisern ab, von denen sie willkürlich ein- und abgesetzt wurden und die im Todesfalle frei über die Vogteien verfügen konnten. Allmählich gelang es jedoch einzelnen Vögten, die ihrer Obhut anvertrauten Besitzungen erb- und eigentümlich an sich zu bringen. Am mächtigsten wurde das Geschlecht der Reußen,

welche es sogar dahin brachten, daß schließlich sämtliche fünf Reichsvogteien in ihrer Hand vereinigt waren. Der Glückliche, welchem dies gelang, war der am Ende des 12. Jahrhunderts regierende Vogt Heinrich der Reiche, und er vererbte das Land als freies Eigentum an seine drei Söhne, von welchen der mittlere, Heinrich, der Feldhauptmann, die Vogtei Plauen erhielt, welche in ihrer Blütezeit den größten Teil des jetzigen sächsischen Vogtlandes in sich schloß. Mit letzterem haben wir es in unsrer ferneren Darstellung allein zu thun.



Schloß Vogtsberg.

Die Vögte, die früher hier als Gebieter des Landes schalteten, hatten ursprünglich auf dem Schlosse Vogtsberg in der Nähe von Ölsnitz ihren Sitz; nachdem aber im 12. Jahrhundert Plauen in ihren Besitz gekommen war, erbauten sie sich dort ein neues Schloß und verlegten ihre Residenz in dasselbe. An den Markgrafen von Meißen und nachmaligen Kurfürsten von Sachsen aus dem Hause Wettin bekamen die Vögte von Plauen gefährliche Nachbarn; denn bei den verwickelten Rechtsverhältnissen jener Zeit konnten Reibereien und Streitigkeiten nicht ausbleiben; und daß dabei die „Herren" von Plauen, wie sie sich jetzt statt „Vögte" nannten, gegenüber den mächtigeren und einflußreicheren Wettinern meist den kürzern ziehen mußten, läßt sich denken, zumal sie durch Teilungen ihre Macht schwächten. So spaltete sich 1342 die Vogtei Plauen in eine ältere und jüngere Linie; der Vogt der älteren Linie hatte seinen Wohnsitz auf dem Schlosse zu Plauen, während die jüngere Linie auf Schloß Vogtsberg ihren Aufenthalt nahm. Der sogenannte Vogtländische Krieg, eine von 1354—1357 währende Fehde,

welche wegen streitiger Besitzungen zwischen dem Markgrafen von Meißen und den Vögten ausgebrochen war, ließ erkennen, daß auch Kaiser Karl IV., der zugleich der Beherrscher des benachbarten Königreichs Böhmen war, den Vögten nicht gerade freundlich gesinnt sei, und der Herr der jüngeren Linie, Heinrich der Lange, sah daher ein, daß seine reichsunmittelbare Stellung unhaltbar geworden war. Er hielt es für geratener, seine vogtländischen Besitzungen gegen einige meißnische Lehen an die Markgrafen von Meißen zu vertauschen, als derselben mit der Zeit gänzlich verlustig zu gehen. Dieser Tausch kam im Jahre 1357 zustande, und so gelangten die Wettiner in den Besitz eines Teiles des Vogtlandes, welcher Adorf, Liebau, Pausa und andre Orte umfaßte.

Ebenso konnten die Herren von Plauen ihrem Schicksale nicht entgehen. Die Würde eines Burggrafen von Meißen, mit welcher sie 1426 vom Kaiser belehnt worden waren, nachdem der letzte Burggraf in der Hussitenschlacht bei Außig den Tod gefunden hatte, war für sie ein verhängnisvolles Geschenk. Als Burggrafen gerieten sie bald mit ihren Nachbarn, den Markgrafen von Meißen und nunmehrigen Kurfürsten von Sachsen, in Streit, und im Plauenschen Kriege (1466) verlor Heinrich III. seine vogtländischen Besitzungen an diese; aber erst 1482 entsagte sein Sohn allen Ansprüchen auf dieselben förmlich und feierlich. Auch vom Burggrafentume blieb den Plauenschen Herren bald nur noch der Titel. Bei der Teilung Sachsens 1485 kam das Vogtland an das sächsische Kurhaus oder die Ernestinische Linie, gelangte aber im nächsten Jahrhunderte doch noch einmal an die früheren Besitzer zurück. Nach dem geheimen Vertrage nämlich, welchen Moritz mit Kaiser Karl V. gegen des ersteren Vetter Johann Friedrich den Großmütigen geschlossen hatte, fiel ihm 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg zwar dessen Kurwürde zu, aber die vogtländischen Besitzungen mußten dem Kaiser überlassen werden, welcher sie dem Burggrafen Heinrich V. verlieh. Dessen Nachfolger erfreuten sich aber nicht lange des neuen Besitzes. Sie gerieten teils durch Vorschüsse, die sie dem Kaiser Karl und seinem Bruder Ferdinand gewährten, teils durch einen fürstlichen Aufwand, der ihren Besitzverhältnissen nicht entsprach, in arge Geldverlegenheiten, welche sich der wirtschaftliche Kurfürst August zu nutze machte, indem er 1559 ihnen 60000 Gulden vorstreckte und sich dafür die Herrschaften und Städte Vogtsberg, Plauen, Ölsnitz, Neukirchen, Adorf und Schöneck verpfänden ließ. Den Burggrafen war die Rückzahlung der Schuld zur festgesetzten Zeit nicht möglich, und nun verlangte der Kurfürst 1563 die völlige Abtretung der verpfändeten Ämter; doch dagegen protestierte der Burggraf Heinrich der Ältere, und August war es daher zufrieden, daß deren Stände ihm als Pfandherrn, statt als Erbherrn huldigten. Die neue Frist zur Einlösung des Pfandes verstrich aber, ohne daß der Burggraf seinen Verbindlichkeiten nachzukommen vermochte; und so ging er 1569 einen Vergleich ein, kraft dessen er gegen eine ihm auszuzahlende mäßige Nachschußsumme von 27142 Gulden 18 Groschen sich seines Eigentumsrechts an dem bisherigen Pfande gänzlich begab. Somit wurde Kurfürst August der wirkliche Besitzer des Vogtlandes, das seitdem ohne Unterbrechung mit Sachsen vereinigt geblieben ist.

Dieses sächsische Vogtland bildet ein ziemlich abgeschlossenes Gebiet; denn gleich seinem Gegenstück, den höheren Teilen der Oberlausitz, trifft es auf drei Seiten, im Nordwesten, Südwesten und Südosten, an fremder Herren Länder, und nur auf der Nordostseite hängt es mit dem eigentlichen Sachsen zusammen.

Daher ist es immer in einer gewissen Absonderung geblieben, und wie es bis zum Jahre 1835 einen besondern „Vogtländischen Kreis" ausmachte, so hat sich auch unter den Vogtländern ein besonderer Volkscharakter herausgebildet, durch welchen sie sich auch von ihren östlichen Nachbarn, den Erzgebirgern, trotz mancher Verwandtschaft deutlich abheben. Es erscheint als ein Hochland, das die Verbindung des Fichtelgebirges mit dem Erzgebirge, des thüringischen Berglandes mit dem sächsischen vermittelt. An seinem Südrande erhebt es sich am höchsten und fällt hier, wie das Erzgebirge, in das es im Osten ganz unmerklich übergeht, steil nach der Eger zu ab, wogegen es sich nach Norden zu beiden Seiten der Weißen Elster zwischen der Saale einer- und der Zwickauer Mulde und Pleiße anderseits allmählich verflacht und mit seinen Ausläufern die Südgrenze der Bucht bilden hilft, mit welcher in der Gegend von Leipzig das norddeutsche Tiefland weit in die Berg- und Hügelregion eindringt.

Westlich und östlich vom Vogtlande erhebt sich Deutschlands Boden zu größerer Meereshöhe, als dieses selbst. Das Fichtelgebirge steigt bis über 1000 m empor, die höchsten Gipfel des Erzgebirges sind mehr als 1200 m hoch; das eigentliche Vogtland aber erreicht nirgends 800 m Höhe; nur in der Nähe des Erzgebirges, im Schneckenstein, geht es darüber hinaus. Es zeigt hier also der Zug der deutschen Mittelgebirge eine bedeutende Einsenkung, und der Verkehr hat daher schon in früher Zeit seine Straßen durch das Vogtland gelegt, zumal es mitten in der Linie von Leipzig, dem alten mitteldeutschen Emporium, nach Regensburg an der Donau liegt. Seitwärts davon eröffnet die Natur Verbindungswege sowohl nach Böhmen als auch nach Franken, nach dem Gebiete des Main und der Rednitz. Zwei Reichsstraßen führten durch das Vogtland nach Hof, die eine über Plauen, die andre über Ölsnitz, und zwei andere Straßen vermittelten über Asch und Eger den Verkehr nach Böhmen. Freilich verdienten diese Handelsstraßen nach unsern heutigen Anschauungen kaum den Namen Straßen; sie waren voller Löcher und Steine und zu manchen Jahreszeiten, bei Schnee und lang anhaltendem Unwetter, oft kaum passierbar. Trotzdem überwand der Verkehr alle diese Hindernisse, und vom ersten Jahrzehnt unsres Jahrhunderts an wurde derselbe durch die Anlage von sogenannten Chausseen wesentlich erleichtert. War die Linie für dieselben auch häufig verkehrt und unpraktisch gewählt, indem sie oft über die bedeutendsten Höhen gelegt waren, so erkannte man den Fehler doch bald, und überall wurde viel nachgeholfen und verbessert. Große Freude herrschte, als im Jahre 1824 zum ersten Male die Eilpost von Hof in Plauen ankam, und bald verschwand nun die alte vogtländische gelbe Postkutsche, welche nur bei besonders gutem Wetter in drei Tagen den Weg von Plauen nach Leipzig zurückgelegt hatte.

Man ahnte damals noch nicht, wie bald auch die Eilpost ein überwundener Standpunkt sein würde. Von der Mitte des Jahrhunderts an traten an die Stelle der Chausseen die Eisenbahnen, und der Weg von Hof nach Leipzig wird jetzt vom gewöhnlichen Zuge in sechs, vom Schnellzuge aber schon in vier Stunden durcheilt. Verschiedene Systeme von Schienenwegen kreuzen sich infolge seiner geographischen Lage im Vogtlande, und drei Linien stellen die Verbindung zwischen ihnen her. Die sächsisch-bayrische Eisenbahn leitet den Verkehr nach Hof, die vogtländische Eisenbahn nach Eger und die sächsisch-thüringische Eisenbahn durch das Elsterthal nach Gera.

Derselbe Grund, aus welchem dem Vogtlande die Segnungen des Verkehrs erwuchsen, brachte ihm jedoch auch die Schrecken des Krieges. Die erste Heimsuchung verursachte der Hussitenkrieg. Der Bischof von Naumburg, zu dessen Sprengel der größte Teil des Vogtlandes gehörte, hatte auf dem Konzil zu Kostnitz für Huß' Tod gestimmt und besonders mitgewirkt, außerdem hatten die Herren von Plauen, Greiz und Gera an der Bekämpfung seiner Anhänger teilgenommen. Zur Rache dafür fiel zu Anfang des Jahres 1430 eine Hussitenschar von Zwickau aus ins Vogtland ein, und Morden, Sengen und Brennen bezeichneten ihren Weg. Auf dem platten Lande verließ jeder den heimatlichen Herd, um sich in den Wäldern zu verbergen oder in den Städten und Schlössern Schutz zu suchen, letzteres freilich vergeblich. Reichenbach und Auerbach wurden eingeäschert, und am 24. Januar erstürmten die Hussiten trotz der tapfern Gegenwehr der Bürger die Stadt Plauen. In ihrer durch Widerstand gesteigerten Wut metzelten sie alles nieder, was Waffen trug, in allen Häusern plünderten sie, und endlich gaben sie die ganze Stadt den Flammen preis. Die Zahl derer, die in diesem Elend den Tod fanden, wird auf 700—800 angegeben, und dazu kamen noch diejenigen, die am nächsten Tage bei der Übergabe des Schlosses verräterischerweise hingemordet wurden. Es war nämlich allen denen, die ihre Waffen niederlegen und gutwillig das Schloß räumen würden, freier und sicherer Abzug versprochen worden. Die Besatzung des Schlosses und alle diejenigen, welche mit Hab und Gut sich hier herauf geflüchtet hatten, ergriffen dieses Anerbieten mit Freuden, kamen den gestellten Bedingungen nach und schickten sich an, das Schloß zu verlassen. Aber noch während der Unterhandlungen drangen die Belagerer durch das geöffnete Thor ein und schlugen erbarmungslos alles nieder, was ihnen in den Weg kam. Am meisten mußten die deutschen Ritter, welche seit dem 13. Jahrhundert eine Ordenskomturei in Plauen besaßen, und die Mönche ihren Haß empfinden; unter den grausamsten Qualen wurden sie zu Tode gemartert und viele derselben lebendig begraben. — Wenige Monate später, den 6. April, teilte Ölsnitz das Schicksal Plauens.

Nicht besser erging es dem Vogtlande im Dreißigjährigen Kriege. Als Wallenstein 1632 sein Lager bei Nürnberg aufgehoben hatte und nach Norden in der Richtung auf Leipzig marschierte, zog zwar seine Hauptmacht am Vogtlande vorüber, aber einzelne Abteilungen unter Gallas, Piccolomini und Holk kamen doch herein und verwüsteten das arme Vogtland auf eine fürchterliche Weise. Besonders Holk, „die vogtländische Geißel“, setzte sich hier ein schreckliches Denkmal; Schutt- und Aschenhaufen zerstörter Städte und Dörfer und vernichtete Getreidefluren ließ er hinter sich zurück. Am meisten hatte die Stadt Ölsnitz zu leiden. Die kurfürstliche Besatzung war nur schwach, aber die Bürger der Stadt ergriffen die Waffen, um bei der Verteidigung zu helfen. Es wurden zwar noch einmal Unterhandlungen mit der Stadt wegen freiwilliger Übergabe angeknüpft; allein während die Bürger sich berieten, überstiegen die Kroaten, Panduren und Wallonen die doppelten Gräben und Ringmauern und richteten ein entsetzliches Blutbad an, in welchem an 1000 Menschen ihren Tod fanden. Dann wurde die Stadt angezündet, und über 500 Einwohner erstickten elendiglich in den Kellern, wo sie sich versteckt hatten.

Im Gefolge dieser Kriegsleiden fanden sich Pest und andre ansteckende Krankheiten ein. In seiner „Geschichte des sächsischen Vogtlandes“ erzählt

uns Jahn: „Bei den vielen Blutgreueln und Mordthaten, die verübt worden waren, und bei der geringen Anzahl von Einwohnern, die in der Gegend sich noch vorfanden, war es nicht möglich gewesen, alle Leichen der Erschlagenen, alle Überbleibsel der gefallenen Tiere in die Erde zu verscharren. Hier und da sah man Raben, Hunde, Katzen, Füchse und andre Tiere, die sich an den halb verwesten Leichnamen der Menschen und Körpern der Tiere zu sättigen suchten; und es konnte nicht fehlen, daß durch die Ausdünstungen, womit sie die Luft erfüllten, Krankheiten hervorgerufen wurden, die bald schrecklich und verheerend um sich griffen; und so geschah es auch wirklich. Die Pest wütete zu Ende dieses (1632) und zu Anfang des folgenden Jahres dermaßen in der Gegend, daß manche Orte ganz ausgestorben sind, in andern nur noch wenig Einwohner blieben, so daß am Ende des Krieges nur noch sieben Achtel der Bevölkerung des Vogtlandes übrig waren!" Holk selbst erlag in Adorf (nach andern Angaben in dem Dorfe Troschenreuth an der bayrischen Grenze) der Pest, als er im Jahre 1633 im Begriff war, von Eger aus aufs neue in die sächsischen Länder einzubrechen und sie zu verwüsten. Auf seinem Sterbebette verlangte er, der selbst ein Protestant war, den Trost eines protestantischen Geistlichen; aber so viel Geld er auch ausbieten mochte, so war doch in der ganzen Umgebung, ja in einer Entfernung von fünf Stunden keiner aufzufinden. — Neue Drangsale brachte die Zeit nach dem 1635 abgeschlossenen Prager Frieden. Die Schweden zürnten dem Kurfürsten wegen des Abfalls von ihrem Bündnis, und zur Vergeltung plagten sie auch das Vogtland mit all der Wildheit, die unter ihnen nach Gustavs Tode eingerissen war. Bis auf unsre Tage ist die Erinnerung an das Elend des Dreißigjährigen Krieges im Volke lebendig geblieben. Redensarten wie: „die schwedische Not kriegen" (Schwedentrunk) oder: „Kinner, bet't, die Schweden kumme!" werden häufig angewendet, und an Holks gefürchtete Kroaten erinnert der Ölsnitzer Vers:

„Mutter, thutt die Hühner nei,
's kümmt a Herd' Saldaten,
Hamm se ruthe Mäntel ā (an),
Sehnne se wie Krawaten."

Doch sehen wir uns jetzt, nachdem durch die Geschicke des Vogtlandes unser Interesse für dasselbe rege geworden ist, seinen **Boden** genauer an!

Gewöhnlich unterscheidet man das **obere** und das **untere Vogtland**. Jenes, im Süden gelegen, umfaßt die Quellgebiete der Zwickauer Mulde, der nach Böhmen zur Eger hinabeilenden Zwota und der Weißen Elster, dieses das übrige hierher gehörige Gebiet des letzteren Flusses mit seinen rechten Zuflüssen Trieb und Göltzsch, sowie die von der Wiesenthal, einem rechten Nebenflusse der Saale, bewässerten Landschaften. Eine Linie von Auerbach über Falkenstein nach der Stelle, wo die Grenzen von Sachsen, Bayern und Böhmen zusammentreffen, kann im allgemeinen als die Grenze zwischen beiden Teilen angenommen werden.

Im allgemeinen ist das ganze Vogtland ein sanft nach Norden geneigtes Plateau mit stark welliger Oberfläche; die Höhen dachen sich meist allmählich ab und erheben sich nicht bedeutend über ihre Grundlage; eine entschiedene Kammbildung fehlt. Daher zeigt es auf den ersten Blick nur wenig vom Gebirgscharakter; dieser kommt dem Wanderer erst zum Bewußtsein, wenn er vor den tiefeingeschnittenen Thälern steht. Landschaftliche Schönheit tritt nicht in der Weise auf, daß sie sofort den Blick gefangen nehmen und dem Beschauer im ersten Augenblicke Ausrufe des Entzückens entlocken müßte; sie ist hier im

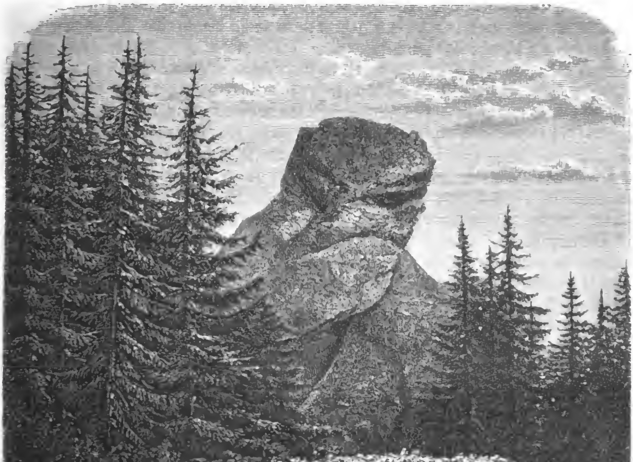
ganzen bescheiden, Landschaftsbilder in höherem Stile finden sich selten und sind weit voneinander entfernt. Wer aber die Mühe nicht scheut, sie aufzusuchen, wird reichlich belohnt, und wer sich liebevoll in die Betrachtung der Landschaft versenkt, entdeckt an ihr Züge von mancherlei Art, die ihn erfreuen.

Im oberen Vogtlande sind größere Flächen von Wäldern bedeckt, unter denen der Schönecker und der Auerbacher Wald die größten sind. In denselben führt der Nadelbaum das Zepter und prägt im Verein mit der geringen Modellierung des Bodens der Landschaft einen Zug des Eintönigen, Düsteren und einer gewissen Armut auf, welchen die zahlreichen Sumpf- und Moorwiesen nicht zu bannen vermögen. Um so freundlicher ist der Eindruck, den einzelne hochliegende Ortschaften machen, die wie Inseln im Waldmeere schwimmen und deren zerstreute Häuser weithin im Sonnenglanze leuchten. In die sanften Formen bringen auch die Felsgipfel und Felskämme von Thonschiefer einige Abwechselung, die hier und da hervorragen und die Phantasie unwillkürlich anregt. So erhebt sich mitten aus dem Städtchen Schöneck der 747 m hohe Friedrichstein, der Anfangspfeiler einer ganzen Reihe von Klippen, welche sich mit einigen Unterbrechungen in nordnordöstlicher Richtung von hier über Falkenstein bis in die Gegend von Auerbach hinzieht. Die zackigen Formen dieser Felsen heben sie scharf von ihrer Umgebung ab, aus der sie teilweise in steilen Wänden aufsteigen. Die Krone gebührt in dieser Reihe dem Wendelstein südlich von Falkenstein, dessen sehr zerklüftete Felsmassen wild durcheinander geworfen und vielfach durch Blitzstrahl zerrissen worden sind. Mit diesen Gebilden wetteifert der Hohe Stein, östlich von Markneukirchen, nahe der Grenze auf böhmischem Boden gelegen. Wer ohne Ahnung dessen, was ihn erwartet, von Graslitz an der Zwota über die einförmigen Höhen nach Westen wandert und dann plötzlich diesen Felsenkamm aus der Ferne erblickt, ist erst lange im Zweifel, ob er ein Gebilde der Natur oder die Ruinen einer mächtigen Burg vor sich hat; kommt er aber in die Nähe, so nehmen einzelne Teile bestimmte Gestalten an, und es fällt ihm nicht schwer, in ihnen das Schiff, das Gesicht, den Schnabel, das Thor und andre Figuren zu erkennen.

An der böhmischen Grenze sondern sich auch die Berge mehr von ihrer Umgebung, und in Kuppelform erheben sie sich von den Rücken, welche zwischen den verschiedenen Thälern hinziehen. Hierher gehört der gegen 750 m hohe Kapellenberg im südlichsten Winkel des Vogtlandes, wie ein Pfeiler an den Rand nach dem breiten Egerthale hin gestellt, aus welchem dieser Granitgipfel unmittelbar emporsteigt. Hier schweift der Blick über die tief unten liegenden gesegneten Fluren des Egerlandes hinüber zu den Karlsbader Bergen und nach den blauen Höhen des Fichtelgebirges, nach Norden zu den heimatlichen Wäldern. Ein granitner Rücken ist auch der Aschberg (925 m), über den nordnordöstlich von Klingenthal die sächsisch-böhmische Grenze zieht.

Ostnordöstlich von Schöneck und südöstlich von Falkenstein ragt in einem schmalen Gebiet von Glimmerschiefer aus dem dunklen Wipfelmeer zwischen dem Schönecker und Auerbacher Wald der Schneckenstein hervor, ein isolierter, etwa haushoher Felsen von weißgrauem, zerfressenem Aussehen, aus harter, von Turmalin streifig durchzogener Quarzmasse bestehend. Durch einen Spalt ist er in zwei Teile zerrissen, und diesen muß man überschreiten, nachdem man auf den in den Stein gehauenen Stufen den Felsen erstiegen hat, wenn man der Aussicht wegen den höchsten Punkt erreichen will. Doch ist es weniger der

Blick in die weite Waldeinsamkeit, was den Felsen interessant macht, als vielmehr eine mineralogische Merkwürdigkeit. Neben unzähligen Quarzkristallen enthält die Gesteinsmasse nämlich noch weingelbe Topase, die sich meist in Drusen zwischen Kristallzacken finden. Diese sächsischen Topase sind erst seit dem vorigen Jahrhundert bekannt geworden. Nach der gewöhnlichen Angabe wurde zuerst ein Auerbacher Tuchwebermeister, Christian Kraut, auf die glänzenden Steine aufmerksam, ließ sie im stillen brechen und schleifen und brachte sie im Auslande in den Verkehr, wo sie unter den Namen Schneckensteine, Königskronen und sächsische Topase wegen ihrer Härte und ihres gelben Glanzes Aufsehen erregten und als etwas Neues sehr gesucht und teuer bezahlt wurden.



Der Schneckenstein von der Ostseite.

Durch den Namen „sächsische" Topase darauf aufmerksam gemacht, ließ die Regierung Nachforschungen anstellen, und Kraut geriet dadurch so ins Gedränge, daß er es für das beste hielt, dem damaligen Kurfürsten den Fundort der Edelsteine zu entdecken (1727). Da derselbe auf dem Grund und Boden des Rittergutes Falkenstein liegt, erkaufte ihn der Kurfürst von dessen Besitzer in Hoffnung reichlichen Gewinns und überließ den kunstgerechten Abbau des Felsens einer Gewerkschaft von 124 Kuxen, in der sich außer Bürgern von Falkenstein, Schneeberg, Plauen und andern Städten mehrere Edelleute und kurfürstliche Beamte befanden. Der Hauptgewerke war ein Edler von der Planitz, dem die gewonnenen Steine, als Ringsteine, Schnallensteine, Hemdenknopfsteine u. s. w., ausgeliefert wurden. Die Hoffnungen freilich, welche man auf die neue Zeche, „Königskrone"

genannt, gesetzt hatte, verwirklichten sich nicht, indem die Ausbeute nur eine geringe war. Eine Berechnung nennt für die Jahre 1767—1772 eine Summe von 1685 Thalern 2 Groschen $1\frac{1}{8}$ Pfennig für 2 Zentner 7 Pfund 8 Loth $2\frac{1}{2}$ Quentchen abgelieferte Topase, und auf diese Posten hatte man nur etwas über 482 Thaler Bezahlung erhalten. Es waren daher oft ansehnliche Zubußen notwendig, und im Jahre 1771 arbeiteten nur noch ein Steiger und ein Häuer. Da die Schulden sich mehrten und der Ertrag immer mehr abnahm, so hörte der Abbau nach und nach ganz auf. Die Spuren der bergmännischen Thätigkeit zeigen sich noch allenthalben am Felsen, wie an dem von den Bergleuten hergestellten Felsenthore, an dem jetzt zugeschütteten Schachtloch und an den Massen von Gerölle. In letzterem und in dem Felsen finden sich Topase in Menge, und niemand hindert jetzt den Besucher, sich eine Probe von dem Gestein mitzunehmen, während vor einem Jahrhundert Handabhauen und andre Leibesstrafen für die Entwendung eines Bröckchens angedroht waren. —

Im unteren Vogtlande werden uns zwei hervorragende Züge im landschaftlichen Bilde schon durch die vielen Ortsnamen angedeutet, die auf —grün und —reuth endigen, wie Sachsgrün, Burkhardsgrün, Kottengrün, Poppengrün, Arnoldsgrün, Vogtsgrün, Hartmannsgrün, Reuth, Mißlareuth, Ramoldsreuth, Troschenreuth, Loddenreuth, Gassenreuth, Hasenreuth u. s. w. Erstere erinnern an die Wiesenflächen, mit denen das Vogtland gesegnet ist, letztere an die Feldfluren, welche der in der Wildnis sich ansiedelnde Mensch durch das Ausreuten oder Ausroden des Waldes jener entriß. Der Wald, der sonst auch im untern Vogtlande vorwiegend das Kleid des Bodens bildete, hat mehr und mehr dem Pfluge weichen müssen. Bis ins 17. Jahrhundert hinein entstanden „Reuthe“, bei den schon bestehenden verlangte die rasch wachsende Menschenzahl immer neue Rodungen zu Kartoffelfeld, und bei den steigenden Holzpreisen war der augenblickliche große Gewinn, den das Niederschlagen eines Waldes verhieß, zu verlockend, als daß nicht viele dieser Aussicht nachgegeben hätten, ohne die Geduld zur Anlage junger Kulturen zu besitzen. Selbst viele Bergkuppen sind kahl, nur von magerer Schafweide und von Felstrümmern bedeckt. Der Laubwald, der sich in früherer Zeit unter die Nadelholzbestände mischte, ist fast ganz von letzteren verdrängt worden. Je seltener aber der Wald ist, desto mehr fallen einzelne Bäume auf, die an hohen Punkten sich erhalten haben und darum weithin sichtbar sind, ein Wahrzeichen für den Wanderer. Ein solcher Baum ist der Wunderbaum zwischen Rodersdorf und Thossen, westsüdwestlich von Plauen, eine Fichte, deren Äste aufwärts gerichtet sind, während die angedrückten Zweige herabhängen. Nicht weit davon steht im reußischen Lande unweit der Grenze auf der Stelzenhöhe der Stelzenbaum, eine Ahornart mit knorrigem Stamme und weitverzweigter Krone. Hecken und Gebüsche, die Abwechselung in die gleichmäßigen Flächen der Felder und Wiesen zu bringen vermöchten, sind auch nur wenig vorhanden, und es berühren daher die lebendigen Fichtenzäune, mit denen manche Wiesen der Bergdörfer eingefaßt sind, das Auge angenehm.

Dieser Mangel an Waldesgrün läßt manche Partien der Plateauflächen des untern Vogtlandes auf den ersten Blick etwas einförmig erscheinen, zumal der Boden in seiner senkrechten Erhebung verhältnismäßig geringe Unterschiede zeigt. Trotzdem ist für Abwechselung gesorgt. Die Grauwackenformation, die den geologischen Charakter der Gegend bestimmt, ist oft auch von Diabas oder

Grünstein durchsetzt und zuweilen von Granit durchbrochen. Jener bildet an den Thalseiten schroffe und kühne Formen, dieser verleiht der Gegend sofort eine belebende Mannigfaltigkeit der Formen und des Kleides, indem einzelne Berge regellos verstreut sind, welche hier und da von Felsen gekrönt werden, und zwischen denen Nadel- und Laubwald, Wiesen und Teiche in reizender Mischung vor uns liegen. Auch Felskämme, wie im oberen Vogtlande, treten häufig auf, besonders im Westen. Zu diesem Wechsel von schroffen und sanfteren Formen, von Wald, Wiese, Feld und einzelnen Baumgruppen gesellen sich überall die Spuren einer gesteigerten menschlichen Thätigkeit. In kurzen Zwischenräumen treffen wir auf Städte und Dörfer mit zahlreicher Bevölkerung, die im Dienste der Industrie die fleißigen Hände regt; über die Höhen und durch die Tiefen ziehen die Straßen ihre Linien, und der Schienenweg überwindet in kühnen Bauten alle Schwierigkeiten, die ihm die Bodengestalt in den Weg legt. Kirchen, Schlösser und Burgen winken uns von den Höhen freundlich zu, und Ruinen ragen als Reste früherer Jahrhunderte in die lebendige Gegenwart herein. Dazu kommen die Thäler, in denen bald saftige Wiesengründe und schattige Wäldchen völlige Einsamkeit und Ruhe darbieten, bald wilde und sonderbare Felsgestalten und rauschende Gewässer die Besucher in Scharen herbeilocken.

Alles das sind meist kleine Züge in dem landschaftlichen Charakterbilde des Vogtlandes; aber sie wecken doch unser Interesse für diese Gegend des Heimatlandes, und dasselbe wächst noch, wenn wir der Arbeit der Bevölkerung unsre Aufmerksamkeit zuwenden. Im oberen Vogtlande, besonders in den sogenannten Waldorten, stehen die Bewohner heute noch, wie früher, in Lebensweise und Beschäftigung in enger Beziehung zum Walde. Holzfällen, Pech- und Rußgewinnung im Walde selbst und die Verarbeitung des Holzes im Hause beschäftigen viele Hände.

Die Pechsiederei wurde früher, wie uns in Engelhardts Vaterlandskunde mitgeteilt wird, gleich dem Bergbau von Gewerkschaften betrieben, deren Anteile Pechkuxe hießen, jetzt nur noch von den Waldbesitzern selbst, und zwar in geringerem Umfange als früher, weil man mehr auf Schonung der Bäume bedacht ist. Im Frühjahr geht der Pechsteiger, wie der Aufseher über diese Art der Ausnutzung des Waldes genannt wird, in den für das betreffende Jahr dazu bestimmten Walddistrikt und bezeichnet die Bäume, welche „gerissen" werden sollen. Deren Rinde wird mittels eines zwei Finger breiten Eisens in der Art teilweise entfernt, daß zwischen den Rissen noch eine Hand breit unbeschädigt bleibt, damit der Baum nicht absterbe. Gegenwärtig dürfen nur solche Bäume gerissen werden, die in den nächsten zehn Jahren zum Abtrieb kommen. Aus den Rissen quillt das Harz hervor, erhärtet an der Luft, wird im Herbste abgekratzt und in die Pechhütten gebracht, wo man es in kupfernen Kesseln siedet und dann in ein Sieb schüttet. Aus diesem läuft „der" Pech, wie der Vogtländer sagt, in darunter gestellte Kisten, die als Form dienen, so daß man feste Pechstücken von gleicher Größe und gleichem Gewicht bekommt. Die unreinen, im Kessel nicht zum Schmelzen gelangten Harzmassen, die sogenannten Pechgriesen, bleiben nebst Rindenteilchen, Moos u. dergl. im Siebe zurück und werden in trichterförmigen, aus Steinen errichteten Pechöfen weiter verarbeitet. Man zündet sie an, und dabei fließt das noch in ihnen enthaltene Pech durch eine im Boden befindliche Öffnung ab, unter welcher es sich in Kuchenform sammelt.

Die meisten Pechsieder wohnen in den Dörfern Beerheide und Brunn, von denen jenes östlich von Falkenstein, dieses ostsüdöstlich von Auerbach liegt.

Im Zusammenhange mit der Pechsiederei steht die Rußbrennerei. Die Abgänge der erstern und das unreine Harz kommen in die aus Lehmwänden bestehenden Rußhütten, wo sie nebst Spänen von harzigem Holze und den harzigen Rinden, welche sich an den Pechrissen der Fichten bilden, in einem gemauerten Kanal aufgeschichtet und langsam verbrannt werden. Von der schmauchenden Flamme steigt ein rußiger Rauch auf, welcher durch den schräg ansteigenden, knieförmig gebogenen Kanal in die hölzerne Rauchkammer geführt wird, wo sich der Ruß an dem beweglichen Dache aus Leinwand und an den Wänden festsetzt und allabendlich abgekehrt wird. Man sammelt ihn in Fässern oder in kleinen, tonnenähnlichen Behältnissen, Butten genannt, welche etwa 25 cm lang sind, 5 cm im Durchmesser haben und aus dünnen, breiten Spänen von Fichtenholz gefertigt werden. Mit diesen Butten, welche in einem auf dem Rücken getragenen hölzernen Gestelle untergebracht sind, zieht der „Rußbuttenmann“ durch ganz Sachsen, um seine schwarze Ware in seinem rauhen Dialekte von Haus zu Haus feilzubieten. Doch werden diese wetterfesten Gestalten immer seltenere Erscheinungen im Lande, seit dem Kienruß durch billigere Färbemittel gefährliche Konkurrenten erstanden sind. Ihr Handel wirft kaum noch genug ab, um ihnen das nackte Leben zu fristen, und die Fabrikation echten Kienrußes wird nur noch in Eich bei Lengenfeld und in Gospersgrün bei Treuen betrieben. Statt der „Aufheberle“ aus den Pechhütten benutzen die übrigen Rußbrennereien böhmische Braunkohle, aus welcher ein minder guter Ruß erzielt wird. In den letzten Jahren haben auch die größeren Unternehmungen unter diesen Umständen zu leiden gehabt. 1878 herrschte bei den Hauptkonsumenten des Rußes, den Wachstuchfabrikanten und Lederlackierern, fast völlige Geschäftsstille, und 1879 hinderten die billigen Theerruße den Absatz. Die Erzeugung des Kienrußes bringt entschieden keinen Nutzen mehr, und es ist dadurch die fernere Lebensfähigkeit dieses Fabrikationszweiges stark in Frage gestellt.

Ein ähnliches Schicksal steht der Pechsiederei bevor, wenigstens in den Staatswaldungen. In den drei vogtländischen Harznutzungsbezirken Schöneck, Auerbach und Vogtsberg wurden 1878 469 Zentner Pech produziert, 1879 386 Zentner und 1880 333 Zentner; die Pechproduktion ist also auch im Rückgange begriffen. Hier liegt aber der Grund weniger in der Konkurrenz ausländischer Harze und Peche, obgleich dieselbe auch immer mehr fühlbar wird, als vielmehr in der neuern Bewirtschaftungsweise des Waldes. Die hohen Holzpreise unsrer Zeit bringen es mit sich, daß der Forstwirt vor allem Nutzholz zu erziehen sucht, und das wird durch die Harzerei beeinträchtigt, denn sie verringert die Güte des Holzes. Man reißt daher keine frischen Holzbestände an; es gibt also für die älteren Bestände, deren alljährlich einige niedergeschlagen werden, keinen Ersatz, und die Ausbeute an Pech muß mit jedem Jahre mehr zurückgehen. Der Mensch muß eben um so sparsamer und vorsichtiger mit den von der Natur freiwillig gespendeten Schätzen umgehen, je mehr dieselben sich verringern. In früheren Zeiten, als noch der Holzreichtum des Vogtlandes ein schier unerschöpflicher zu sein schien und die Schwierigkeit des Transports sowie die Billigkeit des Holzes den Verkauf desselben nach fernen Gegenden wenig lohnend machten, war solch kluge Berechnung freilich nicht nötig. Kam doch

im 16. Jahrhundert, als Kurfürst August den Auerbacher Wald einem Herrn von Planitz für 20000 Gulden abkaufte, das Dutzend Stämme auf einen Pfennig zu stehen! Scherzweise sagte man, wenn der Kurfürst für die Kaufsumme Stecknadeln gekauft und an jedem Stamme eine befestigt hätte, so würde dennoch eine Menge von Bäumen leer geblieben sein. Noch im Anfange unsres Jahrhunderts waren fast dreiviertel des ganzen Vogtlandes mit Wald bedeckt, und es gehörte zu den waldreichsten Mittelgebirgen Deutschlands.

Im untern Vogtlande ist die Landwirtschaft eine Hauptbeschäftigung. Wenn auch der Boden vieler Fluren mager und steinig und nur von einer dünnen Humusschicht bedeckt ist, so herrscht doch ein sehr ausgedehnter Feldbau, der durch die sanften Formen der Berggehänge erleichtert wird. Daß in den höheren Gegenden zuweilen der Hafer auf dem Halme und die Kartoffel in der Erde erfriert, schreckt den Landmann nicht ab. Dank den Fortschritten der Landwirtschaft, werden jetzt die härteren Getreidearten allerorts gebaut; in den milderen Lagen geben selbst Weizen und Ölfrüchte lohnende Ernten, und nur Obst- und Gartenfrüchte werden noch zu wenig gepflegt. Vor allem ist der Anbau der Kartoffel wichtig, mit welchem das Vogtland allen übrigen Gegenden des Sachsenlandes vorangegangen ist. Ein Zimmergeselle aus Unter-Würschnitz, zwischen Ölsnitz und Adorf, mit Namen Hans Wolf Löw-Kummer, der in London gearbeitet hatte, brachte diese Feldfrucht zu Ende des 17. Jahrhunderts von dort mit nach Hause und pflanzte sie zuerst in seines Vaters Garten an. Der Versuch gelang und weckte Nachahmer. Im Meißnischen aber lachten die Bauern über die „vogtländischen Knollen“, wie sie die neue Frucht nannten, verspotteten die Prediger, welche zum Anbau derselben ermahnten, und schalten ihre wohlgemeinten Ermahnungen sogar Knollenpredigten, dankten aber am Ende Gott und ihrem Pfarrherrn dafür. Erst 1712 kamen Kartoffeln aus dem Erzgebirge nach Großenhain, und zwar als ein seltenes Geschenk, zu dessen Genuß man Gäste lud. Nur langsam breitete sich ihr Anbau aus, und erst wiederholte Hungersnot in den Jahren 1793 und 1817 verallgemeinerten ihn. Jetzt schätzt man die Menge der alljährlich in Sachsen erbauten Kartoffeln auf 12 Millionen Zentner. Anfangs genoß man im Vogtlande und Erzgebirge die Kartoffeln wie Butter zum Brote, aber bald wurden sie hier für die Bewohner das wichtigste Nahrungsmittel und haben ihnen manche schlimme Zeit überstehen helfen.

Neben dem Feldbau spielt in der vogtländischen Landwirtschaft die Rindviehzucht die Hauptrolle. Die Thalsohlen und muldenförmigen Einsenkungen begünstigen die Anlage von Kunstwiesen, so daß die Landwirte auf einen tüchtigen Viehstand halten können. Die vogtländer Rindviehrasse ist groß und kräftig, hat mit Ausnahme der Nase und Schwanzspitze, die weiß sind, durchweg braunes Haar und wird außerdem durch weiße Hörner mit schwarzer Spitze leicht kenntlich; sie ist zum Ziehen ebenso tauglich als zum Mästen, und zeichnet sich besonders durch feines, fettdurchwachsenes Fleisch aus. Zur Hebung der Viehzucht hat besonders das landwirtschaftliche Vereinswesen beigetragen, das nach der Zeit der napoleonischen Kriege entstand, um die in Verfall geratene Landeskultur wieder zu heben und zu fördern. Nach dem Kriege von 1813, der die Viehzucht der Elbgegenden gänzlich zerstört hatte, wurde sie dort durch vogtländisches Vieh wieder hergestellt. Jetzt gehen vogtländische Mastochsen auf der Eisenbahn weit nach Norden und helfen selbst London versorgen.

Waldwirtschaft, Ackerbau und Viehzucht sind offenbar die ursprünglichen Beschäftigungszweige des Vogtländers gewesen; aber sie sind schon seit lange nicht mehr im stande, die Bevölkerung, die auch hier wie in ganz Sachsen sehr rasch zugenommen hat, zu ernähren. Daher gibt es verhältnismäßig wenig Orte, in denen die Bewohner in der Mehrzahl Ackerbau treiben oder im Handwerke für die in der Nähe wohnenden Kunden auf Bestellung arbeiten, das Vogtland hat vielmehr heute durchaus einen industriellen Charakter. Dieser ist jedoch nicht durch mineralische Bodenschätze bestimmt worden, wie in andern Gegenden — denn daran ist das Vogtland arm — sondern durch die Notwendigkeit, den vielen arbeitslustigen Händen ausreichende Beschäftigung zu verschaffen. Infolgedessen ist es ein Sitz jener kleinen Gebirgsindustrien geworden, die ihren Herd in jede Hütte verlegen, des Webens, Wirkens, Stickens und Klöppelns, der Fabrikation musikalischer Instrumente und ähnlicher Erwerbsarten. Das ist auch der Grund dafür, daß die Industrie des Vogtlandes in unsrer Zeit mancherlei Beschwerden zu ertragen hat; denn die meisten Rohstoffe muß sie aus der Ferne beziehen, und die Kunst der menschlichen Hand wird mehr und mehr von der Maschinentechnik besiegt. Die Schilderung der einzelnen Industriezweige spare ich mir jedoch für den weitern Verlauf meiner Darstellung auf, wo bei der Beschreibung der wichtigsten Ortschaften Gelegenheit genug dazu geboten sein wird.

Der Vogtländer. Wie das sächsische Vogtland nach seiner Gestaltung und geographischen Lage ein in sich selbst ziemlich abgeschlossenes Gebiet ist, so zeigt auch das Volkstum dieser kleinen, nur gegen 25 □Meilen umfassenden Landschaft eine gewisse Sonderung, welche den hier wohnenden Volksstamm sicher von allen andern sächsischen Volksgruppen unterscheidet, selbst von den unmittelbaren Nachbarn, den Erzgebirgern. Schon körperlich unterscheiden sich beide, indem der vogtländische Menschenschlag zwar kein auffallend großer und derber, aber doch im Durchschnitt vollwüchsiger und kräftiger ist, als der erzgebirgische. Allerdings zeigen Weberorte und solche mit vorwiegend bäuerlicher Bevölkerung einen bedeutenden Unterschied. In jenen begegnet man vielen Personen mit dürftigem, zum Militärdienst wenig tauglichem Körperbau, und während die Frauen und Töchter der Ackerbauer durch Kraft und Gesundheit hervorragen, zählt die ansehnliche Schar der Stickerinnen zwar mehr zarthändige und schlanke, aber auch nicht wenige bleiche und schwächliche Gestalten. Im Charakter des Vogtländers und des Erzgebirgers bildet das Festhalten am Hergebrachten, am Überlieferten einen Grundzug, was um so auffallender ist, als die Industrie, welche hier die Herrschaft führt, doch sonst ihren gleichmachenden Einfluß zur Geltung zu bringen weiß. Im Erzgebirge läßt sich dies nicht zum kleinsten Teile aus dem Bergbau, besonders dem Erzbergbau, erklären, der durch festgeordnete, jahrhundertealte Einrichtungen dem Volke ein konservatives Wesen verliehen hat, bei welchem das Neue nur langsam Eingang finden kann; beim Vogtländer dagegen ist der Grund ein gewisses Stammesbewußtsein, das ihm die treue Liebe zu seinem — wie wir gesehen haben — keineswegs verschwenderisch ausgestatteten Lande und zu seinen alten Eigentümlichkeiten in Sprache und Sitte bewahren hilft. Es ist fast, als ob sich hierin eine Erinnerung fände an die stolze Festigkeit, mit welcher seine Ureltern, die einwandernden Franken, ihre Nationalität verteidigten gegen jede Vermischung mit den Slaven, die in

hartem Kampfe von ihnen unterjocht wurden. Jenes Stammesbewußtsein gibt sich darin kund, daß die Vogtländer trotz ihrer jahrhundertealten Zugehörigkeit zu Sachsen sich immer noch in erster Linie eben „Vogtländer“ nennen und von den benachbarten, im allgemeinen ähnlichgearteten Erzgebirgern wie von grundverschiedenen Menschen reden. „Wir Vogtländer, bei uns im Vogtlande“ — solche Redensarten hört man hier häufig und überall.

In ihrem Charakter haben die Vogtländer zwar manches mit den Erzgebirgern gemein, aber es äußert sich bei ihnen anders. Auch sie sind zutraulich und oft sehr redegewandt, aber doch nicht so gesprächsam und aller Herzensrückhalte entbehrend; auch sie sind munter und lebenslustig, aber doch nicht so sanguinisch; auch sie halten viel auf „Gemütlichkeit“, aber die ihrige hat einen weniger sanften, weiblichen Anstrich, sondern vielmehr etwas Biderbes nach Art der Waldbewohner, ja etwas Burschikoses. In den Schenken des Erzgebirges fällt nicht selten nüchterne Zahmheit auf, hier öfter „forsche“ Lautheit, eckiger Übermut und Sturm und Drang im Denken und Wollen. In früheren Zeiten scheint dem Vogtländer viel Rauflust im Blute gesteckt zu haben. Die Polizeiordnung von Lengenfeld vom Jahre 1610 verordnet, daß man lange Messer, Dolche und andre Wehren nicht im Bierhause, noch auf dem Tanzboden tragen dürfe, sondern sie dem Wirt zum Aufheben übergeben müsse.

So fleißig die vogtländische Bevölkerung der Industrieorte ist, so kommt es doch lange nicht bei allen zum Sparen. Gar oft ist der Verdienst knapp, und so ergeben solche Zeiten der Not ertragen werden, so liegt doch die Versuchung nahe, sich dafür in guten Zeiten einigermaßen zu entschädigen. Die Bauern behaupten, daß die Weber in guten Jahren viel besser leben als sie, die Besitzer von Haus, Hof und Feld. Einer der größten Genüsse ist dem Vogtländer das lustige Treiben in der Schenke; trägt er doch nach einem alten Sprichworte sein Geld lieber zum Wirt, als zum Apotheker. Aber über den Branntwein hat bei ihm das Bier den Sieg davongetragen, welches in der Volkspoesie mit wahrhafter Zärtlichkeit besungen wird. Bei den Mahlzeiten spielen die Kartoffeln eine Hauptrolle, die in der verschiedensten Zubereitung auf den Tisch kommen. Besonders beliebt sind Klöße vorzugsweise aus rohen, aber auch aus gekochten Kartoffeln, sogenannte Schneeballen; ferner der Bambes oder Bambus, aus rohen, geriebenen Kartoffeln bereitet, welche in einer Pfanne gebacken werden; der Erdäpfelpolz, ein dicker, steifer Kartoffelbrei, und die Erdäpfelspalken oder -spalten, aus Kartoffelstückchen bestehend.

Essen und Trinken spielt auch besonders zu Festzeiten die Hauptrolle, unter denen das Kirchweihfest in erster Linie steht. Es wird im obern Vogtlande Kerwe oder Kirwe (Kirchweihe), im untern Kirmes oder Kirmse (Kirchmesse) genannt, und zu solcher Zeit tritt an Stelle der sonstigen Einfachheit Überfluß an Speise und Trank; der Kuchen ist vornehmerer Stellvertreter des Brotes, er darf nicht vom Tische kommen. In der Ölsnitzer Gegend besteht bei wohlhabenden Bauern die Mittagsmahlzeit aus folgenden Gerichten: Rindfleisch mit Reis und Rosinen, Hühnerfleisch, Schweinebraten, dazu Bier und Schnaps, später Kaffee und Kuchen; die Abendmahlzeit aus Fleischbrühsuppe und gesalzenem Gänsebraten oder Karpfen mit Krautsalat und Preißelbeeren. Gebackene Pflaumen erscheinen stets als Zuspeise zum Fleisch. Das Haus ist gastlich geöffnet. Am Sonntag stellen sich nachmittags die Kirmesgäste ein; der Haupttag ist der Montag, aber

erst am Dienstag endet die Festfreude, welche jedoch in der „kleinen Kirmes“ am folgenden Sonntag noch einen Nachklang findet. Das junge Volk sucht den Hauptgenuß im Tanzen, welches am Nachmittag beginnt und meist bis zum Morgen währt. Zuweilen wird sogar schon am Vormittage bei dem sogenannten Kuchengeigen getanzt. Die Musikanten ziehen nämlich von Haus zu Haus und spielen überall, wo sie eine Kuchenspende erwarten dürfen, einige Stückchen auf. Dabei bilden die jungen Burschen, oft possenhaft vermummt und allerlei Kurzweil treibend, ihre Begleitung. Finden sich dann in einem Bauernhofe junge Mädchen zusammen, so wird in der großen Stube ein Tänzchen improvisiert. Neben dem Kuchengeigen gibt es in manchen Orten auch Kuchensingen. Kinder ziehen von Haus zu Haus und singen, um Kuchen zu erhalten, das Liedchen:

„Die Kuchen sein gebacken,
Wir hör'n den Ofen knacken.
Gebt uns ein Stückel weißen,
Wir woll'n ihn schon erbeißen;
Gebt uns ein Stückel dicken,
Wir woll'n uns schon drein schicken:
Und ist der Kuchen nicht geraten,
Gebt uns ein Stückel Schweinebraten,
Und ist die Kirmes noch nicht bald aus,
Gebt uns einen ganzen Kuchen raus.“

An manche Feste und Tage knüpfen sich, wie auch anderwärts, bestimmte Gebräuche. Zur **Fastnacht** ist es in den Städten gebräuchlich, daß die Kinder sich untereinander „anführen“, d. h. irgend etwas Ersonnenes, meist ganz Unglaubliches glaubhaft zu machen suchen. Geht die betreffende Person darauf ein, so wird sie ausgelacht mit dem Verschen:

„Neue, neue Fasenacht,
Der Vater hat a Kalb geschlacht',
Hat er sich in'n Finger gehackt,
Hat er sich halbtot gelacht.“

Vor wenigen Jahren noch fand am 1. März oder zu Lätare das in vielen andern Gegenden ebenfalls bekannte **Todaustreiben** statt. Die Jugend trug eine angeputzte Strohpuppe, die den Tod oder auch den Winter darstellen sollte, auf einer Stange im Dorfe herum und stürzte sie dann unter Gesang ins Wasser, worauf in den Häusern Geschenke, namentlich Eier, eingesammelt wurden. Durch das Ersäufen der Puppe war der Winter getötet und der Sommer wieder in sein Recht eingesetzt. Am **Andreasabend** (30. November) suchen auch im Vogtlande die Liebenden die Zukunft zu erraten. Außer dem allbekannten Bleigießen ist dabei das Schütteln von Erbzäunen oder Wäschestangen unter vorgeschriebenen Zeremonien und Hersagen von Sprüchelchen üblich, wobei irgend ein vernommener Laut, wie das Bellen eines Hundes u. s. w., die Gegend bezeichnet, wo der oder die Zukünftige weilt. Um Mitternacht stellen sich die Mädchen auf die Bettkante und bitten dabei den heiligen Andreas, ihnen ihren Zukünftigen im Traume erscheinen zu lassen; und damit der Heilige ihre Bitte um so eher erfülle, essen sie wohl auch einen Hering, bevor sie zu Bett gehen.

Als ein Nachklang der Umzüge des Wodan bei der Wintersonnenwende, dem heidnischen Julfeste der alten Germanen, an dessen Stelle ja unser **Weihnachtsfest** getreten ist, zieht vor letzterm Knecht Ruprecht mit der Rute und einem Sack voll Nüsse im Orte umher. Die Kinder, welche nicht vor dem Knecht Ruprecht erschrecken und nicht beten wollen, necken ihn dreist mit Verschen, z. B.:

„Hupprich, Hupprich, böser Bu,
Steck mich nei' deine Lodenschuh,*)
Steck mich nei' dei Hühnerloch,
Laß mich stecken die ganze Woch'.“

*) Lodenschuhe sind eigentlich Schuhe aus Streifen oder Fetzen von grobem Tuche oder Loden, oft werden aber auch Filzschuhe so genannt.

Hans Rupprich oder Hupprich ist der Name des Knechtes Ruprecht im Vogtlande, wie das Christkind allgemein Bornkinnel genannt wird, nach dem alten „Barn“ (Futterbarren), was Krippe bedeutet. Das Bornkinnel ist also soviel wie Krippenkind, eine Erinnerung an die beim Christfeste sonst nie fehlende Krippe.

Daß bei einem so fest am Herkömmlichen hängenden Völkchen der Aberglaube noch stark im Schwange ist, läßt sich denken. Wem eine Spinne am Morgen erscheint, dem bringt sie Kummer und Sorgen, am Abend dagegen verkündet sie immer Glück und Freude. Dieselbe Vorbedeutung hat das Niesen am Morgen und am Abend. Wer auf seinem Wege Schafe zur Rechten erblickt, fürchtet Unglück, zur Linken aber lassen sie Gutes oder Angenehmes erwarten. Wenn sich die Katze putzt, ist Besuch zu erwarten, und zwar ein vornehmer, wenn sie sich dabei über die Ohren fährt; sieht sie dabei eine bestimmte Person an, so gilt der Besuch vornehmlich dieser. Die Schwalben bringen dem Hause Segen, an oder in welchem sie ihr Nest bauen, besonders schützen sie es vor dem Feuer; man hütet sich daher, mit ihnen sein Glück zu vertreiben. Der Kuckuck sagt dem, welcher ihn im Frühjahre zum erstenmale hört, durch sein Rufen die Zahl der Jahre, die er noch zu leben oder in ledigem Stande zuzubringen hat. Tief wurzelt im Volke des Vogtlandes noch der Glaube an das Besprechen von Krankheiten, auch Versprechen, Verthun oder Pröpeln genannt, wobei unter allerlei geheimnisvollen Zeremonien seltsame Sprüche gemurmelt werden, welche die Heilung der Krankheit bewirken sollen. Selbst Gebildete oder wenigstens gebildet sein Wollende scheuen sich nicht, bei klugen Frauen und alten Männern, welche sich auf diese edle Kunst verstehen, Hilfe zu suchen unter der verschämten und sinnlosen Ausrede: „Hilft's nichts, so schadet's nichts.“ In manchen dieser Zauberformeln werden Sonne und Mond, wohl auch der Alp, ein dämonisches Wesen, um Hilfe angegangen; dem liegt zumeist die Auffassung zu Grunde, daß die Krankheiten böse Geister seien, und diese werden aufgefordert, aus dem kranken Leibe und den kranken Gliedern herauszugehen und in einen grünen Baum, das Meer, das fließende Wasser, das Firmament ꝛc. hineinzufahren. Es sind dies noch Erinnerungen an das Heidentum. In den meisten Sprüchen dagegen sind an die Stelle der alten Götter christliche Heilige oder Gott Vater, Christus und Maria getreten. Meistenteils werden die Krankheiten selbst angeredet und beschworen, von dem Menschen abzulassen, zuweilen unter Aufzählung aller Spielarten des betreffenden Leidens; oder der Spruch beginnt mit der Erzählung, daß irgend ein göttliches Wesen über Land ging oder auf den Acker fuhr, woran sich eine Beschwörungsformel schließt.

Reiche Blüten treibt im Vogtlande die Volkspoesie. Das Vogtland gehört mit zu den gesangreichsten Gebieten Deutschlands, und diese Sangeslust und Sangesfertigkeit des Vogtländers ist auch ein schätzenswertes Erbe, das er von seinen fränkischen Vorfahren überkommen hat. Eine ganze Fülle prächtiger Lieder findet sich hier noch im Munde des Volkes. Freilich hat sich das Volkslied in der mündlichen Tradition in die unteren Stände zurückgezogen, und wenn sie sich beobachtet wissen, bringen auch sie wenig von diesem Schatze zum Vorschein. Wer etwas davon erfahren will, muß das Volk bei den Anlässen belauschen, welche ihm die Zunge lösen, bei Freud und Leid, bei den fröhlichen Festen, bei den abendlichen Zusammenkünften auf der Straße und beim Tanze, besonders auf dem Lande. In den Städten hört man die eigentlichen Volkslieder immer

seltener; die Mode und die Pflege des Kunstgesangs in den Schulen und Gesangvereinen haben sie mehr und mehr verdrängt.

Um die Erforschung der vogtländischen Volksdichtung und Mundart hat sich Dr. Hermann Dunger in Dresden verdient gemacht, dessen Schriften ich in dieser Darstellung folge. Die eigentlichen Volkslieder stimmen zum großen Teile mit den Liedern überein, die auch in andern Gegenden Deutschlands gesungen werden, da sie eben gemeinsames Eigentum des ganzen Volkes sind. Ihrem Inhalte nach sind es überwiegend Liebeslieder, die oft balladenähnlich werden; dazu kommen Lieder der Geselligkeit, Trinklieder, ferner Soldaten- und historische, selten geistliche Lieder. Diese Volkslieder sind in der Schriftsprache abgefaßt, nur hier und da klingt der Dialekt durch. Eine andre Art sind die Rundâs, zuweilen auch Rundàr oder Rondâ genannt, ein Ausdruck, der allem Anschein nach früher allgemein gebräuchlich war, sich jetzt aber nur noch im Vogtlande erhalten hat. Man bezeichnete mit Rundâ in älterer Zeit ein Trinklied mit Musikbegleitung, das ursprünglich vollständiger Runda dinella oder Runda dinellula hieß. In „Runda" erkennen wir das aus dem Romanischen zu uns herübergekommene Wort „rund" mit den romanischen Verkleinerungsformen — ino und — ello (fem. — ina und — ella). Diese kleinen neckischen Lieder wurden beim Trinken in der Runde gesungen, und an jede Strophe schloß sich als Refrain „Runda dinella". Einen Rest davon finden wir im Vogtlande noch in dem Refrain der Walzermelodien, nach welchen ein Teil der Rundâs gesungen wird. Bei diesen wird nach dem Absingen des Liedtextes die Melodie wiederholt mit den Silben: rullâdirallala rullâdirallala, rullâdirallala rullâdihee. Diese Rundâs heißen im Vogtlande auch Schlumperliedel und Tschumper- oder Schumperliedel. Der erste Name kommt von „schlumpern", d. h. unordentlich sein, sich gehen lassen, müßig herumbummeln, und bedeutet also entweder ein Lied, welches „hingeschlumpert", nämlich nachlässig, ohne Kunst gesungen wird, oder wahrscheinlich richtiger ein Lied, welches beim „Herumschlumpern" gesungen wird; der zweite hängt jedenfalls mit dem Ausdrucke „schumpern" oder „tschumpern" zusammen, welcher „sich schaukeln, sich hin und her bewegen, tanzen" bedeutet, und bezeichnet also Lieder, die zum Tanze selbst oder doch unter tanzartigen Bewegungen, mit Hin- und Herschaukeln des Körpers gesungen werden. Wir haben es hier also mit denselben Schöpfungen des dichtenden Volkes zu thun, wie sie aus den deutschen Alpengegenden als Schnadahüpfl allgemein bekannt sind; denn Schnadahüpfl heißt eigentlich „Schnitterhüpflein", d. h. Schnittertanz (bei Erntefesten gebräuchlich).

Die Rundâs sind stets vierzeilig und gereimt. Gewöhnlich reimt sich die zweite mit der vierten Zeile, zuweilen aber auch die erste mit der zweiten und die dritte mit der vierten. Die metrische Form ist ganz einfach, und es lassen sich nach derselben, den beiden Haupttänzen entsprechend, zwei Gattungen von Rundâs unterscheiden, nämlich Walzer- und Rutscherliedchen (Rutscher = Galopp). Die ersteren haben in jeder ihrer vier Zeilen nur zwei Hebungen, während die letzteren vier, in der zweiten und vierten Zeile zuweilen auch nur drei Hebungen aufweisen, z. B.:

„Ich thu', wos ich wi'll,
Und ich ma'ch, was ich moo'g,
Naer (nur) dö's versteht si'ch,
Döß ich mei Fraa' v'rersicht froo'g."

Oder:

„Ihr Leut'la, glaa'bt m'rsch si'cherli'ch, De Kuh' sitzt i'n dem Schwa'lbenne'st,
's senn wä'hrlich ka'nne Lü'gn, ja Lü'gn: Hot zwa'nzig gu'nge Zie'gn."

Der eigentümlichen Erscheinung, daß oft ein tonloser Vokal oder sogar ein Schlußkonsonant der Träger des Reims und damit des Haupttons wird, begegnen wir auch im Vogtlande, wie in allen Schnadahüpflgegenden, z. B.:

„Gieh net in' Wald nei, Hoo's Häusel verkaaft,
's senn Göger (Jäger) drinn—a', Und's Geld versuff—n';
Die hamm schwarze Hündla, Wos schiert's denn de Leut,
Wölln de Leut ümbreng—a'. —'s hot mich betruff—n'."

Aus den angeführten Beispielen ist zugleich zu erkennen, daß diese scherzhaften Liedchen im Gegensatze zu den eigentlichen Volksliedern stets im Dialekt gesungen werden, und das ist ein Beweis, daß sie nicht etwa nur aus dem deutschen Süden hier eingeführt, sondern ein selbständiger, lebenskräftiger Zweig der Volkspoesie sind. Ihren Gegenstand entnehmen sie allen Lebensverhältnissen, den Vorrang aber behauptet natürlich die Liebe. Diese klingt uns in allen Tonarten entgegen, Liebesglück und Liebesschmerz, das Leid des Abschieds, die Freude des Wiedersehens, Klage über Untreue, alles findet seinen Ausdruck. Jedoch gehen auch Tanzen und Trinken, die Feste, die ländlichen Arbeiten, Schönheit und Jugend, nicht zu vergessen ihr Gegenteil, sowie die verschiedenen Stände nicht leer aus, und auch Spottverse gegen einzelne Personen, gegen ganze Ortschaften oder die Mädchen und Burschen in bestimmten Orten, gegen andre Länder und auf politische Begebenheiten verleihen dieser Art Volksdichtung ihren Reiz.

Wer aber singt diese Liedchen? Hauptsächlich die fröhliche Jugend in der Zeit zwischen Schulzeit und Ehe. Frischer Jugendmut und Liebe sind die eigentlichen Triebfedern für den Volksgesang; mit der Ehe hört Tanzen und Singen freilich auf, das praktische Leben mit seiner sauren Arbeit, mit der Sorge für Wirtschaft und Familie läßt den Gesang verstummen, wobei aber nicht ausgeschlossen ist, daß auch bei gewissen Anlässen, wie Kindtaufen, Hochzeiten oder Kirmessen, selbst den Ältesten die Zunge gelöst wird. Die Burschen werden meist von den Mädchen übertroffen, welche namentlich in Neckverschen und Spottliedern weit mehr leisten als jene. Die Ackerbau treibende Landbevölkerung singt am meisten; in den Weberdörfern ist die Pflege des Volksgesanges schon geringer, und noch geringer in den Städten.

Die eigentliche Heimat der Rundâs ist das *Wirtshaus* oder die Dorfschenke. „In der Wirtsstube werden sie nicht selten beim gemütlichen Trunke angestimmt, besonders wenn durch eine festliche Gelegenheit, wie etwa Kirmes, die gute Laune angeregt ist. Am häufigsten aber erklingen sie auf dem *Tanzboden*. Denn Tanzen und Singen gehört nach uralt germanischem Brauche zusammen, und die Rundâs sind ja ihrer Natur nach Tanzlieder. Wenn nun aber auch bei der allgemeinen Verbreitung der Instrumentalmusik diese Liedchen nicht mehr die Aufgabe haben, den Tanz unmittelbar zu begleiten, so ist doch die alte Überlieferung noch nicht erstorben. Zu einzelnen Tänzen singt man noch heutzutage; man singt auf dem Wege zum Tanze, man singt in den Pausen zwischen den einzelnen Tänzen, man singt endlich bei der Heimkehr vom Tanze. Früher kam es nicht selten vor, daß man in Ermangelung von Musik bloß nach dem Gesange tanzte."

„Versetzen wir uns im Geiste einmal auf einen echt vogtländischen Tanzboden. Wo die städtische Kultur noch nicht ihren Einfluß geübt hat, finden wir einen niedrigen, staubigen, schlecht erleuchteten Raum, oftmals nur einen Scheunenboden; daher es wohl öfter als einmal vorgekommen ist, daß das vielgesungene Liedchen:

„Tanzbuden hot a Loch, hot a Loch,
Tanzbuden hot a Loch;
Müß' m'r nooch'n Zimmermaa schicken,
Der muß den Tanzbuden flicken,
Tanzbuden hot a Loch u. s. w. u. s. w."

zur Wahrheit wurde. Die Eingangsthür ist gewöhnlich dicht belagert von neugierigen Zuschauern, besonders von der halbwüchsigen Jugend, welche sehnsüchtige Blicke in das noch verschlossene Paradies wirft. Auch am Schenktische, oder, vornehm ausgedrückt, am Biwett (Büffett), findet ein dichtes Gedränge statt. Man trinkt einander zu — es auszuschlagen wäre eine Beleidigung — auch die Mädchen müssen mit Bescheid thun. In einer andern Ecke gewahrt man durch den dicken, heißen Tabaksqualm das Aschester (Orchester), früher auch Musikantenbucht oder Musikwinkel genannt. Gewöhnlich wird kein bestimmtes Eintrittsgeld erhoben, sondern es wird „aufgelegt", d. h. jeder Tanz besonders bezahlt, oder es geht botweise, man bezahlt auf fünf oder sechs Tänze, ein Bot oder Buët*), voraus. Sobald die Musik ihr Spiel beginnt, holt sich jeder Bursche sein Mädchen, und zwar ohne viele Umstände: sie wird „hergewunken". Ist sie da, so legt der Bursche seinen rechten Arm um die Hüfte seiner Tänzerin, dasselbe thut jene, und nun wiegen sie erst, ehe sie von dannen tanzen, den Körper einige Male vorwärts und rückwärts, gewissermaßen um in den Takt zu kommen. Erst nach einigen Takten erfaßt der Tänzer die linke Hand seiner Tänzerin, um sich mit ihr im Reigen zu drehen. Im Anfange tanzt gewöhnlich alles in buntem Knäuel durcheinander, bis der Ruf „Solo! Solo!" und das Eingreifen des Tanzordners zur Einhaltung einer gewissen Ordnung nötigt. Jetzt tanzen nur einzelne Paare „Solo", die übrigen bleiben stehen, immer Hand in Hand gefügt. Bei dem Tanzen fehlt es nicht an lustigem Gudschreien und kräftigem Aufschlagen mit den schweren, eisenbeschlagenen Stiefeln; auch läßt wohl einmal ein kräftiger Bursche sein Mädchen „hupfen", d. h. er wirft es in die Höhe. Ist ein Tanz vorüber, so bilden sich einzelne Gruppen, die Mädchen fassen einander um die Hüften, „se sacken ananner an", und schließen einen Ring; wer von den Burschen dazu kommt, wird auch mit aufgenommen, und nun fängt man an, unter allerlei Tanzbewegungen Schlumperliedle zu singen. Dabei wird die Melodie gewöhnlich auf die Silben rullâdirallala oder ähnliche Laute nach jedem Verschen wiederholt. Doch bald wird der Ring durch den Beginn eines neuen Tanzes auseinander getrieben. Von neuem wirbeln die Paare durcheinander, bis die folgende Zwischenpause wieder Gelegenheit zu neuem Singen bietet. Im allgemeinen wird in den späteren Stunden mehr gesungen als im Anfange, weil dann das junge Volk nicht mehr so „wütig" ist auf das Tanzen. Eine andre Art, die Zwischenpausen auszufüllen, ist das

*) Das Buët, Bot, abzuleiten von bieten, bezeichnet eigentlich eine Partie im Spiel, „a Buët spielen, a Buët kegeln".

„Marsch blasen lassen“. Wenn ein Bursche sich hervorthun will, so gibt er den Musikanten ein Stück Geld und läßt sich dafür einen Marsch aufspielen. Dies geschieht gewöhnlich mit Messinginstrumenten. Lustige Burschen, welche „Geschick“ haben, treiben dabei allerhand „Olberei“: das Bierglas in der Hand schwingend, machen sie Tanzbewegungen, stampfen auf den Boden und lassen fröhliche „Guchschreier“ ertönen. Dieser Brauch hängt zusammen mit dem früher allgemein verbreiteten, jetzt aber verbotenen Rundâsingen. Sangeskundige Burschen erwarben sich durch Bezahlung der Musik das Recht, auf dem Tanzboden Rundâs zu singen, deren Weisen von den Musikanten nachgespielt wurden. Gewöhnlich wurde das Zeichen dazu durch Pochen auf die Geige gegeben. Da bei diesem Rundâsingen die übrigen Tänzer zum Zuhören verurteilt waren, so gab dies oft Veranlassung zu Streitigkeiten und Prügeleien, und deshalb wurde es ganz untersagt.“

„Die gewöhnlichsten Tänze sind Walzer, Dreher und Rutscher. Für Walzer kommen auch die Namen Schleifer, Strupfer, Wiener und vereinzelt „Astueßer“ (Anstoßer) vor. „Hopser“ und „Reiter“ bezeichnen eine Art Zweitrittwalzer in rascherem Tempo. Der Dreher ist der eigentliche vogtländische Nationaltanz, der Stolz des Vogtlandes, wie ihn ein Fachmann auf dem Gebiete des Tanzes bezeichnete, ein schwer zu lernender, aber sehr anmutiger Tanz, welcher nach den Rutschermelodien, also im Zweivierteltakt, getanzt wird. Abarten davon sind der „Halbdreher“, bei welchem halb gedreht und halb gerutscht wird, und der „Schreiter“, bei dem eine mehr hüpfende Bewegung stattfindet als bei dem eigentlichen Dreher. Der Rutscher oder „Hupfer“ entspricht dem Galopp. Neben diesen drei Haupttänzen kennt man auch den Tiroler, den Polka oder „Schlenkerer“, wie man ihn im Reußischen nennt, auch Schottisch, gewöhnlich „Dschottsch“ oder „Dschuttsch“ gesprochen.“ —

Neben den eigentlichen, mehr ernsten Volksliedern werden die Rundâs auch bei dem „Sommerhausen“ und in der „Rockenstube“ gesungen. Unter dem Sommerhausen versteht man die Zusammenkunft des jungen Volks auf der Dorfgasse an heiteren Sommerabenden. Wenn die Arbeiten im Hause und Stalle beendigt sind, sieht man allenthalben aus den Höfen junge Burschen und Mädchen zusammenströmen, um sich nach des Tages Last und Mühe des kühlen Feierabends zu erfreuen. Arm in Arm „eingehäkelt“, wie man es nennt, ziehen die Mädchen auf und ab, hinter ihnen her, meist gleichfalls in einer Reihe, die Burschen. Bei der Sangeslust der Mädchen läßt das Singen nicht lange auf sich warten. Eine „Vorsängerin“, welche besonders liederkundig ist, stimmt mit kräftigem Tone an, die andern, auch die Burschen, fallen ein. Wer je in der Kühle eines stillen Sommerabends diesen Gesängen aus der Ferne gelauscht hat, der wird sich gewiß von Herzen gefreut haben über die rührenden, gefühlvollen Weisen und die gesunde Natürlichkeit des Vortrags.

Die Rockenstuben oder Spinnstuben vertreten im Winter die Stelle des Sommerhausens. Sie beginnen zu Anfange des Winters und dauern bis zur Fastnacht. Die Mädchen kommen abwechselnd in diesem und jenem Hause zusammen, um zu spinnen, und dazu fanden sich sonst die Burschen ein. Diese Rockenstuben sind freilich seit langer Zeit verboten. Im sächsischen Vogtlande geschah dies schon durch die Generalartikel vom Jahre 1580, und seitdem ist dieses Verbot zu verschiedenen Malen erneuert und verschärft worden; dennoch

sind die Rockenstuben noch immer nicht „gänzlich abgeschaffet“, wie in jenem Jahre befohlen wurde. Der Geselligkeitstrieb verlangt auf dem Lande noch mehr als anderswo seine Befriedigung, und da man nicht öffentlich zusammenkommen darf, trifft man sich eben heimlich. Volkssitten lassen sich einmal nicht durch einfache Gesetzesvorschriften beseitigen. Übrigens ist die Handhabung des Verbots eine ganz verschiedene: auf dem einen Dorfe wird es mit größter Strenge aufrecht erhalten, auf dem andern werden die Rockenstuben ganz offen abgehalten, ohne Belästigung von seiten der Polizei. Nach der Schilderung älterer Leute standen in den Rockenstuben die Spinnräder halbkreisförmig aufgestellt um den am Ofen befestigten brennenden Kienspan, unter welchem ein Wassergefäß zum Auffangen der herabfallenden glühenden Kohlen stand, während darüber sich der mächtige Lih-Hut (Lohe-Hut) erhob, der den Rauch der Leuchte hinausleitete. Bei dem Schnurren der Spinnräder wurden ernste und heitere Lieder in buntem Wechsel gesungen, ja man stimmte wohl auch einmal ein Kirchenlied mit an; es wurden wohl auch rührende oder heitere alte Sagen erzählt oder Rätsel aufgegeben, und wenn das Spinnen zu Ende war, so setzte man die Spinnräder beiseite und erfreute sich noch ein wenig am fröhlichen Tanze. —

Zuletzt sei noch des **vogtländischen Dialekts** gedacht. Derselbe gehört zu den mitteldeutschen Mundarten, und zwar ist er der östlichste Zweig des fränkischen Dialekts. Innerhalb des Vogtländischen zeigen sich wieder mancherlei Verschiedenheiten, z. B. spricht der Plauensche anders als der Adörfer mit seinem schnurrenden R; doch ist das eine Erscheinung, welche sich bei allen Dialekten zu wiederholen pflegt. In dem Reichtume der grammatischen Formen in Deklination und Konjugation bleibt zwar das Vogtländische hinter der Schriftsprache zurück; doch zeichnet es sich vor dieser gleich andern Dialekten dadurch aus, daß es sich zahlreiche Laut- und Wortformen und Konstruktionen aus früheren Zeiten der Sprachbildung erhalten hat, die jener längst verloren gegangen sind. Die Schriftsprache kann den Tauben, welcher nicht hören kann, nicht unterscheiden von den Tauben, die im Taubenschlage sitzen; beim Vogtländer dagegen heißt der Vogel „Taub“, und wer nicht hören kann, ist „taab“. Für „gehütet, verschüttet“ sagt er viel wohlklingender „gehütt, verschütt“, und mit Beharrlichkeit wiederholt er in der Schule zur Verzweiflung der Lehrer: „Ich gib, ich nim, ich sieh.“ Er spricht zwar „mei, dei“, aber „Staa, Baa“ statt „mein, dein, Stein, Bein“. Es sind wohlklingende alte Wortformen, wenn die Leute sagen: „Gestern *haan* ich das gemacht, doo *stehn* ich.“ Auch solche Wörtchen, die häufig scheinbar überflüssig eingeschoben werden, haben ihre Bedeutung, wie „halt“ oder „haltich“ (halte ich, d. h. ich halte dafür, ich meine), „lacht“ (vielleicht), „ost“ (just, gerade), „maa“ oder „meech“ (meine ich). In der Ölsnitzer Gegend werden noch, wie im Altdeutschen, in den Formen „zwie“ und „zwuo“ die Geschlechter für „zwei“ unterschieden. Im oberen Vogtlande hat man für die Fürwörter „euch, euer“ die Ausdrücke „enk, enker“, und das soviel gebrauchte „a sötter“ ist entstanden aus dem früher gebräuchlichen Ausdruck „ein sothaner“, d. i. ein so beschaffener. Auf die Frage: „Trinkst du Bier?“ antwortet der Vogtländer: „Ich trink 'sen“, d. h. ich trinke dessen — auf die Frage: „hast du Äpfel?“ heißt es: „Ich hoo ere“, d. h. ich habe ihrer.

Auch in seinem Wortschatz hat der vogtländische Dialekt manche alte Formen treuer bewahrt als die Schriftsprache. Es ist ganz richtig, wenn es bei ihm

heißt „Pflaumfeder“ statt „Flaumfeder“, „Leimet“ statt „Leinwand“, „Beck“ statt „Bäcker“. Interessant ist der Ausdruck „aan werden“, z. B. „man kann Geld aan werden“. Dieses „aan“ ist das alte Wort „âne“, wofür neuhochdeutsch „ohne“ eingetreten ist; jene Redensart heißt also: „Man kann Geld ohne werden“, d. h. Geld los werden. Wie aus „Magister“ „Meister“, aus „Magd“ „Maid“ entstanden ist, so auch aus „Voget“ oder „Vogt“ der Ausdruck „Voit“ (Vöt). Falsch ist die Vermischung beider Formen, wie sie in der Schreibung „Voigtland“ immer noch vorkommt. Entweder schreibe man „Vogtland“ oder man schreibe „Voitland“, wie man in früherer Zeit auch wirklich geschrieben hat; aber „Voigtland“ zu schreiben ist ebenso verkehrt, als wie wenn man schriebe „Maigister, Maigd“ für „Magister, Magd“.

Gleich andern Dialekten zeichnet sich das Vogtländische endlich auch durch seinen Wortreichtum aus, namentlich, wenn es sich um Dinge des gewöhnlichen Lebens handelt, aber auch bei den Ausdrücken für zartere Empfindungen. Dunger führt nicht weniger als 98 Ausdrücke für die einfache Thätigkeit des Prügelns an, und in den Rundâs kommen weit über zehn Bezeichnungen für den „Schatz“ vor. Originelle Bilder und bildliche Redensarten, die oft außerordentlich drastisch sind, verleihen dem Dialekte Kraft und Leben. Ein Bursche, dessen Hoffnungen auf eine reiche Heirat gescheitert sind, beschreibt seinen Schmerz mit den Worten: „'s Baa reißt m'rsch raus“, und ein trauriges Mädchen klagt: „Mei Herzel is verwickelt, wie Spinn' an der Wänd“, während einer andern beim Tanzen das Herz hüpft „su huěch, wie der Tisch“. Was nie geschehen soll, wird auf die Zeit verschoben, „wenn die Elster vertrocknet“, oder „wenn der Dorfteich ausbrennt“; und um hervorzuheben, wie lang einer sei, wird von ihm gesagt: „Der langt vun' Tisch zer Uěsenbank, vun der Uěsenbank zen Fenster naus“.

Daß die vogtländische Mundart schon nach dem Süddeutschen hinneigt, erkennt man an dem „net“ für „nicht“, an der Verkleinerungssilbe „le“ und an der Stellung des „wenn“ in den Bedingungssätzen („Geld wenn i hött — Reißhölzle die wenn's net geben thöt). Einen Unterschied zwischen ö und e, ü und i, eu (äu) und ei kennt sie nicht; statt des J setzt sie G (z. B. Gung für Junge), das n wird am Ende vielfach weggelassen (mei = mein, dervo = davon) und das tonlose e in ein helles a verwandelt (mig'numma = mitgenommen). Wenn sich die Abweichungen häufen, so fällt es natürlich demjenigen, der nur das Schriftdeutsch versteht, sehr schwer, den Sinn der Rede zu erraten. „I hoo soot. Der Maa is net dehäm. Sei de Sei aa sei? Hot der Gung ka Gack aa!“ Wer diese Sätze rasch sprechen hört, wird nur mit Mühe heraushören, daß damit gesagt werden soll: „Ich habe genug (satt). Der Mann ist nicht daheim. Sind die Schweine (Säu') auch sein? Hat der Junge keine Jacke an!“

Zwei Kunstbauwerke der Neuzeit. Wer jetzt auf dem Wege von Dresden oder Leipzig nach Hof mit den Flügeln des Dampfes von Reichenbach an das Vogtland durcheilt und von ihnen sicher und in einer bis auf die Minute abgemessenen Zeit über die weiten Hochflächen und tiefen Thäler seinem Ziele entgegengetragen wird, denkt wohl selten daran, welche Schwierigkeiten beseitigt und welch mächtige Hindernisse überwunden werden mußten, ehe das möglich zu machen war. Die größten Schwierigkeiten verursachten dabei die Thäler der Göltzsch und der Elster, welche der Eisenbahn auf der Strecke zwischen Reichenbach und

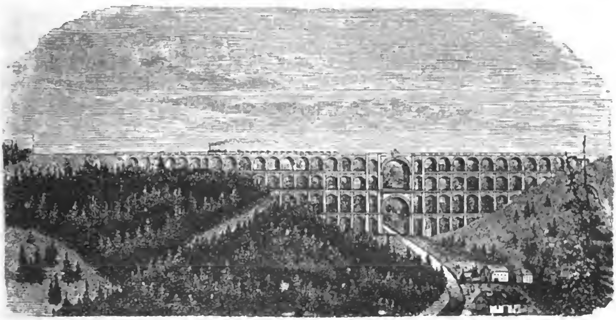
Plauen in den Weg traten. Diese beiden Thäler sind viel zu tief und steil eingeschnitten und viel zu eng, als daß man hätte daran denken können, die Bahn an der einen Seite in Schlangenlinien hinab- und an der andern wieder hinaufzuführen; es blieb daher nichts weiter übrig, als beide in voller Höhe zu überbrücken. Vor die Ausführung dieser Aufgabe sahen sich die Eisenbahntechniker gestellt, nachdem im Jahre 1841 zwischen den Regierungen von Sachsen und Bayern ein Staatsvertrag abgeschlossen worden war, in welchem die Herstellung einer Eisenbahnverbindung zwischen Leipzig und Nürnberg bestimmt wurde, und sie haben sie auch wirklich glänzend gelöst. Wohl schüttelten viele Laien den Kopf, wenn sie von den kühnen Plänen hörten, und noch während des Baues schwirrten beängstigende Gerüchte umher; auch den Ingenieuren mag es manchmal bange geworden sein, wenn ihrem Scharfsinn immer neue Nüsse zu knacken gegeben wurden. Um so größer war die Bewunderung bei jenen und die Freude bei diesen, als endlich das kühne Werk fertig dastand. So gewaltig auch die Fortschritte sein mögen, welche die Brückenbaukunst in den drei Jahrzehnten seit der Vollendung dieser beiden Brücken gemacht, so kann man sie doch heute noch zu den großartigsten Bauwerken ihrer Art zählen.

Zwar kann der Reisende, von kundigen Fahrtgenossen zu rechter Zeit darauf aufmerksam gemacht, während der Eisenbahnfahrt vom Koupeefenster aus an bestimmter Stelle einen Blick auf jede der beiden Brücken werfen und beim Passieren derselben hinab in die tiefen Thäler; aber der Eindruck ist doch nur ein flüchtiger. Wer zum vollen Überblick ihrer Großartigkeit gelangen will, muß diese Bauten in unmittelbarer Nähe und inmitten ihrer Umgebung betrachten. Zur Göltzschthalbrücke gelangt man vom Städtchen Netzschkau aus auf folgendem Wege. Vom Bahnhofe, in dessen Nähe sich große mechanische Webereien befinden, wandert man durch die Stadt, welche an einem sowohl nach dem linken Ufer der Göltzsch als auch nach einem kleinen Zuflusse derselben abfallenden Berggehänge liegt, an dem hübschen, von einem Parke umgebenen Schlosse vorbei und steigt dann zu der fast 100 m tiefer fließenden Göltzsch hinab. Bei einer Mühle hat man den Anblick der Brücke in ihrer ganzen Ausdehnung.

Über dem Flusse selbst erheben sich zwei riesige Bogen über einander, ausgespannt zwischen zwei Doppelpfeilern. Wie schon diese durch Bogen in vier Etagen verbunden sind, so besteht auch die ganze übrige Brücke gleichsam aus vier übereinander gebauten Brücken, nur daß nach den Seiten zu mit der Höhe des Abhangs auch die Zahl der Etagen abnimmt. Die oberste oder vierte Etage, welche die Fahrbahn trägt, hat außer dem großen Mittelbogen und den zwei kleinen Bogen zwischen den Pfeilern 22, die dritte 20, die zweite 14 und die unterste oder erste 8 Bogen. Auf der rechten Seite schließen sich den Bogen mit den Etagen hohe, schmale Bogen ohne Etagenbildung an, welche endlich in den Eisenbahndamm übergehen. Der Aufbau der Bogen ist ein pyramidaler, indem sie nach oben zu an Stärke abnehmen; dafür werden aber natürlich die Bogen weiter, und die Reihe der obersten Bogen, welche zugleich stärker gewölbt sind als die übrigen, macht den großartigsten Eindruck. Im obersten Teile der Brücke sind in der Mitte flußaufwärts die Namen der Erbauer, des Oberingenieurs R. Wilke und des Ingenieurs F. Dost, angebracht, flußabwärts das Anfangs- und das Schlußjahr (1846 und 1851) des großartigen Baues. Das ganze Werk wurde vorwiegend aus Ziegeln aufgeführt; die dazu verwendete Anzahl derselben

wird auf 20 Millionen Stück angegeben. Die Höhe der Brücke beträgt 77 m, die Länge 574 m.

Die Elsterthalbrücke leitet die Eisenbahn ziemlich in der Mitte zwischen Plauen und Elsterberg über das Hauptthal des Vogtlandes, und zwar bei der auf der Höhe der rechten Seite gelegenen kleinen Station Jocketa. Von ihr aus kann man in halber Höhe der Brücke zur linken Thalseite hinübergehen und wird sich dabei erst recht ihrer Riesenhaftigkeit bewußt; denn tief unten rauscht die Elster, und turmhoch über uns schließen sich die Bogen, welche die Fahrbahn tragen. Unten im Thale findet man bald einen Standpunkt, von welchem aus man die ganze Brücke genauer betrachten kann. Sie besteht aus zwei Etagen, nur die kleinen Bogen, welche die beiden Doppelpfeiler verbinden, zwischen denen der Bogen über dem Flusse sich wölbt, steigen in vier Etagen empor, wie bei der Göltzschthalbrücke. Die untere Etage hat nur auf dem rechten Ufer noch einen weiten Bogen, unter welchem die das Thal der Weißen Elster durchziehende sächsisch-thüringische Eisenbahn hinweggeht, die obere Etage dagegen beiderseits drei.



Die Göltzschthalbrücke.

Gleich der Göltzschthalbrücke ist auch die Elsterthalbrücke hauptsächlich aus Ziegelsteinen aufgeführt, und bloß die Bogenwölbungen und die untersten Teile der Pfeiler bestehen aus Sandstein; der Bau erfolgte, wie die Inschriften in der Höhe flußabwärts verkünden, ebenfalls in derselben Zeit (1846—1851), wie bei jener. Als Erbauer nennen die Inschriften flußaufwärts den Oberingenieur R. Wilke und den Jngenieur H. Kell. Die Höhe der Brücke beläuft sich auf 68 m, die Länge auf 280 m, in beiden Beziehungen wird also die Elsterthalbrücke von der Überbrückung des Göltzschthales übertroffen. Trotzdem gewährt jene mindestens einen ebenso imposanten Anblick als diese. Der geringe Unterschied in der Höhe verschwindet bei der größern Enge des Elsterthales; und wenn die Göltzschthalbrücke durch ihre von der Weite des Thales bedingte größere Ausdehnung und durch die zwar zahlreicheren, dafür aber niedrigeren und schmaleren Bogen massiger wirkt, so macht dagegen die Elsterthalbrücke durch die verhältnismäßig wenigen, dabei aber hohen und weiten Bogen den Eindruck der Leichtigkeit und einer großartigen Kühnheit, welche

scheinbar spielend aller Schwierigkeiten Herr geworden ist. Zudem ist die Elsterthalbrücke durch die steilen und mit Wald bedeckten Abhänge malerischer als die Göltzschthalbrücke. Das merkt man besonders, wenn man unterhalb der Brücke auf dem linken Ufer des Flusses am Abhange aufwärts nach dem Dorfe Trieb zu wandert und dabei zuweilen den Blick nach dem kurz vorher verlassenen Bauwerke zurückwendet. Da sieht man den dunklen Wald hinter den hohen Bogen wie in lichten Rahmen, die sich durch die weißen Bogenlinien des Sandsteins und das die Zwischenräume ausfüllende Rot der Ziegel von dem grünen Hintergrunde äußerst wirkungsvoll abheben.

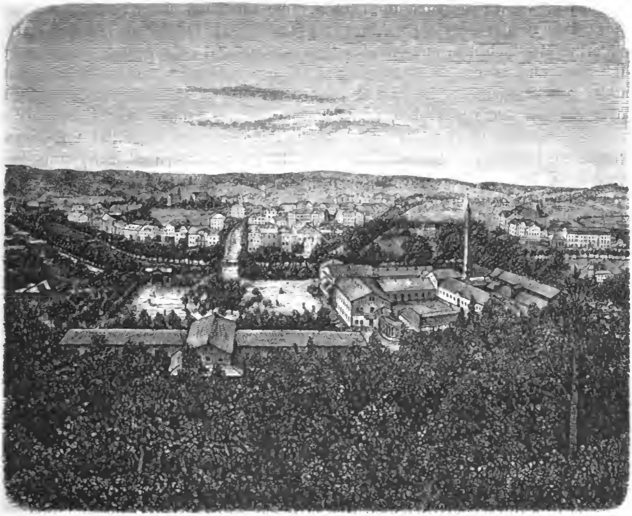
Das Thal der Weißen Elster. Wir folgen jetzt dem Hauptflusse des Vogtlandes auf seinem Laufe durch dasselbe. So kurz auch diese Wanderung ist, so führt sie uns doch durch zahlreiche Orte, welche sich durch ihre lebhafte Gewerbthätigkeit auszeichnen. Die Weiße Elster kann den Charakter eines sächsischen Gebirgsflusses ebensowenig verleugnen wie jeder andre; in und bei den Thälern der Flüsse, von denen sie in ihrer Thätigkeit gefördert wurden, sammelten sich von jeher die größten Menschenmassen unsres Landès.

Die Weiße Elster entspringt in dem nordwestlichen Winkel Böhmens und betritt schon nach kurzem Laufe Sachsen, wo sie, 471 m über dem Meere, sehr bald Bad Elster begrüßt. Es liegt dort, wo in eine kesselähnliche Erweiterung des Elsterthales von links zwei Seitenthäler münden, und wird durch mäßig hohe Berge von sanften Formen gegen die rauhen Nordost- und Ostwinde geschützt. Diese milden Bergformen, die saftigen Wiesengründe, die Gärten und Gärtchen vor den durchs Thal zerstreuten „Logierhäusern“, die an den Höhen hinauf sich schlängelnden schattigen Promenadenwege, die überall herrschende Sauberkeit, die Ruhe und Stille, die über dem Ganzen liegt: alles das verleiht dem einladenden Badeort Elster den Charakter einer Idylle.

Die elf Quellen, die teils zum Trinken, teils zum Baden benutzt werden, befinden sich sämtlich auf dem rechten Ufer der Elster und sind sogenannte alkalisch-salinische Eisensäuerlinge, deren Wasser im Sommer eine Temperatur zwischen 7,4 und 8° R. hat und hauptsächlich kohlen- und schwefelsaures Natron, kohlensaures Eisenoxydul und sehr viel Kohlensäure enthält. Daher perlt es stark und schmeckt säuerlich und wirkt kühlend. Eine Ausnahme macht nur die Salzquelle, in welcher reichlich Glaubersalz vorhanden ist, und die daher als „eisenhaltiger Glaubersalzsäuerling“ dem Marienbader Kreuzbrunnen vergleichbar erscheint, wogegen die andern Quellen mit den Franzensbader Quellen verwandt sind. Durch ihre Heilkraft haben sie sich einen weit ausgebreiteten Ruf verschafft, und durch diesen sowie durch die unausgesetzte und aufmerksame Fürsorge der sächsischen Regierung, in deren Besitze sich das Bad befindet, hat sich Elster zum ersten Bade Sachsens und zugleich zum Nebenbuhler des benachbarten böhmischen Franzensbad erhoben. Zwar erfreut sich dieses eines milderen Klimas, dafür aber macht jenes durch seinen geringern Luxus den Aufenthalt für alle, welche nicht über unbeschränkte Mittel verfügen können, weit behaglicher.

Die heilende Wirkung der Quellen ist schon seit langen Zeiten bekannt. Wenn auch die Angabe, daß sie schon seit dem 12. Jahrhundert gebraucht worden seien, auf bloßer Vermutung beruht, so ist dagegen sicher, daß man sich ihrer wenigstens 1669 zu Heilzwecken bediente. Aber es geschah sehr wenig zur

Nutzbarmachung der Quellen, und erst 1818 wurde ein notdürftiger Badeschuppen errichtet. Endlich traten Männer aus den umliegenden Ortschaften zu einer Aktiengesellschaft zusammen, die zu Anfang der vierziger Jahre ein Interimsbadehaus erbauen ließ. Einen größeren Aufschwung nahm Elster jedoch erst dann, als 1849 der sächsische Staat das Bad erworben hatte. Seitdem fand es immer mehr Anerkennung, vorzüglich als Frauenbad, die sich in der von Jahr zu Jahr steigenden Zahl der Badegäste kundgab. Diese betrug 1849 nur 329, 1859 bereits 1165, 1869 3145, 1878 4269, und 1880 wurde das fünfte Tausend voll, unter denen sich auch viele Nichtdeutsche, besonders Russen, Polen, Engländer und andre fremde Gäste befanden.



Bad Elster.

Die dem eigentlichen Badeleben gewidmeten Baulichkeiten sind dieselben, wie in jedem andern Badeorte. Sie liegen natürlich in der Nähe der Quellen, denn hier muß sich alles Leben eines Badeortes konzentrieren. Zu ihnen gehört in erster Linie das Badehaus, dann die Kolonnaden, die den Kurgästen bei schlechtem Wetter als Wandelbahnen dienen, ferner der Musikpavillon, wo jeden Morgen Konzerte gegeben werden, und die Bazare, wo sich dem Kauflustigen viele angenehme und nützliche Sachen zu Andenken an den freundlichen Badeort und zu willkommenen Geschenken für Angehörige und Freunde darbieten. Unter allen kann ein Badegast von Elster nichts Passenderes wählen, als einen von den vielen hübschen Gegenständen aus farbenschillernden Muscheln; denn diese

werden nicht bloß im Elsterthale gearbeitet, sondern der dazu verwendete Rohstoff stammt auch wenigstens zum Teil aus der Elster selbst.

Das Gebiet der Weißen Elster im sächsischen Vogtlande gehört nämlich zu den drei Gegenden in Deutschland, wo hauptsächlich die echte Flußperlmuschel (Unio margaritifer) vorkommt; die beiden andern sind das Fichtelgebirge und der Bayrische Wald. Dieses wertvolle Schaltier lebt nicht bloß in der Elster von ihrem Eintritte in Sachsen bis nach Elsterberg, sondern auch in den meisten ihrer Seitengewässer, wie in der etwas oberhalb Ölsnitz von rechts mündenden Görnitz, und vorzüglich in der Trieb. Mit der Hälfte oder zwei Dritteilen der Schalenlänge im Boden steckend, finden sich die Tiere bald einzeln, bald dicht gedrängt in ganzen Kolonien, sogenannten Perlen- oder Muschelbänken, und am liebsten suchen sie die Stellen auf, wo die Flüsse und Bäche mäßig tief sind und das klare, kalte Wasser über einen reinen, weißsandigen, selbst mit größeren Steinen untermischten Boden in nicht zu großer Geschwindigkeit dahinströmt. Sie siedeln sich zwar auch in der Mitte des Bettes an, doch geben sie dem kühlen Schatten unter den Wurzeln der Erlen und Weiden, den Ecken und Winkeln, vor allem aber den Mündungen frischer, reiner Quellen den Vorzug.

Seit Jahrhunderten schon wird die Perlenfischerei in der Elster und ihren Zuflüssen betrieben. Ursprünglich war sie jedermann freigegeben, und besonders Ölsnitzer Bürger beschäftigten sich damit. Da machte im 17. Jahrhundert einer von ihnen, Moritz Schmerler, von dessen Familie bereits seit langer Zeit dieses Geschäft betrieben worden war, den Kurfürsten Johann Georg I. auf diesen Schatz seines Landes aufmerksam, und nachdem die zur Untersuchung der Sache abgesandten Sachverständigen die Wahrheit seiner Aussagen bestätigt hatten, wurde die Perlenfischerei zu einem landesherrlichen Regal erklärt und er durch ein Reskript vom 8. Juli 1621 als erster kurfürstlicher Perlenfischer in Amt und Pflicht genommen. Dieses Amt hat seitdem in der Familie der Schmerler, die sich damals Schmirler schrieben, bis heute fortgeerbt.

Im 17. Jahrhundert war die Blütezeit der dortigen Perlenfischerei, indem die Perlen nicht bloß in großer Anzahl, sondern auch in schönen und großen Exemplaren gefunden wurden, die den Vergleich mit den morgenländischen Perlen nicht zu scheuen brauchten. Man war daher nicht selten geneigt, den Wert dieses Regals dem Bergbau zur Seite zu stellen. Doch diese gute Zeit ging bald vorüber. Bei Diebereien, die besonders in Kriegszeiten häufig vorkamen, wurde durch die Unkenntnis und Rücksichtslosigkeit, mit der sie ausgeführt wurden, mehr geschadet als durch den Verlust an Perlen. Als nach Johann Georgs I. Tode die Herzöge von Sachsen-Zeitz über das Vogtland herrschten (1657—1718), wurden die Perlengewässer in kurfürstlich und herzoglich sächsische geteilt, und das war auch nicht geeignet, die Ergiebigkeit der Perlenfischerei für die Zukunft zu sichern. Am nachteiligsten aber hat die Flößerei gewirkt, die ganze Muschelbänke zerstörte, sowie die außerordentliche Ausdehnung des Fabrikwesens an der Elster und an ihren Nebenbächen, und die dadurch herbeigeführte Verunreinigung der Gewässer. In neuerer Zeit ist zwar auch diesem Zweige von seiten der Regierung alle mögliche Sorgfalt zugewendet worden; aber nicht alle üblen Einflüsse lassen sich beseitigen, und der Ertrag, welcher der Staatskasse aus diesem Regal jetzt zufließt, ist kaum mehr nennenswert. Doch läßt sich nicht behaupten, daß das Ergebnis der Zahl nach zurückgegangen sei. Von 1719

bis 1836 sind 15393 Perlen gefunden worden, also durchschnittlich 131 im Jahre; 1804—1825 kamen zwar nur 116 auf ein Jahr, 1826—1836 aber 140. 1866—1876 betrug die Ausbeute 1958 Perlen oder 178 im Jahresdurchschnitt. Die Zahlen für die folgenden Jahre sind: 1877: 96; 1878: 112; 1879: 155; 1880: 127. Faßt man die Jahre 1866—1880 zusammen, so entfallen auf ein Jahr 163 Perlen. Die Schwankungen in den einzelnen Jahren erklären sich hauptsächlich durch ungünstige Witterung und hohen Wasserstand.

Die gefundenen Perlen werden an das Forstrentamt Auerbach und durch dieses an das Naturalienkabinett zu Dresden abgeliefert oder in den Handel gebracht. Um die Perlenbildung möglichst wenig zu beeinträchtigen, ist das ganze perlenführende Gebiet in zehn Strecken geteilt, von denen jede nur alle zehn Jahre einmal begangen wird; denn Geduld ist vor allen Dingen erforderlich, wenn die Perlenfischerei nur einigermaßen ertragsfähig bleiben soll. Ist doch das Wachstum der edlen Perlen ein außerordentlich langsames! Perlen von der Größe eines Stecknadelkopfes brauchen zwölf Jahre, ehe sie die einer kleinen Erbse erreichen; und solche von der gewöhnlichen Größe, wie sie die Flußperlmuscheln zu liefern vermögen, brauchen gegen 20 Jahre, um diese zu erreichen. Die Muscheln können aber ein viel höheres Alter erreichen: als mittleres gelten 50—60 Jahre, und es gibt auch Beweise, daß einzelne 70—80 Jahre alt geworden sind. Jedoch die Angaben über ein noch höheres Alter, selbst bis zu 200 Jahren, sind nur mit Vorsicht aufzunehmen.

Wenn nun auch die Perlenfischerei an und für sich die Aufmerksamkeit des Vaterlandsfreundes nur als eine alte und fast vergessene Merkwürdigkeit erregt, so ist sie doch in neuerer Zeit mittelbar eine Segensquelle für das Vogtland geworden, die Hunderten von Menschen Arbeit und Verdienst verschafft hat, indem sie die Veranlassung zur Einführung der Perlmutterwarenfabrikation gegeben hat. Der Sitz derselben ist Adorf. Im Jahre 1852 ermunterte ein jener Familie Schmerler angehöriger Perlenfischer zur Fabrikation von Schmucksachen aus den Schalen der Perlmuscheln. Diese Anregung fiel bei einem unternehmenden Buchbinder, Namens F. A. Schmidt, in der erwähnten Stadt auf einen guten Boden, und er schuf einen neuen Industriezweig, der gleich im Entstehen durch die Aufmerksamkeit, die ihm die sächsische Königsfamilie zuwandte, kräftig gefördert wurde und sich in kurzer Zeit so lebhaft entwickelte, daß nicht bloß die Schmidtsche Fabrik bald zu großer Blüte gelangte, sondern auch noch eine Anzahl andrer gleichartiger Unternehmungen ins Leben trat. An 1000 Arbeiter beschäftigt jetzt diese Industrie, und ihre Bedeutung ist um so höher anzuschlagen, als sie zu einem guten Teile Hausindustrie ist, also nicht Massen von Arbeitern einzig und allein in wenige Fabrikgebäude einschließt.

Ehe sie verarbeitet werden können, müssen die rohen Schalen, die bei der Elstermuschel außen schwarz oder dunkelbraun, innen silberglänzend aussehen, mit Salzsäure gebeizt, auf einem Schleifsteine glatt geschliffen und endlich auch noch mittels Bimsstein und Filz poliert werden. Dann erst sind sie zur Verwendung für allerhand Gegenstände geschickt. Am nächsten lag die Verwandlung der Muschel in ein Portemonnaie, und Geldtäschchen werden denn auch in großer Anzahl verfertigt. Das größte Geschäft lieferte deren 1878 nicht weniger als 800 Gros. Anfangs waren es vorwiegend gewöhnliche Portemonnaies; als aber deren Absatz nachgelassen, ging man 1879 zur Fabrikation besserer

Qualitäten über, deren Anzahl bald auf vierzig gestiegen ist. Außer den Portemonnaies werden Tabatieren, Schatullen, Toiletten, Photographierahmen, Nippsachen, Schmuckgarnituren, Damenkämme, Haarpfeile, Hutagraffen, Blumengarnituren und Pompadourtäschchen verfertigt; ferner kamen Mosaiken in Aufnahme und namentlich gestochene Arbeiten, z. B. Kreuze mit Blumengewinden und aus bunter Perlmutter zusammengestellte oder auch aus einem Stück gestochene Boukettes. Diese Fabrikate werden nicht nur in Deutschland abgesetzt, sondern finden ihren Weg nach allen Weltgegenden, besonders aber nach Frankreich, England, Amerika, Italien, Holland und Dänemark. Daß sie sich in Paris, das selbst in der Perlmutterwarenfabrikation sehr bedeutend ist, einen Markt eroberte, gereicht der Adorfer Industrie zu hoher Ehre; aber beschämend für uns Deutsche war es, daß Adorfer Waren mit einem Eingangszoll von 15—20 Prozent nach Paris gingen, um von dort aus teilweise als französisches Erzeugnis wieder nach Deutschland gesandt zu werden!

Ein solcher Artikel, wie Perlmutterwaren, ist natürlich allen Schwankungen der Mode unterworfen, und diese müssen daher von den Fabrikanten aufmerksam beobachtet werden; ihnen müssen sie sich anzubequemen und entgegenzukommen streben, wenn sie im Konkurrenzkampfe bestehen wollen. Daß sich die Adorfer Fabrikanten dessen bewußt bleiben, dafür liefert das fortdauernde Gedeihen der jungen Industrie den Beweis. Zwei von ihnen haben seit dem Jahre 1880 auch die Fabrikation von Knöpfen aus weißer Perlmutter angefangen und sind dadurch in den Wettkampf mit Wien und Paris eingetreten, und zwar in einer Erfolg verheißenden Weise.

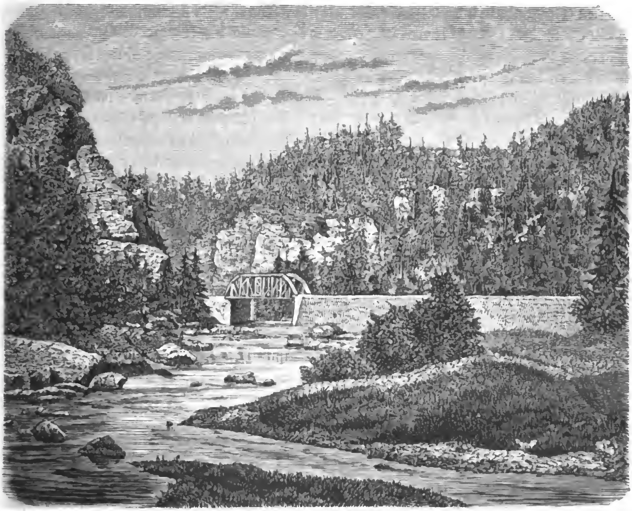
Die Schalen der Elstermuscheln konnten freilich bei der heutigen Massenproduktion dieser Industrie nur noch eine nebensächliche Bedeutung behalten. Schon bald nach der Einführung mußte man neben ihnen noch zu den Muscheln der böhmischen und bayrischen Bäche seine Zuflucht nehmen, und heute entstammt der größte Teil des Rohstoffes fernen Meeren. —

Bei **Adorf**, das teils auf den Höhen am linken Ufer, teils unten im Thale der Elster liegt, wird letzteres weiter als bisher, und der Fluß strömt bis Ölsnitz nordnordwestlich in sanften Windungen durch lange Wiesenflächen. Von der Mitte dieser Strecke wenige Kilometer nach Osten liegt das Dorf **Marieney**, in dessen Schulhause einer der besten Söhne des Vogtlandes, der gemütvolle und volkstümliche Dichter Julius Mosen, am 8. Juli 1803 das Licht der Welt erblickte. Wie ein Wiederschein der heimatlichen Berge, Fluren und Wälder leuchtet uns aus seinen Gedichten ein feines Gefühl für das geheime Leben und Weben der Natur entgegen; und wie glücklich er, der unter einem gemütlichen Volksstamm aufgewachsen war, in seinen balladenähnlichen Gedichten den Volkston getroffen hat, sehen wir daraus, daß manche derselben, wie „Die letzten Zehn vom vierten Regiment“, „Der Trompeter an der Katzbach“ und vor allen „Andreas Hofer“, in den Mund des Volkes übergegangen sind.

Ölsnitz, ein Städtchen 1880 mit 5918 Einwohnern, hat seit dem großen Brande von 1859 ein sehr freundliches Aussehen erhalten. Hier hat die schon mehrfach erwähnte Perlenfischerfamilie Schmerler seit Jahrhunderten ihren Sitz; hier wirkte auch als Pfarrer Paul Rebhuhn (gest. 1546), ein Schüler Luthers und Melanchthons, dessen Schauspiele „Susanna“ und „Die Hochzeit zu Kana“, in denen er der ganz verwilderten deutschen Verskunst neue Wege zu zeigen

versuchte, die ältesten und besten biblischen Dramen in deutscher Sprache sind. Die alte gotische Kirche ist leider durch spätere Einbauten sehr verunstaltet worden. Die Stadt ist in jüngster Zeit ein Hauptsitz der vogtländischen Halbwollenweberei geworden; viele Leute finden auch in der Korsettfabrikation Beschäftigung.

In einem rechten Seitenthale der Elster, in dem des Gerberbaches, liegt östlich von Ölsnitz das Dorf (1423 Einwohner) und über ihm auf einer zwischen zwei Thälern vorspringenden Anhöhe das Schloß Vogtsberg, eines der ältesten Baudenkmäler des Vogtlandes und der erste Sitz der Vögte.



Partie aus dem Steinicht.

Zwar ist der eine von den beiden Ecktürmen bis auf einen geringen Rest abgetragen worden, und für die Zwecke, denen es neuerdings dient, haben manche Neubauten hinzugefügt werden müssen; trotzdem trägt es noch überall das Gepräge der mittelalterlichen Bauart an sich. Auch sind nur wenig Spuren des Verfalls bemerkbar, obgleich mindestens sechs Jahrhunderte an ihm vorübergezogen sind und ihm die Stürme des Hussiten-, Schmalkaldischen und Dreißigjährigen Krieges übel mitgespielt haben. Welche Wandlung hat es aber auch in seiner Bestimmung erfahren! Einst das Schloß reichsunmittelbarer Herren, sah es vom 14. Jahrhundert an die Vertreter der wettinschen Landesfürsten in seinen Mauern, beherbergte später Justiz- und Verwaltungsbehörden, bis 1856 das Gerichtsamt nach Ölsnitz verlegt wurde, und muß seitdem — Strafzwecken dienen! Zunächst wurde es zu einer Hilfsanstalt der Landesstrafanstalt

zu Zwickau eingerichtet, dann zu einem Landesgefängnis für jugendliche Verbrecher, und gegenwärtig enthält es ein Zuchthaus für weibliche Verbrecher.

Von Ölsnitz bis Plauen behält das Elsterthal seine Breite und die meist sanften Formen seiner Gehänge; nur in der Mitte des Weges, dort, wo es seine westnordwestliche Richtung in eine fast nördliche umändert, verengt es sich auf eine Strecke, und aus den waldigen Thalwänden streben Grünsteinfelsen empor.

An Plauen, das als eine der großen sächsischen Industriestädte später genauer geschildert werden soll, eile der Leser auf dieser Wanderung mit mir flüchtig vorüber, dem schönsten Teile des Elsterthales zu, welcher kurz vor der großen Eisenbahnbrücke (Elsterthalbrücke) bei Jocketa (213 Einw.) beginnt. Wir kommen in die „Vogtländische Schweiz", wie die leidige Sucht nach volltönenden Namen, wohl aber auch die Begeisterung heimatlicher Naturfreunde für diesen Teil des Vogtlandes denselben getauft hat. Dazu gehört sowohl das Elsterthal selbst bis in die Gegend von Greiz, als auch der letzte Teil seiner rechten Nebenthäler, des Trieb- und Göltzschthales. Wer sich nicht durch den auf Alpenschönheiten deutenden Namen zu Erwartungen verleiten läßt, die nicht befriedigt werden können, wird sich durch einen Besuch dieser Gegenden einen hohen Genuß verschaffen. Thalengen und Thalweitungen, jähe Abstürze und sanfte Lehnen, dunkler Nadel- und frischgrüner Laubwald, wogende Felder und reich bewässerte Wiesen wechseln in rascher Folge miteinander ab. Oben winken freundliche Dörfer, unten klappern Mühlen und rasselt der Eisenbahnzug über eiserne Brücken und unter durchbrochenen Felsen hinweg. Hier plätschert der Fluß munter über felsigen Grund dahin, dort umbraust er zornig in seinem Bette zerstreute Felsblöcke, und wieder an andrer Stelle schmiegt er sich in anmutiger Schlinge um den Fuß des Berges, von welchem die altersgraue Ruine der Burg Liebau ernst zu ihm herabschaut. Der Glanzpunkt dieser Vogtländischen Schweiz, „die Perle des Vogtlandes", ist das Steinicht, derjenige Abschnitt des Elsterthales, der sich von Rentzschmühle, etwas unterhalb Liebau gelegen, bis in die Nähe des Städtchens Elsterberg hinzieht. Es trägt den Namen mit Recht; denn steinig ist das Flußbett, in welchem mächtige Felsbrocken den Lauf des Wassers hemmen, steinig der Abhang des Thales und steinig auch der Pfad, wenn man genötigt ist, den Weg am linken Ufer zu nehmen, wie es dem Erzähler in den ersten Apriltagen 1882 geschah, weil der Steg vom rechten zum linken Ufer, der im Winter vor den Eisschollen in Sicherheit gebracht wird, noch nicht aufgestellt war.

Wenn man flußabwärts wandert, ist „Hotel Steinicht" auf dem linken Ufer gegenüber Rentzschmühle der Ausgangspunkt. Hier tummeln sich an schönen Sommersonntagen die Scharen der Ausflügler, hier rasten die Touristen und nisten sich oft auf Wochen die Sommerfrischler ein. Das Thal wird bald sehr eng und wild; besonders auf der linken Seite erheben sich die Grünsteinfelsen in kühnen Formen. Bald bilden sie rauhe Wände, die stellenweise sogar überhangen, bald lösen sie sich als zackige Kegel und Türme von ihrem Hintergrunde los. Sie sind dunkelgrau gefärbt, an einzelnen Stellen rufen Flechten einen bräunlichen Farbenton hervor, und wo die natürliche Farbe des Gesteins zum Vorschein kommt, erscheint es blaugrau. Der Ortskundige weiß alle diese Felsen mit Namen zu benennen. Da gibt es einen Raben-, Kletter-, Uhu-, Hundsstein, einen hohen, Peter- und Nelkenstein, das Bergwerk, den Turm und die Dornstaude. Wo zwischen den Felsen noch ein Plätzchen bleibt, da haben verschiedene Gesträuche

Wurzel gefaßt. Zwischen Steinen und Gerölle hat sich das genügsame Pfaffenhütchen eingezwängt; von Stamm zu Stamm schwingt sich gemeiner Hopfen und Epheu, während im Schatten und auf feuchtem Boden Digitalis und Campanula, Saxifraga, Pyrola, Waldmeister und Farnkräuter Blätter und Blüten entfalten. Alle nicht gar zu schroffen Stellen sind von Wald bedeckt, in welchem Fichten und Tannen, Eichen, Birken und Buchen einander ablösen oder sich mischen. Man geht bald auf sächsischem, bald auf reußischem Boden; und wer zur Orientierung eine topographische Karte mit sich trägt, kann neben den sonderbaren Launen der bildenden Natur auch die wunderbaren Zickzacklinien verfolgen, mit denen eigentümliche Rechtsverhältnisse die Grenzen zweier Staatsgebiete voneinander geschieden und manchmal durcheinander geworfen haben.

Doch lange dauert diese Wanderung nicht; bald nehmen Fluß und Thal wieder einen weniger wildromantischen Charakter an. Das Thal wird weiter und gewährt auf seinem Grunde Wiesen Raum, zu denen sich von den sanft ansteigenden Seiten Felder herabsenken. Da erblickt man auf einem vorspringenden niedrigen Bergrücken, welcher die Elster zu einem weiten Umwege zwingt, das Ziel des Marsches, das freundliche Städtchen Elsterberg (3625 Einw.), den wärmsten Punkt des Vogtlandes. Hier fesseln unsre Aufmerksamkeit die Ruinen der Burg, die im 10. Jahrhundert im Besitze des Hauses Lobdaburg war und im sogenannten vogtländischen Kriege 1354 in Trümmer sank; doch sollen die jetzigen Ruinen von einem späteren Neubau herrühren. Die Ruine Lobdaburg ist eine der größten in Sachsen. Die doppelten Ringmauern sind noch zu sehen, auch andre Mauerreste sind vorhanden, besonders von Türmen, an deren schießschartenähnlichen Fensteröffnungen man die Dicke der Mauern ermessen kann. Ein Turm wird sogar noch zu einer allerdings sehr ärmlichen Wohnung benutzt. Außerdem sind Kellergewölbe vorhanden, die sonst bei Bränden in der Stadt als Aufbewahrungsort der geretteten Habe dienten. — Nicht weit unterhalb Elsterberg verläßt die Elster das sächsische Land, um später noch einmal dahin zurückzukehren; wir aber verlassen das Vogtland und begeben uns nach dem Erzgebirge.

Das Erzgebirge. An den südlichen Grenzwall des sächsischen Vogtlandes, das Elstergebirge, schließt sich, dessen nordöstliche Richtung beibehaltend, das Erzgebirge. Wie sich an seinem Südwestende keine bestimmte, von der Natur vorgezeichnete Grenze gegen das Vogtland angeben läßt, sondern beide unmerklich ineinander übergehen, so ist es auch im Nordosten durch keine an der Oberfläche deutlich bemerkbare Linie von dem Elbsandsteingebirge getrennt, das seine Verbindung mit dem Gebirgssystem der Sudeten bewirkte. Der erzgebirgische Gneis und der Quadersandstein sind in ihren Grenzgebieten durch Ein- und Ausbuchtungen eng verbunden; und die Gottleuba, der bei Pirna mündende linke Nebenfluß der Elbe, welcher gewöhnlich als Nordostende des Erzgebirges angenommen wird, fließt im Oberlaufe durch die Region des Gneises, während sie sich in der untern Hälfte ihres Laufes ihr Bett in den Sandstein gegraben hat. Eine Linie vom Rammelsberge, der an der Nordostecke des Dreiecks liegt, mit welchem das Vogtland in Böhmen einschneidet, bis nach Hellendorf an der alten Straße von Pirna durch den Nollendorfer Paß nach Teplitz ist über 110 km lang; soviel beträgt also die Längenausdehnung des Erzgebirges in dem Sinne, wie man diesen Namen sowohl in der Wissenschaft als auch im Leben gebraucht.

Unter allen Gebirgen Deutschlands zeichnet sich das Erzgebirge durch seine eigentümliche, durchaus einseitige Erhebungsform aus. Schroff fällt es im Süden nach Böhmen hinein ab, äußerst langsam aber verflacht sich sein Nordabhang in Sachsen zu einem Berg- und Hügellande, das ganz unmerklich ins Tiefland übergeht. Es gleicht einer riesigen Scholle, die im Süden etwas gehoben worden ist, so daß hier die Bruchfläche zu Tage tritt, wogegen die Oberfläche sich sanft nach Norden neigt und hier langsam unter jüngere Schichten der Erdrinde taucht. Daher läßt sich auch nur der Südfuß genau bestimmen. Derselbe beginnt unterhalb des böhmischen Bleistadt an der Zwota, wenig nördlich von der Eger, an die er südlich vom Keilberge zwischen Warta und Klösterle unmittelbar herantritt, berührt dann in der Linie über Kommotau und Osseg nach Klostergrab und Graupen das nordböhmische Braunkohlenbecken, wobei die bei Aussig mündende Biela auf eine Strecke mit dem Gebirge parallel geht, und läuft über Kulm am Ausgange des Nollendorfer Passes auf das Thal der Eulau zu, eines Flüßchens, das bis zu seiner Mündung bei Bodenbach den Südfuß des Elbsandsteingebirges bespült. Im Norden dagegen lassen sich so genaue Grenzen nur von Pirna bis Meißen feststellen; denn hier bildet das Elbthal eine deutliche Marke für die Gliederung des Bodens, und dieser Linie folgen die Höhen auch noch weiter bis in die Gegend von Riesa. Zwischen Meißen und Grimma verschwimmen Hügel- und Flachland in unbestimmter Weise; aber weiter nördlich tritt ersteres in den Liebschützer Höhen westlich von Strehla, dem Collmberge westlich von Oschatz und den Hohburger Bergen nördlich von Wurzen inselartig wieder auf. Von Grimma an weicht das Hügelland buchtenartig zurück bis in die Gegend von Altenburg im Süden und von Zeitz und Weißenfels im Südwesten.

Um dem Leser einen Begriff von der großen Ausdehnung dieser nördlichen Abdachung zu geben, mögen hier einige Zahlen angeführt werden. Die kürzeste Linie vom Kamm des Gebirges bis nach Grimma ist beinahe 90 km lang, und der gerade Abstand von der Quelle der Zwickauer Mulde bis zu derselben Stadt beträgt fast 100 km; die Freiberger Mulde und die Zschopau durcheilen bis zu ihrer Mündung eine Luftlinie von etwa 80 km. Dagegen übertrifft die Entfernung des Südfußes vom Kamm nur an wenig Stellen 10 km, an den meisten bleibt sie hinter dieser Zahl zurück, an vielen ganz bedeutend.

Trotz dieser großen Ausdehnung erscheint der Nordabhang in der Gestaltung seiner Oberfläche so gleichmäßig, daß man ihn danach als ein einziges Gebirge auffassen muß, obgleich sein innerer Bau ein sehr verschiedener und im allgemeinen Sprachgebrauche des Landes der Name „Erzgebirge" nur für die höheren Regionen üblich ist. Schon die Betrachtung der Flußläufe läßt diesen Charakter der Oberfläche erraten, denn nur selten werden sie in ihrer nordwestlichen oder nördlichen Richtung gestört, besonders östlich von der Zschopau. Einzig westlich von diesem Flusse, der in beinahe genau nördlicher Richtung die Nordgehänge des Gebirges fast in ihrer ganzen Ausdehnung durchfurcht, deuten geringe Bodenfalten, die sich in der Richtung von West nach Ost erstrecken, eine schwache südnördliche Gliederung an. Der eine dieser Rücken zieht sich südlich von Zwickau in östlicher und nordöstlicher Richtung hin, der andre reicht von der Mulde etwas nördlich von Glauchau bis zum Flüßchen Chemnitz unterhalb der gleichnamigen großen Fabrikstadt. Diese beiden Höhenzüge schließen das

erzgebirgische Becken ein, von dessen genauer Begrenzung und dessen Kohlenreichtum später noch eingehender gesprochen werden soll. Für die nördliche Erhebung wird in manchen Büchern der Name „sächsisches Mittelgebirge" gebraucht, den man an Ort und Stelle aber nicht kennt und der neuerdings auf das Granulitgebiet bezogen wird, das sich von hier nach Norden ausdehnt.

Wir betrachten zunächst das eigentliche Erzgebirge oder das Erzgebirge im engeren Sinne. Seine Nordgrenze fällt ziemlich mit dem Verkehrswege zusammen, der früher als Straße, jetzt als Eisenbahn von Dresden über Freiberg und Chemnitz nach Zwickau führt und dann bei Reichenbach ins Vogtland eintritt. Wie man nun ein oberes und unteres Vogtland unterscheidet, so auch ein oberes und unteres Erzgebirge. Jenes, der südliche Teil, wird von diesem ungefähr durch eine Linie getrennt, welche von Schmiedeberg an der roten Weißeritz über Frauenstein, Lengefeld, Wolkenstein, Thum und Schneeberg nach Falkenstein führt, wo sie sich mit der Grenze zwischen dem oberen und unteren Vogtlande verbindet. Von einem Kamme im eigentlichen Sinne kann beim Erzgebirge fast gar nicht die Rede sein, denn beinahe nirgends ist eine zweiseitige Abdachung bemerkbar. Die Hochflächen stürzen unmittelbar nach Süden ab, und die Berggipfel erheben sich vereinzelt an ihrem steilen Rande. Wer sich diesem von der sächsischen Seite nähert, besonders in der östlichen Hälfte, bemerkt kaum etwas von dem gebirgigen Charakter der Gegend, bis er mit freudigem Erstaunen plötzlich am Steilabhange steht und die erregten Blicke hinab zu den böhmischen Thälern und Ebenen, hinüber zu den böhmischen Bergen schweifen läßt. — Aus diesem Mangel an einem deutlich ausgeprägten Kamme erklärt es sich auch, daß sich die Grenze zwischen Sachsen und Böhmen im Erzgebirge wohl öfters an Flüßchen und Bächen, aber nur ausnahmsweise auf Höhenrücken hinzieht. Die sächsische Grenze weicht überall vor dem Steilabsturze nach Norden zurück, besonders in dem Abschnitte vom Fichtelberge bis zur Quelle der wilden Weißeritz, so daß ein langer Streifen des nördlichen Abhanges noch zu Böhmen gehört. Ebensowenig tritt eine bestimmte Wasserscheide hervor. Im Osten entspringen die Flüsse der nördlichen Abdachung ganz nahe am südlichen Rande, in der Mitte gehen einige Wasserläufe erst in der Richtung des Gebirges, ehe sie sich zu einer Wendung nach Süden oder Norden entscheiden, und im Westen entquellen mehrere Gewässer der Nordseite und eilen doch dem südlichen Flusse, der Eger, zu. Das ausgezeichnetste Beispiel für die letztere Art ist die Zwota, die an ihrer Quelle die Nachbarin der Mulde ist und weit im Süden bei Falkenau sich in die Eger ergießt.

Der Rücken des Gebirges sinkt vom Nollendorfer Paß bis zur Weißen Elster nie unter 650 m herab, vielmehr erhebt er sich auf lange Strecken selbst bis zu 800 und 1000 m. Die größte Erhebung erreichen die Gebirgsmassen im Quellgebiete der Zschopau und des Schwarzwassers. Hier liegen die Städte Joachimsthal, Johanngeorgenstadt, Jöhstadt, Platten, Oberwiesenthal und Gottesgabe in einer Höhe von 700 bis über 1000 m, und über ihnen thronen als die Könige des Erzgebirges, ganz nahe bei einander, der Keilberg in Böhmen und der Fichtelberg in Sachsen, jener 1238, dieser 1204 m hoch. Das Erzgebirge nimmt somit in der Reihe der deutschen Mittelgebirge die fünfte Stelle ein, denn eine größere Höhe erreichen nur die Sudeten, der Schwarzwald, der Böhmerwald und der Wasgau. In jenem Zentralgebiete fällt daher auch der steile

Absturz nach Süden besonders auf. Der nächste Punkt des Egerthales ist etwa 9 km entfernt und liegt nur noch 250 m über dem Meere; auf der Nordseite finden wir diese Höhe erst in einer mehr als fünfmal größeren Entfernung, nämlich in der Gegend von Zwickau.

Der ganze Gebirgszug kann von West nach Ost in drei Abschnitte, das westliche, mittlere und östliche Erzgebirge, eingeteilt werden. Das westliche Erzgebirge reicht vom Vogtlande bis zum Schwarzwasser und der Zwickauer Mulde von dessen Mündung an, das mittlere bis zur Freiberger Mulde und das östliche bis zur Gottleuba und Elbe von Pirna abwärts.

Die Gesteine, welche die im Süden gehobene Scholle der Erdrinde, die wir Erzgebirge nennen, zusammensetzen, sind zum größten Teile Urgebirgsarten, nämlich Gneis, Glimmerschiefer und Thonschiefer. Der Gneis führt die Herrschaft. Er bildet eine große, zusammenhängende Masse, die den ganzen Nordosten des Gebirges bedeckt und durch die Linien von Berggießhübel über Schlottwitz an der Müglitz, Rabenau und Tharandt nach Nossen, und von hier über Öderan, Schellenberg, Geyer und Schlettau nach Oberwiesenthal begrenzt wird, die mit der Kammlinie ein ungeheures Dreieck darstellen. Außerdem bildet er kleine, isolierte Partien im Westen, wie bei Schwarzenberg, Schneeberg und Kirchberg, und an andern Stellen. Aber nicht nur nach dem Raume, den er einnimmt, sondern auch nach seiner Bedeutung ist der Gneis das wichtigste aller erzgebirgischen Gesteine; denn vorzüglich ihn durchsetzen zahlreiche Erzgänge, von denen besonders die silberhaltigen ein reiches Leben und Treiben der Menschen in diesem Gebirge erweckt haben. Doch nicht jeder Gneis besitzt diese Kraft. Man unterscheidet hauptsächlich zwei Arten desselben, grauen und roten Gneis, und jener ist es ganz besonders, der die Silberschätze birgt; er herrscht z. B. in der Gegend von Freiberg vor, während der rote mehr am oberen Gebirgskamme und in einzelnen Streifen am Westrande dieser Gesteinszone auftritt. Weniger reich an Zinnerz-, Eisenstein- und Silbererzgängen ist der Glimmerschiefer, dem auch ein kleineres Gebiet gehört. Als schmaler Streifen schließt er sich zunächst der Westseite des Gneisgebietes von Nossen bis Geyer an und breitet sich von hier aus nach Westen über den ganzen Gebirgsrücken aus; so bestehen vorwiegend aus ihm die Gegenden von Schellenberg, Schneeberg, Schwarzenberg, Johanngeorgenstadt, Gottesgabe und Joachimsthal. — Ziemlich dieselben Verhältnisse zeigt das Vorkommen des Thonschiefers. Wie sich der Glimmerschiefer an den nordwestlichen Rand des Gneises anschließt, so begleitet der Thonschiefer als schmales Band den Glimmerschiefer an dessen Nordwestsaume; dann aber verbreitert er sich nach Westen und bildet im Vogtlande das herrschende Gestein. Sein Merkmal ist die Armut an Erzlagerstätten; aber er bietet einen Ersatz durch nutzbare Gesteine, die in ihm lagern, wie Kalkstein und ganz besonders Dachschiefer, dessen Gewinnung in den Gegenden von Lößnitz und Zwönitz viele Hände beschäftigt. Kleinere Gebiete von Thonschiefer treten an der Nordostseite der großen Gneisregion zwischen Nossen und Tharandt, Berggießhübel und Maxen auf.

Diese Urgebirgsarten, die Grundlagen im Aufbau des Erzgebirges, sind von kristallinischen Massengesteinen und von Eruptivgesteinen durchsetzt. Granit und Porphyr, Grünstein und Basalt haben sich Bahn gebrochen und lagern als Inseln inmitten von Gneis, Glimmer- und Thonschiefer. Aus Granit bestehen

zwei größere Gebiete am Südwestende des Gebirges, von denen das bei Kirchberg den Thonschiefer durchsetzt, das andre dagegen, das vom Egerthale bis ziemlich nach Schneeberg reicht, von Glimmerschiefer umgeben ist. Dazu kommt aber noch eine Anzahl von kleineren Granitmassivs, die als Inseln teils im Gneis, teils im Glimmerschiefer auftreten, wie die Gegenden von Kirchberg, Geyer, Schwarzenberg und Aue. Darauf beruhte bei letzterer Stadt das Vorkommen von Porzellanerde, welches den Anlaß zur Gründung der ersten deutschen Porzellanfabrik, der in Meißen, gab. Jetzt ist freilich der Vorrat erschöpft und daher die Grube geschlossen. Porphyrgebiete finden sich besonders im östlichen Gebirge, vor allem zwischen Dippoldiswalde und Teplitz, Tharandt und Freiberg, während der Basalt einzelne Berge im Osten und in der Mitte bildet. Der Grünstein, der im Vogtlande auf die Gestalt der Landschaft von großem Einflusse ist, kommt dagegen im Erzgebirge nur sparsam vor.

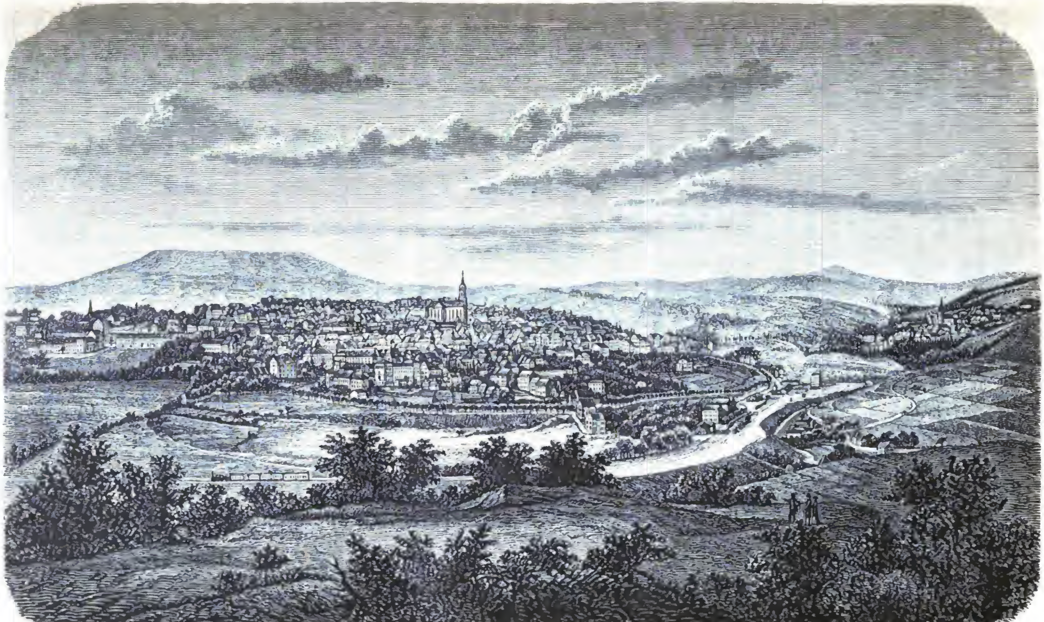
Dem inneren Bau entspricht die Bodengestalt des Gebirges. Gneis, Glimmer- und Thonschiefer bilden große Hochflächen, die in geringen Wellen auf- und absteigen, besonders im unteren Erzgebirge, oder langgezogene Rücken, die Berge von abgerundeter Form tragen, welche man häufig mit flachen Kugelabschnitten verglichen hat. Weder auf den Hochflächen, noch auf den Rücken ragen die Berge bedeutend über ihre Basis empor und rechtfertigen dadurch den Ausspruch Bernhard von Cottas, daß das Erzgebirge auf sächsischer Seite fast ein Gebirge ohne Berge sei. Es tritt dadurch in einen schroffen Gegensatz zu seinen Nachbarn im Osten und Süden, dem zerklüfteten und zackigen Elbsandsteingebirge und dem böhmischen Mittelgebirge mit seinen Reihen von großen und kleinen Bergkegeln. Dagegen kann es seine Verwandtschaft mit dem Vogtlande nicht verleugnen: es haftet ihm, wie diesem, an vielen Stellen ein Zug der Einförmigkeit in der Bodengestalt an, der jedoch beim Erzgebirge durch weitere und tiefere Thäler und im Verhältnis höhere Rücken mehr gemildert wird als beim Vogtlande.

Dieser einförmige Charakter ändert sich sofort dort, wo die genannten Urgebirgsarten von den kristallinischen Massengesteinen und den eruptiven Gesteinen durchsetzt sind. Der Granit ruft überall, wo er auftritt, eine größere Unebenheit des Bodens hervor, wie wir schon im Vogtlande beobachten konnten; die Berge erscheinen in größerer Zahl und in mannigfaltiger Form, Felszinnen und Felsblöcke verleihen denselben einen Anflug von Abenteuerlichkeit. Ähnliche Erscheinungen bewirken die Porphyrdurchbrüche, am meisten aber verändern die Basaltberge den Plateaucharakter. Am deutlichsten nimmt man das in der Gegend von Annaberg und Altenberg wahr, wo die schroffen Basaltmassen aus einer auch sonst lebhafter bewegten Gegend aufsteigen. Dabei zeigt sich ein eigentümlicher Unterschied in der Form der Basaltberge. Im Osten erheben sich aus dem Gneis der Geising, der Sattelberg, der Luchberg und der Wilisch in der bekannten Zuckerhutform; im Westen lagern auf dem Glimmerschiefer der Pöhlberg, Bärenstein und Scheibenberg als Tafelberge mit großer, wagerechter Oberfläche und senkrechten Wänden an den Seiten, so daß man sich fast in das Elbsandsteingebirge versetzt sieht.

Zahlreiche Thäler haben in nördlicher, nordwestlicher und nordöstlicher Richtung tiefe Furchen durch den plateauartigen Nordabhang des Erzgebirges gegraben. In noch höherem Grade als im Vogtlande bedingen sie hier den

Gebirgscharakter. Der muntere Lauf ihrer klaren Gewässer, der bunte Wechsel ihrer landschaftlichen Szenerien und ihre vielen gewerbthätigen Ortschaften verleihen ihnen Reize, welche die verschiedenartigsten Geschmacksrichtungen zu befriedigen vermögen. In den flachen Mulden des oberen Gebirges sammeln sie die Gewässer, die ihnen von dessen sanften Gehängen zufließen; aber je weiter dieselben abwärts kommen, desto tiefer wühlen sie sich in die Gebirgsmassen ein. Da die Flüsse und Bäche ein verhältnismäßig geringes Gefälle haben, bequemen sie sich in ihrem Laufe gern dem in seiner Festigkeit wechselnden Gestein an und zeigen daher häufig jene Windungen, die bei einem Flußthale vor den Augen des Wanderers immer neue Schönheiten hervorzaubern. Doch nicht immer spiegeln sie auf diese Weise den schmiegsamen Charakter des Erzgebirges wieder; sie kommen auch durch Strecken, wo sie in rascherem Laufe thalwärts eilen und in schäumenden Kaskaden über die ihr Bett erfüllenden Felsblöcke stürzen, oder mit zornigem Brausen ihnen ausweichen. Die Sohle der Thäler ist bald so schmal, daß ihr nur mit Mühe der Raum für die Verkehrswege hat abgewonnen werden können, bald erweitert sie sich und ist bedeckt von saftigen Wiesen. An den Seiten wechseln steile und sanfte Gehänge; oft gleichen sich beide Seiten, aber oft bilden sie auch scharfe Gegensätze, besonders an den Windungen des Flusses. An der Innenseite des Bogens erheben sich die Anhöhen nur allmählich, an der Außenseite dagegen streben sie steil und oft schroff empor. Dort ziehen sich daher von der Hochebene die Felder bis zu den Wiesen im Grunde herab, hier hüllt der Wald den Boden in seinen Mantel. Oft aber kann auch er nicht Wurzel fassen, wenn nämlich die Steilheit des Abhanges nicht einmal der dünnsten Moos- und Flechtendecke Halt bietet; nackte Felsen und Wände ragen dann aus dem dunklen Walde hervor oder spiegeln sich im Flusse, und nur mühsam behaupten einzelne mit ihren Wurzeln in die Felsspalten geklemmte Bäume ihren Platz. Zuweilen erweitern sich die Thäler zu kleineren oder größeren Kesseln, besonders dort, wo ein breiteres Seitenthal in das Hauptthal mündet. An solchen Stellen sind Städte entstanden; doch bietet ihnen selten die Sohle des Thales genügenden Raum, sie bedecken daher mit ihren Häusern die Abhänge, und ihre Straßen steigen auf und ab. Um so schöner ist aber auch der Anblick, den sie gewähren. Derartige Kessel sind jedoch nicht häufig, und ein großer Teil der Städte wurde infolge aufgefundener Metallschätze gegründet; deshalb treffen wir viele Städte hoch oben am Thalrande, von wo aus sie weit ins Land hineinschauen. Dieselbe Lage haben auch Schlösser und Burgen oder ihre Reste aus alter Zeit. Wo die Flüsse sich anschicken, aus dem eigentlichen Erzgebirge ins nördliche Hügelland einzutreten, werden ihre Thäler zu flachen Mulden, und in ihnen liegen die wichtigsten Städte des Erzgebirges, die durch ihre stark entwickelte Industrie den Namen Sachsens zu einem weithin bekannten gemacht haben, wie Werdau, Glauchau, Zwickau, Chemnitz und Frankenberg. Liebliche und wilde, einfache und großartige Bilder, die Einsamkeit des stillen Waldes und die laute Regsamkeit der Industrie und des Verkehrs wechseln also in den Thälern des Erzgebirges und bilden der Anziehungspunkte gar viele.

Die Oberfläche der Erde in ihren wechselnden Gestalten bildet aber immer nur die Grundlage eines landschaftlichen Bildes; dazu kommt noch das **Kleid des Bodens**, die Vegetation.



Annaberg-Buchholz mit dem Pöhlberg.

Mit dem schönsten Schmucke unsrer deutschen Mittelgebirge, mit Wäldern, ist das Erzgebirge in reichem Maße versehen, und besonders der obere Teil enthält ausgedehnte Forsten, die eben so sehr das Herz des Naturfreundes, wie dasjenige des Nationalökonomen erfreuen. Sie gehören größtenteils dem Staate (170335 ha), werden ausgezeichnet bewirtschaftet und liefern daher im Vergleich zu den Staatsforsten vieler andrer Länder einen sehr hohen Ertrag. Stundenweit ziehen sie sich an den Gehängen der Thäler und auf dem Rücken der Berge hin und die Hochfläche ist oft meilenweit von ihnen bedeckt; am ausgedehntesten sind sie um das Jagdschloß Rehefeld an der oberen Weißeritz, um Crottendorf an der oberen Zschopau, um Eibenstock und Schwarzenberg. Das Nadelholz bedeckt die größten Räume, aber auch das Laubholz fehlt nicht. An letzterem ist besonders das Thal der Flöha reich, auch die Gegenden im Norden und Nordwesten des Fichtelberges besitzen Laubwaldungen. Die Buche ist der herrschende Baum in denselben, und die bunte Färbung ihres Laubes ruft im Herbste reizende Bilder in allen diesen Gebieten hervor. In der Blütezeit des Bergbaues ist leider manche Höhe abgeholzt worden, ohne daß daran gedacht wurde, für jungen Nachwuchs zu sorgen. Diesen Fehler früherer Geschlechter sucht in unsrer Zeit die sächsische Regierung wieder gut zu machen, indem sie kahle Stellen, die keiner andern lohnenden Kultur fähig sind, wieder für den Wald zu erobern versucht. An vielen Stellen ist es ihr gelungen — oft freilich erst nach unendlichen Anstrengungen — die alten Wunden wieder zu heilen, selbst auf dem Fichtelberge in einer Höhe von über 1200 m.

Die Sohle der Thäler und die unteren Teile ihrer sanfteren Gehänge, sowie die flachen Mulden sind von saftigen Wiesen bedeckt, denen durch das feuchte Klima das nährende Naß in reichem Maße zugeführt wird. Überall rieselt und murmelt es von den Bergen herab, und diese kleinen Wasserläufe werden aufgefangen und durch klug verteilte Gräben über die lehnab gelegenen Wiesen geleitet; im Thalgrunde aber ist es ein Leichtes, Bewässerungskanäle anzulegen und zeitweise die ganze Wiese fast unter Wasser zu setzen.

Wenn vom Kleide des Bodens die Rede ist, so dürfen auch die Feldfluren nicht vergessen werden, denen der Landmann selbst in den höchsten Gebieten trotz der Ungunst der Natur das tägliche Brot in hartem Kampfe abzuringen sucht, und die im unteren Erzgebirge den größeren Teil der Hochebene bedecken, so daß sie hier oft das Auge ermüden würden, wenn nicht die Höhen in der Ferne es immer wieder fesselten und die Wellenform der Ebene dem Boden in der Nähe Leben verliehe.

Einen öden düsteren Eindruck machen die Hochmoore in den Regionen des oberen Erzgebirges. Sie finden sich nach den Schilderungen von Dr. Otto Delitsch, einem gründlichen Kenner unsres Erzgebirges, auf dem flachen, breiten Rücken des oberen Gebirges, in vielen muldenartigen Senkungen, überall, wo das Wasser, welches die Atmosphäre in Form von Tau, Regen und Schnee reichlich spendet, nur langsam abfließen kann. Hier gedeihen die Torfmoose oder Sphagnumarten. „Jährlich ihre weichen Stämmchen höher treibend, am Boden zu einem braunen Filz zusammenwachsend, in dem zelligen Bau ihrer zarten Blätter und Stengel stets mit Wasser gefüllt, bedecken sie weithin den Boden, einem mächtigen Schwamme gleichend, der fortwährend Wasser einsaugt und nur langsam das überflüssige wieder von sich gibt. Jahrhundertelang wächst auf

diese Weise das Torfmoos in die Höhe, unter ihm bilden sich jene mächtigen Torflager, welche besonders zum Bedarf der Glashütten und andrer Anlagen ausgebeutet werden. Kein Hochwald wächst auf diesen nassen, schwammigen Moosflächen, die Fichte geht in dem nassen Boden zu Grunde. Um so frischer wuchert die Zwergkiefer oder das Knieholz, gleichsam in mächtigen Rasen sich ausbreitend; dazwischen dehnen sich Moosflächen aus, zahlreiche Wassertümpel, von dunkler Farbe und undurchsichtig, am Rande mit trügerischem Moose umwachsen, in welches der Fuß des Wanderers tief einsinkt, machen einen mehr unheimlichen als erfreulichen Eindruck." Dem Volke gelten diese Wasserflächen für unergründlich; aber selbst die ansehnlichsten haben nicht über 3 m Tiefe. Das Tierleben ist im Hochmoor nur dürftig vertreten: Frösche, Wasserkäfer, Schmetterlinge kommen nur vereinzelt vor, kaum nistet ein Singvogel in Knieholzbüschen, selbst Wasservögel, die in alten Zeiten nach den Berichten der Förster häufiger waren, sind selten geworden.

Diese Hochmoore sind über den Rücken des ganzen Gebirges längs der böhmischen Grenze verteilt. Besonders groß sind sie im westlichen Flügel, in der Gegend von Johanngeorgenstadt und dem Flecken Karlsfeld. Südlich von letzterem liegt der sogenannte Kranichsee, der sich auch nach Böhmen hinein erstreckt, zwei Stunden im Umfange hat und eine Torfschicht von 8 m, in der Mitte angeblich sogar von etwa 17 m Dicke besitzt, die aber noch gar nicht in Angriff genommen ist. Ihm entfließen drei Bäche, deren jeder im stande ist, ein Mühlrad zu treiben. Die Moore sind nämlich die großen Wasserbehälter, welche die zahlreichen Bergbäche nähren. Ein Moor wie der Kranichsee, vollständig mit Wasser gesättigt, enthält so viel Wasser, daß es ein ganzes Jahr lang in jeder Sekunde zehn Zentner Wasser liefern könnte, ehe es seinen Wasservorrat erschöpfte.

Aber die Waldkultur hat zuerst der kleineren, dann auch der größeren Moorstrecken sich bemächtigt. Tiefe Gräben haben rasch das Wasser abgeführt, die Moore trocken gelegt und die Anpflanzung von Fichten gestattet, während gleichzeitig das seines Grundwassers beraubte Knieholz einging. Man hoffte daraus einen bedeutenden Gewinn für die Waldbestände, aber diese Erwartung ist nur teilweise eingetroffen. Dagegen hat sich ein gewaltiger Nachteil geltend gemacht. Mit der Entleerung jener natürlichen Wasserbehälter ist das Hauptmittel zur Regulierung des Wasserstandes verloren gegangen. Bei jedem Regengusse läuft jetzt da, wo die Hochmoore fehlen, das Wasser rasch zusammen, richtet durch Überschwemmungen manchen Schaden auf den Kunstwiesen an, verläuft sich schnell wieder, und nun folgt eine längere wasserarme Zeit. —

Die Wälder des Erzgebirges bergen ein reiches Tierleben. Während der schönen Jahreszeit hallen sie von dem frohen Gesange der gefiederten Sänger wieder, denen die Falken und Eulen ebenso nachstellen, wie dem übrigen kleineren Getier. Wer es über sich gewinnt, schon mit dem Morgengrauen in den Wald zu wandern, kann, wenn das Glück ihm günstig ist, Auer- und Birkhahn balzen hören. Gleich ihnen tummelt sich in den Wipfeln der Bäume das harmlose Eichhörnchen im Tageslicht, während Fuchs, Marder, Iltis und Dachs im Dunkel der Nacht ihrem Raubhandwerk nachgehen. Am Morgen und Abend grast das scheue Reh auf der Waldlichtung oder am Waldrande; und beim Durchwandern der weiten Forsten verrät uns das Geräusch knackender Zweige, daß

wir einen Hirsch aus seinem Versteck aufgescheucht haben, der wohl auch mit gemessenem Schritt unsern Weg kreuzt. Dieses Hochwild wird von den Forstleuten sorglich geschont, freilich nicht zur Freude des Landmanns, dem es oft in seinen Feldern großen Schaden anrichtet. Er vermag deswegen auch nicht den Wilddiebstahl als ein Verbrechen anzusehen, und der Wilderer ist in seinen Augen mit der Glorie des Helden umgeben. Die Thaten des Wildschützen Stülpner hat in den Erzählungen am Herdfeuer der langen Winterabende ein Geschlecht dem andern überliefert; die Bücher, die von ihm erzählen, und die Bilder, die ihn und seine Abenteuer verherrlichen, haben Eingang in alle Hütten gefunden, und das nicht bloß im Erzgebirge, sondern im ganzen Lande. Der Landwirt beklagt es sicherlich nicht, daß das Wildschwein jetzt aus seiner Heimat verschwunden ist. In früheren Jahrhunderten beherbergten die erzgebirgischen Wälder allerdings noch ganz andres Wild. Noch im 17. Jahrhundert gingen Waldarbeiter und Beerensammler nie an ihr Tagewerk ohne Glocken und Hörner, um Bären und Wölfe damit zu verscheuchen; ja in der Gegend von Dippoldiswalde steht eine Säule, die daran erinnert, daß noch im Jahre 1802 hier ein 203 Pfund schwerer Wolf erlegt wurde. In jenen Jahrhunderten waren auch die Bäche noch voller Forellen von einer Größe, die heute als Merkwürdigkeit angestaunt werden würde. Die Sage weiß von 2 Ellen langen Exemplaren dieser vom Feinschmecker lebhaft begehrten Fischart zu erzählen; und das klingt auch gar nicht so unwahrscheinlich, wenn wir erfahren, daß der von 1591—1611 regierende Kurfürst Christian II. einst von einem Hammerherrn in drei Fässern 30 Forellen empfing, von denen eine 17 Pfund wog. In unsrer Zeit sind die Forellen seltener geworden; der schonungslose Fang', die Beunruhigung und Verunreinigung der Gewässer durch die wachsende Industrie haben sie dezimiert.

Gefürchtet ist die giftige Kreuzotter (Pelias berus L.), die in den Wäldern noch ziemlich häufig vorkommt. Sie ist zwar gefährlich, aber doch nicht in dem Maße, als häufig angenommen wird; Erzählungen von Kreuzottern, die in meterweiten Sprüngen auf der Erde oder von einem Baume aus Menschen verfolgt haben sollen, sind Fabeln oder wenigstens übertrieben. In der Regel flieht dieses Reptil bei Annäherung des Menschen; es setzt sich nur sofort energisch zur Wehr, wenn es getreten oder irgendwie gereizt wird. Es schnellt dann seinen Kopf in die Höhe oder vorwärts und versucht zu beißen; aber da es höchstens 12—15 cm weit reichen kann und sich dann stets wieder in jene tellerförmig zusammengeringelte Stellung zurückzieht, von welcher aus es den Angriff wagt, so kann es demjenigen, welcher einigermaßen vorsichtig ist, kaum schaden. Daher wird die Kreuzotter nur solchen Leuten gefährlich, welche barfuß gehen oder beim Beerensuchen und bei ähnlichen Gelegenheiten unvorsichtig sind. Das findet leider noch vielfach statt, und daher kommt es, daß beinahe kein Sommer vergeht, ohne daß die Zeitungen von einem oder dem andern Todes- oder schweren Erkrankungsfalle zu berichten wissen, der durch den Biß von Ottern herbeigeführt wurde.

Aus der kurzen Schilderung der Formen und der Bekleidung des Bodens geht hervor, daß das Erzgebirge dem Naturfreunde viele Reize verschiedener Art darbieten muß. Trotzdem wendet sich ihm allsommerlich der Schwarm der Touristen noch lange nicht in dem Maße zu, wie den meisten andern deutschen Mittelgebirgen. Der Grund davon ist die große Ausdehnung des Gebietes und

die verhältnismäßig große Entfernung zwischen den einzelnen Anziehungspunkten, sowie die geringe Zugänglichkeit vieler von ihnen. Hier kann der Tourist nicht gleichsam in einem Zuge von einem Glanzpunkte zum andern eilen, sondern muß auch Strecken mit in den Kauf nehmen, die minder interessant sind; er ist hier genötigt, mehr Zeit aufzuwenden, oder sich den Besuch mancher Stellen, die den andern in nichts nachstehen, zu versagen. Doch wird es jetzt von Jahr zu Jahr bequemer gemacht, das Gebirge zu bereisen; das Eisenbahnnetz verdichtet sich immer mehr, und seit dem Jahre 1878 besteht ein besonderer „Erzgebirgsverein“ mit Sektionen in den wichtigsten Gebirgsstädten, welcher sich die Aufgabe gestellt hat und mit Erfolg an ihrer Lösung arbeitet, dasselbe noch zugänglicher zu machen, die Annehmlichkeit und den Genuß für die Reisenden zu erhöhen und die Kenntnis seiner Vorzüge in größeren Kreisen zu verbreiten. Die Früchte dieser Bemühungen sind nicht ausgeblieben. Die Badeorte und Sommerfrischen füllen sich mit Gästen, und die wachsende Litteratur über das Gebirge legt Zeugnis dafür ab, daß seine Bedeutung immer mehr erkannt, seinen Schönheiten steigende Anerkennung gezollt wird.

Warum aber sollte es auch nicht so sein? Atmet man doch auf seinen Höhen freier; die kräftige, reine Luft belebt Körper und Geist, und der Bewohner der großen Stadt, der nicht gerade die Landstraße zu seinen Wanderungen wählt, nimmt mit frohem Erstaunen wahr, wie wenig Staub sich ihm auf Hut und Kleider legt. Selbst ein langer Marsch auf der an Abwechselung nicht reichen Hochebene ermüdet wenig, denn der Blick wird nicht eingeengt, sondern schweift unbehindert in die Ferne, wo ihm immer neue Gegenstände entgegentreten. Und dann die weitgedehnten Wälder! Von den die zottigen Äste herabsenkenden Fichten und den stolz dem Lichte zustrebenden Edeltannen strömt uns würziger Harzduft entgegen; wir fühlen uns wie neugeboren in der balsamischen Luft, die uns hier an einem heiteren Sommertage umfächelt, fühlen unsre Nerven sich stählen, wenn rauher Wind auf uns eindringt. In den schattigen Buchenhainen wandern wir wie in grünen Hallen, durch die das Blau des Himmels leuchtet und wo auf dem grasigen Boden das Licht der Sonne spielt, gemildert durch das Blätterdach. Dann geht es hinab in das Thal, dessen Gewässer uns murmelnd und rauschend begrüßen, oder hinauf zum Berge, der unsre Mühe mit weiter Aussicht lohnt. Aber zu Fuß mußt du gehen, wenn du dich eines vollkommenen Genusses aller dieser Gaben erfreuen willst; denn nur so wahrst du dir die nötige Freiheit, an jedem beliebigen Punkte zu halten, und die Möglichkeit, nach allen Seiten hin zu beobachten. Wenn du im Wagen die Gegend durcheilst, so lernst du sie kaum halb kennen und genießest sie auch nur halb. Nur der Fußgänger kann auch der Bevölkerung und ihrer Thätigkeit näher treten, und das verschafft gerade im Erzgebirge manche Freude und viel Belehrung. Höflich und freundlich kommen hier die Leute dem Fremden entgegen, bereitwillig weisen sie ihn zurecht, ohne auf ein Trinkgeld zu rechnen; frei von aufdringlicher Neugier, gehen sie doch gern auf ein Gespräch ein, das er mit ihnen anknüpft. Sie rechnen es ihm hoch an, wenn er ihnen bei ihrer Arbeit in der Hütte und an der Dorfstraße, in der Werkstatt und in der Fabrik teilnehmend zuschaut, und freuen sich, wenn sie ihm Erklärungen geben können. Wer den Menschen und seine Thätigkeit kennen lernen will, findet dazu nirgends bessere Gelegenheit als im Erzgebirge, denn wohl nirgends ist sie auf gleichem

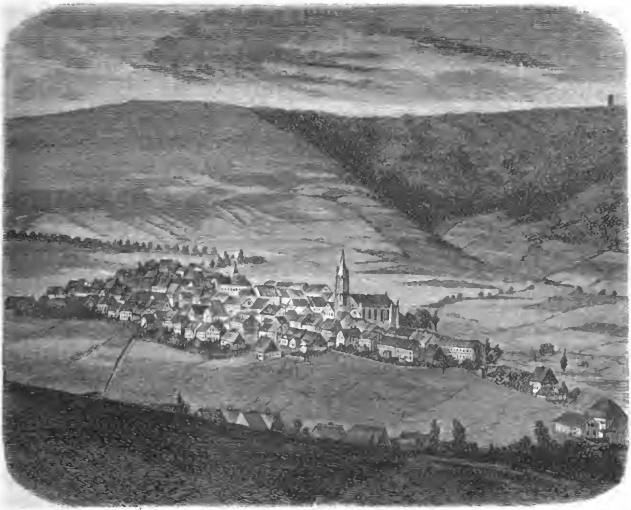
Raume eine mannigfaltigere. Es möchte eben so schwer fallen, Industriezweige zu nennen, die hier nicht vertreten sind, als in der Kürze alle vorhandenen zusammenzustellen.

Den Aussichten, welche sich von den Höhen dem Wanderer darbieten, gebührt noch eine besondere Berücksichtigung. Die große Ausdehnung des Gebirges nach Länge und Breite bedingt eine große Mannigfaltigkeit derselben. Auf der nördlichen Abdachung ist es natürlich zunächst das Gebirge selbst, welches den Blick fesselt, seine Gipfel, Rücken und Thalgründe, seine Wälder und Felder, die hochliegenden Städte und Schlösser und die langgedehnten Dörfer. Je nach der Lage des Aussichtspunktes wird bald der eine, bald der andre Gegenstand zum Charakterzuge im jedesmaligen Landschaftsbilde: näher dem Kamme sind es die einsamen Wälder, weiter nach Norden die Fluren und Ortschaften. Dazu kommen die Nachbargebiete: im Westen das Vogtland, in der Mitte das im Norden vorgelagerte Hügelland und im Osten die schroffen Formen der Sächsischen Schweiz, sowie in dämmernder Ferne die lieblichen Landschaften des Elbthales. Die prächtigsten Aussichten aber genießt man vom Kamme des Erzgebirges, wo die Gegensätze sich häufen. In der Nähe steigt der Abhang von sächsischer Seite fast unmerklich bis zur Kammlinie, um dann mauerartig nach der Tiefe abzustürzen. Hier breitet sich am Fuße in Böhmen Flach- und Hügelland aus, dessen Einzelheiten wir auf unserm hohen Standpunkte mehr ahnen als erkennen, wo dicke Rauchmassen die Stellen der Braunkohlengruben und leichtgekräuselte, in die Länge gezogene Dampfwölkchen den Lauf der Eisenbahnlinien anzeigen. Jenseit desselben erhebt sich im Osten das Mittelgebirge mit seinen reihenweise geordneten Basaltkegeln; westlich davon die nordböhmische Terrasse, besonders um Karlsbad, wo basaltische Massen zwischen Granit auftreten und dadurch die Formen der Berge noch mehr wechseln. Auf den östlichen Punkten des erzgebirgischen Kammes bleiben dabei immer noch Teile des Elbthales und die Sächsische Schweiz, ja über letztere hinaus auch Berge des nordöstlichen Böhmens im Gesichtskreise, und auf den westlichen kann man unter günstigen Umständen in unbestimmten Linien auch Teile des Fichtelgebirges wahrnehmen. Man braucht daher gar nicht besonderes Glück mit dem Wetter zu haben; denn wenn nicht alles von Nebel und Wolken verschleiert ist, so muß wenigstens nach einer Seite ein schönes Bild zu finden sein.

Will man den Südabhang in seinen Einzelheiten kennen lernen, so muß man nach Böhmen hinabsteigen, denn infolge seiner Steilheit kann man ihn von oben nicht überblicken. Hier am Südfuße ermißt in einiger Entfernung das Auge erst, wie gewaltig der Absturz ist, der sich während des Abstiegs durch die Anstrengung der Kniee nur dem Gefühle bemerkbar machte. Wie eine Wand steigt das Gebirge auf, von der hier und da Basteien nach vorn geschoben sind, Buchten sich nach rückwärts ziehen und enge Thäler fjordartig einschneiden. Auch Terrassenbildung ist dort angedeutet, und weiter unten vermitteln die letzten, etwas sanfteren Hänge den Übergang zur Ebene. Auf diesen liegen in herrlicher Umgebung Schlösser mit Gartenanlagen, in denen die Kunst mit geringen Mitteln der Natur nur etwas nachzuhelfen brauchte, und mit Wildparken, die Rehen und Hirschen Schutz gewähren. Auch manche Ruine blickt aus dem Walde und versetzt unsern Geist in die Vergangenheit. Der Wald, ein buntes Gemisch von Laub- und Nadelholz, zieht sich bis zu diesen unteren

Gehängen herab; hier aber weicht er an vielen Stellen dem Obstbaume, und den Fuß zieren besonders Walnußbäume in ansehnlicher Menge. —

Es ist schwer, aus dem großen Gebiete einzelnes hervorzuheben; bei der Menge und Verschiedenartigkeit der schönen Punkte läuft man Gefahr, dem einen oder andern Unrecht zu thun. Der Leser hat aber ein Recht darauf, daß ich ihn auch mit einzelnen Größen bekannt mache, und ich will daher einige der am meisten genannten und besuchten Höhen und Thäler noch kurz beschreiben.



Oberwiesenthal am Fuße des Fichtelberges.

Die höchsten Gipfel sind der Keilberg und der Fichtelberg, jener 1238, dieser 1204 m Meereshöhe erreichend. Beide bestehen aus Glimmerschiefer und sind flachgewölbte Kuppen, denen man ihre Höhe nicht ansieht, da sie sich nur wenig aus ihrer an und für sich schon hohen Umgebung erheben und Berge zu Nachbarn haben, die ihnen an Höhe nur wenig nachgeben, wie der Eisenberg im Norden (1029 m) und der Spitzberg bei Gottesgabe im Westen (1107 m). Zwischen beiden Bergen läuft die Grenze zwischen Sachsen und Böhmen von Osten nach Westen, so daß der südlich gelegene, höhere Keilberg böhmisch, der nördliche, niedrigere Fichtelberg sächsisch ist. Muß letzterer demnach hinter seinem Genossen etwas zurückstehen, so genießt er doch den Vorzug, Sachsens höchster Berg zu sein. Wenn der Sattel zwischen beiden Bergen die Bewohner dieser Gebirgsgegend politisch trennt, so einigt er sie doch auch wieder; denn über ihn führt die Straße vom sächsischen Oberwiesenthal nach dem böhmischen Gottes=gabe, der höchsten und rauhesten Stadt des ganzen Erzgebirges (1027 m). An

dieser Straße liegt das Gasthaus „Zum Fichtelberg", Sachsens höchster bewohnter Punkt, 1082 m über dem Meere. Daher war es dem Gastwirte erlaubt, sich einst seinem vorüberfahrenden Könige, dem allerhöchsten Landesherrn, als dessen allerhöchsten Unterthan vorzustellen. Wie die meisten hervorragenden Punkte des sächsischen Erzgebirges, ist auch der Fichtelberg eine Station der mitteleuropäischen Gradmessung, und zwar die beste, die man sich denken kann; denn von ihm aus überschaut man es ganz, und dazu noch einen Teil des sächsischen Niederlandes bis zu den Hohburger Bergen bei Wurzen. Auch nach Westen und Osten ist der Blick ungehemmt, nur im Süden ist er begrenzt durch den vorgelagerten Keilberg; dieser ist daher nach Süden zu seine Ergänzung, um so mehr, als er unschwer zu erreichen ist. Als höchster Stock des Erzgebirges kündigen sich die beiden Berge auch durch die subalpinen Formen an, die sich unter ihre Pflanzenwelt mischen, und durch die zahlreichen Bäche und Flüsse, die an ihnen entspringen. Die ansehnlichsten sind natürlich diejenigen, die ihren Lauf nach Sachsen wenden, nämlich das Schwarzwasser und sein rechter Zufluß Mittweida, die Zschopau und ihre Nebenflüsse Sehma und Pöhl.

Ein viel besuchter Aussichtspunkt ist der Auersberg bei Wildenthal (1014 m), in der Mitte zwischen Eibenstock und Johanngeorgenstadt. Er erhebt sich als eine Granitkuppel über dem rechten Ufer der großen Bockau, eines rechten Nebenflusses der Mulde, inmitten großer Forstreviere. Jenseit derselben erblickt man von dem stattlichen Turme aus im Westen das Vogtland mit seinen zahlreichen Ortschaften und dahinter die Vorberge des Thüringer Landes; im Norden verflacht sich das Land zur Tiefebene, in der die Türme von Leipzig und das Altenburger Schloß dem Auge schwache Stützpunkte zur Orientierung bieten; im Osten erscheinen die Basalttafelberge bei Annaberg, Scheibenberg und Bärenstein und die Hünengestalten des Fichtel- und Keilberges, und im Süden liegt das Gebirge bis zur Kammhöhe vor uns. Im Waldgebiete folgt der Blick den Furchen der benachbarten Thäler der großen und kleinen Bockau, des Schwarzwassers und der Mulde, und unter den Ortschaften fesselt ihn im Nordosten jenseit des Bockauthales das nahe, hochgelegene Eibenstock.

Nördlich von der Gegend der schon erwähnten Basaltberge liegt ein andrer „Stein", der Greifenstein (730 m), zwischen den Städtchen Thum und Geyer und westlich von Ehrenfriedersdorf. Er zeichnet sich nicht bloß durch die Aussicht aus, welche man auf dessen Gipfel genießt, sondern auch durch seine eigenartige Form. Wie der Auersberg, besteht er aus Granit, welcher aber bei ihm nicht, wie bei jenem, einen kuppelförmigen Bergrücken bildet, sondern in sieben Felsmassen zerklüftet ist, die sich auf einer Grundlage von Gneis 20—30 m hoch erheben und alle Merkmale freistehender, den Witterungseinflüssen preisgegebener Granitmassen zeigen. Durch wagerechte Zerklüftungsspalten sind sie in Platten und Quader geteilt, die, an den Ecken und Kanten durch Verwitterung abgerundet und kühn aufgetürmt, in ihrer abenteuerlichen Gestalt einem alten, von dem Wetter und der Zeit hart mitgenommenen Gemäuer gleichen.

An solche Stellen knüpft gern die Sage ihre phantastischen Erzählungen an, und da eine so auffallende Zerklüftung im Erzgebirge selten ist, so erklärt es sich, daß gerade der Greifenstein von ihr vielfach umwoben ist. Von einem Ungeheuer bewachte oder von gutherzigen Zwergen verwaltete Schätze spielen in diesen Sagen eine Hauptrolle.

Eine von ihnen sei hier mitgeteilt als Beispiel vieler ähnlichen im Erzgebirge, aus welchen die nie ersterbende Hoffnung des armen Volkes hervorleuchtet, durch irgend einen Zufall aus seiner drückenden Not zu Glück und Wohlstand emporgehoben zu werden.

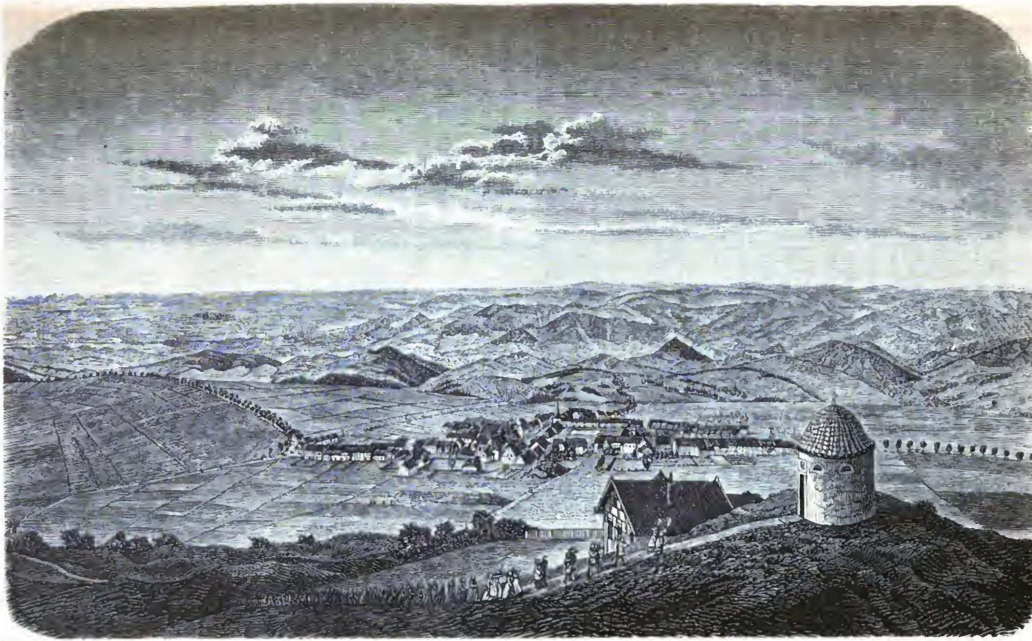
„Ein Wanderer, Namens Jahn, irrte bei Nacht einst in der Gegend des Greifensteins im Walde umher. Da trat ihm plötzlich eine zwerghafte Geistergestalt entgegen und winkte ihm, zu folgen. Nicht ohne Grauen folgte Jahn. Über Stock und Stein führte ihn der Zwerg, bis sie endlich an eine Höhle kamen, die sich, sobald sie eintraten, mächtig erweiterte und ein prächtiges Ansehen gewann. Die Wände waren von Silber, die Tische und Stühle aber von Gold. Tausend kristallene Leuchter mit langen Kerzen verbreiteten einen blendenden Glanz über das ganze Gewölbe. Zwölf Männer in stattlichen Rittergewändern und mit langen Bärten saßen an einer langen Tafel und speisten. Der Zwerg lud den erstaunten Jahn ein, sich zu setzen und am Mahle teilzunehmen. Der Hunger besiegte die Schüchternheit — Jahn setzte sich und aß und trank von dem, was ihm der Zwerg bot. Noch nie hatte er so köstlich getafelt; er ward erquickt und allmählich getrosten und frohen Mutes. Die zwölf Männer schienen sich über sein munteres Wesen zu freuen und geboten dem Zwerge, sein Ränzel zu füllen. Mit herzlichen Worten schied Jahn von seinen gastfreien Wirten. Der Zwerg führte ihn aus der Höhle, die, wie Jahn jetzt bemerkte, im Greifenstein war, und geleitete ihn auf die Straße, welche nach Böhmen führte und auf welcher Jahn sich nicht mehr verirren konnte. Dann verschwand er. Als nun Jahn sein Ränzel umpackte, um zu sehen, womit ihn die freigebigen Geister beschenkt hatten, da fand er in demselben eine ziemliche Anzahl Barren gediegenen Goldes und Silbers. Voller Freuden gelobte er, dasselbe recht gut anzuwenden. Er baute also in der Gegend des Freiwaldes bei Thum mehrere Häuser, welche er armen Leuten ohne Mietzins überließ, und that auch sonst allerlei Gutes an Kranken und Armen. Später, als die Zahl jener Häuser sich vermehrte und ein ganzes Dorf daraus entstand, ward dasselbe ihm zum Andenken Jahnsbach genannt."

Unter den Basaltkegeln des östlichen Erzgebirges ist der Geising bei Altenberg (824 m) der höchste. Er wird von Dresden aus viel besucht, aber nicht wegen der Aussicht, sondern wegen des Reichtums an seltenen Pflanzen, die an seinem Abhange und in seiner Nachbarschaft gedeihen, eine Wirkung der bunten geognostischen Zusammensetzung dieser Gegend. Daher sind es auch vorwiegend die Dresdener Botaniker, die ihn heimsuchen. Südöstlich von hier, hoch über dem böhmischen Bergstädtchen Graupen, erhebt sich das Mückentürmchen (815 m), das gleich einem Altan aus dem Kamme heraustritt und die herrlichste Kammaussicht im Osten bietet (s. S. 46). Wendet man sich von Dresden aus auf dem Wege durch das schöne Müglitzthal nach diesem Punkte, so hat man zur Zeit der Obstblüte Gelegenheit, die Änderung des Klimas bei wechselnder Höhe zu beobachten. Während zu beiden Seiten der Eisenbahn im Elbthalkessel alle Bäume in voller Blüte stehen oder teilweise schon abgeblüht haben, entfalten im Müglitzthale die Kirschbäume erst ihre Knospen; höher oben sind dieselben nur halb geöffnet und auf der Hochebene noch ganz geschlossen, als könnten sie zu dem warmen Sonnenschein noch gar kein rechtes Vertrauen fassen. Steigt man dann vom Mückentürmchen in den letzten Nachmittagsstunden beinahe so tief nach Süden hinab, als man von Norden her im Laufe des Tages

allmählich hinaufgestiegen ist, so findet man unten, nach Teplitz zu, wieder alles blütenweiß, wenn auch noch nicht ganz so weit vorgeschritten als bei Dresden. — Das westliche Seitenstück zum Mückentürmchen ist der Kupferhügel oder Kupferhübel (906 m) über dem Städtchen Kupferberg, ebenfalls in Böhmen am Kammrande gelegen, und zwar an der Bahn, die von Annaberg und Weipert über das Gebirge ins Egerthal hinabführt.

Unter den Thälern sind die der Zwickauer Mulde und der Zschopau die längsten und an wechselnden Landschaften reichsten; ihnen soll später noch eine ausführliche Schilderung gewidmet werden und ich übergehe sie daher an dieser Stelle. Außer ihnen gibt es aber noch sehr viele, in welchen den Wanderer hoher Genuß erwartet. Zu ihnen gehört das Thal der Flöha, eines rechten Nebenflusses der Zschopau. Sie sammelt ihre Gewässer auf böhmischem Boden in der Nachbarschaft der Freiberger Mulde und schneidet nach ihrem Eintritte in Sachsen in westsüdwestlichem Laufe das Dreieck ab, in dessen Mitte der durch seine Spielwarenindustrie bekannte Ort Seiffen liegt. Schon auf dieser Strecke zeigt ihr Thal den Charakter, über welchen im nächsten Abschnitte noch mehr gesagt werden wird: sie schlängelt sich durch eine breite Wiesensohle, welche rechts und links von Höhenzügen eingefaßt ist, die bald sanfter, bald steiler sich erheben.

Auf der Höhe der rechten Seite des Thales erhebt sich hier Schloß Purschenstein aus einem dichten, mit uralten Bäumen bestandenen Parke; ein hoher, fensterloser Turm gibt ihm den Charakter einer mittelalterlichen Zwingburg. Noch einmal berührt dann die Flöha bei Hirschberg auf kurze Strecke das Böhmerland als Grenzflüßchen, um nun für immer in Sachsen einzutreten. Dies geschieht bei Grünthal, das sich in der Geschichte des sächsischen Berg- und Hüttenwesens einen Namen erworben hat. Hier befindet sich in einem von einer Mauer umschlossenen Raume, der für sich allein schon die Größe eines ansehnlichen Dorfes hat, die einst weltberühmte Saigerhütte, welche schon Ende des 15. Jahrhunderts als Privatunternehmen gegründet wurde, dessen Anteilscheine hauptsächlich in den Händen von Nürnberger Patriziern untergebracht waren. Hier wurde Kupfer „gesaigert", d. h. aus dem Schwarzkupfer oder dem mit fremden Metalloxyden legierten Kupfer, das die sächsischen und böhmischen Hüttenwerke lieferten, wurde das wenige noch darin befindliche Silber nebst Bleiglätte und Nickelspeise herausgezogen und so das reine Kupfer gewonnen. Kurfürst August kaufte die Hütte 1567 und erweiterte sie bedeutend. Unter August III. wurde sie zugleich Münzstätte; fast alles polnische Geld ist zu jener Zeit hier geprägt worden. Für Sachsen wurden noch bis in unser Jahrhundert die Kupfermünzen hier geprägt. Das gewonnene Kupfer wurde auf Hammerwerken zu Kupferblech sowie zu kupfernen Gefäßen verarbeitet. Auf seiner Reise nach Karlsbad besuchte 1711 der Zar Peter der Große das Kupferwerk, und nachdem er es eingehend besichtigt hatte, setzte er sich zur Kurzweil auf einen großen, 6 Zentner schweren Hammer und ließ sich mit ihm vom Wasserwerk auf- und niederschwingen. Ein kurfürstlich sächsischer Hofbeamter, der dem Zaren durch Sachsen das Geleit gab, berichtete darüber, das Aufschlagen habe den kaiserlichen Herrn arg geprellt, und es sei ihnen allen angst dabei geworden; doch die Majestät hätten es als eine lustige Motion betrachtet und wären endlich nach langer Zeit heruntergestiegen. „Aber nicht jeder", fügt er hinzu, „möchte ihm das so glücklich nachthun."



Panorama vom Kupferhübel in Böhmen aus.

Nachdem die Erträge in neuerer Zeit sehr zurückgegangen waren, verkaufte der Staat den Kupferhammer, und jetzt wird hier Messing fabriziert und zu allerhand Maschinenteilen verarbeitet; auch Kupfer- und Messingdrahtzieherei ist damit verbunden.

Von Grünthal an erweitert sich das Flöhathal zu einem nach Nordwesten ausgedehnten Kessel, welcher bis nach Neukersdorf reicht. Wo er sich in der Mitte verengt, liegt Olbernhau, der Kern desselben, an welchen sich eine Reihe andrer Ortschaften anschließt. Ihre freundlichen Häuser liegen zerstreut am innern Rande des Kessels oder auf diesem Rande, und über ihnen ziehen sich die Feldfluren hinauf zu den Fichten- und den noch ausgedehnteren Buchenwäldern. Dazu ist der Boden durch mehrere auf beiden Seiten einmündende Thäler äußerst bewegt und verschiedenartig gestaltet, das Klima verhältnismäßig mild. Alles das macht Olbernhau und den ganzen Thalkessel zu einem überaus lieblichen Bilde, wie es im Erzgebirge kaum ein zweites gibt.

Das düstere Gegenstück zu dieser Idylle, das Thal der Schwarzen Pockau, die von links der Flöha zufließt, ist nur wenig nach Westen entfernt. Wir befinden uns hier in der wildesten Gegend des ganzen Erzgebirges. Das Pockauthal erstreckt sich von Süden nach Norden und ist mit seinen vielen Windungen tief in das Plateau eingeschnitten. Die steilen, hohen Thalwände sind mit dunklem Nadelwald bedeckt, aus dem eine Anzahl von zerklüfteten, seltsam geformten Felsen aufragt, und unten verfolgt die Pockau rauschend ihren Weg. Kein Wunder, daß der obere Teil des Thales vom Volke mit schauerlichen Namen bezeichnet wird, z. B. schwarzer Grund, Finstergrund, Schaumgrund u. s. w. Den Glanzpunkt erreichen die Felsen im Katzenstein, einem hohen, jäh aufsteigenden Felsen, auf dessen Plateau man den schönsten Anblick der großartigen Thalpartien hat. Besonders fällt die „Ringmauer“ auf, eine hohe Felsenwand, die von rötlicher Farbe ist und mitten im düsteren Waldesgrün einen heiteren Zug in die malerische Landschaft bringt. Auf der andern Seite der Pockau erblicken wir den Rabenberg, wo nach der Meinung des Volkes ein berüchtigtes Raubschloß gestanden hat. Auf dem Plateau des Katzensteins befindet sich eine tischähnliche Felsplatte, wo Sachsens Fürsten bei ihren Jagden häufig das Frühstück einzunehmen pflegten. Nördlich vom Katzensteine liegen die stattlichen Ruinen der alten Burg Lauterstein (Niederlauterstein), deren fast 3 m starke Turmmauern für die Ewigkeit gebaut zu sein scheinen. Außer den beiden Türmen sind noch ausgedehnte Grundmauern sichtbar, sowie mehrere Meter hohe Einfassungsmauern ehemaliger Gebäude. Die Burg wurde im Dreißigjährigen Kriege zerstört. Südlich davon und von Zöblitz westlich steht auf dem rechten Ufer ein Felsen, der auch den Namen Lauterstein führt. Hier stand ein zweites Schloß, Oberlauterstein, das von den Hussiten belagert, erobert und eingeäschert wurde. Von seinen Ruinen ist nichts mehr zu sehen. Die Ursache davon ist die Durchsuchung und Durchwühlung derselben im vorigen Jahrhundert, die man dort angeblich anstellte, weil nach der Sage in den Kellern und Felsklüften ungeheure Schätze verborgen sein sollten. — Bei dem Dorfe Pockau vereinigt sich das Flüßchen mit der Flöha, welche von hier an fast ununterbrochen in einem engen Thale mit steilen Wänden dahineilt, bis sie wieder in einen Kessel eintritt, wo sie bei dem gleichnamigen Orte sich in die Zschopau ergießt und von der Dresden-Chemnitzer Eisenbahn überbrückt wird. —

Das **Klima** des Erzgebirges im weiteren Sinne, d. i. der ganzen Erhebung vom Tieflande links der Elbe im Norden bis zum Kamme an der böhmischen Grenze, ist ein sehr verschiedenes. Es muß infolge der von Norden nach Süden zunehmenden Höhe in der Nähe des ersteren milder sein als auf jenem. Während Leipzig eine mittlere Jahrestemperatur von $8_{,52}$° C. hat, beträgt die von Oberwiesenthal nur $4_{,75}$° C. Aber auch in den höheren Teilen sind noch manche Unterschiede zu beobachten, und zwar oft nahe bei einander; denn begünstigt durch geschützte Lage in Thälern oder hinter Bergen, haben manche Orte, ja Ortsteile ein günstigeres Klima als die unmittelbare Nachbarschaft.



Schloß Purschenstein.

So zeichnet sich das Raschauer Thal zwischen Scheibenberg und Schwarzenberg durch sein verhältnismäßig mildes Klima aus; ebenso ist Olbernhau im Flöhathale vor den zu beiden Seiten desselben sich hinziehenden Rücken begünstigt. In Gelenau, nördlich von Thurn gelegen, beginnt die Ernte am unteren Dorfende vierzehn Tage früher als am oberen. Daraus erklärt es sich auch, daß unter den meteorologischen Stationen des Erzgebirges die höchste, Oberwiesenthal (927 m), nicht zugleich die kälteste ist, sondern hinter der 238 m niedriger gelegenen Station Rehefeld an der Wilden Weißeritz an der böhmischen Grenze (689 m) etwas zurückbleibt. Erstere Station ist durch Fichtel- und Eisenberg gegen nordwestliche und nördliche Winde geschützt, während in das Thal, in dem letztere liegt, von den umgebenden Höhen die kalte Luft sofort niederfällt und liegen bleibt.

Das eigentliche Gebirgsklima findet sich natürlich nur in den Gegenden des oberen Erzgebirges. Hier merkt man den Unterschied gegen das Tiefland besonders in dem Verhältnisse der Jahreszeiten. Auf den kahlen Höhen des oberen Erzgebirges starrt die Natur nicht selten noch unter dem Schnee- und Eiskleide des Winters, während sie in den tieferen Thälern schon im schönsten Schmucke prangt. Der spät eintretende Frühling muß auffallend bald der Sommerhitze weichen, und ebenso ist der Herbst meist nur eine kurze Übergangszeit vom Sommer zum Winter. In Rehefeld und Oberwiesenthal kommen Nachtfröste noch im Juni und schon im September, ja sogar im August vor, Schnee ebenfalls noch im Juni und schon Mitte September; bei Leipzig dagegen treten die letzten Nachtfröste spätestens im zweiten Drittel des Mai, die ersten frühestens im ersten Drittel des Oktober auf, und der letzte Schnee fällt nur selten im zweiten Drittel des Mai, der erste Schnee im letzten Drittel des Oktober. In Rehefeld war 1878 zwischen dem ersten und letzten Nachtfroste ein Zeitraum von 80 Tagen, 1879 von 110 und 1880 von 129 Tagen, und 1874 gar nur von 57 Tagen (vom 26. Juni bis 20. August); in Leipzig lagen diese beiden Zeitpunkte 1878 um 209, 1879 188 und 1880 156 Tage auseinander.

Die Höhe der Niederschläge ist im Erzgebirge ebenfalls bedeutender als im Tieflande, und nimmt mit der aufsteigenden Meereshöhe zu. Während sie in der Zeit von 1873—1880 in Leipzig zwischen 434 und 728 mm schwankte, betrug sie in Freiberg 401—764, in Rehefeld 743—1212 und in Oberwiesenthal 695—1287 mm. Infolge seiner nach Nordwesten gerichteten Abdachung staut das Erzgebirge gerade die bei uns so häufigen West- und Nordwestwinde auf und zwingt sie, die Feuchtigkeit, mit welcher sie in reichem Maße versehen sind, hier abzugeben. Daher die zahlreichen Flußquellen und das Rieseln und Murmeln der Bäche an allen Bergabhängen.

Am rauhesten ist das Klima im sogenannten „sächsischen Sibirien“, unter welchem Namen man die höchsten Teile des Erzgebirges von Karlsfeld und Eibenstock im Westen bis nach Jöhstadt im Osten zusammenfaßt, und dem man die Gegenden zwischen Weipert, Kupferberg, Gottesgabe und Platten als „böhmisches Sibirien“ zur Seite stellen könnte. Selbst im Sommer sind hier die Abende häufig empfindlich kühl. Nur mit Mühe können dem Boden Korn, Hafer und Kartoffeln abgerungen werden. Wenn der Tiefländer keltert oder die Obstbäume von ihren Lasten befreit, beginnt der Wiesenthaler erst mit dem Roggenschnitt. Und wohl ihm, wenn er's überhaupt kann! Es kommt vor, daß der Schnee schon wieder fällt, wenn das Getreide noch nicht reif ist; dann müssen Roggen und Hafer grün verfüttert werden, wenn es nicht gelingt, die Garben an den Luken der Scheune zu trocknen. Daß die Kartoffeln unter dem Schnee hervorgeholt werden müssen, ist nichts Seltenes. In der Gegend von Gottesgabe in Böhmen hört der Ackerbau fast ganz auf, und wenn wir hier einem Haferfeld begegnen, so will es fast scheinen, als wolle es nur das Mitleid der Vorübergehenden erwecken. In geschützten und tiefer liegenden Gärten dagegen werden Kohlarten, Möhren, Rüben, Salat und Schoten mit Erfolg gebaut, Stachel- und Johannisbeeren reifen zur Not, Frühjahrsblumen blühen im Juni, Rosen im August; dagegen sind Versuche, Obstpflanzungen anzulegen, immer gescheitert. Bei dem Städtchen Platten treffen wir ein Gegenstück zu den „Schneegruben“ des Riesengebirges: in den Schneebingen am Plattenberg,

welche durch das Zusammenbrechen verlassener Zinnbergwerke entstanden sind, schmilzt der Schnee nie vollständig. Die Frühlingsregen der niederen Gegenden werden hier oben zu Frühlingsschnee, die Gewitter entladen sich mit außerordentlicher Heftigkeit und hängen zuweilen tagelang an den Bergen. Der Herbst bringt kalte, feuchte Nebel, die oft wochenlang über der Gegend hängen, so undurchsichtig dick, daß man sie „in Säcke stopfen könnte", wie der Volksmund sagt. Der gefürchtetste Gast aber ist der Winter. Er bringt nicht bloß große Massen von Schnee mit sich, sondern auch heftige Stürme, welche diesen hier rein wegfegen und dort zu wahren Schneebergen auftürmen. Jetzt wird der Schlitten das allgemeine Verkehrsmittel, und der Fuhrmann, der ihn lenkt, fragt nicht mehr ängstlich nach der Straße; er sucht sich auf dem Schnee den Weg, wo er ihm am bequemsten scheint, oft mitten über Felder und Wiesen hinweg. Die Schlittenbahn ist das schönste Geschenk, welches der Winter dem Bewohner des „sächsischen Sibiriens" bringt; sie befördert Verkehr und Geselligkeit und dauert gewöhnlich bis zum Mai. Namentlich gibt es für Kinder kein größeres Vergnügen, als wenn sie mit ihren Ruschelschlitten pfeilschnell die steilsten Höhen hinabgleiten. Am meisten haben unter dem Schneetreiben die Eisenbahnen zu leiden, deren Einschnitte oft gänzlich zugeweht werden, und unter ihnen keine mehr als die Bahn von Annaberg über Weipert und Kupferberg nach dem Egerthale. Jedes Schneetreiben bewirkt zahlreiche Verkehrsstockungen, zur großen Freude der armen Leute, die ohne Beschäftigung sind, und denen nun das Ausschaufeln des Schnees einigen Verdienst gewährt.

Gegen den harten Winter sucht man sich mit allen Mitteln zu schützen. Die Mauern der Wohnhäuser sind stark, und die Hausthüren weit zurück nach dem Innern verlegt. Im Innern der Häuser bepanzert man die Thüren mit Stroh, die Fugen werden mit Tuchstreifen ausgeschlagen, die Fenstergewände mit Moospolstern umbettet, die Dielen häufig mit Stroh belegt, und im riesigen Kachelofen brennt lustig das Feuer. Bei aller Härte entbehrt aber der erzgebirgische Winter nicht der Romantik. Der Rauchfrost bekleidet alle etwas rauhen Oberflächen mit seinen spitzenähnlichen, im matten Scheine der Sonne glitzernden Gebilden, und die Schneemassen bringen zwar manche Unbequemlichkeit und lange dauernde Unannehmlichkeit mit sich, prägen aber oft auf viele Wochen ganzen Ortschaften einen besondern Charakter auf.

„Bei ruhiger Luft" — so erzählt uns Th. Gampe in einer Schilderung von Oberwiesenthal — „unterscheidet sich ein obererzgebirgischer Schneefall von einem solchen im Tieflande nur durch seine Ausdauer, und doch ist er ein übel angesehener Gast; bei den Forstleuten bereitet der stille Duckmäuser geradezu Schrecken. Mit heuchlerischer Ruhe streut er lind seine Flocken über die Wälder aus, als wollte er sie liebend bedecken vor Sturm und Unbill, aber er selbst ist ein Vernichter der böswilligsten Art. Tief unter ihm knicken und brechen Äste, Wipfel und Stämmchen zu Hunderttausenden, so daß junge Bestände nach der Schneeschmelze den Eindruck machen, als seien Straßenwalzen darüber hingegangen. Die Schneestürme, die namentlich des Nachts von dem Gebirgssattel zwischen Keil- und Fichtelberg mit rasender Gewalt hereinbrechen, sind, so wild sie sich auch gebärden mögen, immer noch willkommenere Gäste, als jener stille Schleicher mit seinen gefälligen Manieren, selbst wenn sie den Schnee tagelang in horizontaler Richtung durch die Gassen treiben und in den Schornsteinen

und über die Dächer hinheulen, daß dem abgehärtetsten Gebirgler im Herzen bange wird. Nach einer solchen richtigen Schneesturmnacht gewährt die Stadt zuweilen einen ganz seltsamen Anblick. Die Häuser tragen buchstäblich Schneemäntel. Wo nur der geringste Vorsprung Anhalt gab, bildeten sich, durch den Druck des Sturmes verdichtet, weiße, frostige Hüllen an den Wänden; die nicht verschütteten Fenster haben sich ganz hinter kristallenen Jalousien verhüllt, und selbst die Geschäftsfirmen an den Häusern zeigen sich weiß verhängt. Freilich dauert die Herrlichkeit dieser Hermelindraperien nicht lange; sobald der Druck nachläßt, blättern die Hüllen an den Wänden herab, wie die Späne auf den Zimmerplätzen. Ein ganz unbeschreiblich schönes, seltsames Bild gewährt es aber, wenn in der Nacht der Sturm plötzlich schweigt, der Nachthimmel sich aufheitert, das Mondlicht über die erstarrten, fremdartigen Gebilde seine magischen Schatten hinwirft und die flimmernden Gestirne sich in den Myriaden von Eiskristallen widerspiegeln, so daß die Schneeflächen aufleuchten, als hätte man Millionen von Diamanten über sie ausgesäet.

„Oft aber geschieht es auch, daß durch einen Schneesturm in wenig Stunden die Straßen der Stadt halb verschüttet und unpassierbar gemacht werden; die Insassen ganzer Häuserreihen sind eingekerkert, die Zimmer in den Erdgeschossen finster wie Kellerräume. Man gräbt sich heraus oder benutzt wohl gar Fenster in den oberen Stockwerken als Hausthüren. Die alten Bestände der benachbarten Forste geben dann das seltsame Bild eines Waldes von riesengroßen Korallen, und die jüngeren, die zumeist ganz verschüttet sind, erscheinen wie ein im Sturm erstarrtes Meer; jedes Bäumchen stellt den unsichtbaren Träger einer Woge dar. Dabei zeigt sich der Schnee von einer Weiße, wie sie der Städter im Tieflande nie, der Dörfler aber nur bei frischem Schneefall und strenger Kälte zu schauen bekommt; die leiseste Wirkung der Sonne nimmt ihm ja den Schmelz.

„Die nunmehrigen Verkehrsbahnen außerhalb der Stadt haben mit den Richtungen der alten Straßen, soweit diese nicht ausgeschaufelt werden können, gar nichts zu thun, und häufig geschieht es auch, daß ein Schlittengaul über die Wipfelzweige einer Eberesche strauchelt, auf welcher vor Wochen noch der Star sein Lied gepfiffen. Für den Stadtverkehr haben die starken Schneefälle die Schöpfung einer ganz eigenartigen Wintergarnison, der sogenannten Trampelgarde, zur Folge gehabt. Sie besteht meist aus Arbeitern, die ihrer gewohnten Beschäftigung des Schnees wegen nicht nachgehen können. Nach mäßigerem Schneewetter lassen sie ihre Waffe, die Schippe (Schaufel), ruhen, formieren sich zu eng geschlossenen Kolonnen und „trampeln“ Bahn durch die frisch gefallene Schneedecke. Rührend ist es anzusehen, wenn sie vor einzelne Häuser ziehen, in denen sie Schulkinder wissen; sie nehmen dann die kleinsten davon auf den Arm und tragen sie, unbeschadet des Trampeldienstes, nach dem Schulhause. Bei großen Schneefällen müssen die Gassen ausgeschaufelt werden, und nach schweren Stürmen wird der Trampelgardist nicht selten zum Bergmann; sobald der Tagebau unmöglich geworden, legt er Schneezechen an.“

Aus dem sächsischen Sibirien stammt der berühmte Kanzelredner und Liederdichter Johann Andreas Kramer. Er wurde am 29. Januar 1723 in Jöhstadt geboren und wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf, denn sein Vater, der Prediger daselbst war, hatte bei geringem Einkommen eine starke Familie zu ernähren. Aber gerade aus solchen Familien sind auch im Erzgebirge

manche treffliche Männer hervorgegangen, und zu ihnen gehört Kramer. Nachdem er sich glücklich durch die Universitätsjahre geschlagen, gelangte er bald zu hohen geistlichen Stellen, war sogar 1754—1771 deutscher Hofprediger und Professor der Theologie in Kopenhagen, lief endlich 1774 in Kiel in den Hafen der Ruhe ein und starb hier als Kanzler der Universität am 12. Juni 1788. Er war ein ebenso charakterfester als gelehrter Mann. Unter seinen Gedichten zeichnen sich besonders die Kirchenlieder aus, von denen eine große Zahl in die evangelischen Gesangbücher übergegangen ist, und durch die er neben Gellert einer der angesehensten geistlichen Dichter jener Zeit wurde.



Schneemassen in Oberwiesenthal im Winter 1878—1879.

Wenn sie auch, dem Geiste jener Zeit und der einfachen, prunklosen Natur seiner Heimat entsprechend, einen etwas nüchternen, durchaus lehrhaften Charakter tragen und daher eines höheren Schwunges entbehren, so ragen sie doch durch die Würde des Inhalts und gediegene Form hervor. —

Wie ein mächtiger Grenzwall ist das Erzgebirge zwischen Sachsen und Böhmen hingelagert und bereitet dem Verkehr zwischen beiden Ländern und deren nördlichen und südlichen Nachbarn große Schwierigkeiten. Doch vor ihnen schreckt dieser nicht zurück, wenn es gilt, seinen Forderungen Geltung zu verschaffen, und so wird denn das Erzgebirge von vielen Verkehrswegen überschritten. Schon sehr früh wurden Fuß- und Saumpfade gebahnt, und bereits in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters führte das beiderseitige Bedürfnis der durch das Gebirge getrennten Länder zu einer verhältnismäßig starken

Benutzung mehrerer Querübergänge. Namentlich das Salz weckte manche Förderung des Verkehrs. Diese Gabe hat die Natur dem von ihr sonst so reich ausgestatteten Böhmen versagt, während sie es dem Tieflande im Norden des Gebirges in verschwenderischer Fülle verlieh, und so fand das Salz bald seinen Weg von Halle und andern Salinen über das Erzgebirge nach Böhmen. Je dichter die Bevölkerung auf beiden Seiten wurde, desto inniger wurden die Beziehungen zwischen ihnen, und das Bedürfnis nach Verkehrswegen zur Vermittelung des gegenseitigen Austausches wuchs immer mehr. Eine Straße entstand nach der andern, und jetzt zählt man deren sechzehn, wenn man das Elstergebirge mit zu diesem Gebiete rechnet; dabei sind aber die nur dem Grenzverkehr dienenden Wege nicht mitgerechnet, ebensowenig solche alte Straßen, deren unzweckmäßige Anlage man mit der Zeit erkannte, und für die daher an bequemeren Stellen Ersatz geschafft wurde. Jahrhunderte hindurch waren diese Straßen freilich erbärmlich genug. Es wurde auf Herstellung und Erhaltung derselben wenig Sorgfalt verwendet, die Unebenheiten machten die Fahrt auf ihnen zu einer äußerst mühevollen, und man verstand noch nicht, den Straßenkörper in jenen schlangenähnlichen Windungen die Berge hinauf und herab zu führen, wodurch steile Abhänge weniger fühlbar gemacht werden.

Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts, im Jahre 1794, bemerkt ein Reisender, der von Teplitz durch den Nollendorfer Paß ging, über die Hindernisse, mit welchen der Verkehr zu kämpfen hatte: „Auf der letzten Höhe, ehe man nach Peterswalde kommt, zeigt sich auf der Landstraße gewöhnlich ein Schmied, der nicht weit davon wohnt, und sobald er einen Reisewagen erblickt, mit etwas Handwerkszeug ihm zu Hilfe kommt, weil er ohne weiteres voraussetzt, daß ein jeder, der diesen Berg hinaufgekommen ist, etwas zerbrochen haben muß.“ Doch sind die Straßen stets verbessert worden, und jetzt sind sie von derselben Vorzüglichkeit, wie überall im sächsischen Lande.

Durch jene 16 Straßen werden die wichtigsten Punkte des nordwestlichen Böhmens und die böhmische Hauptstadt mit den alten Ansiedelungen am Nordfuße des eigentlichen Erzgebirges in Sachsen verbunden, und zugleich zeigt der größte Teil von ihnen in ihrer Verlängerung auf ein gemeinsames Ziel, auf den alten Handelsplatz Leipzig. Von Eger führt der Schönberger Paß am Kapellenberge vorbei nach Plauen. Karlsbad ist der Ausgangspunkt von sechs Straßenzügen, die den Kamm im Westen und in der Mitte, zwischen Klingenthal und Jöhstadt, überschreiten und ein sprechender Beweis für die Anziehungskraft sind, welche dieser Kurort seit Jahrhunderten auf die leidende Menschheit ausgeübt hat. Die westlichste von diesen Straßen ist zugleich die einzige, welcher eine Art Durchbruchsthal, das der Zwota, die Erreichung der Nordseite erleichterte, wo sie sich nach Reichenbach wendet. Über Neudeck an der Rohlau, einem linken Zuflusse der Eger, welcher nur wenig westlich von Karlsbad mündet, geht es nach Eibenstock, über Platten nach Johanngeorgenstadt; von Joachimsthal gelangt man sowohl nach Schwarzenberg am Schwarzwasser, als auch über Gottesgabe und den Sattel zwischen Fichtel- und Keilberg nach Oberwiesenthal und Annaberg, und in letztere Straße mündet kurz vor Annaberg auch die, welche durch den Paß von Preßnitz nach Jöhstadt leitet. Die drei zuletzt genannten Straßen vereinigen sich zwischen dem Kamme und Karlsbad am Fuße des Gebirges in Schlackenwerth. Die Straßen, welche von Neudeck und Platten,

sowie von Joachimsthal — letztere in der Richtung nach Schwarzenberg — das Gebirge überschreiten, endigen sämtlich in Zwickau, welches auch das Ziel für die Straße von Fribus nach Eibenstock ist. Letztere liegt zwischen dem Zwotathal und dem Paß von Neudeck, hat aber an ihrem südlichen Ende keine Fortsetzung nach Böhmen hinein. Die letzten beiden von Karlsbad ausstrahlenden Straßenzüge (Joachimsthal-Gottesgabe-Oberwiesenthal und Preßnitz-Jöhstadt) gehen nach ihrer Vereinigung in Annaberg noch bis Chemnitz. Dieses bekam vor der Zeit der Eisenbahnen auch seinen Anteil an dem Verkehr, der vom Zentrum Böhmens, von Prag aus, durch fünf Pässe über das Erzgebirge vordrang, und zwar durch den westlichsten derselben, dessen Straßenlinie durch die Städte Sebastiansberg, Marienberg und Zschopau bezeichnet wird; die andern vier wenden sich der alten Bergstadt Freiberg zu. Es sind das die Straßen von Görkau nach Zöblitz, von Katharinenberg nach Olbernhau, von Einsiedel nach Sayda und von Niklasberg nach Frauenstein. Über Kommotau, Brüx und Dux werden diese fünf Straßen nach Laun an der Eger und dann weiter über Schlan nach Prag geleitet. Die drei östlichsten Pässe sind Zugangsstraßen nach dem zweiten alten Badeorte Nordböhmens, nach Teplitz. Über den Paß von Zinnwald zieht die Straße über Altenberg nach Dippoldiswalde, über den Paß von Graupen die Müglitzthalstraße nach Dohna und über den Nollendorfer Paß die Straße nach Pirna, alle drei aber vereinigen sich in Dresden.

Wie manches durch lange Leiden verdüsterte Gemüt haben die Wälder des Erzgebirges im Laufe der Jahrhunderte gesehen! Den Sonnenschein und die milde Luft warmer, freundlicher Tage mögen durch die Hoffnung auf Genesung gar manches Herz zu freudigerem Schlage erregt haben; wenn aber die Nebel an den Höhen hingen, der Sturmwind durch den Forst brauste und Regenfluten die Wege grundlos machten, entschlüpften der Seufzer viele den von Schmerzen Gequälten, und wohl in vielen, die aus weiter Ferne gekommen waren, regte sich dann hier, so nahe dem Ziele, die bange Frage, ob sie dort auch finden würden, was sie suchten. Wem jemals in einem mit aller Bequemlichkeit eingerichteten Koupee des Eisenbahnwagens während einer Nachtfahrt das Stöhnen eines nach den böhmischen Bädern reisenden Kranken durch die Seele gedrungen ist, hat eine Ahnung von den Qualen, welche in früherer Zeit ein Schwerkranker auf dem Wege durch das Erzgebirge erdulden mußte. Wenn dann nach vollendeter Kur die Fremden durch die erzgebirgischen Wälder wieder heimwärts zogen, werden in ihrem Schoße viele im Bewußtsein der wiedererlangten Gesundheit neuen Lebensmut gefaßt, nicht wenige aber auch alle ihre Hoffnungen auf neues Lebensglück begraben haben. Manchem auch blieb der Rückweg für immer erspart — er fand sein Grab in fremder Erde.

Alle diese Straßen, die quer über das Erzgebirge von Süden nach Norden ziehen, sind an den beiderseitigen Endpunkten durch solche verbunden, die der Richtung des Gebirges parallel sind, also von Südwest nach Nordost laufen und so ziemlich dem Fuße des Erzgebirges im engern Sinne entsprechen. Am Südfuße folgt die Straße dem Laufe der Eger und Biela, ohne sich genau daran zu binden, und im Norden verfolgt sie die Linie von Plauen im Vogtlande über Reichenbach, Zwickau, Chemnitz, Freiberg und Tharandt nach Dresden. Außerdem sind jene 16 Hauptlinien durch Diagonal- und Querstraßen unter sich vielfach verbunden, sowohl auf sächsischer als auch auf böhmischer Seite,

auf letzterer allerdings nur so weit, als die Nordabdachung noch innerhalb der böhmischen Grenze liegt. Dadurch ist das Erzgebirge außerordentlich reich an Straßen, und es wird wohl kaum ein zweites Gebirge geben, das ihm in dieser Beziehung gleichkäme. Außer der Lage und der Bodengestalt ist die Ursache dieses Reichtums die dichte Bevölkerung, welche für die Produkte ihres Fleißes vielfacher Verbindungen unter sich und nach außen hin bedurfte.

Die Anlage der Straßen des Erzgebirges bietet mancherlei Eigentümlichkeiten dar. Erleichtert wurde sie durch die einseitige Abdachung; denn war von Böhmen aus einmal die Höhe des Kammes erreicht, so bot die Weiterführung auf dem sanften nördlichen Abhange keine großen Schwierigkeiten mehr. Von eigentlichen Paßeinschnitten kann nicht die Rede sein; es gibt nur paßartige Kammscharten, die flach in den Südrand des Gebirgswalles eingeschnitten sind. Von hier an folgen nun die Straßen nicht etwa, wie das am natürlichsten scheinen möchte, den zahlreichen Thälern, in denen die Gebirgswässer nach Norden zur Tiefebene eilen, sondern sie halten sich auf den langgezogenen, flachen Rücken und plateauähnlichen Flächen, die sich zwischen jenen nach Norden strecken, und durchqueren dabei die Nebenthäler, welche bald muldenartig, bald tiefer eingesenkt sind. Auf den Höhen sind ja, wie schon ausgeführt worden ist, die Städte angelegt, zu deren Verbindung die Straßen dienen sollten; übrigens stellten auch die Enge und die Windungen der meisten Thäler dem Straßenbau Aufgaben, denen die Mittel und die Technik früherer Zeiten nicht gewachsen waren. Daher muß sich die Straße von Graupen nach Dohna schon dadurch als ein Werk jüngeren Datums verraten, daß sie dem Laufe der Müglitz folgt, auch wenn wir nicht wahrnehmen, daß sie auf gar nicht so alten Karten Sachsens noch nicht eingezeichnet ist.

Auch die Verkehrswege der Neuzeit, die Eisenbahnen, sind in großer Zahl ins Erzgebirge eingedrungen. Hierbei handelte es sich aber zunächst nicht um den Übergang über das Gebirge in der Richtung von Nord nach Süd und umgekehrt, sondern es galt, den Osten und Westen des Landes, besonders die Hauptstadt Dresden, mit den Berg- und Fabrikstädten im Erzgebirge und Vogtlande und darüber hinaus mit den Schienenwegen Süddeutschlands zu verbinden; es mußte also quer über den nördlichen Abhang eine Eisenbahn angelegt werden, ungefähr entsprechend der schon erwähnten alten Verkehrsstraße von Dresden über Tharandt, Freiberg, Chemnitz und Zwickau nach Plauen. Dabei mußten sämtliche Thäler überschritten werden, in denen auf dieser Strecke die Gewässer des Erzgebirges dem Norden zufließen. Das schien den Eisenbahnen, bei denen nicht solche Steigungen angewendet werden können, wie bei Chausseen, große, ja unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenzustellen. Hatte man es doch für nötig gehalten, bei der Leipzig-Dresdener Eisenbahn, welcher nach den Anschauungen der Gegenwart die Bodengestalt nirgends hemmend in den Weg tritt, wegen der schwachen Bodenwelle bei Oberau einen Tunnel anzubringen! Daher darf es uns nicht wundern, wenn selbst ein Bernhard Cotta ursprünglich die Ausführung einer erzgebirgischen Bahn seiner Zeit beinahe für ein abenteuerliches Projekt hielt. Im Jahre 1836, also in demselben Jahre, wo der Bau der Leipzig-Dresdener Bahn begann, erwog er die Möglichkeit, ob die unter dem Dresdener Elbbassin in großer Tiefe vermutlich vorhandenen Steinkohlen mit Erfolg abgebaut werden könnten, und kam dabei zu dem Schlusse,

daß es vor der Hand keine ungewagte Spekulation sein würde, ausgedehnte Versuchsarbeiten nach diesen Kohlen vorzunehmen, „wenn auch nicht gewagter, als die Anlage einer Eisenbahn durch das rauhe Erzgebirge.“ Und Cotta, der 1879 starb, hat noch eine Eisenbahnlinie nach der andern im Erzgebirge entstehen sehen; aber nie ist davon die Rede gewesen, Steinkohlen unter dem Dresdener Elbkessel aufzusuchen!

Das Bedürfnis einer Eisenbahn nach dem Erzgebirge und die Zweifel an ihrer Ausführbarkeit machen sich schon von dem ersten Augenblicke an geltend, wo man in Sachsen Eisenbahnen zu bauen anfängt. Bereits im Jahre 1837 bildete sich in Chemnitz eine „Erzgebirgische Eisenbahngesellschaft“, die den Beschluß faßte, eine Bahn von Zwickau über Chemnitz nach Riesa zum Anschlusse an die Leipzig-Dresdener Eisenbahn zu erbauen; aber erst 1845 begann der Bau bei Riesa, nachdem 1844 beschlossen worden war, sich auf die Linie Chemnitz-Riesa zu beschränken. Und wie langsam ging der Bau vorwärts infolge des geringen Vertrauens, das die Kapitalisten dem Unternehmen entgegenbrachten! Es war der Gesellschaft nicht möglich, die nötigen Gelder zu seiner Vollendung zusammenzubringen, so daß endlich der sächsische Staat sich im Jahre 1850 der Angelegenheit annehmen mußte und die Bahn 1852 glücklich fertig war. An diese schloß sich 1858 von Chemnitz aus die Linie nach Zwickau an, das schon seit 1845 mit Werdau, also mit der beim Vogtlande erwähnten sächsisch-bayrischen Eisenbahn, verbunden war. Nun fehlte aber immer noch die direkte Verbindung mit Dresden. Der Anfang dazu wurde 1855 durch die Eröffnung der Bahn von Dresden nach Tharandt gemacht, der 1862 die Strecke Tharandt-Freiberg folgte, und dieser kam 1866 von Chemnitz aus die Chemnitz-Annaberger Linie bis Flöha entgegen, so daß endlich 1869 durch die Eröffnung der Bahn von Freiberg nach Flöha ein ununterbrochener Eisenweg auf dem nördlichen Abhange des Erzgebirges und Vogtlandes von Dresden bis Hof in Bayern hergestellt war. 32 Jahre waren also von der Zeit, in welcher die Idee entstanden war, bis zu ihrer völligen Ausführung vergangen. Dieser nördlichen Linie parallel läuft am Südfuße in Böhmen eine Eisenbahn von Eger nach Nordosten, die sich am Südfuße des Elbsandsteingebirges fortsetzt und bei Bodenbach die Elbe und damit die Linie von Dresden nach Prag erreicht.

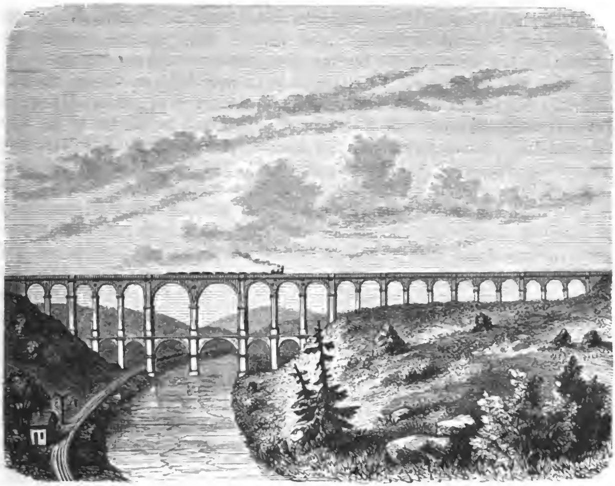
Von der nördlichen Grundlinie aus hatte die Eisenbahn unterdessen schon angefangen, ins obere Erzgebirge in der Richtung nach dem Kamme vorzudringen. In demselben Jahre 1858, wo die niedererzgebirgische Bahn (Riesa-Chemnitz-Zwickau) eröffnet wurde, sogar noch einige Monate früher, konnte auch die obererzgebirgische Bahn von Zwickau nach Schwarzenberg dem Betrieb übergeben werden, und ihr folgte 1866 die Linie Chemnitz-Annaberg. Letztere gab auch den Anlaß zur ersten Überschreitung des Kammes durch den Schienenweg, indem sie 1872 durch die sächsisch-böhmische Verbindungsbahn von Annaberg bis Weipert mit der Buschtěhrader Eisenbahn in Böhmen verknüpft wurde, und dieser folgte bald die von Flöha bei Chemnitz im Thale der Flöha und Pockau aufwärts gehende Bahn, die bei Reitzenhain die Landesgrenze erreicht und nordwestlich von Kommotau, in Krima, mit jener zusammentrifft. Außerdem dringen noch sechs Linien ins Gebirge ein, und vier davon bis unmittelbar oder wenigstens bis nahe an die Grenze. Die große Querlinie auf dem Nordabhange hat in ihrer westlichen Hälfte, Chemnitz-Zwickau-Reichenbach-Plauen, zwei

Parallellinien: Zwickau-Auerbach-Ölsnitz und Chemnitz-Aue-Adorf, erhalten. Um Zwickau und Pottschappel im Plauenschen Grunde bei Dresden entstand eine Anzahl kurzer Linien, die, gewundenen, nach allen Richtungen ausgestreckten Fangarmen gleich, von den Kohlenschächten das Brennmaterial der Neuzeit der Hauptlinie zuführen und am Südfuße des Erzgebirges ihr Seitenstück in den Schienensträngen des nordböhmischen Braunkohlenbeckens finden. Endlich wurde auch der Raum zwischen der Hauptlinie und der Linie von Dresden über Riesa nach Leipzig vielfach von Eisenbahnen durchkreuzt und hier ein außerordentlich engmaschiges Netz geschaffen.

Welch eine gewaltige Summe von körperlicher und geistiger Arbeit ist in allen diesen Eisenbahnen verkörpert, die in ihrer überwiegenden Mehrzahl beim Baue Schwierigkeiten der mannigfaltigsten Art darboten! Die von Ost nach West und von Nordost nach Südwest gerichteten Linien mußten die Thäler überschreiten, und was für kolossale Brückenbauten dadurch nötig wurden, haben wir schon im Vogtlande erfahren. Den dort erwähnten Brücken reihen sich im Erzgebirge noch folgende an: die Überbrückung des Thales der Freiberger Mulde bei den Muldenhütten, der Hetzdorfer Viadukt, welcher zwischen Öderan und Chemnitz über die Flöha führt, und der Göhrener Viadukt, welcher die Bahn von Chemnitz nach Leipzig über die Zwickauer Mulde leitet. Auf den zwischen den Thälern gelegenen Plateaus ging man durch weite Kurven den in der Wellenform liegenden Schwierigkeiten leicht aus dem Wege, und da infolgedessen die Bahnhöfe sich in größerer oder geringerer Entfernung von den Städten halten mußten, so entstanden zwischen diesen und jenen neue Stadtteile, wo sich besonders gern die Fabriken ansiedelten. Schwerer war die Anlage der Bahn zwischen Chemnitz und Aue, welche zwischen Zwönitz und Lößnitz die Wasserscheide zwischen der Zwönitz und Mulde erreicht und dann auf kurzer Strecke in das tiefe Muldenthal hinabsteigen muß. Sie thut dies in vielen Windungen, von denen die eine von Lößnitz aus eine große Strecke in der Richtung auf Zwönitz zurückgeht, um ein Seitenthal zu gewinnen, in dem sie in geringerem Falle der Mulde zustreben kann.

Diejenigen Eisenbahnen, welche der Richtung der nördlichen Abdachung des Gebirges folgen, unterscheiden sich in ihrem Laufe ganz wesentlich von den Straßen derselben Richtung. Während diese hauptsächlich auf den Höhen blieben, suchten jene die Thäler auf und vertrauten sich ihrer Führung an, und das um so mehr, je später sie angelegt wurden, weil mit jeder neuen Bahn die Technik sich den Hindernissen gegenüber freier bewegen lernte. Durch Felssprengungen und Aufschüttung hoher Dämme mußte der Thalsohle oder den Thalwänden der nötige Raum abgezwungen werden, und durch Tunnel und scharfe Kurven wurden die Windungen der Flüsse unschädlich gemacht. Daß aber die Eisenbahnen in die Thäler hinabstiegen, wurde notwendig durch die lebhafte Industrie- und Fabrikthätigkeit, die sich, angelockt durch die reichlichen Wasserkräfte, in diesen häuslich eingerichtet hatte und darauf sehen mußte, ihre Produkte in den Strom des Welthandels zu lenken und hier dafür das einzutauschen, was der heimische Boden der dichten Volksmasse nicht in ausreichender Weise gewährt.

Der Erzgebirger. Das heutige Erzgebirge war vor Zeiten mit einem ungeheuren Walde, Miriquidi genannt, bedeckt. Nur langsam drangen Ansiedler in diesen Wald und lichteten ihn stellenweise zur Anlage ihrer von Feldfluren umgebenen Ortschaften. In größerer Anzahl fanden sie sich erst ein, als sich in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts die Nachricht von der Auffindung reicher Silbererzlager weithin verbreitete; der Bergbau lockte die Leute von allen Seiten herbei, besonders aus Franken und Thüringen, und die Entdeckung neuer Lagerstätten gab der Einwanderung von Zeit zu Zeit einen neuen Antrieb.



Der Göhrener Viadukt.

Mit dem Wachstum der Zahl seiner Bewohner schritt auch der Anbau des Bodens fort; der Wald lichtete sich immer mehr und machte Feldfluren Platz, damit für jene das tägliche Brot in der nötigen Menge vorhanden sei. Ein Dorf nach dem andern entstand, Städte wurden gegründet, und dabei rückte man von den niedrigeren Gegenden des Gebirges allmählich nach den höheren vor. Doch die Ergiebigkeit der Bergwerke nahm mit der Zeit ab, die Löhne entsprachen nicht mehr den Zeitverhältnissen, und manche Grube ging ganz ein; aber die Bevölkerung wollte leben und sah sich notgedrungen nach andern Beschäftigungen um. So zog die Industrie ins Erzgebirge ein. Sie schloß sich zunächst an den Bergbau an, indem sie das Eisen, den Kobalt und den Serpentinstein verarbeitete; das Spinnen und Weben fand Eingang; der Waldreichtum wies sehr bald auch auf die Verwendung des Holzes hin, und in den vielen rasch fließenden Gewässern hatte die Natur eine Menge von Triebkräften geschaffen, die nur darauf lauerten, in den Dienst der Fabriken gezwungen zu werden. Allein es

handelte sich nicht bloß darum, für die Hände, welche beim Bergbau überflüssig wurden oder durch die rasche Volksvermehrung zuwuchsen, neue Beschäftigungen zu suchen, sondern es mußte auch den Angehörigen derjenigen, die beim Bergbau für geringen Lohn thätig waren, Gelegenheit zum Erwerb geboten werden, um den Familien nur einigermaßen ein erträgliches Dasein zu verschaffen. Darum zogen auch im Erzgebirge wie im Vogtlande jene Industrien ein, zu denen nichts weiter gehört als die fleißige und geübte Hand einer Frau oder eines Kindes und ein Plätzchen am Fenster oder Tische und an warmen Sommertagen vor der Hütte, wie Klöppeln, Flechten und Tamburieren. Den größten Aufschwung aber gewann das industrielle Leben, als die Dampfkraft und die Maschine sich vereinigt in seinen Dienst stellten; denn jetzt erst konnten die Kohlenschätze des Gebirges mit dem größten Gewinne verwertet werden.

So erklärt es sich, daß das Erzgebirge in noch höherem Grade als das Vogtland einen industriellen Charakter trägt, und daher ist es das bevölkertste Gebirge Deutschlands; besonders in der Mitte und im Westen ist die Bevölkerung eng zusammengedrängt. In der Gegend von Werdau, Waldenburg, Frankenberg, Wildenfels und Freiberg wohnen 10—12000 Menschen auf einer Quadratmeile, um Zschopau, Lößnitz, Burgstädt und Ehrenfriedersdorf 14000 bis 15000, in den Bezirken von Hartenstein, Lichtenstein, Limbach, Krimmitschau 18—20000; die Bezirke von Reichenbach, Schneeberg, Glauchau und Hohenstein-Ernstthal haben eine Bevölkerungsdichtigkeit von 20—30000 auf der Quadratmeile; und wenn wir in den Ämtern Zwickau, Chemnitz und Meerane diese Städte ebenso wie die Amtssitze in den übrigen Bezirken in Rechnung ziehen, so betragen die Dichtigkeitsziffern in denselben 34000, 35000 und 46000. Selbst in den höchsten und rauhesten Gegenden, um Eibenstock und Oberwiesenthal, leben noch nahe an und über 6000 Seelen auf der Quadratmeile.

So viele Menschenhände auch Bergbau und Industrie im Erzgebirge in Anspruch nehmen, so sind sie doch nicht die einzigen Beschäftigungen des Erzgebirgers, sondern auch Acker-, Vieh- und Waldwirtschaft werden von ihm getrieben. Dem Ackerbau setzt freilich die Natur derartige Hindernisse entgegen, daß er hier viel mehr als in andern Gegenden des Landes einem ununterbrochenen Kampfe gleicht. Nicht bloß das Klima, sondern auch die Gestalt und Beschaffenheit des Landes veranlassen dies. Selten hat der Pflug eine ebene Fläche zu durchfurchen; es erscheint dem Landmann schon als eine Gunst, wenn seine Felder nicht auf einem Boden liegen, der gar zu starke Wellen bildet; aber er fürchtet sich auch nicht vor ziemlich steilen Berghängen, und wo er nicht mehr mit dem Pfluge hantieren kann, greift er zur Hacke. Der Acker enthält an solchen Stellen zahllose Steinbrocken, von denen immer neue zum Vorschein kommen, wenn sie auch jedes Jahr mit bewunderungswürdiger Geduld aufgelesen werden. Der Boden ist an und für sich nicht schlecht, aber er ist nur eine dünne Verwitterungskrume auf felsiger Gundlage, und noch dünner ist seine Humusschicht. Der Landmann gibt sich daher große Mühe, ihn zu verbessern, indem er besseren Boden herbeischafft, und sei es auch nur korbweise; alles, was irgendwie als Dünger dienen kann, wird sorgfältig gesammelt und dem Felde zugeführt. Und wie oft reißt ein einziger heftiger Regenguß die besten Teile des Bodens mit in das Thal hinab und betrügt den Fleißigen um den Preis jahrelanger harter Arbeit!

Die Kartoffeln sind die wichtigste Feldfrucht des Erzgebirges, denn sie bilden das hauptsächlichste Nahrungsmittel seiner Bewohner und gewähren auch da noch eine leidliche Ernte, wo der Getreidebau mit sehr zweifelhaftem Erfolge die darauf verwandte Mühe lohnt. Gleich ihnen vermag auch der Hafer den Unbilden des Klimas zu trotzen, und beiden kommt der Roggen sehr nahe; Weizen und Ölfrüchte können dagegen nur in geschützteren Lagen in lohnender Weise gebaut werden. Trotz aller Sorgfalt kann aber auch in den besten Jahren das Erzgebirge bei weitem nicht alles erbauen, was es zur Ernährung seiner starken Bevölkerung braucht, und bedarf daher einer reichlichen Zufuhr aus den benachbarten Landstrichen und aus weiter Ferne.

Ein sehr wichtiges Produkt des erzgebirgischen Bodens ist außerdem der Flachs. Da er bis über 600 m Meereshöhe gedeiht, so wird er zu einer Quelle des Einkommens für solche Gegenden, wo der Anbau andrer wertvoller Kulturpflanzen weniger lohnend ist. Sein Anbau wurde besonders seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in beträchtlicher Ausdehnung betrieben; damals kamen böhmische Einkäufer in Masse nach Sachsen, erhandelten für ihre Zwanziger und Speziesthaler den Flachs und trugen ihn auf dem Rücken nach Hause, wovon sie allgemein die „Huckelträger" hießen. Im vierten Jahrzehnt unsres Jahrhunderts gingen die Flachspreise sehr zurück und infolgedessen auch der Flachsbau im Erzgebirge. Doch die sächsische Regierung erkannte seine hohe Bedeutung und ergriff daher Maßregeln, um den Anbau und die Aufbereitung des Flachses nach belgischer Weise einzuführen, und diese Bemühungen dauern bis in die neueste Zeit fort. Dadurch hat sich der Flachsbau wieder bedeutend gehoben, und besonders in der ganzen Gegend von Annaberg bis nach Frauenstein und Freiberg wird er in großer Ausdehnung betrieben.

Noch viel sicherer als der Ertrag der Felder ist für den Erzgebirger die Gewinnung von Gras und Heu, denn gerade dafür eignet sich das Klima ganz besonders. Die Niederschläge sind reichlich, und wenn auch nicht auf unbedingte Regelmäßigkeit derselben gerechnet werden kann, so sind doch überall fließende Gewässer in Menge vorhanden, um eine genügende Bewässerung zu ermöglichen. Mit vieler Mühe hat der Erzgebirger die felsigen, sumpfigen, mit schlechtem Wald bestandenen Thalsohlen geebnet, in regelmäßige Abdachungen gebracht und mit einem System von kleinen Gräben durchzogen, ebenso die Bergseiten, und zwar oft bis zu beträchtlicher Höhe. Da hinein wird das Wasser durch größere Kanäle geleitet, in welche das durch hölzerne und steinerne Wehre gestaute Wasser der Bäche und Flüsse abläuft. Im ersten Frühjahr, aber auch wieder im Hochsommer nach der ersten und zweiten Heuernte sind die Wässer im Gange. Da rieselt und fließt es allenthalben, und nach kurzer Zeit bedecken sich die abgemähten Wiesen wieder mit saftigem Grün. Der erzgebirgische Bauer kann daher auf einen guten Viehstand halten; besonders seine Butter wird in den niedrigeren Gegenden viel begehrt und erzielt dort bessere Preise, als die aus der Nachbarschaft. Nach Dresden kommt sie hauptsächlich aus der Gegend von Frauenstein; die Straße, die von letzterer Stadt auf dem Plateau zwischen der Wilden und Roten Weißeritz nach Norden und von Hainsberg an durch den Plauenschen Grund nach Dresden führt, hieß daher sonst die Butterstraße.

Doch wie wohnt und lebt der Erzgebirger? Holz war sonst das Hauptmaterial, das im Verein mit Lehm die Wände des Hauses zusammensetzte,

in den Städten wie auf dem Lande; wagerecht liegende Balken, welche an den Enden verschränkt und nach außen wohl auch mit Brettern verschlagen waren, bildeten das Erdgeschoß, dem gleich das mit Schindeln oder Stroh gedeckte Dach aufgesetzt war. Solche Häuser sind aber doch gar zu feuergefährlich, und man ist daher allgemein zum Bau aus Bruchsteinen und Balkenfachwerk übergegangen, hat auch dem Erdgeschoß eine Etage hinzugefügt; an die Stelle der Schindel- und Strohbedachung ist durch die Bemühungen der Regierung immer mehr die harte Bedachung getreten. Häuser in der alten dürftigen Bedachung und Form trifft man daher nur noch vereinzelt, und ganze Städte oder Stadtteile bestehen nur dann aus ihnen, wenn sie wenig von Bränden heimgesucht worden sind. Ein solches altes hölzernes Bergstädtchen ist Katharinenberg auf dem böhmischen Kamme, und ihm gleichen auch Kupferberg und Platten.

Die Häuser sind nett und sauber, die braunen Balken treten freundlich aus den weißen Kalkwänden hervor, die öfters durch grüne Fensterrahmen unterbrochen werden. Wo es nur geht, ist vor ihnen ein Gärtchen angebracht, in welchem Obst und Blumen gezogen werden, und wem dies nicht vergönnt ist, der schmückt wenigstens die Fenster seiner Wohnstube mit einigen Blumenstöckchen. In den Wohnräumen herrscht Einfachheit, aber auch die größte Reinlichkeit. Die Wände sind weiß getüncht, die Dielen gescheuert, das Küchen- und Tischgeschirr, welches an der Wand der Stube aufgereiht ist, spiegelblank. Diese Sauberkeit wird durch das Klöppeln und andre Beschäftigungen der Frauen zur Notwendigkeit, und ist um so höher zu schätzen, je beschränkter die Wohnräume sind. Denn es geht eng genug zu in diesen Stuben! Bei dem geringen Verdienste müssen oft zwei und drei, manchmal sogar vier Familien in demselben Zimmer wohnen, so daß zuweilen 20—24 Personen darin zu finden sind. Die wichtigste Forderung, die eine Familie an die Wohnung stellt, ist ein Fenster, das ihr für den Arbeitstisch zur Verfügung gestellt werden muß, um genügendes Licht zu haben.

Außer dieser Stube gibt es im oberen Stockwerk noch sogenannte Oberstuben, die einem Teile der Familien als Schlafraum dienen; und glücklich schätzt sich schon diejenige, die eine solche Kammer nicht mit einer andern zu teilen braucht. Für eine solche Wohnung werden jährlich 24, 30 bis 36 Mark Miete im ganzen bezahlt, die aber nicht auf alle Familien gleichmäßig verteilt ist. Wer mehr Platz beansprucht als die andern, indem er ein Bett, einen Schrank oder ein andres Möbel mehr aufstellt, muß einen größern Anteil bezahlen, ebenso der Inhaber des dem Ofen zunächst gelegenen Fensters. Alle Parteien vertragen sich untereinander, Zank und Streit kommt selten vor, und paßt einmal eine Familie nicht zu den andern, so ist anderwärts bald ein neues Plätzchen gefunden; der Umzug ist ja nur wenig umständlich.

Die Luft ist in solchen Wohnungen natürlich nichts weniger als rein, zumal niemand an gehörige Lüftung denkt. Der Erzgebirger will es vor allen Dingen warm im Zimmer haben und heizt daher tüchtig ein. Früher ermöglichten ihm das die billigen Holzpreise; jetzt wird meist Torf verwendet, der auch nicht teuer ist. Die Wände des Zimmers sind möglichst mit Bildern geschmückt. Was die Leute mit ihren bescheidenen Mitteln davon erlangen können, wird unter Glas und Rahmen gebracht, und je bunter und greller die Farben sind, desto höher wird das Bild geschätzt. Auch Verse und Sprüche werden eingerahmt; sehr oft trifft

man auf die Inschrift: „Gott hat geholfen, Gott hilft, Gott wird weiter helfen.“ Als Mitbewohner der Hütten trifft man viele Stubenvögel; die Vogelliebhaberei ist im Erzgebirge ebenso zu Hause wie in andern deutschen Mittelgebirgen. Der Erzgebirger darbt sich die Ausgabe für das Futter, das sein Vogel braucht, lieber am Munde ab, als daß er jenen mißt. In besonderer Gunst stehen Hänfling, Fink, Zeisig, Stieglitz und Kreuzschnabel. Der letztere, bei den Leuten Grünitz oder vielmehr Grienitz genannt, dient nicht bloß zur Unterhaltung, sondern muß zugleich Dienste als Kinderarzt leisten. Wenn die kleinen Kinder anfangen zu zahnen, so setzt man ihn im Käfig unter die Wiege, weil die Mütter glauben, daß er „die Krämpfe an sich ziehe.“



Eine erzgebirgische Stube.

Die eigentümliche Form seines Schnabels ist nach dem Glauben des Volkes die Folge eines Fluches, den Christus über einen solchen Vogel aussprach, der ihn am Kreuze anhackte; er verdammte ihn, in Ewigkeit einen Schnabel in Kreuzesform zu tragen.

Früher fingen sich die Leute ungescheut Vögel, soviel sie wollten. Mit dem „Stellberich“, wie alles zum Vogelfange nötige Gerät, als Leimbüchse, Leimruten, Netze, der Käfig für den Lockvogel u. s. w., genannt wurde, ging man hinaus in den Wald; und wer die Stellen zum Fange und die dazu geeignete Zeit gut auszuwählen verstand, hatte bald die erwünschte Beute erlangt. Die Gesetzgebung der Neuzeit hat dieses Treiben verboten; aber die Liebhaberei ist zu mächtig und ein rechtmäßig erworbener Vogel zu teuer, als daß nicht dem Gesetz zum Trotz die Vogelstellerei im geheimen immer noch getrieben würde. Im böhmischen Städtchen Bäringen, südsüdöstlich von Platten gelegen, beschäftigen sich noch viele Leute gewerbsmäßig mit Vogelzucht. Es werden Gimpel gezüchtet und dressiert. Nach einem Leierkasten werden ihnen die Melodien angelernt, und wenn sie ihre Studien vollendet haben, werden sie oft weit verschickt. Ein guter Pfeifer wird dann oft mit 30 bis 45 Mark bezahlt.

Die Tracht bietet wenig Besonderes; die zahlreichen Städte, der durch die Industrie bewirkte lebhafte Verkehr mit der Außenwelt und die Wohlfeilheit der jetzigen Webstoffe haben die städtischen Moden überall eindringen lassen. Nur die Bäuerinnen in den entlegensten Dörfern tragen noch faltenreiche Röcke und steife Haubenschleifen oder glatte Pelzmützen. Unter den Männern zeichnen sich die Bergleute durch eine besondere Tracht aus. Wie in der Wohnung, so herrscht auch in der Kleidung bei aller Einfachheit Sauberkeit und Nettigkeit, und es würde schwer fallen, unter vielen tausend ärmlich gekleideten Erzgebirgern einen zerlumpten zu finden. Beim weiblichen Geschlechte geht der Aufwand für Kleidung und Putz zuweilen weiter, als es nach den vorhandenen Mitteln geschehen sollte, was oft zu dem herben Tadel Veranlassung gegeben hat, daß die Erzgebirger mehr auf den Leib, als in den Leib verwenden.

Die Kost ist mehr als einfach und oft sogar ärmlich und ungenügend. Die Felder liefern nicht genug Getreide, um die dichte Bevölkerung zu ernähren, und durch den weiten Transport aus der Ferne wird es verteuert, und zwar um so mehr, je höher der Ort liegt und je weiter er von den Hauptverkehrslinien entfernt ist.

Als im Jahre 1856 der Scheffel Korn in Schwarzenberg einen Mittelpreis von 14 Mark 50 Pf. hatte, kostete er in Annaberg und Marienberg 18 Mark 40 Pfennige. Das Brot ist daher mehr Zukost. Erst die neuere Zeit, wo durch die Eisenbahnen der Verkehr so sehr erleichtert worden ist, hat hierin eine Wendung zum Bessern gebracht. Mehlspeisen, die Schmalz oder Milch erfordern, sind seltene Leckerbissen. Runkelrübensirup muß häufig die Stelle der Butter ersetzen. An Festtagen wird ein Hefenkloß gebacken, der die Stelle des Kuchens vertreten muß. Ein Fleischgericht läßt sich nur an Sonn- und Festtagen erschwingen, und auch dann muß wohl ein halbes Pfund für die ganze Familie ausreichen; die Hausfrau teilt jedem die wenigen Bissen zu, die auf ihn kommen, und man kann es nicht ein Fleischessen, sondern höchstens ein Fleischkosten nennen. Als ein besonderer Hochgenuß gilt in manchen Gegenden Schöpsenfleisch mit Zwiebeln.

Gleichsam das tägliche Brot des Erzgebirgers sind die Kartoffeln. Sie bilden für ihn ebenso die Grundlage aller Kost, wie der Reis für den Hindu und Chinesen. Zum Frühstücke, Mittags- und Abendbrot erscheint regelmäßig dieselbe Schüssel mit Kartoffeln auf dem Tische, manche arme Frau zählt sie den Kindern als Leckerbissen zu, und sich daran ordentlich satt essen zu können, ist vielen Familien eine wahre Erquickung. Gewöhnlich wird nur Salz dazu genossen, wenn's hoch kommt ein Hering. Im Herbste wird als Zukost viel Heidelbeerenbrei gegessen; auch Pilze werden gesammelt und frisch und getrocknet verspeist, aber seltener als auf andern Gebirgen, weil sie bei der Zubereitung Schmalz erfordern. Aus demselben Grunde bietet auch die Kartoffelkost, die ja im allgemeinen eine große Mannigfaltigkeit zuläßt, wenig Abänderung; eine andre Ursache ist die geringe Zeit, welche die Frauen, die selbst mit erwerben müssen, auf das Kochen verwenden können. Die Lieblingsspeise, der Götzen, Bambus oder Stamper, kommt daher auch nicht sehr häufig auf den Tisch. Es werden dazu geriebene rohe Kartoffeln verwendet, die man, nachdem alle mehligen Teile ausgedrückt worden sind, mit Milch und Mehl vermengt, worauf das Ganze in Schmalz gebacken wird.

Den zweiten Rang nimmt auf dem erzgebirgischen Küchenzettel der Kaffee ein. Neben der Kartoffelschüssel dampft regelmäßig dreimal täglich die Kaffeekanne auf dem Tische, und ein Fläschchen mit Kaffee begleitet den Bergmann in die finstere Tiefe; für viele Tausende von Männern, Frauen und Kindern ist er wochenlang das einzige Getränk. Und was für ein Gemisch ist dieser Kaffee! Vom wirklichen Kaffee hat er wenig mehr als den Namen, denn er wird meistens ganz oder fast ganz aus Zichorien, Möhren, Gerste und dergleichen gebraut; „auf sechzehn Tassen fünfzehn Bohnen", sagen die Frauen scherzhaft. Man erwartet nicht, daß er stark sei, sondern die Hauptsache ist die gehörige Menge; denn der Erzgebirger vermag eine unbegrenzte Zahl „Schälchen" zu trinken.

Ist die Kost schon zu gewöhnlichen Zeiten sehr gering, so wird sie es noch viel mehr in Zeiten einer Mißernte und des Daniederliegens der Industrie. Dann tritt der traurigste Notstand ein, und Hungersnöte haben daher das Erzgebirge häufig heimgesucht, in ihrem Gefolge der Hungertyphus, der z. B. in Geyer mehrmals und noch 1858—1860 in dem großen Dorfe Gelenau nördlich von Thum wütete. Zu solchen Zeiten ist der arme Erzgebirger in seiner Hilflosigkeit auf die Unterstützung der Regierung und auf die Mildthätigkeit wohlhabenderer Gegenden angewiesen. Die neue Zeit greift mit ihren reichen Mitteln auch in solche Zustände mildernd ein; sie werden schneller erkannt und energischer bekämpft, die Hilfe kommt rascher, und vor allem bemüht man sich, die Quellen der Übelstände zu verstopfen.

Der erzgebirgische Menschenschlag ist im ganzen nur ein mittlerer und fast immer hagerer. Die wenig kräftige Nahrung, der Mangel an rüstiger Bewegung im Freien, die gebückte Haltung bei der fortwährenden Arbeit in der Stube und in unreiner Luft wie die Hungerjahre haben der Industriebevölkerung, welche doch die große Masse ausmacht, vielfach den Stempel der körperlichen Dürftigkeit aufgedrückt. Für sie ist daher der Militärdienst ein wahrer Segen; der blasse, magere Weber ist als Soldat in der Regel schon nach wenig Monaten ein ganz andrer Mensch geworden. Die Mädchen sind meist zarte, zierliche und geschmeidige Gestalten; leider heiraten sie oft viel zu früh, und unter den harten Sorgen und Entbehrungen altern sie sehr zeitig. Daß die bäuerliche Bevölkerung und diejenigen, welche ihre Arbeit im Walde, in Steinbrüchen u. s. w. zum Aufenthalte in freier Luft zwingt, sich eines kräftigeren Körperbaues und eines gesünderen Aussehens erfreuen, ist natürlich, und ihnen gesellen sich die Hammerschmiede und andre zu, die mehr stehend arbeiten und dabei sich stärker bewegen.

Die bleichen, mageren Gesichtszüge sind aber durchweg intelligent; selbst unter dem landwirtschaftlichen Gesinde begegnet man nur selten einem stumpfen, nichtssagenden Gesichte. Ein Gespräch, das der Wanderer mit einem Erzgebirger anknüpft, gibt ihm bald die Überzeugung, daß der Spiegel der Seele ihn nicht betrogen hat; denn es zeigt sich ein verständiger, offener Sinn, ein gesundes Urteil und Interesse nicht bloß für die Heimat, sondern auch für die Ferne. „Die Erzgebirger", sagt Berthold Sigismund in seinen „Lebensbildern vom sächsischen Erzgebirge", „verhüllen ihr Inneres so wenig mit Vorhängen und Fenstern, als ihre Wohnzimmer; aber so leicht sie den Einblick in ihr Inneres gestatten, so klar und frei schauen sie hinaus in die Welt." Das enge Zusammenwohnen gewöhnt sie von Jugend auf, sich zu geben, wie sie sind, und

macht es ihnen beinahe unmöglich, ihre Gesinnung zu verbergen; wozu sollten sie sich also Mühe geben, es zu thun? Dieser stete vertrauliche Verkehr zwischen Familien, die sich selten verwandt sind, ferner die Größe der Ortschaften und die geringe Entfernung derselben voneinander, sowie die Abhängigkeit von den allgemeinen Weltverhältnissen und den Zuständen ferner Länder wecken die Beobachtungsgabe und rufen den erwähnten verständigen Zug ihres Wesens, den ihnen eignen Mutterwitz hervor. Nicht wenig trägt dazu die Kenntnis der Fremde bei, die sich viele Erzgebirger auf ihren Wanderungen erworben haben. Die Erwerbsverhältnisse und die Not treiben seit alten Zeiten viele Männer und häufig auch Frauen hinaus in die Ferne, um die Erzeugnisse des eignen wie fremden Fleißes hausierend zu verkaufen. Viele kleinere Gewerbtreibende sind bei der großen Zahl derer, die dasselbe Handwerk ausüben, gar nicht im stande, ihre Waren daheim oder auf den Jahrmärkten der Nachbarstädte los zu werden; sie sind daher gezwungen, dieselben in den Häusern anzubieten. Manche Orte, wie Raschau bei Schwarzenberg und andre, besaßen sonst ein besonderes Recht zum Hausieren; die „Landraasenden“ (Landreisenden) von Jöhstadt wandern mit ihren erzgebirgischen Handelsartikeln in ganz Deutschland umher; die Bürstenhändler aus Schönheide und die Blechleute aus Eibenstock sind im sächsischen Hügel- und Niederlande bekannte Erscheinungen. Andre handeln mit Band, Spitzen, Posamentierwaren und verschiedenen andern Erzeugnissen der Kleinindustrie. Wer hätte nicht in unsern großen und kleinen Städten zu Jahrmarktszeiten und auch sonst die erzgebirgischen Frauen gesehen, die, einen Korb mit Quirlen, Rührlöffeln, Wäscheklammern, Tischdeckeln aus Holz und Stroh und andern Gegenständen des täglichen Gebrauches auf dem Rücken und oft noch ein Kind im Arme oder im weiten, aber dünnen Mantel tragend, durch die Straßen ziehen? Außer den erwähnten Orten sind Satzung (östlich von Jöhstadt an der böhmischen Grenze), Geyer und Elterlein als die Heimat von Hausierern bekannt. Einen gewissen Ruf hatten früher die Arzneihändler aus Bockau, südlich von Aue, wo die „Laboranten“ Räucher- und Zahnpulver, Pflaster, Pillen, Liquor, „Stockdumm“, Karmelitergeist, Universalbalsam und namentlich viel sogenannten Schneeberger Schnupftabak, welcher „die Augen heilt und das Gedächtnis stärkt“, fabrizierten, was alles Hausierer in ihren „Buckelapotheken“ ins Land trugen. Es ist noch kein Menschenalter her, daß die Bockauer Arzneimänner nebst den „Königseern“ vom Thüringer Walde bei den Leuten auf unsern Dörfern ein größeres Ansehen genossen als der Arzt, und von ihnen mehr Geld verdienten als der Apotheker. Dieses Geschäft ist durch die Verschärfung der Medizinalpolizei schon längst in Verfall gekommen, und auch das übrige Hausiergewerbe wird in neuerer Zeit immer mehr beschränkt, sei es durch die Gesetzgebung, sei es durch die auf den mehr kaufmännischen Betrieb der Gewerbe gerichtete Zeitströmung.

Der Grundzug in dem Charakter des Erzgebirgers ist die Gemütlichkeit. Ein vieldeutiger, schwer erklärbarer Begriff, der mehr durch das Gefühl, als durch den Verstand gefaßt sein will! Daher läßt sich in den einzelnen Fällen viel eher sagen, was gemütlich oder ungemütlich ist, aber sehr schwer ist es, den Sinn des Wortes im allgemeinen zu deuten. Man kann sagen, daß die Gemütlichkeit in der Kunst besteht, sich das Leben auch unter bescheidenen Verhältnissen so angenehm als möglich zu machen: das ist aber nicht möglich ohne

die Fertigkeit, mit jedermann in Frieden zu leben, und so gehört denn zur Gemütlichkeit auch das Streben, seinen Mitmenschen freundlich entgegenzukommen, ihrer guten Seiten sich zu erfreuen und die schlechten nicht zu beachten oder geduldig zu ertragen.

Die Grundlage dieser Gemütlichkeit ist die Genügsamkeit des Erzgebirgers, die Bescheidenheit in seinen Ansprüchen an das Leben; sie äußert sich in dem Frohsinn, den schwere Zeiten nur zeitweilig verdrängen, aber nicht vernichten können; in dem Genuß der angenehmen Gegenwart, der nicht durch die Ungewißheit ihrer Fortdauer getrübt wird, und in dem Vergessen alles dessen, was einmal nicht zu ändern ist; sie erzeugt die Verträglichkeit, die Höflichkeit und Gefälligkeit, die Geselligkeit als hervorstechende Züge in seinem Charakter. Alles das ist es, was das Leben im Erzgebirge so außerordentlich angenehm macht. Zank und Streit kommen selten vor, Prozeßsucht ist den Leuten fremd. In jeder Hütte wird der Fremde artig empfangen und berichtet, und nirgends erhält er eine Antwort, der anzumerken wäre, daß sie ungern gegeben würde. Ein brummiger, kurz angebundener oder gar ein „sakrisch“ grober Mensch dürfte so selten sein wie ein weißer Rabe. Der Geselligkeit huldigt vor allem die Jugend beim Tanze, dem sie leidenschaftlich ergeben ist, und an den sogenannten Pantoffelabenden. Wenn im Sommer abends schönes Wetter ist, kommen die Burschen und Mädchen, die Füße mit Pantoffeln bekleidet, am Mittwoch, dem kleinen, und am Sonnabend, dem großen Pantoffelabend, im Freien zusammen, ziehen in Reihen die Dorfgasse auf und ab und lassen ihre Lieder ertönen, die von der Ziehharmonika begleitet werden.

Die „gemütliche“ Genügsamkeit, die dem Erzgebirger über viele Schwierigkeiten des Lebens hinweghilft, hat allerdings auch manche Schattenseiten. Sie artet leicht in leichtsinnige Sorglosigkeit aus. Man begründet eine Familie, ohne kaum das dürftigste Hausgerät beschafft zu haben, und noch weniger wartet man, bis man einen Notpfennig gespart hat. Die leidige Hoffnung, daß die Arbeit der Frau und der Kinder den Verdienst des Mannes ergänzen werde, und der träge Trost, daß andre es auch nicht besser haben, bringt manches junge Paar zusammen, das anderswo noch jahrelang geschafft und gespart haben würde. Die Gemütlichkeit hemmt auch nicht selten die Thatkraft, mit deren Hilfe sich der Mensch aus unhaltbaren Zuständen kurz und entschlossen herauszureißen vermag. Das hat sich gezeigt, wenn der Erwerb ganzer Ortschaften zurückging, weil ihm durch die veränderten Verhältnisse im industriellen Leben und auf dem Weltmarkte der sichere Boden entzogen war. Da konnten die Leute nur schwer bewogen werden, sich einem andern Erwerbszweige zuzuwenden oder wenigstens ihre Kinder einem solchen zuzuführen, und darauf bezügliche Maßregeln der Regierung wurden mit Mißtrauen aufgenommen.

Mit andern Gebirgsbewohnern hat der Erzgebirger innige Heimatsliebe gemein; nur ungern verläßt er seine Heimat und sobald als möglich kehrt er wieder zurück. Ans Auswandern denkt auf dem Gebirge niemand, so sehr man auch den Notstand fühlt, nicht einmal ans Übersiedeln in eine andre deutsche Gegend, zumal erzgebirgische Bergleute, die nach andern deutschen Gegenden gegangen waren, sich dort oft sehr unbehaglich und enttäuscht fanden. Auch bloß ins „Unterland“, das ebene Sachsen, zu ziehen, trägt man große Scheu. Zu den Dienstbotenscharen der großen sächsischen Städte stellt sicherlich das

Erzgebirge das kleinste Kontingent. Fragt man den Bergmann aus dem oberen Erzgebirge, der eine Zeitlang in den Zwickauer Kohlenschächten gearbeitet hat, warum er nicht dort, wo ihm höherer Lohn gezahlt wurde, geblieben sei, so antwortet er: „Dort ist es nicht so gemütlich, wie bei uns.“

Der frohe, muntere Sinn der Erzgebirger tritt in manchen Orten und bei manchen Ständen mehr hervor als bei andern. So gelten die Schönheider Bürstenbinder als die lustigsten Leute des ganzen Erzgebirges; die Hammerschmiede der Gegend von Schwarzenberg werden als ein lustiges, sorgenloses, treuherziges, zu Schwänken geneigtes Völkchen geschildert, und unter ihnen die Bermsgrüner als die muntersten.

Mit diesem heitern Sinne hängt auch die Liebe zur Musik zusammen, die im Erzgebirge zu Hause ist. Die kleinen Musikchöre von dort zogen sonst auf allen Messen und Jahrmärkten herum und ließen vom frühen Morgen bis zur sinkenden Nacht von Straße zu Straße ihre bald ernsten, bald lustigen Weisen auf Waldhörnern, Flöten, Klarinetten und Posaunen ertönen. Auch diesem Erwerbszweige hat die Neuzeit ein Ende gemacht, da derartige musikalische Produktionen nicht mehr gestattet werden. Dagegen blüht das auf einer höheren Stufe stehende wandernde Musikertum noch, das seit langen Zeiten im böhmischen Erzgebirge seßhaft ist, besonders in Preßnitz und Gottesgabe. Meistens wird es von Musikerinnen gepflegt, die auf Harfe, Violine, Cello und Guitarre, aber auch als Couplet- und Liedersängerinnen sich hören lassen. Sie ziehen auch auf Messen und Märkte, führen ihre Konzerte aber nicht auf der Straße, sondern in geschlossenen Räumen auf; man hört die „böhmischen Harfenmädchen“ ferner bei Vogelschießen und andern Volksfesten, ja sie suchen sogar ferne Länder, besonders Rußland und Schweden, auf. Es mutet eigentümlich an, wenn man in Preßnitz von Berlin, Königsberg, Petersburg, Moskau, Odessa, Konstantinopel und selbst Kairo mit einer Ortskenntnis erzählen hört, als wären es Städte der nächsten Nähe. In diesem Zweige der musikalischen Gebirgsthätigkeit ist auch kein Rückgang zu bemerken, vielmehr hat er einen neuen Aufschwung erfahren, seitdem in Preßnitz gute Musiklehrer angestellt worden sind und sich dadurch die Leistungen der dortigen „Kapellen“ wesentlich gehoben haben.

Im erzgebirgischen Volke lebt noch viel kirchlicher Sinn und eine einfache, herzliche Frömmigkeit ohne alle Frömmelei, die zu dem heiteren, sorglosen Volkscharakter überhaupt nicht passen würde. Neuerdings sind allerdings Spuren von Sektiererei aufgetreten, aber nur im unteren Erzgebirge und dem im Norden sich anschließenden Hügellande. Religiöse Unduldsamkeit ist den Leuten fern, und das gilt sowohl von den Protestanten auf sächsischer als auch von den Katholiken auf böhmischer Seite. Dem Protestanten wird im böhmischen Erzgebirge nicht mit der Zurückhaltung und der Scheu begegnet, mit der man ihn in vielen katholischen Gegenden aufnimmt.

Im sächsischen Erzgebirge herrscht in vielen Gegenden die Sitte, daß die Leiche schon am Abende vor dem Begräbnistage aufgebahrt und im Hause aufgestellt wird. Dann kommen die Leute aus dem Dorfe, um sie sich anzusehen; es erscheint ferner am Abend der Lehrer mit den Schülern, manchmal auch ein Gesangverein, um Trauerlieder vor dem Hause zu singen. Am nächsten Tage wird die Leiche, vom Gesange der Schuljugend begleitet, nach dem Friedhofe

gebracht und beerdigt. Die Leidtragenden haben das Recht, während der ganzen Trauerzeit beim Besuche des Gottesdienstes in der Kirche den Hut aufzubehalten.

Unter den kirchlichen Festen wird das Weihnachtsfest besonders ausgezeichnet. Am „heiligen Abende" werden die frisch gescheuerten Dielen mit Stroh bedeckt, um an den Stall zu erinnern, in dem der Heiland geboren wurde; die Geburtsgeschichte selbst ist in einer mit Tannenzweigen geschmückten Ecke der Stube in der „Krippe" plastisch dargestellt. Das Licht, welches letztere erleuchtet, ist bunt bemalt und wohl auch mit Sprüchen beschrieben. Angezündete Räucherkerzchen sollen den Weihrauch vertreten, mit welchem die drei Weisen aus dem Morgenlande den Neugebornen beschenkten, und von der Mitte der Decke hängt die „Spinne" herab, ein mehrarmiger Leuchter, den der Hausvater selbst geschnitzt hat. Geschenke tauschen die Familienglieder selten untereinander aus, höchstens die Kinder bekommen ein Schäfchen, ein Männchen oder ein andres kleines Spielzeug; die Armut läßt mehr und größere Geschenke nicht zu. Dagegen gönnt man ausnahmsweise dem Magen einmal ein Freudenfest. Wenn die Stube vorbereitet ist, die Lichter angezündet sind und der Ofen eine Wärme ausstrahlt, die andern Leuten als den Erzgebirgern höchst unbehaglich sein würde, so setzt man sich zu Tische, wo die mit Zucker, Zimt, Rosinen und Mandeln bereitete Griessuppe dampft, der das Hauptgericht, Kartoffelklöße mit geräuchertem Schweinefleisch und Runkelrübensalat, folgt. Wer es irgend vermag, versorgt sich für die Feiertage mit dem durch ganz Sachsen üblichen Stollengebäck. Am ersten Feiertage findet in der Kirche in aller Frühe, gegen 5 Uhr, die Christmette statt. Es werden Wachskerzen mitgebracht, die jeder an seinem Platze anbringt, wodurch das Innere des Gotteshauses einen malerischen Zug und der Gottesdienst etwas besonders Feierliches erhält.

Auch mit andern Festzeiten sind besondere Gebräuche verbunden. Zu Fastnachten werden auf den Dörfern Umzüge veranstaltet, deren Teilnehmer sich auf phantastische Weise anputzen. Das Gesicht wird hinter abenteuerlichen Masken versteckt, von denen besonders Elefanten-, Bären- und andre Tierköpfe beliebt sind, und mit alten Trompeten, Geigen und Trommeln, mit Pfeifen, Trichtern, Tellern und Schnarren wird eine richtige Katzenmusik aufgeführt. So zieht man von einem Hause zum andern, Geld, Eier und Kuchen einsammelnd, am Fastnachtsmontage die Kinder, am Dienstag die Erwachsenen. Zu Ostern suchen sich die jungen Leute früh in den Betten zu überraschen, um sich durch Peitschen mit Ruten zu wecken. Am Walpurgisabende versammeln sie sich, bringen alle alten Besen mit, die das Jahr über sorgfältig gesammelt worden sind, ziehen damit zum Dorfe hinaus auf eine Höhe und zünden dort einen Scheiterhaufen an. Dann nimmt jeder einen brennenden Besen in die Hand und in langer Reihe geht es bergauf und -ab. Es gewährt einen reizenden Anblick, überall auf den Bergen die Feuerlinien hin und her ziehen zu sehen. Die Kirmes hat auch im Erzgebirge wie im Vogtlande eine Nachfeier, die sogenannte kleine Kirmes.

Das beinahe kindlich-naive Wesen des Erzgebirgers erklärt die Erscheinung, daß er trotz des seit langen Zeiten streng geregelten Schulwesens und trotz seines verständigen Sinnes noch tief im Aberglauben steckt, sowohl im praktischen, als auch im poetischen. Kartenschlägerinnen stehen in Ansehen und werden viel besucht. Gegen den Biß toller Hunde sollen Zettel helfen, die mit geheimnisvollen Worten beschrieben sind und gegessen werden müssen. Andre solche Zettel

werden gegen die „fallende Krankheit“ (Epilepsie) angewendet. Es gibt im Dorfe immer einen Mann, welcher dergleichen versteht. Auch das „Versprechen“ wird ausgeübt. Wenn dadurch das aus einer Wunde fließende Blut „gestillt“ werden soll, so wird in der Luft unter dem Murmeln von Beschwörungsformeln das Kreuz darüber geschlagen. Um Warzen zu vertreiben, stellt sich die versprechende Person gegen den zunehmenden Mond, schlägt drei Kreuze über die Warzen und sagt dazu: „Was ich sehe, nehme zu, was ich fühle, nehme ab, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Hilfe ist aber von solchem Versprechen stets nur für den zu erwarten, der daran glaubt. Wer im Besitze solcher Geheimnisse ist, kann sie auch andern mitteilen, nur ist darauf zu achten, daß sie eine Frau der andern nur durch Vermittelung des Mannes überliefert. Den Glauben an den Drachen lassen sich die Erzgebirger nicht nehmen; mit ihm oder dem „Bösen“, wie sie auch sagen, muß nach ihrer Meinung derjenige in Verbindung stehen, von dessen Wohlhabenheit die Gründe nicht vor aller Augen liegen, oder der etwas Auffälliges in seinem Wesen zeigt. Von einem solchen wird gefabelt, daß er sorgfältig alle Läden schließt, wenn er den Besuch des Drachen erwartet, der ihm durch die Esse Geld, Schinken, Eier, zu Weihnachten den Stollenteig u. dgl. zuwirft. Vor Kreuzwegen hat man große Furcht und hütet sich in der Nacht, sie zu überschreiten. Wenn es abends in der Luft recht saust, meint man, es habe sich jemand erhängt. Vor allem lieben die Leute Gespenstergeschichten, und es ist ihnen ein wahrer Hochgenuß, in der Dämmerstunde solche erzählen zu hören. Je unheimlicher sie sind, desto besser, und völlig befriedigt sagen sie am Ende: „Das war aber schön! Da gruselt's einen!“

In seiner Sprache hat der Erzgebirger manche Eigentümlichkeiten. Er mischt seiner Rede gern selbstgeschmiedete Worte bei und verunstaltet fremde aufs grausamste. Aus „Larifari“ macht er „Larefar“, das „Korsett“ wird zu einem „Karschetl“, das „Porzellan“ zu „Porzelih“, eine „Guirlande“ zur „Gorlande“. Etwas ganz Neues ist „niegInoglnei“, wem man „den Standpunkt klar machen“ will, den „laxeniert“ man, und ein ungezogener Junge wird nicht bei den Haaren, sondern „bun (beim) Wisch“ genommen. Während der Bauer des Niederlandes den ganzen Tag in Hof und Feld „scharwerkt“, „schabrt“ der erzgebirgische; er heimst nicht ein soviel als möglich, sondern er „schobert“, geht auch nicht zum Nachbar „auf Besuch“, sondern „hutzn“. Ein lediger „Puß“ (Bursche) macht im Erzgebirge zwar keinen Lärm, aber großen „Teebes“ oder „Teebs“. Die Namen verkürzt man gern: statt Ludwig sagt man „Lud“ oder auch „Wig“, statt Gottlob, Gottfried und Gottlieb „Lub“ (Lob), „Fried“ und „Lieb“. Der Taufname wird an den Familiennamen gehängt, so daß aus einem Gottlieb Richter ein Richterlieb, aus dessen Sohn Karl ein Richterliebkarl wird und selbst ein Hansenfritzenkarlfried nichts Unerhörtes ist. Man liebt es auch, Spitznamen zu geben, und manche Personen sind vielen nur unter diesen bekannt, so daß wohl jeder im Dorfe sagen kann, wo der „Mahlhenner“ (Mehlheinrich) wohnt, während ihm vielleicht der mit Mehl handelnde Heinrich Weber ganz unbekannt ist. Solche Namen erben dann in der Familie fort; man spricht von „Mahlhennerwigs Puß“, d. h. von dem Sohne von Mehlheinrichs Sohn Ludwig. Es ist möglich, daß die zahlreichen Familien gleichen Namens, die oft in einem Dorfe nebeneinander vorkommen, darauf geführt haben, den Taufnamen zu bevorzugen. So führt z. B. in Colmnitz bei Freiberg das halbe Dorf den

Familiennamen „Böhme“, weil es nach dem Dreißigjährigen Kriege, in welchem es völlig ausgestorben war, von böhmischen Einwanderern ganz neu bevölkert wurde.

Wie alle sächsischen Mundarten, so unterscheidet auch die erzgebirgische ö, ü und eu (äu) nicht von e, i und ei; „hört, früh, Zeug“ klingt also „heert, frih, Zeig“. Aber auch sonst verändert sie vielfach die Vokale. Ein helles, sehr breit und offen gesprochenes a tritt häufig an die Stelle von e, ei, eu und au, wie sich aus folgenden Wörtern erkennen läßt: Pfahr (Pferd), Ahrdeppeln (Erdäpfel oder Kartoffeln), baten (beten), Laam (Leben), Gald (Geld), har (her), racht (recht), ka' (kein), Getrad (Getreide), Frad (Freude), Raach (Rauch), ah (auch). Ei, eu und äu werden auch in ä umgewandelt, z. B. in zwä (zwei), Lächter (Leuchter) und läft (läuft), ei noch in e, wie be (bei), Arbet (Arbeit), wetter (weiter). Das hochdeutsche a wird dagegen fast wie ein o gesprochen, so daß man sagen hört: bezohlen (bezahlen), Plog (Plage), mohlen, Nochmittog, wohrlich, hoom (haben), Ohmd (Abend), ohmst (abends), monchmol, wos — während das o in u übergeht, wie in Vugl (Vogel), hult (holt), gruß, Sunntig (Sonntag), Nut, Brut (Brot), Tup, vull, Ufn, Budn. Das ö und e verwandeln sich im Munde des Erzgebirgers in ie oder i: schie' (schön), gie' (gehen), stiehn (stehen), Schniebarg (Schneeberg), ginne (gehen), klippeln (klöppeln) — das u in i: im (um), schillig (schuldig), oder in o: Storm (Sturm). Eine gewisse Bequemlichkeit zeigt sich im Weglassen mancher Konsonanten am Ende der Silben oder Worte. Als Beispiel dafür seien genannt: un (und), ball (bald), Hämm (Hemd), Kinnr (Kinder), schillig (schuldig), unner (unser), ho (hab), Si (Sinn), Wei (Wein), ahstimmen (anstimmen), ahzinden (anzünden), Ma (Mann), sallu (selten). Ebenso paßt es dem Erzgebirger nicht, gl auszusprechen, und er schiebt daher ein e oder a ein, wie in Gelikspilz (Glückspilz), geleich (gleich), iech gelaab (ich glaube), a Galasl (ein Gläsel), Gelos (Glas), galaam (glauben). Wörter, die wir kurz aussprechen, werden gedehnt: gewieß (gewiß), miet (mit), iech, miech, diech, Schlietn, gestrietn, Sook (Sack), Uhrkeet (Uhrkette). Als Verkleinerungssilbe wird „la“ verwendet in Kihla (Kühchen), Seila (Schweinchen), Veegela (Vögelchen). Endsilben und Vorsilben werden häufig verändert, denn man sagt Huffning (Hoffnung), Ahpflanzing (Anpflanzung), Ordning (Ordnung), Beschering (Bescheerung), sogar Handsching (Handschuh); ferner zafriedn (zufrieden), drfrieren (erfrieren), drhalten, drzehln. Als Flickwort kommt „fei“ am häufigsten vor, ohne das beinahe gar kein Satz zu hören ist, dann „eppr“.

Aus alle diesem geht hervor, daß der Erzgebirger in seiner Mundart sehr von der Schriftsprache abweicht und daher schwer zu verstehen ist. Diese Schwierigkeit wird durch die Schattierungen erhöht, die der Dialekt in verschiedenen Gegenden erhält; so kommt dem Schwarzenberger die Sprache des Jöhstädters und Johanngeorgenstädters ganz fremdartig vor.

Als Dialektprobe teile ich nachstehend ein Gedicht von J. G. Grund mit, der am Anfange dieses Jahrhunderts in Annaberg als Kürschnermeister lebte und dessen Dichtungen zuerst 1816 in der Öffentlichkeit erschienen sind.

Die Kühlung.

Ä Bauer hot än Suh' (Sohn) gehot, darsch (der's) hitz'ge Fieber hott',
Nu kome olle Nochbrn zam, ä geder gob en Rot:
Dr äne dos, dr annre dos,
Su, doß ar olle Stund' wos annrsch froß.

De Hitz ließ odr (aber) auch net nooch, dos Ding sooch (sah) ibl aus,
Dr Richter, ä gescheitr Ma, dar kom zun Glick ins Haus.
Dar spricht: „Fulgt ihr när menn'n Rot
Un gieht zun Duktr in dr Stodt!“

Wos thut mr net dr Kinnr willn! Ar gieht zun Duktr nei',
Erzehlt'n su de ganze Krankt, wie sie beschoffn sei,
Un wos dr Suh' fer Hitz nit hot,
Un bitt 'ne im än gutn Rot.

Dr Duktr wäs gleich, wos'n fahlt, doß ar när Kihlung braucht,
Un schreibt geleich ihn a Rezept, un sogts'n mindlich ah:
„Geht damit zur Aptheke nein
Und gebt dem Sohn die Kühlung ein!“

Dr Bauer gieht, a Nochbr kimmt, fragt: „Wos macht eir Suh'?“
„„Oh Nochbr, ar is gar so schlimp, iech kumm vun Duktur schu,
Dar schickt miech in de Aptheke nei',
Ene Kihlung soll dos Beste sei'.““

„Nu Nochbr, wenn iech wär wie ihr, iech ging zr Fläschbenk (Fleischbank) nei',
Do missn wuhl de Kihlung'n frisch un ah wulfäler sei';
Apthekr sull'n gar teir sei',
Käfn (kaufen) de Kihlung'n erscht vun Fläschrn ei'.“

Dr Votr gieht zr Fläschbenk nei' un frogt dort äne Fra,
Ob se noch äne Kihlung hot? — Hah, 's is noch äne do! —
Ar käft de Lung un träht (trägt) se ham,
Dr Suh' muß se uf ämol nam.

Dr Duktr freilich hot gesogt: „Sächsmol gäbt ne Suh ei'!“
Dr Suh frißt se uf ämol nei', befindt sich wuhl drbei
Un schleft drauf ah de ganze Nocht,
Bis ar des Morg'ns frih drwocht.

De Hitz un's Fieber is vrbei, dr Suh', der is gesund,
Dr Votr läft zun Duktr nei, su viel ar lafn kunnt,
Un sogtn do dr Soch Vrlaft,
Ah, daß ar se in de Fläschbenk kaft.

Dr Duktr, dar vrwunnrt sich ibr dan Mißvrstand,
Un schreibt in sei' Rezeptbuch nei': „Kühlung heilt Hitz und Brand;
Und wenn man sie nicht haben kann,
Geht auch die Lung' von Kühen an.“

Alte Ritterburgen an der Zwickauer Mulde. Zwischen Schöneck und Klingenthal, am Ostende des oberen Vogtlandes, dehnt sich auf einem einförmigen Plateau der große Schönecker Wald aus. Die kaum bemerkbaren Bodenwellen schließen ebenso sanfte Mulden ein, und hier sammeln sich nordöstlich von Schöneck zwischen dem Tannenhaus, den Saubachhäusern und Mulde kleine Gewässer, die zwei Hauptadern bilden, die Weiße und Rote Mulde genannt. Erstere ist der östliche Arm und entfließt unweit des einsamen Dörfchens Kottenhaide dem weißen Muldenteiche, letztere fließt weiter westlich, nach Schöneck zu, aus mehreren Waldwässerchen zusammen. Etwas südlich von dem Örtchen Mulde, das sonst als die „Muldenhäuser“ bezeichnet wurde und jetzt mit dem nahen Muldenberg, dem sogenannten Tannenhaus und den Saubachhäusern die „Schönecker Waldgemeinde“ bildet, vereinigen sich beide Arme zur Zwickauer

Mulde, die auch westliche und wegen ihres Quellengebietes zuweilen Vogtländische Mulde genannt wird. In nördlicher und nordöstlicher Richtung fließt sie von dieser Stelle an durch eine weite, ganz flache Einsenkung hin, die teils mit Wiesen, teils mit Torfmooren bedeckt ist; aber dort, wo sie sich unterhalb Friedrichsgrün auf eine kurze Strecke entschieden nach Osten wendet, nähern sich ihr allmählich Höhen, und das Thal wird enger und tiefer. Jedoch erst nachdem sie durch die Aufnahme der kleinen Pyra bei Jägersgrün, der großen Pyra bei Rautenkranz und vor allem der Wilzsch, die ihr sämtlich von rechts zufließen, ihre Gewässer ansehnlich verstärkt hat, wühlt sie ihr Bett tiefer in das Gebirge ein, und es beginnt damit eins der schönsten Thäler Sachsens, anziehend durch den Wechsel seiner Gestalt, belebt durch vielseitige menschliche Thätigkeit und interessant durch historische Erinnerungen, die im Wanderer durch die vielen von den Höhen zu ihm herabschauenden Ritterburgen erweckt werden.

Die letzten beiden Eigenschaften kommen jedoch erst von der Vereinigung mit dem Schwarzwasser an zur Geltung; bis dahin fesselt uns allein das Thal selbst mit seinen endlosen Windungen, den zahlreichen Felsen auf den Bergzügen, welche den Fluß begleiten, und den meist steilen und waldigen Thalgehängen. Die Mulde fließt auf dieser ganzen Strecke nach Nordosten, und besonders der letzte Abschnitt derselben gleicht einem großen, etwas verwilderten Park. Wo von rechts das Schwarzwasser mündet, bildet das Muldenthal zum erstenmal einen Thalkessel, der durch die verschiedenen Grade der Steilheit, mit welchen die Berge rings umher aufsteigen, seine besonderen Reize erhält. In diesem Kessel liegt zwischen den beiden Flüssen das Städtchen Aue. Seine 3500 Einwohner betreiben eine mannigfaltige Industrie, unter deren Produkten die Blechwaren hervorragen, deren Herstellung überhaupt in dieser Gegend viele Hände beschäftigt. Daher wurde auch Aue 1877 zum Sitze der deutschen Fachschule für Blecharbeiter gewählt. Im ehemaligen Gasthofe „Zum goldenen Engel" war die berühmte Tausend-Gülden-Stube, deren Wände, Decke und Fensterbrüstungen mit den prächtigsten Holzschnitzereien, Blumen, Vasen und Engelköpfe darstellend, geschmückt waren. Ein Nürnberger soll die Schnitzwerke für 1000 Gulden geliefert haben, daher der Name. Leider wurde mit dem ganzen Gasthofe auch dieses Zimmer, das dem früheren Bergamte in Aue als Sitzungssaal diente, im Jahre 1859 durch Feuer vernichtet.

Die Mulde wendet sich jetzt nach Norden, das Thal verengert sich wieder, und bald erblickt man oben links als Vorposten der nun beginnenden Reihe von Burgen und Schlössern die Ruine Isenburg oder Eisenburg, welche auch als ehemaliges Raubschloß bezeichnet wird; aber die spärlichen Trümmer lassen nicht mehr erkennen, ob die Burg einst Bedeutung gehabt habe oder nicht. Das Volk bringt sie mit dem Schlosse Stein in Verbindung, nach welchem von hier ein unterirdischer Gang führen soll, wie ähnliches ja von vielen Burgen und Klöstern im Volke geglaubt wird. Das Schloß Stein liegt an der Stelle, wo sich die Mulde in einem rechten Winkel nach Westen wendet, am rechten Ufer auf einem isolierten, lange nicht die Höhe der Thalseiten erreichenden Felsen, mit welchem es zum Teil innig verwachsen ist, so daß die Mauern bis zum dritten Stockwerke aus demselben herausgearbeitet sind. Mit seinem hohen runden Turme und zwei kleineren Türmen erhebt es sich unmittelbar am Wasser, was ihm einen malerischen Anblick verleiht.

In einem rechten Seitenthale liegt Hartenstein, ein Städtchen mit 2600 Einwohnern. Nordöstlich über diesem steht auf einem steil aufsteigenden Berge das fürstlich schönburgische Schloß, das von einem schönen Parke umgeben, aber leider durch Holzzinnen, die ihm einen altertümlichen Zug aufprägen sollen, verunziert ist. Aus dem Pfarrhause des Städtchens ging einer der besten deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts hervor, denn hier wurde im Jahre 1609 Paul Fleming als Sohn des dortigen Pfarrers geboren. Auf der Universität zu Leipzig, wohin er ging, nachdem er die Fürstenschule zu Meißen durchlaufen hatte, studierte er nicht bloß Medizin, die er sich zum Lebensberufe gewählt hatte, sondern pflegte mit noch größerer Liebe die Poesie, in der er sich sehr früh versuchte. Doch die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges verscheuchten ihn aus der Heimat und trieben ihn nach Holstein, wo er die Stelle des Arztes bei der merkwürdigen Gesandtschaft erlangte, welche der Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp erst nach Rußland und dann nach Persien schickte, um mit diesem Lande Handelsverbindungen anzuknüpfen. Zu dieser persischen Gesandtschaftsreise, die 1635—1639 währte, dichtete er sich Mut in dem schönen Gedichte, das zu einem unsrer bekanntesten Kirchenlieder geworden ist und mit den Worten beginnt:

„In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten raten,
Der alles kann und hat.“

Das innige Gottvertrauen und die völlige Ergebenheit in alles, was ihn treffen kann, sprechen sich in jeder Zeile des Liedes aus und harmonieren ganz und gar mit dem tief religiösen und dabei ruhig heiteren Charakter des Erzgebirgers, und als Erzgebirger gibt er sich auch durch die Anhänglichkeit an die Heimat kund, deren Bild auch die fremdartigsten Eindrücke nicht in seiner Seele zu verdunkeln vermögen. Auf dem Kaspischen See und angesichts der Städte an dessen Ufer dichtete er die Verse:

„Ach, daß ich mich einmal doch wieder sollt' erfrischen
An deiner reinen Luft, du edler Muldenfluß,
Da, wo du sanft hingehst in bergigen Gebüschen,
Da, wo mein Hartenstein mir bot den ersten Kuß.

Wie jung, wie klein ich auch ward jener Zeit entnommen
Aus deinem süßen Schoß, so fällt mir's doch noch ein,
Wie oft ich lustig hab' in deiner Flut geschwommen,
Ach, oft noch träumet mir, als sollt' ich um dich sein.“

Bald nach seiner Rückkehr raffte ihn im Jahre 1640 im Alter von 31 Jahren der Tod dahin, zu einer Zeit, wo er eben im Begriff war, sich in Hamburg eine sichere Zukunft zu begründen.

Von Stein windet sich die Mulde zwischen Bergen hindurch bis Wiesenburg, wo auf einem Bergvorsprunge der linken Seite Ruine und Schloß gleichen Namens thronen; die teils neu errichteten, teils wiederhergestellten Gebäude enthalten jetzt das Bezirksarmenhaus. In einem Nebenthale auf der rechten Seite wird das Städtchen Wildenfels (nicht ganz 2900 Einwohner) von Bergen umschlossen, und über ihm blickt auf einer zwischen zwei Thäler vorgestreckten Bergzunge das gräflich Solmsche Schloß aus einem wohlgepflegten Parke hervor. Die dazu gehörigen Gärten sind durch ihren Feigenbau bekannt. Im vorigen

Jahrhundert, 1772, versuchte man einen andern Erwerbszweig des Südens, den Seidenbau, in Wildenfels einzubürgern, aber vergebens.

Mit der nordwestlichen Richtung, welche die Mulde bei Wiesenburg einschlägt, wird ihr Thal weiter, und die dasselbe einschließenden Höhen werden niedriger. Wir merken, daß wir uns dem breiten Zwickauer Kohlenbecken nähern. Wir eilen auf unsrer jetzigen Wanderung rasch an Zwickau vorbei, ebenso an Glauchau, und rasten erst wieder bei dem 3000 Einwohner zählenden Waldenburg, wo das Muldenthal abermals schmäler und tiefer wird und unsre Aufmerksamkeit aufs neue durch schöne Formen gefangen nimmt. Von dem niedrigen Hügel am linken Ufer, auf dem die nach dem Brande im Jahre 1580 erneuerte gotische Stadtkirche aus der winkelig gebauten Innenstadt emporragt, senkt sich die Mittelstadt ins Thal hinab.



Schloß Stein an der Zwickauer Mulde.

Unten tritt das Schloß der Fürsten von Schönburg mit seinem Zinnenturme aus der Häusermasse heraus; aber es ist nicht mehr das alte Schloß mit seinen malerischen Giebeln und Erkertürmen, welchem aus noch früherer Zeit ein gänzlich geborstener hoher Turm und mehrere Trümmer einer älteren Burg zur Seite standen, sondern ein neuer Bau, der aus den Ruinen des 1848 durch Feuer zerstörten alten entstanden ist. Die Wellen der französischen Februarrevolution pflanzten sich bis tief nach Deutschland herein fort, und auswärtigen Hetzern gelang es, auch in der sonst so friedlichen erzgebirgischen Bevölkerung die schlimmen Leidenschaften aufzurühren und die Unzufriedenheit mit manchen veralteten Einrichtungen und mit beengenden Verhältnissen zu offener Empörung und Gewaltthat auflodern zu lassen. Nachdem schon am 29. März aufgeregte Massen zwei Nagelfabriken in Elterlein und in Mittweida

bei Schwarzenberg zerstört hatten, sammelten sich am 5. April von Leidenschaft entflammte Volkshaufen vor dem Schlosse des Fürsten Otto Viktor von Waldenburg. Es sollte eine bloße Volksversammlung sein; aber die unter dem Klange von Feldmusik herbeiziehenden, durch den Genuß von Branntwein erhitzten Scharen, die zum Schrecken der ruhigen Bürger abgefeuerten Gewehre und die Weiber mit großen leeren Körben, die sie gefüllt wieder aus Waldenburg hinauszutragen gedachten, ließen nichts Gutes erwarten, und das Befürchtete blieb dann auch nicht aus. Eine Zeitlang hatte es geschienen, als sollte alles gut verlaufen; aber da trat plötzlich ein Mann auf, der direkt von den Barrikaden Berlins kam, erging sich in rohen Schmähungen gegen den Fürsten und forderte die Menge auf, hineinzuziehen und sich von ihm dasjenige zu holen, was er widerrechtlich an sich genommen habe. Diese Rede zündete. Die Meuterer drangen ins Schloß, die Fenster wurden zerschlagen, die Möbel demoliert, die Betten aufgeschnitten und zu den Fenstern hinausgeschüttet, die Bibliothek auf dem Boden umhergestreut und im Schloßhofe aufgeschichtet, wo sie später verbrannt wurde. Vieles ward geraubt und weggetragen und zuletzt das Schloß den Flammen überliefert. Löschversuche wurden verhindert, und am nächsten Morgen war es eine Ruine; doch ist es seitdem weit schöner wieder aufgebaut worden.

Auf der Höhe liegt auch das schöne, weithin sichtbare Lehrerseminar, während sich am Flusse vorstädtische Häuser hinziehen. Dicht an die Stadt schließt sich im Nordosten das Dorf Altwaldenburg, und von der grünen Aue auf dem rechten Muldenufer wird das Dorf Altstadt-Waldenburg umschlossen, dessen Bewohner sich besonders mit Töpferei beschäftigen. Außer den gewöhnlichen Topfwaren, die als „Waldenburger Ware" bekannt und geschätzt sind, werden auch Schmelztiegel und Pfeifen gefertigt, von denen erstere neben den Brennkolben schon im 16. Jahrhundert in ganz Deutschland verbreitet waren, da sie neben den hessischen als die haltbarsten galten. Das rechte Ufer trägt über diesem Auendorfe den großen fürstlichen Park Greenfield, vom Volke mit Recht einfach Grünfeld genannt, in welchem sich das Mausoleum des Fürsten Otto Karl Friedrich von Waldenburg befindet.

Der Wechsel von Höhen und Tiefen, von Wald, Feld, Wiesen, Fluß und Teichen, der die Lage Waldenburgs so schön macht, erhält das Flußthal auch unterhalb dieses Städtchens reizend, trotzdem es sich wieder bedeutend verflacht. Mitten in dieser anmutigen Landschaft erhebt sich links auf einem Berge, um dessen Fuß sich die Mulde windet, das Schloß Wolkenburg, der Sitz eines andern sächsischen Adelsgeschlechtes, nämlich der Grafen von Einsiedel. Es ist gleich dem Schlosse Stein zum Teil in den Felsen gehauen, und den Berg bedeckt, ein Park, der mit allem geschmückt ist, was Natur und Kunst in solcher Gegend vermögen. Reiche Blumenbeete, mit Schlingpflanzen verkleidete Felswände, künstliche Grotten und köstliche Aussichten in eine Gegend, die immer nebst Meißen als eine der schönsten in Sachsen bezeichnet worden ist, bilden ein wundervolles Ineinander, welchem auch der Schmuck von Bildwerken nicht fehlt. Der Schöpfer dieser Schönheiten war der Minister Graf Detlev von Einsiedel, der im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts die Kirche erbauen ließ, die lange Zeit als die schönste Dorfkirche Sachsens gegolten hat. Die über den Seitenthüren angebrachten Reliefs aus Eisenguß und der kunstreiche Taufstein aus demselben Material erinnern daran, daß es Grafen von Einsiedel waren,

welche das Eisenwerk Lauchhammer bei Mückenberg in der preußischen Provinz Sachsen gründeten. Noch im Dreißigjährigen Kriege diente Wolkenburg als Festung; Wallgraben und Mauerreste, auf welchen Nebengebäude aufgeführt worden sind, entstammen jener Zeit. Die dortige Schloßgärtnerei hat einen guten Ruf durch ihre Ananaszucht.

Penig, das zum kleineren Teile auf dem linken, zum größeren auf dem rechten Muldenufer liegt und auf diesem sich am Berge hinanzieht, hat zwei gräflich Schönburgische Schlösser, ein älteres, welches sich innerhalb eines Wallgrabens an der Stelle einer alten, etwa gegen das Ende des 15. Jahrhunderts erbauten Burg befindet, und ein jüngeres, beide zusammen wieder von einem schönen Parke umgeben. Hier überschreitet die Straße von Prag nach Leipzig und von Chemnitz nach Altenburg die Mulde, und es war daher kein Wunder, daß sich einst in der Nähe die Raubritter einnisteten. Es wird von drei Raubburgen erzählt, die gleich unterhalb Penig auf dem Hühnerberg und dem Liebchenstein links und dem Drachenfelsen rechts des Flusses standen und der Schrecken der Gegend waren, bis sie von den erzürnten Bürgern der umliegenden Städte 1488 erstürmt und zerstört wurden. Noch vor wenigen Jahrzehnten waren einige Gemäuer von ihnen zu sehen. Die hochgelegene Stadtkirche, welche 1499 vollendet wurde, ist ein Meisterwerk gotischer Baukunst; der Porphyr, der meist bei ihrem Bau verwendet worden ist, weist darauf hin, daß wir uns dem Rochlitzer Berge nähern. Die Einwohnerschaft, jetzt 5800 Seelen stark, trieb sonst viel Töpferei, und das Peniger Töpfergeschirr war schon zur Zeit der Reformation nicht weniger berühmt als das Waldenburger. Die Peniger Töpfer fertigten einst einen Topf, der 15 Eimer hielt; in diesen stieg als junger Prinz Herzog Heinrich der Fromme mittels einer Leiter, konnte aber nicht wieder heraus, da sein Hofjunker dieselbe weggezogen hatte, und brach sich daher kurz entschlossen nach der Seite einen Ausweg aus seinem Gefängnis. Die Töpfer drehten hierauf einen noch größeren Topf, der aber in den Münzerschen Bauernunruhen zerstört wurde. Heute wird das Töpfergewerbe in Penig nur noch schwach betrieben; großartig ist dagegen die dortige Papierfabrik.

Unmittelbar unterhalb Penig verengt sich plötzlich das Thal, und damit treten wir in den bis Rochsburg reichenden schönsten Teil des Muldenlaufes. Von den Ufern des ansehnlich breiten Flusses erheben sich steile Lehnen; aus deren Nadelwäldern, die jedoch nicht ganz ohne Laubbäume sind, steigen Felszinnen auf, und an manchen Stellen vergrößern sie sich zu Felsmassen, die auf der linken Seite von der Eisenbahn durchbrochen sind. Mehrmals wird die Mulde in ihrem Laufe durch Wehre aufgehalten, über die sie sich rauschend hinabstürzt und durch die sie der Industrie dienstbar gemacht wird, wie bei der Spinnerei „Amerika“ und bei einer Holzschleiferei. Die schönste Thalpartie beginnt etwa eine halbe Stunde vor Rochsburg. Hier ragen am rechten Ufer steile, fast senkrechte Felswände hoch empor, deren rauhe, zackige, klippige Fläche stark zerklüftet ist, und in den Klüften haben sich einzelne Kiefern mit ihren Wurzeln festgeklammert. Bald darauf stellt sich der Mulde ein von den Bergen auf der linken Seite auslaufendes Vorgebirge entgegen, welches von der Muldenthalbahn in einem Tunnel durchbrochen wird, und zwingt sie, es in spitzem Winkel zu umfließen. Von diesem rings von höheren Bergen umgebenen Vorgebirge blickt Schloß Rochsburg auf sie herab. Es ist unter den Ritterburgen

Sachsens nicht nur eine der ältesten und größten, sondern auch die am besten erhaltene. Eine steinerne Brücke, an deren Stelle sonst eine Zugbrücke war, geht über den in den Felsen gehauenen Wallgraben, und durch das erste Thor gelangt man in einen Vorhof, der von einer hohen, dicken und mit einer langen Reihe von Schießscharten gekrönten Mauer umgeben ist. Ein hohes Thor öffnet von hier den Zugang zu dem ebenfalls mit Schießscharten versehenen Zwinger, und ein andres führt in den äußern Schloßhof, von dem man auf einer breiten Treppe durch einen Flügel des quadratisch gebauten und drei Stock hohen Schlosses in den inneren Schloßhof steigt. Das eigentliche Schloß nimmt den höchsten Teil des Berges ein und trägt den runden, mit einer geschwungenen Kuppel endigenden Hauptturm. Etwas tiefer, an der äußersten Stelle nach der Muldenbiegung zu, schließt ein viereckiger Turm mit vier sich kreuzenden Giebeln das Bauwerk ab, dessen malerischer Eindruck noch durch die kleinen Türme erhöht wird, die unterhalb des Hauptschlosses auf der Mauer stehen. Im Innern des Schlosses fesseln die altertümlichen Säle das Interesse; die im Jahre 1500 erbaute Schloßkapelle enthält mancherlei Altertümer, und schauerlich ist im Turme das Burgverließ mit seinen $3^1/_2$ m dicken Mauern.

Die starke Windung nach Südosten, welche die Mulde von Rochsburg an beschreibt, schneidet der Wanderer ab, indem er vom Dorfe Rochsburg den Weg über die Höhe am linken Ufer einschlägt. Da erblickt er nach kurzer Wanderung unten das Städtchen Lunzenau, in welchem sofort das mächtige Gebäude der mechanischen Weberei von Wilhelm Vogel auffällt. Wie diese schon äußerlich das 3400 Einwohner fassende Städtchen beherrscht, so hat auch sonst die Thätigkeit ihres Besitzers den Charakter desselben bestimmt; denn ehe man den Ort betritt, erblickt man die Anlagen, die Vogel auf dem linken Muldenufer geschaffen hat, und daran schließt sich eine Reihe kleiner, netter Häuschen, die er für seine Beamten hat erbauen lassen, und mitten unter ihnen befindet sich eine Kleinkinderbewahranstalt, die ebenfalls sein Werk ist. Es tritt uns hier also das Walten der Neuzeit entgegen; doch fehlt es auch nicht am Zauber der Romantik. Zwar ist keine mittelalterliche Burg im Städtchen vorhanden, dafür ist es aber die Heimat einer Abenteurerin, deren Geschichte einstmals viel Teilnahme erweckte. Anna Sophie Apitzsch, im Volke Prinz Lieschen genannt, war die Tochter eines Lunzenauer Webers. Sie trieb sich in männlicher Kleidung im Lande herum, wußte durch Kniffe aller Art den Ruf einer vornehmen Person zu erlangen, ließ sich „Hoheit" und „Gnaden" titulieren und wurde daher bald für den Kurprinzen August gehalten, von dem das Gerücht umlief, er durchwandere heimlich das Land, um selbst zu sehen, was ihm als künftigem Regenten nützlich sein könnte. Sie wußte das zu ihrem Vorteile auszunutzen, und gar mancher ließ sich von ihr betören, in der Hoffnung, dadurch die Gunst des künftigen Thronerben zu gewinnen. Doch es dauerte nicht lange, so wurde sie entlarvt, und sie mußte den kurzen Rausch eines erträumten Glücks mit lebenslänglicher Gefangenschaft büßen; sie ist heute noch als erste Insassin des im Jahre 1716 gegründeten Zuchthauses zu Waldheim im Andenken.

Von Lunzenau an behält das Muldenthal einen milden Charakter, trotzdem es sich wieder verengert und einzelne Felsblöcke im Muldenbett verstreut liegen. Streifen von Laub- und Nadelwald, von Wiesen, Feldern und Felsboden bilden beinahe eine Art Stickmuster.



Schloß Rochsburg.

Bei dem Dorfe Göhren auf dem rechten Ufer wölbt sich hoch über dem Spiegel der Mulde wieder ein kühner Viadukt, wie wir deren im Erzgebirge so viele treffen; er leitet die Chemnitz-Borna-Leipziger Eisenbahn über das Muldenthal (vgl. S. 63). Noch ehe wir nach dem Dorfe Altzschillen kommen, sehen wir über den Baumwipfeln der Flußaue, zu welcher sich das Thal hier wieder erweitert hat, das Schloß und den Marktflecken **Wechselburg** sich erheben. Auch hier stellt sich dem Flusse ein Bergrücken in den Weg und zwingt denselben, ihn in enger Schlinge zu umgehen; aber diesmal liegt das Hindernis auf dem rechten Ufer und die Schlinge daher nach Westen.

Ursprünglich stand hier das Augustinerkloster Zschillen, das 1174 Dedo der Fette gründete, der Gebieter der Grafschaft Rochlitz, zu welcher auch diese Gegend gehörte. Dasselbe hatte aber keinen langen Bestand. Die Mönche entstammten meistens adligen Geschlechtern und mochten in ihrer Lebenslust sich nicht den strengen Ordensregeln fügen. Als nun die Oberen gegen das sittenlose Leben einschreiten wollten, schlugen die Mönche 1278 dem Abt mit einem Hammer den Hirnschädel ein, dem Prior aber hieben sie ein Bein ab und warfen ihn dann in die Mulde, an der Stelle, die heute noch der Propsttümpel oder die Mönchstaufe heißt. Hierauf wurde das Kloster den Deutschherren gegeben, die es in einen Komturhof verwandelten, der 1539 säkularisiert und 1543 durch Herzog Moritz von Sachsen nebst Penig und Zinnberg dem Grafen Ernst von Schönburg übergeben wurde, welcher jenem dafür Wehlen, Hohnstein und Lohmen überließ. Dieser Tausch wird als die Ursache des Namens „Wechselburg" angesehen. Die alten Klostergebäude sind durch wiederholte Brände fast ganz vernichtet worden und der Rest wurde bis auf ein Nebengebäude 1746 beim Baue des jetzigen Schlosses abgetragen. Aus allen Stürmen aber ging die ehemalige Kloster- und jetzige Schloßkirche unversehrt hervor, und in ihr ist der wichtigste romanische Bau Sachsens bis auf unsre Tage erhalten. Sie wurde 1184 eingeweiht und 1843 den Katholiken Wechselburgs zum Gottesdienst übergeben, nachdem sie seit der Reformation unbenutzt geblieben war, und als die in Wechselburg regierende Linie der Grafen von Schönburg zum Katholizismus übertrat, wurde sie 1874 erneuert. An den Pfeilern der Thür und des Schiffes, sowie an den Außenpfeilern der Apsis beobachtet man einen eigentümlichen Charakterzug romanischer Kirchen: die Schäfte und Kapitäle der Säulen sind nämlich auf die verschiedenste Weise geformt, und außerdem sind allerhand sonderbare oder scherzhafte Figuren angebracht. Von großem Werte sind die in der Kirche vorhandenen Skulpturen. Den Altar krönen alte Schnitzwerke. Den Mittelpunkt derselben bildet das Kruzifix; den sterbenden Heiland umgeben Engel, die ihn im Todeskampfe stärken; rechts (vom Beschauer aus) setzt Johannes den Fuß auf einen Juden, während sich links unter Marias Füßen eine verzweifelnde Person windet, die das Heidentum versinnbildlicht. Am Fuße des Kreuzes fängt Adam in einem Becher das Blut des Sterbenden auf, während die Spitze die Dreieinigkeit darstellt, indem der ewige Vater als jugendliche Figur und der heilige Geist in Gestalt einer Taube den Sohn umgeben. Das Ganze erinnert an den Sieg des Christentums über das Judentum und Heidentum. Unterhalb dieser Gruppe befinden sich die Standbilder des Propstes Ehrhardt vom Kloster auf dem Petersberge bei Halle, der die Kirche weihte, und

des Stifters Grafen Dedo des Fetten. Auch die Kanzel ist mit wohlerhaltenen Schnitzwerken verziert; besonders ein edler Christuskopf zeichnet sich hier aus. Dedo wurde nebst seiner Gemahlin in der Kirche begraben und das Schiff enthält die Grabmäler von beiden. Ersterer fand 1190 im Kloster selbst einen eigentümlichen Tod. Er wollte dem Kaiser Heinrich VI. auf dessen Zug nach Italien folgen, fürchtete aber, daß ihm bei seiner Beleibtheit das italienische Klima nachteilig sein könnte, und gab daher dem Vorschlage eines halb wahnsinnigen Klosterarztes Gehör, der sich erbot, ihm das Fett auszuschneiden; natürlich verlor Dedo beides, Fett und Leben.

Nördlich von Wechselburg lagert sich auf der linken Seite der Mulde der lange Rücken des Rochlitzer Berges, der als der letzte Pfeiler der nach dem Tieflande vorgeschobenen Ausläufer des Erzgebirges bis zu 349 m Meereshöhe aufsteigt. Sein Sockel besteht aus Glimmerschiefer, der Gipfel aber ist ein über 80 m mächtiger vulkanischer Schuttkegel aus der Dyasformation. Die porphyrischen Auswürflinge haben sich im Laufe der Zeit infolge der chemischen Einwirkungen des Wassers zu einem zwar porösen, aber harten Gesteine, dem Rochlitzer Porphyrtuff, verfestigt. Derselbe ist rötlich bis violett und mit Schlackenbröckchen gespickt, die sich durch ihre rotbraune oder bläuliche Farbe deutlich von der feinkörnigen Grundmasse abheben, und außerdem durchziehen ihn Adern von weißem oder fleischrotem Steinmark und von Hornblende. Dieser Rochlitzer Porphyrtuff eignet sich besonders zu Bau- und Mühlsteinen, und daher ist der ganze Berg seit Jahrhunderten von Steinbrüchen durchwühlt; sie waren auch die Veranlassung, daß im 15. Jahrhundert in Rochlitz eine Steinmetzhütte entstand, die damals der Haupthütte in Straßburg untergeordnet war. An vielen Schlössern, Kirchen und Brücken im Muldengebiete erkennt man sofort an dem rötlichen Schimmer des Gemäuers, daß sie ganz oder doch in ihren architektonisch am meisten hervortretenden Teilen, wie Pfeilern, Säulen, Fensterbögen und dergleichen, aus Rochlitzer Stein errichtet worden sind; selbst noch an den älteren Bauten Leipzigs nimmt man dies wahr. Zu den Schlössern, die aus Rochlitzer Porphyr erbaut wurden, gehören Augustusburg, Wolkenburg, Rochsburg und Kolditz.

Schon von weitem verraten sich die Steinbrüche durch den rötlichen Schimmer, mit welchem sie aus dem dunkeln Walde hervorleuchten, der den ganzen Berg bedeckt. Sie sind 17—35 m tief, und nach welcher Seite des Berges sich auch der Wanderer wenden mag, überall tönt ihm das Hacken und Hämmern der Steinbrecher entgegen, deren fast immer einige Hundert hier oben beschäftigt sind. Das Gestein wird nicht durch Pulver von der Felsenmasse losgelöst, sondern durch Schroten, d. h. man arbeitet mit dem Eisen von oben hinein und löst dann Platten ab, und zwar gleich in der Größe, in der man die Steine braucht.

Die höchste Stelle trägt einen porphyrnen Aussichtsturm, der 1859 zum Andenken an König Friedrich August II. errichtet wurde. Da genießt man eine herrliche Aussicht. Aus der Landschaft glänzt an mehreren Stellen der Spiegel der Mulde herauf, deren Thalwindungen man weithin verfolgen kann. Nach Süden zu erhebt sich das Erzgebirge mit seinem flachwelligen Rücken bis zum Kamme, im Osten und Westen verschwimmen Hügel- und Flachland fast unmerklich,

und im Tieflande zeigen sich die Türme von Altenburg, Leipzig und Merseburg, der Petersberg bei Halle und bei ganz reiner Luft sogar der Brocken.

Selbst die niedrigeren Gegenden bieten ein mit mancherlei Landschaftsreizen ausgestattetes Bild. Zahlreiche Ortschaften sind darin zerstreut, Kirchen ragen aus ihnen empor, kleine Thäler, deren Seiten mit Laubwäldchen bedeckt sind, schneiden in den Boden ein. Auf den Hochflächen unterbrechen wenig ausgedehnte Nadelwälder zuweilen die Feldfluren, und letztere sind von Straßen durchzogen, deren Linien man mit dem Blicke lange folgen kann, da sie an ihren Bäumen leicht erkenntlich sind. —

Die nördlichen Ausläufer des Berges gehen bis nach Rochlitz, dessen doppelt getürmtes Schloß in früheren Jahrhunderten als Staatsgefängnis benutzt wurde. Die beiden Türme, in denen die Gefangenen saßen, hießen im Volksmunde die „Rochlitzer Jupen", und man spottete über sie, z. B. hieß es, wer sie „anhabe", sei vor Frost und Wölfen sicher.

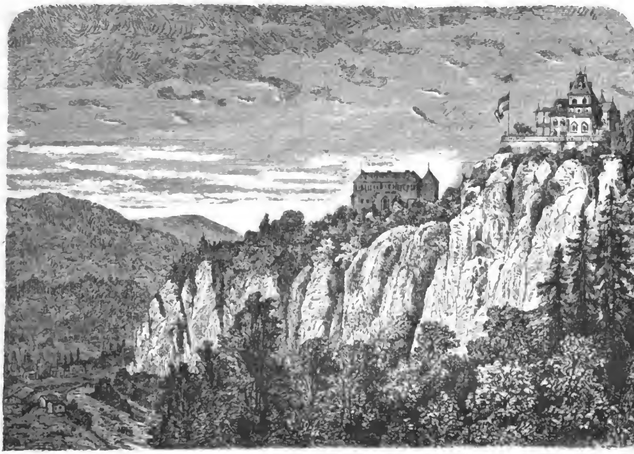
Bei Rochlitz endet der romantische Teil des Muldenthales, deswegen aber noch nicht seine landschaftliche Schönheit; denn die Seiten werden zwar niedriger, bieten aber durch den Wechsel ihrer Abdachung noch manche anziehende Stellen, wie bei Kolditz und ganz besonders unterhalb der Vereinigung beider Mulden, welche in unmittelbarer Nähe des Dorfes Kleinsermuth erfolgt, bei dem durch seine Fürstenschule überall bekannten Grimma. Bei Nerchau aber verflacht sich das Thal vollständig, und trägen Laufes windet sich nunmehr die Mulde in nördlicher Richtung durch das Tiefland der Elbe zu.

Das Zschopauthal und der Harrassprung. Dem Muldenthale stellt sich in Hinsicht auf den Reichtum an landschaftlichen Schönheiten, historischen Erinnerungen und vielfältiger menschlicher Thätigkeit das Zschopauthal würdig zur Seite. Mit ihren Nebenflüssen Sehma und Pöhl entspringt die Zschopau an den Abhängen des Fichtelberges, und zwar entquillt sie der Nordnordwestseite. Ihre Quelle liegt im südöstlichsten Gebiete des Crottendorfer Waldes, aus dem sie schon nach kurzem Laufe in freieres Land tritt, und hier erreicht sie sofort Crottendorf, eins jener Riesendörfer, deren es im Erzgebirge so viele gibt und deren Häuser in endlos scheinender Reihe im Grunde und an den sanfteren Gehängen zerstreut sind. In der Nähe wird Marmor gebrochen, der sich sehr gut zu Werken der Kunst verwenden läßt. Darauf machte schon in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts der Bildhauer Nosseni den Kurfürsten Christian I. aufmerksam, und seitdem ist er vielfach bei vaterländischen Bauten und zu Bildwerken benutzt worden; ja er hat seinen Weg auch nach dem Auslande gefunden, z. B. nach den Niederlanden, wo beim Baue des Amsterdamer Stadthauses an 6000 Zentner Crottendorfer Marmors verbraucht wurden.

Bei dem Dorfe Tannenberg beginnt die einzige und noch dazu kurze Strecke, auf welcher die Zschopau von der nördlichen Richtung ihres Laufes abweicht, indem sie erst nach Osten und dann nach Nordosten fließt. Dabei verbinden sich die Sehma und Pöhl mit ihr, deren Lauf gleich dem ihrigen nach Norden gerichtet ist; in engen Windungen umfließt sie felsige Höhen und berührt eins der vielen kleinen sächsischen Bäder, die, von Waldeinsamkeit und Wiesengrün

umgeben, so recht geeignet sind, den vielbeschäftigten Kulturmenschen unsrer Tage eine Zeitlang sich selbst wiederzugeben und ihn im Verkehr mit der Natur neue Kraft für seine die Nerven forwährend in Anspannung erhaltende Thätigkeit gewinnen zu lassen.

Wiesenbad ist der Name dieser Kur- und Erholungsstätte, welche an der Stelle liegt, wo die Straße von Annaberg nach Wolkenstein quer das Zschopauthal durchschneidet. Schon seit dem 15. Jahrhundert ist die heilende Kraft der hiesigen Mineralquelle bekannt, deren warmer Strahl in einer Temperatur von 26° C. der Erde entquillt.



Schloß Wolkenstein.

Von der Mündung der Pöhl an, die sich ihr von rechts zugesellt, verläßt die Zschopau ihren nördlichen Lauf nicht wieder, und schon nach kurzer Strecke bespült sie auf ihrem rechten Ufer den Fuß der 75 m hohen Felswand, über welcher das Schloß Wolkenstein thront und den Reihen der Burgen eröffnet, die sich in unserm Flusse spiegeln.

Durch den Hag, wie der mit Bäumen bewachsene Teil des Steilgehänges genannt wird, steigt man auf mühsam den Felsen abgerungenen Wegen zum Schlosse empor, das in seinen älteren Teilen Ruine, in den jüngeren, noch gut erhaltenen Teilen aber Sitz der Gerichtsbehörden ist. Besonders Herzog Heinrich der Fromme hielt sich gern in Wolkenstein auf, weil er hier noch weit freier und ungehinderter als in seiner Residenz Freiberg den Freuden der Tafel und der Jagd, denen er sehr ergeben war, huldigen konnte. Wild gab es in dem nordöstlich gelegenen Heinzewalde genug, und Heinrich legte

auch einen Tiergarten an. Unter seinen Bürgern fühlte er sich heimisch; daher besuchte er sie oft, von einem kleinen Mohren und einer Dogge begleitet, in ihren Werkstätten, und besonders mit den Bergleuten — denn um Wolkenstein wurde damals noch ansehnlicher Bergbau getrieben — verkehrte er gern, fuhr auch manchmal in Bergmannskleidern mit ihnen an. Oft mußte ihn seine Gemahlin, Katharina von Mecklenburg, daran erinnern, die fürstliche Würde nicht zu sehr zu vergessen. Bei seinen Erzgebirgern war er daher auch außerordentlich beliebt, sie nannten ihn nur den guten Heinz, und noch heute führt ein Gut an der Stelle, wo die Straßen von Wolkenstein nach Lengefeld und von Marienberg nach Zschopau sich schneiden, den Namen Heinzebank. Doch konnte er auch streng sein, wo es nötig schien. Zur Zeit der Bauernunruhen ließ er im Wolkensteiner Schloß zwei rebellische Bergleute spießen und im Dorfe Schönbrunn jenseit der Zschopau einer Anzahl Bauern die Köpfe abschlagen. Nach seinem Tode wurde das Schloß der Witwensitz seiner Gemahlin; auch Kurfürst August und Johann Georg I. suchten es der Jagd wegen gern auf. Das Städtchen Wolkenstein hat 2300 Einwohner, die an der Posamentenfabrikation teilnehmen und vor allem viel Schuhmacherwaren liefern; außer Zwönitz ist es die einzige Schuhmacherstadt des Erzgebirges.

In einer halben Stunde erreicht man von der Stadt aus das Wolkensteiner Warmbad, welches nordöstlich in einem Seitenthale der Zschopau liegt und die wärmste Quelle Sachsens (30° C.) besitzt, die besonders gegen Rheumatismus mit günstigem Erfolge angewendet wird. Um sie vor „wilden Wässern“ zu schützen, hat sie sehr tief gefaßt werden müssen und wird nun durch ein Hebewerk nach dem Badehause geleitet, verliert aber dadurch sehr an Wärme und muß daher vor dem Gebrauche noch einmal künstlich erwärmt werden. Ursprünglich hieß das Bad „das warme Bad zu unsrer lieben Frauen auf dem Sande“, und zwar nach einer längst verschwundenen Kapelle, die, schon im 14. Jahrhundert entstanden, der „heiligen Marie auf dem Sande“ geweiht war. Schon zu jener Zeit war es bekannt, aber erst seit 1542 kam es mehr in Aufnahme, und seit 1791, wo die Königin Amalia Augusta es gebrauchte, wurde es auch in weiteren Kreisen bekannt.

Etwa 6 km nördlich von Wolkenstein erweitert sich das bisher enge Zschopauthal zu einem kleinen Kessel, in den aber von der rechten Thalseite ein Felsenrücken hereinragt, der die Zschopau zu einer sehr schmalen Schleife zwingt und nicht bloß in der Neuzeit von der Eisenbahn durchschnitten, sondern schon seit dem 16. Jahrhundert mittels eines Stollens durchtunnelt ist, durch den ein Mühlgraben das Wasser des Flusses zwei Mühlen zuführt, zu welchen sich in unserm Jahrhundert noch das Riesengebäude der Baumwollenspinnerei von Fiedler und Lechla gesellt hat. Der Sage nach soll diesen Mühlgrabenstollen ein Bergmann ausgehauen haben, der wegen einer schlimmen That auf Tod und Leben gefangen saß und sich durch diese Arbeit vom Galgen rettete.

Auf dieser Felsenrippe liegt malerisch das Schloß Scharfenstein, dessen runder Wartturm ein Rest der ältesten Burganlage ist, während die übrigen Teile des Schlosses aus dem 16. Jahrhundert stammen; die alten Gefängnisse, die Keller und beinahe sämtliche Grundmauern sind in den Felsen gehauen. Nachdem es seine Herren öfters gewechselt hatte, kam es 1427 in die Hände

derer von Einsiedel, die es noch besitzen. Seine feste Lage machte es zu einem wichtigen Platze in Kriegszeiten, und besonders im Dreißigjährigen Kriege hat mancher Kampf vor und in seinen Mauern getobt. Im Jahre 1632 besetzten es die Kaiserlichen, denen es nach drei Monaten Herzog Bernhard von Weimar durch einen nächtlichen Angriff entriß. Ihn vertrieben die Kaiserlichen wieder, und schließlich eroberten es die Schweden im Sturm, welche die ganze unglückliche Besatzung über die Klinge springen ließen.



Schloß Scharfenstein.

Auch von der Romantik alter und neuer Zeit ist Scharfenstein umwoben. Eine in weiße Gewänder gehüllte Frau wandert nach dem Glauben der Bewohner der Umgegend als Burggespenst oft um Mitternacht durch die Gänge und Gemächer des Schlosses, hier und da verweilend und traurig um sich blickend. Oft hat man sich ein Herz gefaßt und sie angeredet, aber dann ist sie sofort verschwunden oder hat stumm den Kopf geschüttelt und sich langsam entfernt.

Aus dem gleichnamigen Dörfchen aber, welches sich an den Fuß des Schloßberges lehnt, stammte der schon erwähnte Wildschütz Stülpner, von dessen abenteuerlichem Leben wir in unsrer Knabenzeit mit Begeisterung lasen oder erzählen

hörten, und der noch in den dreißiger Jahren unsres Jahrhunderts als halb erblindeter Greis im Lande herumreiste und seine Lebensbeschreibung verkaufte.

Aus einer engen Thalgasse mit felsigen Höhen tritt die Zschopau in einen weiteren Thalkessel, welcher zu einem Flußübergange sehr geeignet ist. Dieser wurde für die Straße benutzt, welche seit alter Zeit von Prag über Chemnitz nach Leipzig führte, und zur Bewachung derselben wurde eine Burg erbaut, unter deren Schutze die Stadt Zschopau entstand. Trotz der sanfteren Thallehnen liegt Zschopau noch uneben genug, so daß eine Treppe von der Zschopaubrücke hinauf nach dem Markte und dem Schlosse und eine andre vom Markte hinab nach dem südwestlichen, Zschopense genannten Stadtteile führt. Die Wasserkräfte des Flusses haben in der Umgebung zur Anlage von Spinnereien Veranlassung gegeben; die 8000 Einwohner der Stadt selbst ernähren sich hauptsächlich durch Wollen- und Baumwollenweberei. Das Schloß, das sich über der Stadt erhebt, heißt Wildeck. Die hohen Mauern sind am Fuße durch Strebepfeiler gestützt, und zahlreiche Giebel unterbrechen die Fläche des Daches; auf alte Zeiten weist der runde Verließturm hin. Der älteste Burgbau an dieser Stelle wird schon Heinrich I. zugeschrieben, seine jetzige Gestalt erhielt das Schloß um 1545. Es diente damals den Landesfürsten als Jagdschloß, weshalb auch ein Bärengarten dabei angelegt wurde. Dem Kurfürsten August mundete bei seinem Aufenthalte hierselbst immer das in der Stadt gebraute Bier vortrefflich, so daß er diesen „köstlichen Labetrunk“ gern als Geschenk an fremde Höfe und selbst bis nach Kopenhagen sandte und das Zschopauer Bier zum Tafelbiere des Dresdener Hofes bestimmte, was es bis zum Jahre 1732 geblieben ist.

Nördlich von der Stadt Zschopau ist dem Plateau zwischen der Zschopau und Flöha ganz nahe dem Rande nach dem ersteren Flusse zu eine 505 m hohe Porphyrkuppe aufgesetzt, an deren Ostabhange das noch nicht einmal 2000 Einwohner zählende Städtchen Schellenberg liegt. Der Gipfel trug in früheren Jahrhunderten die Burg gleichen Namens, deren Errichtung von der Sage den sächsischen Kaisern zugeschrieben wird, und die zu Zeiten als Raubschloß sehr gefürchtet war. Sie gelangte zuletzt in den Besitz der Landesfürsten, die sie als Jagdschloß, um 1500 aber als eine Art Staatsgefängnis benutzten. Schon gegen das Ende des 13. Jahrhunderts hatte sie durch eine Belagerung schwer gelitten, 1528 wurde sie durch einen Brand teilweise zerstört, und was dieser unversehrt gelassen hatte, vernichtete 1547 der Blitz. Daher ließ Kurfürst August die Trümmer abtragen und durch Hieronymus Lotter, den Erbauer der Pleißenburg in Leipzig, Gerhard van der Mehr und Graf Rochus von Lynar in den Jahren 1568—1572 ein neues Schloß aufführen, das nach dem Bauherrn den Namen Augustusburg erhielt. Das mächtige Gebäude, durch die Pavillons, die sich aus seiner Hauptmasse abheben, leicht erkennbar, ist auf seiner Bergkuppe weithin zu sehen und bildet noch in großen Entfernungen ein Wahrzeichen der Landschaft. Die niedrigeren Flügel, welche die Pavillons verbinden, schließen das Ganze zu einem Viereck, dessen Teile als Sommer-, Küchen-, Linden- und Hasenhaus bezeichnet werden. Letzterer Name erinnert an die ehemalige Bestimmung des Bauwerks als Jagdschloß; hier waren nämlich an den Wänden durch Künstlerhand Hasen in allerlei menschlicher Verrichtung,

als Kaufleute, Maler, Buchdrucker u. s. w., dargestellt, und unter dieser Hasenwelt hatte sich auch der Schöpfer selbst angebracht, wie er über einen Kamin hervorguckt. Manches fröhliche Fest ist in dem mehr als 170 Wohnräume enthaltenden Schlosse gefeiert worden. Welche Scharen von Gästen es zuweilen beherbergen mußte, ist aus der einzigen Thatsache zu erkennen, daß im Jahre 1651, als Johann Georg I. mit dem Landgrafen von Hessen zur Jagd hierher kam, der ganze Hof samt Gefolge 1000 Pferde mitbrachte.



Schloß Augustusburg.

Damals bestand auch der tiefe Brunnen seine Probe; obgleich er für so viele Menschen und Tiere Tag für Tag 150 Eimer Wasser geben mußte, fing dies doch erst am 26. Tage an zu mangeln. Der Brunnen ist 190 m tief in den Felsen gehauen. Fünf Jahre hatte man daran gearbeitet, ohne auf Wasser zu stoßen, und August ließ endlich den Bau einstellen; doch der Brunnengräber führte ihn, wie erzählt wird, auf eigne Faust weiter fort und bat endlich den Kurfürsten, nur drei Worte von ihm anzuhören. „Nun, was will Er wieder?" fragte August unwillig. „Hans hat Wasser!" war die lakonische Antwort. „Da kriegt Hans Geld!" war die eben so kurze als freundliche Rückantwort.

Der Sitte jener Zeit gemäß wurde beim Schlosse auch ein Bärenzwinger angelegt, den man aber im vorigen Jahrhundert eingehen ließ. Die Bestien

überstiegen zuweilen die Mauern ihres Gefängnisses und richteten dann Unheil oder wenigstens großen Schrecken an.

Noch jetzt ist an einem Thoreingange der Schädel eines solchen Bösewichts zu erkennen, der die Kirchgänger überfallen und zwei von ihnen zerrissen hatte. Eine andre Merkwürdigkeit ist die alte, im Schloßgraben stehende Linde, die einen zwar nur $2{,}_3$ m hohen, aber sehr dicken, $7{,}_{35}$ m im Umfang haltenden Stamm hat und ihre Äste über einen großen, früher über einen noch größeren Raum ausbreitete, der 100 m Umfang hatte. Weit über fünfzig steinerne Säulen stützten das hölzerne Gerüst, welches die weitverzweigten Äste der Linde trug; jetzt ist ihre Zahl schon bedeutend zurückgegangen, was bei dem hohen Alter der Linde nicht zu verwundern ist, denn schon im Jahre 1421 wurde sie gepflanzt, und zwar, wie die Sage berichtet, verkehrt, so daß die Äste in der Erde sich in Wurzeln verwandelten, die eigentlichen Wurzeln aber sich im Lichte des Tages zu Ästen entwickelten.

Aus dem östlichen Flügel springt die getürmte Kapelle hervor, die dadurch Bedeutung hat, daß sie das erste infolge der Reformation in Sachsen gebaute protestantische Gotteshaus ist. Sonst zierten hohe Dächer sowie malerische Erker und Giebel die Außenseite des Schlosses; diese sind später entfernt worden, daher macht das Schloß jetzt von außen einen ziemlich nüchternen Eindruck. Die reinere Luft dieser Höhen lockte die sächsischen Fürsten, oft auch außerhalb der Jagdzeiten sich hier oben aufzuhalten, und besonders dann zogen sie sich hierher zurück, wenn in Dresden und Freiberg die Pest wütete. Das geschah z. B. in den Jahren 1463, 1492 und 1521. Hier oben ist auch zum erstenmal in Sachsen eine Lotterie veranstaltet worden. Man beabsichtigte nämlich im Jahre 1721, im Schlosse ein Fräuleinstift anzulegen, und um die Mittel dazu zu beschaffen, richtete der General von Kyau auf dem Schlosse die erste sächsische Lotterie ein, die freilich ihren Zweck nicht erfüllte, denn das Stift kam nicht zustande.

Von Augustusburg kann man über den Kunnerstein, eine Felsenbastei am Rande des Zschopauthales, die einen prächtigen Blick ins Thal gestattet, in dieses selbst hinuntersteigen. Es wird jetzt weiter und seine Formen sanfter und öffnet sich bald in einen langen, von Ostsüdost nach Westnordwest gestreckten Kessel, eine außerordentlich liebliche Landschaft, in deren Mitte sich die Flöha bei dem gleichnamigen Dorfe und Eisenbahnknoten von rechts in die Zschopau ergießt. Die mäßigen Höhen, welche diesen Thalkessel umrahmen, nähern sich unterhalb Flöha, bei der Eisenbahnstation Braunsdorf, wieder dem Flusse, und auf dem rechten Ufer tritt an einer Stelle ein Felsen unmittelbar an denselben heran. Er heißt der Haustein, erreicht die Höhe von 65 m über der Zschopau und ist von einem 80 m langen Tunnel durchbrochen, durch den die bei Niederwiesa von der Chemnitz-Annaberger Linie sich abzweigende Eisenbahn über Frankenberg nach Hainichen geht. Er führt auch den Namen Harrasfelsen, weil sich an ihn jene Erzählung von dem kühnen Sprunge des Ritters Harras knüpft, die durch Theodor Körners Gedicht in dem Gedächtnisse jedes Deutschen lebt. Der Ritter Dietrich von Harras, der Herr der Burg Lichtenwalde auf der Höhe des jenseitigen Zschopauufers, lebte mit den Schellenberger Burgherren in Fehde. Einst wurde er nebst seinen Mannen von den Feinden aus

einem Hinterhalte überfallen. Da war alle Tapferkeit vergebens; dem übermächtigen Feind erlagen die treuen Genossen, und nur mit Mühe rettete sich Harras selbst aus dem Kampfgetümmel.

„Und er jagt zurück in des Waldes Nacht,
Jagt irrend durch Flur und Gehege;
Denn flüchtig hat er des Weges nicht acht,
Er verfehlt die kundigen Stege.
Da hört er die Feinde hinter sich drein,
Schnell lenkte er tief in den Forst hinein,
Und zwischen den Zweigen wird's helle,
Und er sprengt zu der lichteren Stelle.

Da hält er auf steiler Felsenwand,
Hört unten die Wogen brausen.
Er steht an des Zschopauthals schwindelndem Rand
Und blickt hinunter mit Grausen.
Aber drüben auf waldigen Bergeshöh'n
Sieht er seine schimmernde Feste steh'n:
Sie blickt ihm freundlich entgegen,
Und sein Herz pocht in lauteren Schlägen.

Ihm ist's, als ob's ihn hinüber rief',
Doch es fehlen ihm Schwingen und Flügel,
Und der Abgrund, wohl fünfzig Klafter tief,
Schreckt das Roß, es schäumt in den Zügel;
Und mit Schaudern denkt er's und blickt hinab,
Und vor sich und hinter sich sieht er sein Grab:
Er hört, wie von allen Seiten
Ihn die feindlichen Scharen umreiten.

Noch sinnt er, ob Tod aus Feindes Hand,
Ob Tod in den Wogen er wähle,
Dann sprengt er an die Felsenwand
Und befiehlt dem Herrn seine Seele.
Und näher schon hört er der Feinde Troß,
Aber scheu vor dem Abgrund bäumt sich das Roß.
Doch er spornt's, daß die Fersen bluten,
Und er setzt hinab in die Fluten.

Und der kühne, gräßliche Sprung gelingt,
Ihn beschützen höh're Gewalten.
Wenn auch das Roß zerschmettert versinkt,
Der Ritter ist wohl erhalten.
Und er teilt die Wogen mit kräftiger Hand,
Und die Seinen steh'n an des Ufers Rand
Und begrüßen freudig den Schwimmer. —
Gott verläßt den Mutigen nimmer."

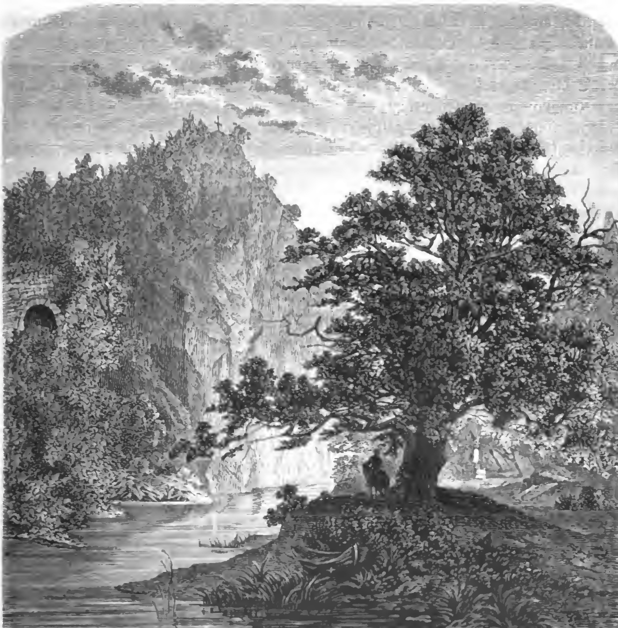
So Theodor Körner nach der im Volksmunde vorhandenen Überlieferung. Wer freilich vor dem Felsen gestanden und die horizontale Entfernung der Stelle, von wo aus allein im günstigsten Falle der Sprung erfolgen konnte, vom Spiegel der Zschopau ermessen hat, der kann an die Möglichkeit desselben nicht glauben; wohl an dem Felsen konnte das Roß zerschellen, aber nicht in dem Bette des Flusses. Was diesen Punkt weit und breit bekannt gemacht hat,

ist auch weniger die Erzählung von dem Ritter Harras, als vielmehr der Kultus unsres Dichter- und Heldenjünglings aus der Periode des deutschen Freiheitskrieges. Auf der Höhe des Felsens, im Vordergrunde eines vorwiegend aus Eichen bestehenden Wäldchens, steht sein Denkmal, ein hohes eisernes Kreuz auf einem Postamente von Eisen, das nach der Inschrift an letzterem „dem Sänger und Helden Theodor Körner die Bewohner von Frankenberg zur Erinnerung an den 26. August 1813", den Todestag des Dichters, errichtet haben. Das Plätzchen bei diesem Kreuze ist ganz geeignet, uns in die Stimmung des Gedichtes zu versetzen. Unten rauscht die Zschopau und jenseit derselben bedecken Laubwaldungen die Thalgehänge des linken Ufers, über welche das Schloß Lichtenwalde freundlich zu uns herüberschaut; das Nadelholz, welches flußaufwärts sich anschließt, dient nur dazu, die lichte Färbung der Umgebung des Schlosses noch mehr hervortreten zu lassen. Flußabwärts ist uns der Blick in die Aue gestattet, in welche die Zschopau unterhalb des Harrasfelsens eintritt, und unmittelbar uns gegenüber breitet sich zu unsern Füßen auf dem linken Ufer eine ganz allmählich ansteigende Wiese aus, die nach rückwärts von gemischtem Laubwald umrahmt wird, wo zwischen Eichen und Buchen die weißen Stämme zahlreicher Birken hervorleuchten. Hier steht am Flußufer eine einfache, 1801 errichtete vierseitige Säule, welche die Stelle bezeichnen soll, wo Harras das Ufer erreichte, mit der Inschrift: „Dem Ritter Harras, dem tapferen Springer" versehen und mit Wappen und Hufeisen verziert. Wenige Schritte von diesem Denkmal beschattet die Körnereiche die Wiese. Ihr riesiger, elf Schritte im Umfange haltender Stamm läßt auf ein hohes Alter schließen und verjüngt sich nach oben beinahe terrassenartig; schon in geringer Höhe breiten sich knorrige, mächtige Äste wagerecht aus; einige derselben sind nebst dem Wipfel vom Wetter arg mitgenommen worden.

Die „schimmernde Feste" des Harras erblickt jedoch der Wanderer in der Gegenwart nicht mehr; das heutige Schloß Lichtenwalde ist im Verhältnis zu den vielen weit älteren Burgen an der Zschopau gleichsam noch ein Kind zu nennen, und ein Blick auf seinen mit einem einfachen Turme versehenen Mittelbau und die zwei von diesem ausgehenden Flügel mit ihren geraden Fluchtlinien sowie auf das Mansardendach belehrt uns, daß wir hier einen Bau aus dem vorigen Jahrhundert vor uns haben; nur nach der Zschopau zu stehen noch einige ältere Teile nebst der Kapelle. Der Graf von Watzdorf, der damals Lichtenwalde erworben hatte, erbaute das Schloß im Jahre 1726, und er ließ auch den Park anlegen, durch den dasselbe so bekannt geworden ist. Er ist im französischen Geschmacke der Rokokoperiode gehalten; Terrassen, die durch Treppen verbunden und mit Blumenrabatten versehen sind, geradlinige und rechtwinkelig sich kreuzende Wege, im Schnitt gehaltene Buchen- und Lindenhecken und Laubengänge kennzeichnen ihn. Bei den Lindenalleen hat man besonders die Äste an der Innenseite sich entwickeln lassen und dadurch ein hallenartiges Zusammenneigen der beiderseitigen Baumreihen nach obenhin bewirkt.

Vor kahlen Felsen an der Nordwestecke des Schlosses und dort, wo der ältere Teil auf solche gebaut ist, bilden verschnittene Buchen eine Wand, als habe man die Natur an Stellen, wo man nicht an ihr herumkünsteln kann, vor dem Auge verbergen wollen. Epheu überkleidet häufig die Mauern. Von den Terrassen

und dem Ende der Alleen blickt man in die Landschaft hinaus, ins Feld, in die wellige Hochebene, zur Zschopau und zu ihren waldigen Thalseiten und vor allem nach dem hochgelegenen Augustusburg. Durch die Grafen Vitzthum, in deren Besitz sich jetzt Lichtenwalde befindet und die es in ein Majoratsgut verwandelt haben, sind die Anlagen auch noch über den Abhang nach dem Zschopauthale ausgedehnt und so Übergänge von dem gekünstelten französischen Teile zur freien Landschaft geschaffen worden.



Der Harrasfelsen und die Körnereiche.

Aber mehr noch, als den Parkanlagen an und für sich, verdankt Lichtenwalde seinen Ruf den Wasserkünsten, mit welchen Graf Watzdorf den Park ausstatten ließ. Wenn auch ein großer Teil derselben nicht mehr vorhanden ist, so ist der Rest doch noch interessant genug, um an den Sommersonntagen, wo sie bei Konzert im Gange sind, die Besucher aus der näheren und weiteren Umgebung, vorzüglich aus Chemnitz, in Scharen herbeizulocken. Aus Reihen kleiner, von Blumen umgebener Becken spritzen schwache Wasserfäden empor,

an andern Stellen werden durch starke Strahlen größere Wassermassen herausgeschleudert; an wasserspeienden Tiergestalten und plätschernden Kaskaden ist kein Mangel. Gelegentlich werden auch allerhand mutwillige Scherze ausgeübt. Hier hat sich eine Gruppe von Besuchern gesammelt, da öffnet plötzlich eine hinter dem Gebüsch verborgene oder anscheinend dort beschäftigte Person ein Ventil und sendet nach Belieben mitten unter die auseinander fahrenden Gäste einen Strahl; dort liegen harmlose Fische in einem Becken oder andre Tierfiguren im Grase und zwischen den Blumen, und ehe sich der Zuschauer dessen versieht, macht er mit dem von ihnen versandten Naß unwillkommene Bekanntschaft. Die zum Betriebe dieser Wasserkünste nötigen Wassermassen werden aus der Zschopau herbeigeschafft. In der herrschaftlichen Mühle, welche am Fuße des Schloßberges liegt, bewegt ein Rad die Maschinerie, welche das Wasser aus der Zschopau in ein hochgelegenes Bassin treibt, und zwar nicht bloß zu solchen Zeiten, wo die Wasserkünste spielen, sondern ununterbrochen; denn auch die Wirtschaftsgebäude des Rittergutes erhalten auf diese Weise das Wasser, dessen sie bedürfen. —

Unterhalb Lichtenwalde erweitert sich das Zschopauthal abermals und bildet eine breite Aue, an deren Ostseite sich die Stadt **Frankenberg** auf einem ganz langsam ansteigenden Boden ausdehnt. Die Einwohner, 10900 an der Zahl, betreiben in lebhafter Weise eine ausgedehnte Industrie, in der das Weben baumwollener, wollener, halbwollener und mit Seide gemischter Stoffe und Tücher obenan steht, woraus es sich erklärt, daß Frankenberg neben Chemnitz ein Hauptplatz für den Großhandel mit Manufakturwaren ist. Auch Druckerei, Färberei und andre Nebenzweige der Weberei sind in der Stadt vertreten, ebenso ist die Zigarrenfabrikation hier heimisch.

Am Nordende der erwähnten Aue kommen plötzlich wieder höhere Berge an die Zschopau heran, das Thal wird aufs neue eng und tritt in jenes Gebiet ein, das wir als das **sächsische Mittelgebirge** schon kennen gelernt haben (s. S. 37). Es ist ein flachwelliges Plateau, das vom erzgebirgischen Becken nach Norden liegt, sich ungefähr vom Zeisigwalde östlich von Chemnitz bis zum Rochlitzer Berge und von der Gegend unterhalb Glauchau bis Döbeln ausdehnt und in seinem Kerne aus Granulit besteht. Dieses Granulitgebiet dehnt sich als eine Ellipse von Südwest nach Nordost aus, von der Gegend zwischen Waldenburg und Hohenstein bis Roßwein, von Frankenberg bis Rochlitz, und wird von Glimmerschiefer wallartig umrandet, der besonders nördlich der Linie von Glauchau über Hohenstein nach Chemnitz ansehnliche Höhen bildet. Im Granulit finden sich viele mächtige Schollen von Gneis; ein breiter Gang von feinkörnigem Granit durchsetzt ihn zwischen Mittweida und Burgstädt, und dasselbe thun unzählige Granitgänge und -Adern; bei Waldheim und andern Orten tritt Serpentin als stockartige Masse darin auf. Alle diese Gesteine sind wiederum in zahlreichen Varietäten vorhanden, und daher erklärt auch Dr. Hermann Credner das Granulitgebiet als „ein in seiner Art wohl einzig dastehendes geologisches Territorium."

In der Eiszeit war dieses ganze Gebiet nicht minder von skandinavischem Eise bedeckt, als die ihm nördlich vorliegende Tiefebene. Die nordischen Blöcke, welche überall in größerer oder geringerer Häufigkeit zerstreut liegen, beweisen

dies, und ebenso der Geschiebelehm mit seinen geritzten und geschliffenen Gesteinsfragmenten, der hier zwar nicht, wie im flachen Lande, eine nur wenig unterbrochene Decke bildet, aber doch in kleineren Partien erhalten geblieben ist; sonst wird er meist durch Diluvialsande und Kiese vertreten.

Trotz dieser mannigfaltigen geologischen Zusammensetzung des Mittelgebirges ist die Gestaltung seiner Oberfläche eine ganz einfache, wir finden hier dieselbe wellige Plateauform, die wir im eigentlichen Erzgebirge in großer Ausdehnung beobachten konnten. Nur mancher Gneis bildet wegen seiner großen Festigkeit und schwierigen Verwitterbarkeit gewöhnlich hervorragende Felskämme oder einzelne mächtige Felsblöcke, die scheinbar erratisch an der Oberfläche liegen, in Wirklichkeit aber ausgewittert sind. Im übrigen zeigt sich der Einfluß der Gesteine auf dem Plateau nur in dem Kleide, mit welchem die Pflanzenwelt den Boden überwebt. Zwar verwittern die Gesteine schwierig und liefern daher an sich nur eine dünne, wenn auch gute Bodendecke; diese ist aber fast an allen mäßig geneigten Stellen von diluvialen Anschwemmungen bedeckt und dadurch fruchtbar. Wo solche Schwemmgebilde fehlen, ist die Gegend naturgemäß mit Wald bedeckt, und so zeigt sich hier eine schöne Mischung von ergiebigen Feldern, üppigen Wiesengründen und kleinen Waldgruppen, zwischen denen eine große Zahl wohlhabender Dörfer zerstreut liegt.

Ganz anders kommt die Verschiedenartigkeit der Gesteine in den Thälern zur Geltung. Nicht bloß die Zschopau, sondern auch alle übrigen Flüsse auf dem nördlichen Abhange des Erzgebirges, welche westlich von der Freiberger Mulde diese Zone erreichen, also die Striegis, die Chemnitz und die Zwickauer Mulde, zeigen dies, die Zschopau aber am meisten. Ihre Thäler sind wesentlich Erosionsthäler und daher in ihrem Laufe von der Widerstandsfähigkeit des Untergrundes abhängig, welchen sie durchschneiden. Die in ihrer Festigkeit außerordentlich verschiedenen Gesteine sind auch der Ausnagung durch die fließenden Gewässer in sehr verschiedenem Grade ausgesetzt; diese gehen daher an den härteren Felsarten hin, bis ihnen weichere den Durchbruch erleichtern, und dazu muß ihnen innerhalb dieser geologischen Musterkarte häufig Gelegenheit geboten sein. Daraus erklärt sich der Wechsel zwischen geraden Strecken und plötzlichen Windungen, die sich in den Thälern der erwähnten Flüsse aneinander reihen. Dazu kommt noch die Verschiedenheit in der Neigung der Thalgehänge und in der dadurch bedingten Benutzung derselben von seiten des Menschen; und alles das bewirkt, daß diese Thäler eine ununterbrochene Kette von bald lieblichen, bald ernsten und sogar wilden Bildern darbieten.

Die Flüsse haben ein starkes Gefälle und entwickeln daher bedeutende Triebkraft, die sich die Anwohner reichlich zu nutze gemacht haben. In kurzen Entfernungen trifft man auf Wehre, die einen Teil des Wassers in Kanäle drängen, durch welche es zu den Wasserrädern von Mehl-, Säge- und Papiermühlen, von Holzschleifereien, Spinnereien und andern Fabriken geleitet wird. Neben der ackerbauenden sind also auch einer industriellen Bevölkerung reichlich die Elemente ihrer Existenz gewährt. „Der Bergbau", sagt Bernhard Cotta, „berührt nur die äußersten Ränder dieses Gebietes, sein Inneres gehört ganz der Landwirtschaft und dem Webstuhl. Es bildet den Kern Sachsens, in welchem die Fabrikdistrikte sich mit den ackerbautreibenden verschmelzen. Eine Menge

wohlhabender Städtchen, aber keine einzige größere Stadt, wozu überall der passende Raum fehlt, erheben sich zwischen freundlichen Ortschaften, alten Burgen und Rittersitzen."

Alle jetzt hervorgehobenen Eigenschaften kommen im Thale der Zschopau von Frankenberg bis zu ihrer Vereinigung mit der Freiberger Mulde in der ausgezeichnetsten Weise zur Erscheinung. Gleich am Eingange steht unten das kolossale Gebäude einer Spinnerei und hoch oben auf einem Thonschieferfelsen, auf dem man über viele Stufen hinansteigt, das Schloß Sachsenburg, das in seinen Schicksalen an Schloß Vogtsberg (s. S. 33) erinnert. Wann auf dieser Höhe zuerst eine Burg errichtet wurde, ist unbekannt; das jetzige Schloß steht seit dem Jahre 1488 und ist von einem Herrn von Schönberg erbaut, der durch den Bergbau, welcher einst in dieser Gegend blühte, die Mittel dazu gewonnen hatte. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts war es Residenz einer sächsischen Fürstin, indem es der Gemahlin des 1656 verstorbenen Kurfürsten Johann Georg I., Magdalene Sibylle, als Witwensitz diente, die in der ganzen Gegend durch ihre Leutseligkeit und Güte so beliebt wurde, daß die meisten Bauern ihre Töchter auf den Namen Sibylle taufen ließen. Später wurde Sachsenburg der Sitz eines Gerichtsamtes, das aber 1845 nach Frankenberg kam; und neuerdings ist es zu einer Korrektionsanstalt für jugendliche Verbrecher und Vagabunden eingerichtet worden, die zum Teil auf dem nahen Kammergute mit landwirtschaftlichen Arbeiten beschäftigt werden. Wenn es auch durch einen Brand vor einigen Jahren seinen Turm verloren hat, so kündigt es sich doch gleich durch seinen hohen Bau und durch die Architektur seiner Fenster als altes Schloß an, läßt aber auch durch die starken Fenstergitter sofort seine heutige Bestimmung erraten.

Unterhalb Sachsenburg beginnt jener charakteristische Abschnitt des Zschopauthales, der alle Eigenschaften der Thäler im Granulitgebiet in allmählicher Steigerung zur Anschauung bringt. Die mit Wiesen bedeckte Thalsohle wird schmaler und verschwindet an vielen Stellen ganz; in der Form von Steilhängen und schwach geneigten Lehnen erhebt sich von hier aus der Boden, und zahlreiche Thälchen gliedern, Laub- und Nadelwald bekleiden dieselben; sobald wir uns einer Stadt nähern, treffen wir auf gut gehaltene Promenadenwege, die über die Höhen und an den Abhängen hin zu Punkten führen, von wo sich die Landschaft am vorteilhaftesten dem Auge darstellt. An Mittweida, der links auf der Höhe und auf unebenem Boden gelegenen Weberstadt, dem Geburtsorte Meister Johannes Schillings, welcher unsrer Nation das schönste Denkmal ihrer Siege in dem Kriege von 1870—1871, das auf dem Niederwalde am Rhein, geschaffen hat, eilt die Zschopau schnell vorüber. Das Interesse der Geologen erwecken auf der andern Seite der Stadt die erratischen Steine, von anmutigen Anlagen (seit dem Jahre 1877) umgeben. Auf weiten Umwegen windet sich der Fluß Ringethal zu, dessen alte Lutherlinde, unter welcher der große Reformator am Fastnachtsdienstage 1530 dem dortigen Volke die neue Lehre gepredigt haben soll, jetzt nur noch einen Stumpf ohne Wipfel und Äste bildet, seitdem der hohle Stamm im Jahre 1872 ausgebrannt ist. Dann zieht sie in neuen Schleifen um steile Höhen des rechten Ufers, von deren einer eine Ruine, ein sogenanntes Raubschloß, aus dem Walde zu ihr herabblickt. Dort oben sind noch die Reste von zwei runden, turmartigen Bauwerken sowie von einer

Gebäudemauer vorhanden; im Innern des am besten erhaltenen erkennt man zwischen den spitzbogigen Fensteröffnungen noch die unteren Ansätze zu den Gewölberippen; nach rückwärts trennt eine allem Anschein nach künstliche Vertiefung, jedenfalls der ehemalige Burggraben, den Felsenvorsprung von den benachbarten Höhen.

So erreicht die Zschopau die Lauenhainer Mühle und beginnt nun den schönsten Teil ihres Laufes. Das Thal ist eng und nur ein unbequemer Fußpfad führt am linken Ufer abwärts. Jetzt berühren die Zweige des ihn einengenden Gesträuches das Gesicht des Wanderers in unsanfter Weise; dann führt er über Steingeröll, und an andern Stellen kreuzt er kleine Wiesenflecken, die das Wasser eines vom Abhange herabrieselnden Seitenbaches sumpfig gemacht hat, oder das Bett des Baches selbst. Die das Thal einfassenden Höhen sind überwiegend steil und mit Wald bedeckt, den bald Eichen, Buchen und Ahorne mit einzelnen Birken, bald Fichten und Tannen, bald alle diese Waldbäume in bunter Mischung zusammensetzen; Linden und Haselnußsträuche bilden ein dichtes Unterholz, und der untere Saum besteht aus Erlen und Weiden in Baum- und Strauchform. Oft ziehen sich Schutthalden am Abhange herab, Felsenklippen ragen aus dem Walde hervor und Felswände stürzen zum Flusse herab; überall erkennt man dann an den zackigen Flächen und den unregelmäßigen Zerklüftungslinien das kristallinische Gestein. Die verschiedenartige Zusammensetzung des Waldes bedingt eine mannigfaltige Färbung desselben: im Frühjahr erfreuen uns die zarten Abstufungen im Grün der sich entfaltenden Blätter, im Herbste die reichen Schattierungen des Laubes in Gelb, Braun und Rot. Keine Straße zieht durch dieses Thal, keine menschliche Wohnstätte hat hier Raum gefunden, nur der Gesang der Vögel und das Plätschern des Flusses unterbrechen die stille Einsamkeit.

Erst bei dem Dorfe Kriebethal endet dieser Abschnitt, aber noch oberhalb desselben bewachen die Schlösser Kriebstein und Ehrenberg die Ausgangspforte. Ersteres steht etwa in halber Höhe des linken Thalrandes auf einem felsigen Vorsprunge desselben, der zwar nach rückwärts mit jenem zusammenhängt; aber doch durch eine Einsenkung besondere Festigkeit erlangt. Die einzelnen Teile des ganzen Baues erheben sich übereinander, am höchsten der Hauptbau, dessen steiles Dach von einem Hauptturme in der Mitte und sechs kleineren, an der Basis etwas über das Mauerwerk vorragenden Türmen an den Ecken und schmalen Seiten gekrönt wird. Diese altertümlichen Formen des Schlosses, der Epheu, der an manchen Stellen die Mauern überrankt, der steile Schloßfelsen und der waldige Hintergrund wirken außerordentlich malerisch. Kriebstein wurde Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts von dem Ritter Dietrich von Beerwalde erbaut. Wie bei mancher andern sächsischen Burg, so mußte auch hier stellenweise in den Felsen hinein gearbeitet werden: die Kapelle ist nebst Kanzel und Altar aus dem Felsen gehauen. Aus der Zeit kurz nach ihrer Erbauung wird ein Ereignis erzählt, das lebhaft an die Geschichte der Weiber von Weinsberg unter Kaiser Konrad III. erinnert. Kaum hatte nämlich Dietrich von Beerwalde — so lautet die Erzählung — seine neue Burg bezogen, so geriet er mit dem Ritter Staupitz von Reichenstein in Fehde, der am Fastnachtsdienstage 1415 die Burg erstürmte. Da nahm denn Dietrich seine Zuflucht zu dem Markgrafen von Meißen, Friedrich dem Streitbaren, der auch alsbald mit Heeresmacht vor Kriebstein erschien und Staupitz nötigte, sich nach

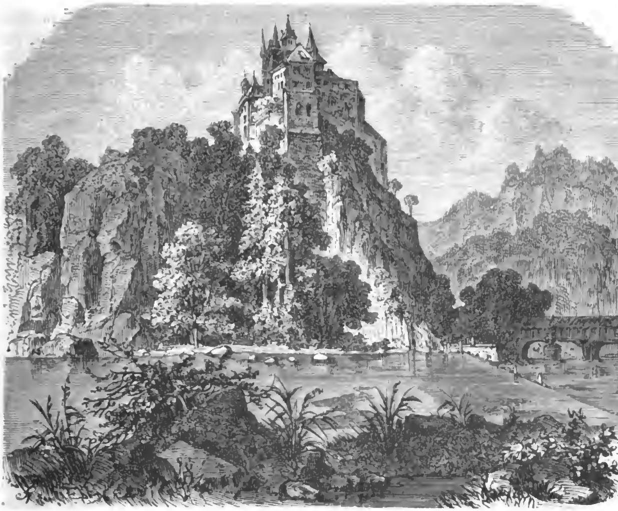
langem Widerstande auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Nur der Gattin des Ritters wurde freier Abzug und die Mitnahme dessen, was ihr das Liebste sei, gestattet. Da machte sie es, wie einstmals die Weiber von Weinsberg, und trug ihren Gemahl auf dem Rücken aus der Burg. Einer derartigen Auslegung seines Versprechens hatte sich der Markgraf ebensowenig versehen, als damals der Kaiser, er wollte aber gleich diesem auch sein Wort nicht brechen und ließ so Gnade vor Recht ergehen. Ein altes Bild im Speisesaale des Schlosses stellt heute noch diese sonderbare Rettung dar. Einen eigentümlichen Gegensatz zu dem Schlosse oben mit seinen Erinnerungen an eine entlegene Vorzeit bildet unten im Grunde die Papierfabrik mit allen komplizierten Einrichtungen des 19. Jahrhunderts. — Schloß Ehrenberg liegt Kriebstein gegenüber rechts von der Zschopau, aber nicht, wie dieses, auf dem Abhange, sondern ganz oben, jedoch nahe an den Abhang herangerückt, und in seiner Nähe genießt man daher einen herrlichen Blick auf das hier so romantische Zschopauthal.

Der steile Schloßfelsen von Kriebstein zwingt die Zschopau, die hier sehr reißend ist, zu einer plötzlichen Krümmung, ein Wehr geht quer durch und eine Brücke über die Zschopau. Die Stelle war daher äußerst gefährlich für die Flößer, die sonst die Holzvorräte des Erzgebirges auf dem Rücken der Zschopau dem holzarmen Niederlande zuführten. War der Übergang über jedes Wehr schon an und für sich mit Gefahren verbunden, so wurden diese hier, wo sich der reißende Fluß am Wehr, Brückenpfeiler und Felsen bricht, verdoppelt und verdreifacht. Manches Floß ist hier zerrissen, mancher Flößer verunglückt. Legte sich das Floß quer vor den Brückenpfeiler, so wurde es zerschellt oder überströmt und die Mannschaft heruntergeschwemmt, wenn sie sich nicht an den deshalb eingegossenen eisernen Ringen festhalten konnte, bis Hilfe kam. Vor keinem Wehrübergange sprachen daher die Floßknechte das übliche Gebet mit mehr Inbrunst als vor diesem. In unsrer Zeit hat die Eisenbahn die Flößer ihres gefährlichen Amtes enthoben.

Auch unterhalb Kriebethal bleibt das Zschopauthal eng, wenn auch nicht so sehr, daß nicht Wege und Wiesenstreifen im Grunde Platz fänden; ja, auf halbem Wege bis zur Mündung erweitert es sich noch einmal zu einem ansehnlichen Kessel, welchen die Stadt **Waldheim** ausfüllt. Seine 8800 Einwohner treiben Weberei, Stuhlbauerei und andre Industriezweige, vor allem aber in ausgedehntem Maße Zigarrenfabrikation. Es wird von schönen Höhen umgeben, unter denen der Wachberg oberhalb der Stadt auf der rechten Seite der Zschopau mit seinem Siegesdenkmale die höchste ist. Leider fallen uns von da aus beim Blick auf die Stadt immer wieder die weitläufigen, düsteren Gebäude des Zuchthauses, des ersten in Sachsen gegründeten (1716), in die Augen und erinnern uns an den Kampf, den dort die staatliche Gesellschaft mit denen zu führen gezwungen ist, welche die Grundpfeiler der gesellschaftlichen Ordnung zu untergraben drohen, und der nicht immer so siegreich endigt, wie jener Riesenkampf, dessen Phasen uns durch die Namen auf den Geschützkugeln, welche die Umfassungsmauern des Siegesdenkmals schmücken, ins Gedächtnis zurückgerufen werden.

Von oberhalb Waldheim an kommt die Chemnitz-Riesaer Eisenbahn, die sich bis dahin möglichst fern vom Zschopauthale gehalten hat, an dessen linken Rand heran und überschreitet in einer Reihe von Viadukten und hohen Dämmen eine Anzahl Seitenthäler, bis sie auf der größten Brücke über die Zschopau

selbst auf deren rechtes Ufer gelangt und sich nach Döbeln wendet. Letztere eilt nun auch ihrem Ende zu, und als wollte sie bis zuletzt ihrem Charakter treu bleiben, bildet sie unmittelbar vor ihrer Mündung in die Freiberger Mulde, die bei dem Rittergute Schweta erfolgt, noch einmal eine riesige, nach Westen ausgebogene Schleife, der Töpelwinkel, nach dem in der Nähe gelegenen Dörfchen Töpeln genannt.



Schloß Kriebstein.

Altzella, ein Begräbnisplatz der Wettiner. Dort, wo die Freiberger Mulde ihren nordnordwestlichen Lauf plötzlich in einen westlichen umbiegt und die Bahn, welche Dresden und Leipzig über Meißen und Döbeln verbindet, in ihr Thal einlenkt, liegt Nossen, ein Städtchen mit 3700 Einwohnern, das seit langen Zeiten durch seine Gerberei und Marktschuhmacherei bekannt ist, in dem aber auch das Fabrikwesen Eingang gefunden hat, seitdem es zu einem Eisenbahnknotenpunkte geworden ist; denn nicht bloß die schon erwähnte Eisenbahn berührt Nossen, sondern eine zweite führt in nördlicher Richtung über Lommatzsch nach Riesa, und eine dritte verbindet es nach Süden hin mit Freiberg. Seine Straßen mit ihren einfachen, anspruchslosen Häusern bedecken die Höhe auf der linken Seite des hier sehr anmutigen Muldenthales. Den schönsten Schmuck verleiht dem Städtchen das Schloß, das auf dem östlichen, steil abfallenden Teile der Höhen erbaut ist. Man erkennt leicht, daß seine drei Teile zu verschiedenen Zeiten entstanden sind; der älteste Bau ist der östliche Teil, die sogenannte Dechantei; der übrige Bau ist jünger und rührt zum größten Teile von Kurfürst

August her. Das Schloß diente den sächsischen Landesfürsten lange Zeit als Jagdschloß, nachdem es früher von den Bischöfen von Meißen, denen es ursprünglich gehörte, an das Kloster Zella abgetreten worden war. Es wird jetzt als Gerichtsgebäude benutzt, und der östliche Teil, die ebengenannte Dechantei, enthält ein Zellengefängnis als Filiale des Zwickauer Arbeitshauses. An der Stadtkirche fallen die romanischen Portale auf, die zu dem sonstigen Baue gar nicht passen; besonders das südliche zeichnet sich durch die schönen Kapitäle aus Akanthusblättern und spitzbogenartig sich zusammenneigenden Büscheln aus, sowie durch ein im Feld über der Thür angebrachtes Band, das in der Mitte mit knopfähnlichen Erhöhungen verziert und zu einer Rose kunstvoll verschlungen ist. Unwillkürlich fragt man sich bei der Betrachtung dieser Arbeiten: Wie kommen diese zu dem im übrigen so einfach und nüchtern gehaltenen Bau? Sie sind eben ein fremdartiges, demselben eingefügtes Stück. Als die Nossener ihre Kirche neu erbauten, erhielten sie vom Landesherrn die Erlaubnis, Steine von der Ruine des Klosters Altzella dabei zu verwenden, und damals sind auch diese Portale mit nach Nossen gekommen.

Dieses ehemalige Kloster Altzella, der zweitälteste Begräbnisplatz der Wettiner, von dem aber heute fast nur noch spärliche Ruinen vorhanden sind, liegt wenig westlich von Nossen, und zwar ebenfalls am linken Ufer der Freiberger Mulde. Markgraf Otto der Reiche stiftete es auf Betreiben seiner Gemahlin Hedwig, die auf das Kloster auf dem Petersberge bei Halle eifersüchtig war, im Jahre 1162 und bestimmte es zugleich zur Begräbnisstätte seines Hauses. 1175 wurden die Klostergebäude, 1198 die Hauptkirche vollendet. Das Kloster war der Jungfrau Maria geweiht und hieß darum ursprünglich Marienzelle, für gewöhnlich auch bloß Zelle; und erst etwa hundert Jahre später, nachdem Heinrich der Erlauchte am linken Ufer der Oder südlich von Frankfurt das Kloster Neuzelle gegründet hatte, kam für das bei Nossen der Name Altzelle auf. Ein drittes Kloster des Namens gab es im Erzgebirge an der Zwickauer Mulde bei Aue an Stelle des heutigen Dorfes Zelle.

Die Mönche des Klosters von Altzella gehörten dem Cisterzienserorden an. Das Kloster erlangte sehr bald ausgedehnte Besitzungen. Gleich bei der Gründung übergab ihm Otto der Reiche 800 Hufen Landes nach dem Erzgebirge zu und überließ ihm die Nutzungen von Dörfern und Flecken, deren Gebiet einen Flächenraum von mehr als 4 Quadratmeilen betrug. Hofbeamte und Adelsgeschlechter suchten sich in der Nähe der Gräber ihres Fürstenhauses Grabstätten zu sichern, so daß das Kloster schon im 14. Jahrhundert vierzehn Begräbniskapellen zählte, wofür ihm ansehnliche Schenkungen und Vermächtnisse zuflossen; vom Papste Clemens und vom Kaiser Friedrich Barbarossa waren ihm besondere Freiheiten verliehen worden, und ein wunderthätiges Kreuzesbild sowie zahlreiche Reliquien in der Kirche verschafften ihm großen Zulauf von Andächtigen und Hilfsbedürftigen, die nicht ohne Spenden von der Gnadenstätte schieden. So wurde Altzella das reichste Kloster im Meißnischen; durch eine kluge Verwaltung vermehrte es seine Reichtümer immer mehr und benutzte sie zum Erwerb neuer Besitzungen, die sich sogar bis nach Thüringen erstreckten. Doch nicht bloß sein Reichtum machte den Namen des Klosters weit und breit bekannt, sondern auch die ernste Zucht und der wissenschaftliche Sinn, die unter seinen Insassen herrschten; es erwarb sich um die materielle und geistige Kultur

des ganzen Landes hohe Verdienste. Die ausgedehnten Waldungen, die zu Altzelle gehörten, lichteten sich durch neue Ansiedelungen; Karden- und veredelter Weinbau wurden vom Kloster zuerst in Sachsen betrieben; es führte eine bessere Pferde- und Schafzucht ein und verbreitete den Hopfenbau; Bergwerke, Tuch- und andre Fabriken wurden von ihm eingerichtet. Im Kloster befand sich eine der berühmtesten Bibliotheken, in mehreren Städten wurden von seinen großen Mitteln Gymnasien gegründet, Gelehrte und Komponisten unterhalten.



Nossen.

Seine gastfreien Räume wurden ein Hauptsammelplatz für Reisende und Wallfahrer. So hatte es zu Anfange des 16. Jahrhunderts in drei Jahren an 30 000 Reisende zu Fuß und 14 000 zu Pferde gastfreundlich aufgenommen und bewirtet; man rechnete damals im Tage durchschnittlich 30 Leute und zwölf Pferde, die hier übernachteten.

Das Erbbegräbnis der Wettiner war ursprünglich im Chor der Kirche unter dem Hochaltar, bis Friedrich II. oder der Ernsthafte eine besondere Kapelle dazu erbauen ließ. Von Otto dem Reichen bis auf Friedrich III. oder den Strengen sind die meißnischen Landgrafen und ihre Familienglieder, im ganzen mehr als zwanzig, hier beigesetzt worden; zum letztenmal schloß sich die Gruft über Friedrichs des Strengen Mutter Katharina, welche 1397 ihrem 1381 vorausgegangenen Sohne nachfolgte.

Die Reformation führte auch für das Altzeller Kloster das Ende herbei. So ungestüm auch der Abt Paul Bachmann, der sich in seiner litterarischen Fehde mit Luther des gröbsten Geschützes bediente, die neue Lehre bekämpfte, so konnte er doch nicht verhindern, daß sie auch in die Mauern seines Klosters eindrang, und mehr als fünfzig Mönche entwichen aus demselben. Unter Andreas Schmiedewald, seinem Nachfolger, schmolz die Zahl so zusammen, daß dieser sich bewogen fühlte, 1545 seinen Hirtenstab niederzulegen und das Kloster dem Herzoge Moritz von Sachsen zu übergeben, worauf er sich in das ihm vorbehaltene Stiftsdorf Krummenhennersdorf, nördlich von Freiberg gelegen, zurückgezogen haben soll. Vorher hatte er noch sich, seine Verwandten und Freunde reichlich bedacht und mehrere Kleinodien nach dem Kloster Marienthal in Sicherheit gebracht. Mehrere Ordensbrüder erhielten landesherrliche Stellen, die Kranken und Schwachen aber, sowie die, welche dem Klosterleben nicht entsagen mochten, wurden auf Luthers Fürsprache bis an ihren Tod im Kloster verpflegt. Die Altäre der Kirche wurden verschiedenen andern Kirchen überlassen, die Orgel kam nach Schneeberg, das Geläute nach Dresden und Mochau (östlich von Döbeln), das Archiv nach Dresden, und die große Bibliothek wurde mit derjenigen der Universität zu Leipzig vereinigt.

Das Kloster wurde in ein Kammergut verwandelt, und die Kirche sowie die Fürstenkapelle sollten nach der Anordnung des Kurfürsten Moritz in baulichem Stande erhalten werden. Aber am 10. Juni 1599 schlug der Blitz in das Kloster, und die dadurch entstandene Feuersbrunst legte fast sämtliche Gebäude desselben in Asche, nur das Refektorium, die Schreiberei und die Apotheke blieben erhalten. Lange dachte niemand an die Wiederherstellung des Vernichteten, erst Johann Georg II. wollte von 1676 an die Begräbniskapelle wieder aus dem Schutt erstehen lassen; aber sein Tod, der schon nach vier Jahren erfolgte, machte den Arbeiten ein Ende, und das Kloster blieb nebst der Kirche Ruine und verfiel immer mehr. Im Jahre 1787 ließ endlich Friedrich August der Gerechte die Reste seiner Ahnen unter den Trümmern hervorsuchen und auf einem Teile des Bodens, wo die alte Klosterkirche gestanden hatte, eine Kapelle und in dieser eine Gruft erbauen, worin jene beigesetzt wurden. Fünf Urnen aus Sandstein bergen die Gebeine Friedrichs des Ernsthaften und seiner Gemahlin Mechthild, sowie Friedrichs III., des Strengen, seiner Gemahlin Katharina und eines ihrer Söhne. Ein Monument aus Marmor steht über der Gruft, so einfach wie die Kapelle, die sich aber durch einen wundervollen, lange anhaltenden Widerhall auszeichnet, der einen langsam ausgeführten Gesang äußerst wirkungsvoll macht. Ein Raum an der linken Seite der Vorhalle enthält vier Grabsteine, die 1667 nach Wegräumung des Schuttes im hohen Chor aufgefunden wurden, und auf denen Otto der Reiche, seine Gemahlin Hedwig, Albrecht der Stolze und Dietrich der Bedrängte in Lebensgröße dargestellt sind. Rechts von der Vorhalle sowie in einer Ecke der Kapelle selbst werden altertümliche Holzschnitzwerke, Schlußsteine von Bögen, Kapitäle, Reste von Mosaiken, die aus Ziegeln mit verschiedenfarbiger Glasur bestanden haben, und andre Gegenstände aufbewahrt, die im Laufe der Zeit aus dem Schutte gerettet worden sind.

Solchen architektonischen Reliquien begegnen wir auch überall bei einer Wanderung durch den Park, der zwischen und auf den Ruinen des Klosters und der Kirche angelegt worden ist. An Wegen, kleinen Plätzen und Ruhebänken

sind Säulenstücke, Kapitäle, Anfänge von Gewölbrippen, Schlußsteine von Gewölben und Bögen, Grabsteine u. s. w. zwischen und auf gewöhnlichen Gemäuerstücken niedergelegt; die Bäume des Parkes stehen oft in den Ruinen und auf Trümmerhügeln; wir steigen in Kellergewölbe hinab und sehen innerhalb besser erhaltener Mauern enge Gewölbe, die recht wohl Gefängniszellen gewesen sein können, als welche sie von dem uns führenden Gärtner erklärt werden. In einem Bett zwischen Mauerresten fließt ein Wässerchen, das unter der Umfassungsmauer hervorkommt und von den Mönchen aus der Umgegend hereingeleitet worden sein soll. Folgt man diesem, so kommt man zu den ehemaligen Wirtschaftsgebäuden des Klosters, von denen nur noch drei kahle Giebel und die Umfassungsmauern stehen. Es berührt ganz eigentümlich, innerhalb der letzteren eine Baumschule als neues Leben zwischen den Ruinen zu erblicken. Dort, wo die Eingangshallen der Kirche waren, steht auch noch ein Bogen, dessen einzelne Steine sich in zickzackartigen Fugen berühren. Ein äußerlich noch vollständig erhaltenes Gebäude ist das Winterrefektorium mit steilem, hohem Dache, das jetzt zu den Wirtschaftsgebäuden des Kammergutes gehört und im Innern zu einem Speicher eingerichtet worden ist. Eben so gut ist die Ringmauer erhalten, welche das Kloster mit allem Zubehör umfaßte und uns eine Vorstellung von dessen großer Ausdehnung ermöglicht; eine kleine Stadt würde genügenden Raum innerhalb derselben finden. Auf der Westseite enthält die Ringmauer das Hauptthor, ein Portal im Rundbogenstil, aus sieben hintereinander gewölbten einfachen Bogen bestehend. Innerhalb der Ringmauer liegen die Gebäude des Kammergutes, außerhalb und im Westen derselben die Häuser des Dorfes, das jetzt den Namen Altzella führt.

Kunz von Kaufungen und der Prinzenraub. An zahlreichen Stellen des Erzgebirges und seiner nördlichen Ausläufer tritt uns die Erinnerung an jene Gewaltthat eines trotzigen, sich in seinen Rechten verletzt glaubenden Ritters gegen seinen Fürsten entgegen, die, obschon den letzten Zeiten des Mittelalters angehörig, noch einmal ein grelles Licht auf den Geist dieser Zeit wirft, in welcher jeder, der sich dazu kräftig oder verschlagen genug fühlte, das Recht mit der Schärfe des Schwertes oder durch einen kühnen Handstreich zu seinen gunsten selbst zu entscheiden suchte, statt den ordentlichen oder außerordentlichen Gerichten sich zu unterwerfen. Daher kann ich die Schilderung des Erzgebirges, seiner Thäler, Burgen und Schlösser nicht besser beschließen, als wenn ich den Leser in einer Erzählung der Geschichte des Prinzenraubes mit den Orten bekannt mache, deren Namen jedem Sachsen geläufig sind, der mit der Geschichte seines Landes einigermaßen vertraut ist.

Kunz (Konrad) von Kaufungen, der Anstifter des Prinzenraubes, entstammte einem Rittergeschlechte, dessen Stammsitz, das Dorf Kaufungen, unweit des rechten Muldenufers südöstlich von Wolkenburg liegt. Er leistete dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmütigen in dem „Bruderkriege", der infolge der Länderteilung zwischen diesem und seinem Bruder Wilhelm dem Tapferen ausbrach und 1445—1451 die meißnischen und thüringischen Länder verwüstete, sehr wichtige Dienste. Während des Krieges wurden seine in Thüringen gelegenen Güter von den Gegnern auf Antrieb Apel von Vitzthums, des ränkesüchtigen Ratgebers von Wilhelm dem Tapferen, gänzlich verwüstet, und zur

Entschädigung übergab ihm der Kurfürst einige Besitzungen im Meißnischen, die teils Apel von Vitzthum, teils dem Kurfürsten selbst gehörten, z. B. das Schloß Kriebstein an der Zschopau und das Rittergut Schweickershain, westlich von ersterem und südöstlich von Geringswalde gelegen; doch fügte er ausdrücklich die Bedingung hinzu, daß Kunz dieselben zurückgeben müsse, wenn er nach dem Kriege die eignen Güter wiedererhalten würde. Letzterer Fall trat im Jahre 1451 ein, aber trotzdem weigerte sich Kunz, Schweickershain herauszugeben, indem er vorgab, daß er das Gut während des Krieges immer in gutem Zustande erhalten und daher viel Geld in dasselbe verwendet, seine thüringischen Güter dagegen sehr verwüstet vorgefunden habe. Er verlangte daher vor der Herausgabe eine Entschädigung, um so mehr, als er sich aus der böhmischen Gefangenschaft, in welche er 1450 vor Gera geraten, für eine hohe Summe hatte loskaufen müssen. Auch darüber war er verstimmt, daß Friedrich ihn gezwungen hatte, einen Raub wiederzuerstatten, den er 1448 in der Nähe von Leipzig an thüringischen Kaufleuten begangen, und überhaupt wähnte er sich für die vielen jenem erwiesenen Dienste nicht genügend belohnt.

Dem milden Kurfürsten lag nichts ferner, als gegen Kunz ungerecht oder auch nur unbillig zu sein, und er bot ihm daher eine Entschädigung an, mit welcher dieser aber nicht zufrieden war. Nun verglichen sich beide dahin, ihren Streit einem Schiedsgericht vorzulegen; als dieses sich jedoch wegen einiger schwierigen Punkte an die Schöppen zu Leipzig, Magdeburg und Freiberg um Rechtsbelehrung wandte, protestierte Kunz dagegen und ließ sich sogar zu der Drohung hinreißen, er wolle sich für den Schaden, den er erlitten, nicht an Land und Leuten, sondern an dem Fleisch und Blut Friedrichs rächen. Er hoffte vielleicht, den Kurfürsten dadurch einzuschüchtern, doch dieser entgegnete lachend: „Mein Kunz, siehe, daß du mir die Fische im Teiche nicht verbrennest!“ Der erzürnte Ritter wartete jetzt den Spruch der Schiedsrichter gar nicht ab, sondern begab sich nach Böhmen, wo er auf dem Südabhange des Erzgebirges nordwestlich von Brüx die Burg Eisenberg erworben hatte. Hier in Böhmen hielten sich auch die beiden Brüder Apel und Busso von Vitzthum auf, die von Rachedurst gegen Friedrich erfüllt waren und sicherlich nicht unterließen, Kunzens Haß immer mehr zu schüren. So traf er denn alle Anstalten, seine Drohung zur That werden zu lassen; er wollte die beiden Söhne des Kurfürsten, Ernst und Albert, von denen damals jener 14 und dieser 12 Jahre zählte, von dem Schlosse Altenburg entführen und sie auf seiner böhmischen Burg so lange gefangen halten, bis der Kurfürst seine Forderungen alle erfüllen werde.

Es war Kunz gelungen, einen ihm völlig ergebenen Menschen, Namens Hans Schwalbe, als Küchenjungen in kurfürstliche Dienste zu bringen, und durch ihn erfuhr er alles, was in Altenburg am Hofe vorging. Ferner verband er sich mit neun andern Rittern, unter denen Wilhelm von Mosen und Wilhelm von Schönfels die vornehmsten waren, um seinen Plan leichter und sicherer ausführen zu können. Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, begab er sich in aller Stille auf das Schloß zu Kohren zu einem Freunde; hier, in der Nähe Altenburgs, wollte er den günstigsten Zeitpunkt für den beabsichtigten Gewaltstreich abwarten.

Am 5. Juli 1455 benachrichtigte ihn Hans Schwalbe, daß am nächsten Tage, einem Sonntage, der Kurfürst mit dem größten Teile seines Hofstaates eine Reise nach Leipzig antreten, am Montag Abend aber der Kanzler den

zurückgebliebenen Hofleuten in der Stadt ein Gastmahl geben werde; es würden also auf dem Schlosse — das vor der Stadt auf einem Berge liegt — von allen Hofbedienten nur ein alter Trabant und der bettlägerige Pförtner anwesend sein. Eine bessere Gelegenheit konnte sich nicht darbieten, und daher bestimmte Kunz die Nacht vom 7. zum 8. Juli zur Ausführung seines Racheplanes. Um seinem Beginnen den Anschein einer rechtmäßigen Ritterfehde zu geben, schickte er zwar dem Kurfürsten seinen Absagebrief, aber doch so, daß er erst neun Stunden nach der That in dessen Hände gelangte.



Die beiden Prinzen.

Schnell wurden die Mitverschworenen herbeigerufen, und in aller Stille rückten sie in der Nacht nach 11 Uhr aus einem dem Schlosse nahen Walde, wo sie sich bis dahin verborgen gehalten hatten, auf dasselbe zu. Um alles Geräusch möglichst zu vermeiden, hatte man die Hufe der Pferde mit Stroh umwunden. Auf einer Strickleiter, die Hans Schwalbe an einem Fenster befestigt hatte, erstiegen die Ritter das Schloß, allen voran Kunz von Kaufungen. Bald war der alte Trabant gefesselt und in ein entlegenes Zimmer gesperrt; die Schlafgemächer der Kurfürstin und ihrer Kammerfrau wurden verriegelt. Kunz, der ehemals Schloßhauptmann gewesen und folglich mit allen Räumlichkeiten vollständig vertraut war, führte nun die Seinen nach dem Gemache der Prinzen. Diese wurden aus den Betten gerissen, mit dem Tode bedroht, wenn sie Lärm machen würden, und zum Ankleiden gezwungen. Kunz war mit dem Prinzen Ernst nach dem Schloßhofe vorausgeeilt; als aber die Genossen nachkamen, ergab sich, daß sie statt Alberts den jungen Grafen von Barby, der mit den Prinzen erzogen wurde, ergriffen hatten. Rasch brachte Kunz diesen ins Schloß zurück und holte den Prinzen, der sich in seiner Angst unter das Bett versteckt hatte. So vorsichtig die Räuber verfuhren, so ließ sich doch bei ihrer großen Zahl nicht alles Geräusch vermeiden, und davon erwachte die Kurfürstin Margaretha.

Sie wollte sehen, was es gäbe, fand aber ihr Gemach verschlossen. Nichts Gutes ahnend, eilte sie zum Fenster, erkannte trotz der Dunkelheit Kunz und übersah sofort ihre fürchterliche Lage. Flehentlich bat sie ihn, nicht so grausames Unrecht an ihrem und seinem Herrn zu begehen; sie schwor ihm, daß alle seine Forderungen bewilligt werden sollten. Doch alles war vergebens, die Ritter stürmten mit ihrer Beute in die Nacht hinein.

Bald trennten sie sich in zwei Abteilungen, um nicht durch ihre große Zahl Aufsehen zu erregen, und auch aus dem Grunde, daß wenigstens der eine Teil nach Böhmen entkommen möchte, wenn etwa der andre Unglück haben sollte. Kunz wollte in Begleitung seines Knappen Schweinitz und einiger Ritter mit dem Prinzen Albert auf dem geradesten Wege seine Burg Eisenberg erreichen, die andern sollten unter der Führung von Wilhelm von Mosen und Wilhelm von Schönfels den weiteren Weg nach Böhmen, über Zwickau durch das Vogtland, einschlagen. Kunz kam glücklich bis in die Nähe der böhmischen Grenze, und so sicher fühlte er sich, daß er seine Begleiter vorausschickte und nur Schweinitz nebst einem Knechte bei sich behielt. Ermüdet von dem langen Ritte an dem heißen Julitage, streckte er sich im Walde ins Moos, und dem von Schrecken, Angst und Anstrengung erschöpften Prinzen erlaubte er, sich Erdbeeren zu suchen. Die Erscheinung von Rittern in dieser einsamen Gegend erregte die Aufmerksamkeit eines Kohlenbrenners, Namens Georg Schmidt, der in der Nähe seinen Meiler hatte; das Läuten der Sturmglocken in den umliegenden Orten und das auch schon bis zu ihm gedrungene Gerücht von einem in Altenburg ausgeführten Raube machten ihn stutzig. Er näherte sich der Gruppe und der Prinz entdeckte sich ihm. Schweinitz stürzte herzu und wollte den Prinzen mit dem Schwerte niederhauen, aber der Köhler fing den Hieb mit seinem Schürbaum auf und hetzte den Hund auf den Knappen. Kunz sprang vom Boden auf und wollte ihm zu Hilfe kommen, verwickelte sich jedoch mit den Sporen im Gestrüpp, wurde von seinem Pferde hin und her gezogen und fiel zu Boden. Ritter und Knappe wurden vom Köhler mit dem Schürbaume „weidlich getrillert“, wie er sich später ausdrückte. Durch den Lärm wurde seine Frau herbeigezogen, und als sie die Gefahr sah, in welcher ihr Mann sich befand, gab sie sofort das übliche Notzeichen, indem sie mit dem Zschörper oder Köhlermesser auf die Holzaxt schlug. Schnell eilten Schmidts Gehilfen herbei, und nach kurzem Kampfe gelang es der tapferen Schar, Kunz und Schweinitz zu überwältigen und gefangen zu nehmen.

Die Gegend südsüdöstlich von dem Städtchen Grünhain und nordöstlich von Schwarzenberg wird als die Stelle bezeichnet, wo der Köhler den Prinzen Albert am 8. Juli befreite. Hier hat man am 8. Juli 1822 zum Andenken an das Ereignis am sogenannten F ü r s t e n b e r g e einen Granitobelisken mit Inschriften auf eisernen Tafeln errichtet; in einer Nische am Fußgestelle desselben ergießt sich über Kristalldrusen ein Waldquell, aus dem Georg Schmidt dem Prinzen zu trinken gegeben haben soll, und der deswegen der Fürstenbrunnen genannt wird. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß Albert Schiffner in seiner „Beschreibung von Sachsen“ den Schauplatz der Befreiung „nach der Volkssage und urkundlichen Nachrichten“ in der Gegend von Kretscham-Rothensehma bei Neudorf erkennt, nördlich vom Fichtelberge, an der Straße von Unterwiesenthal nach Buchholz gelegen. „Noch zeigt man im Westen, diesseit eines

alten Marmorbruches, den trefflichen Fürstenbrunnen und im Süden die Stätte des Kohlkrams, wo der mutige Köhler Schmidt sich aufhielt, der später die Erlaubnis erhielt, hier an der böhmischen Straße den Kretscham (Gasthof) anzulegen."

Wenn demnach auch über den Ort der Befreiung Zweifel gestattet sind, so ist doch gewiß, daß die Köhler den Prinzen und die Räuber nach Grünhain brachten. Hier empfing den Zug der Abt des dortigen Cisterzienserklosters, welcher den Prinzen in der Schösserwohnung unterbrachte und die Gefangenen wahrscheinlich in den sogenannten Fuchsturm steckte.



Der sächsische Prinzenraub.

Von diesem 1236 gestifteten und 1553 säkularisierten Kloster sind jetzt außer der Umfassungsmauer nur noch einige Trümmer vorhanden, nämlich ein Schuppen, zwei Geschosse des Fuchsturmes und einige Grundmauern der ehemaligen Klosterkirche. 1632 äscherte der österreichische General Holk Grünhain ein, und zum Wiederaufbau der Stadtkirche verwandten die Einwohner die Mauern der Klosterkirche und sogar die Leichensteine; das Haus mit der Schösserwohnung aber, das auch abbrannte, wurde 1646 neu überbaut und erst 1832 abgetragen, um dem neuen Amthause Platz zu schaffen, in welchem sich jetzt eine Weiberkorrektionsanstalt befindet.

Die Gefangenen wurden bald nach Zwickau gebracht und dem Amtshauptmann Friedrich von Schönburg übergeben, der sie nach eingeholtem Befehle des Kurfürsten nach Freiberg schickte. Der Prinz wurde im Triumphzuge nach

Altenburg geleitet. Der Köhler Schmidt mit seinem Schürbaum, der ihm als Fahne diente, schritt voran und wurde überall als Held begrüßt; in Altenburg wurde er vom Kurfürsten, den Eilboten schnell von seiner Reise zurückgerufen hatten, und dessen Gemahlin nicht minder herzlich empfangen als sein Schützling. Jener forderte ihn auf, sich von ihm eine Gnade zu erbitten; aber der bescheidene Mann verlangte nichts als die Erlaubnis, bis zu seinem Tode so viel Holz zum Kohlenbrennen unentgeltlich schlagen zu dürfen, als er zu seinem Unterhalte brauche. Das gewährte natürlich der Kurfürst und bestimmte auch, daß er und nach seinem Tode der Älteste des Geschlechtes jährlich vier Zwickauer Scheffel Getreide umsonst ausgeliefert erhalten sollte; dazu schenkte er ihm ein Freigut im Dorfe Eckersbach, nordöstlich von Zwickau, das den Namen „Trillergut" führte. Weil er nämlich bei der öfteren Wiederholung der Erzählung von der Rettung des Prinzen stets den Ausdruck gebrauchte, er habe Kunz von Kaufungen „weidlich getrillert", empfing er von den Hofleuten sehr bald den Namen „Triller", und unter diesem Namen wurden seine Nachkommen 1592 vom deutschen Kaiser in den Adelstand erhoben. Das Gut erbte lange in der Familie fort; als diese aber in den späteren schweren Kriegszeiten in Bedrängnis geriet, ging es ihr verloren. Jetzt erinnert in Eckersbach nur noch der Name der „Trillerbrauerei" an das Geschlecht, dasselbe ist aber dort nicht mehr vorhanden. Ein Nachkomme des ersten Triller, Christian Adolf Baron von Triller, starb 1861 in Gera als Stellmachermeister, und er empfing noch bis zu seinem Tode das Gnadenkorn; nachher ging dieses Recht auf einen Bürger der Stadt Dahlen über.

Doch kehren wir zur Geschichte des Prinzenraubes zurück! So groß auch die Freude der Eltern über die Rettung ihres jüngsten Sohnes war, so konnte sie doch nur eine halbe sein, denn noch herrschte Ungewißheit über das Schicksal des älteren. Aber auch dieser wurde bald wieder frei. Die Ritter von Mosen und von Schönfels und ihr Gefolge waren mit Prinz Ernst bis in die Gegend von Hartenstein unweit der Zwickauer Mulde (s. S. 78) gekommen, als das Läuten der Sturmglocken, das aus allen Orten zu ihnen schallte, sie für ihre Sicherheit besorgt machte. Sie konnten nicht mehr wagen, sich auf offenen Wegen zu zeigen, und suchten nach einem Versteck. Ein solches bot sich ihnen auf der Höhe des rechten Muldenufers, $2^1/_2$ km vom Schlosse Stein (s. S. 78) flußaufwärts, in dem verlassenen, 20 m tiefen Stollen eines Bergwerkes dar, welcher die Teufelskluft genannt wurde, jetzt aber die Prinzenhöhle heißt. Hier versteckten sie sich mit dem Prinzen, um eine günstige Gelegenheit zur Fortsetzung ihrer Flucht abzuwarten. Da sie sich jedoch sagen mußten, daß jetzt die Bevölkerung auf jeden Fremden aufmerksam sein müsse, wagten sie nicht, ihr Versteck zu verlassen, und als sie nach Verlauf von drei Tagen erfuhren, daß Kunz von Kaufungen gefangen sei, sank ihnen der Mut vollends. Sie waren jetzt nur noch darauf bedacht, ihr Leben zu retten, und schrieben dem Amtshauptmanne von Zwickau, sie wären bereit, den Prinzen auszuliefern, wenn ihnen völlige Straflosigkeit zugesichert würde; geschehe dies nicht, so würden sie ihn töten. Dem Amtshauptmann blieb nichts übrig, als in das Begehren der Räuber zu willigen, denn jede Verzögerung gefährdete das Leben des Prinzen. Dieser wurde freigegeben, und die Verschwörer konnten sich unbehelligt nach Böhmen flüchten. In Chemnitz, wohin Ernst geschickt wurde, traf er am 11. Juli mit seinen Eltern und seinem Bruder wieder zusammen, und die bangen Tage hatten ein Ende.

Über die gefangenen Missethäter wurde strenges Gericht gehalten. Kunz wurde in Freiberg durch die Geschwornen zum Tode verurteilt und aus einer der kleinen Gefängniszellen, die heute noch neben den großartigen Kellerräumen unter dem dortigen Rathause vorhanden sind, am 14. Juli 1455 auf den Obermarkt zur Hinrichtung durch das Schwert geführt. Ein Bote, der das Begnadigungsschreiben des Kurfürsten überbringen sollte, langte, wie es heißt, zu spät in der Stadt an. Im Pflaster deutet ein Stein, der etwas größer als die andern und von dunkler Färbung ist, die Stelle von Kunzens Enthauptung an und galt früher als das hauptsächlichste Wahrzeichen von Freiberg.



Die Stiftskirche in Ebersdorf bei Chemnitz

Vom Giebel des Erkers am unteren Ende des Rathauses, welcher im Jahre 1578 dort angebracht wurde, blickt ein steinerner, mit einem Helm bedeckter Kopf, zuweilen als derjenige Kaufungens ausgegeben, nach dieser Stätte. Im Rathause selbst hängt an einem Pfeiler des Treppensaales die Hälfte der Leiter, mittels welcher Kunz das Altenburger Schloß erstiegen hat; sie besteht aus Leder mit eingeschraubten Holzsprossen. Der Bischof Kaspar von Meißen, sein Oheim, ließ seinen Leichnam in der Petrikirche zu Freiberg nach Ritterweise bestatten; aber Friedrich der Sanftmütige und sein Bruder Wilhelm waren nicht damit einverstanden, und die Leiche wurde daher wieder ausgegraben und im Dorfe Neukirchen, ziemlich in der Mitte zwischen Freiberg und Meißen und östlich von Siebenlehn gelegen, auf dem dortigen Kirchhofe begraben.

Auch für seine ganze Familie war Kunzens That verhängnisvoll. Sein Bruder Dietrich von Kaufungen wurde in Altenburg enthauptet, weil er um den Plan gewußt, ihn aber verschwiegen hatte; durch die Worte: „Das Nest werden sie wohl finden, aber die Vögel sind ausgenommen!“ hatte er sich verraten.

Das Stammgut der Familie in Kaufungen wurde eingezogen, die Burg geschleift. Andre Verwandte zogen es vor, die sächsischen Lande zu verlassen, und der letzte des Geschlechts starb 1807 in Wechselburg als Hofbeamter. — Schweinitz starb am Galgen, und der Küchenjunge Hans Schwalbe wurde in Zwickau erst mit glühenden Zangen gezwickt und dann gevierteilt.

Am Tage nach Kunzens Hinrichtung, am 15. Juli, begab sich die kurfürstliche Familie von Chemnitz, wo sie sich in den letzten Tagen aufgehalten hatte, nach Ebersdorf, das sich nordöstlich von Chemnitz an der Straße nach Frankenberg in einem nur wenig eingesenkten Thale von Südwest nach Nordost gleich vielen Dörfern des Erzgebirges mit seinen zerstreut liegenden Häusern in ansehnlicher Länge erstreckt. Die Kirche, welche zu dem daselbst bestehenden Kollegiatstift gehörte, besaß im Mittelalter ein wunderthätiges Marienbild, zu dem viel gewallfahrtet wurde, besonders von Böhmen. Hier brachte die fürstliche Familie Gott ihren Dank für die glückliche Errettung der Prinzen dar, und zum Andenken an dieselbe schenkte die Kurfürstin der Kirche die Kleider der Prinzen und des Köhlers. Heute noch werden sie in einem Glaskasten aufbewahrt, der in der Kirche aufgehängt ist; eine Inschrift an demselben von 1608 erzählt, daß Kurfürst Christian II. sie reinigen und in bessere Verwahrung als zuvor bringen ließ. Die Kleider sind eigentlich nur noch Fetzen, da sie von der Zeit und von Besuchern, die gern ein Andenken von hier mitnehmen wollten, stark gelitten haben.

Die Kurfürstin Margaretha stiftete ferner zum Angedenken an das Ereignis eine Dankmesse und zwei Almosen, die besonders an arme Kohlenbrenner ausgeteilt werden sollten.

Die zweischiffige Ebersdorfer Stiftskirche, welche 1654 bis auf die Gewölbe abbrannte und dann auf kurfürstliche Kosten wieder aufgebaut wurde, ist auch noch in andrer Beziehung interessant. In ihr befindet sich das Denkmal des Ritters Dietrich von Harras auf Lichtenwalde, wozu Ebersdorf gehörte. Es ist das derselbe Harras, dem der kühne Sprung vom Hausteine in die Zschopau zugeschrieben wird (s. S. 92); daher ist ein großes Hufeisen neben seinem Denkmal angebracht. Auf dem Altare ist ein Lukas Kranach zugeschriebenes Flügelbild, dessen vier Tafeln oder Flügel auf Vorder- und Rückseite im ganzen acht Gemälde enthalten, welche die Leidensgeschichte Christi darstellen; alte Holzschnitzereien vergegenwärtigen die Verkündigung und Geburt Christi, die Anbetung der heiligen drei Könige und die Darstellung im Tempel. Endlich sind in den Fenstern hinter dem Altare noch Glasmalereien vorhanden. Der Kirchhof ist von einer hohen Ringmauer umgeben; zwei Eingänge zu demselben sind von Türmen überragt und in der einen Ecke ist eine Kapelle eingebaut. In der Gruft unter der Kirche ruhen die Schloßherren von Lichtenwalde aus dem Geschlechte der Watzdorfe und Vitzthume.





Die Bergwerke des Erzgebirges.

Zwickau. — Das erzgebirgische Steinkohlenbecken und die Zwickauer Steinkohlenwerke. — Erdbrände bei Zwickau. — Die Königin-Marienhütte bei Cainsdorf. — Freiberg, Sachsens Berghauptstadt. — Der Freiberger Dom und die „Goldene Pforte“ zu Freiberg. — Die Bergakademie zu Freiberg und deren Sammlungen. — In den Freiberger Silbergruben. — Die Bergleute. — In den Mulden- und Halsbrückener Hütten.

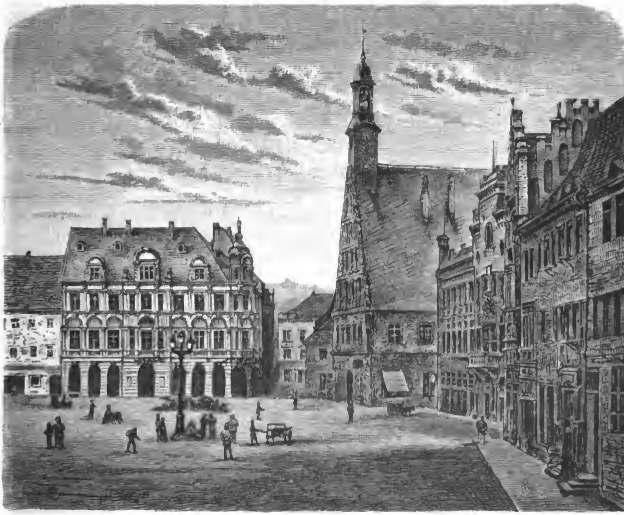
Zwickau. Zwickau, die Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks, welche das ganze Vogtland und den größten Teil des Erzgebirges umfaßt, liegt in einem ziemlich weiten, sehr flachen Kessel des Muldenthales, dem alten Schwanfelde. Nur ganz allmählich steigt der Boden nach Westen zu; im Osten dagegen erhebt er sich mit einem steilen Rande, der jedoch von geringer Höhe ist, zu sanftwelligen Höhen. Am Fuße dieses Steilrandes fließt die Zwickauer Mulde hin, sie hält sich also an der Ostseite des Beckens, dessen Boden sich durch hohe Fruchtbarkeit auszeichnet, aber noch viel größere Schätze in seinem Schoße durch die darin lagernden Steinkohlen birgt. Die Bodengestalt brachte es mit sich, daß die Stadt auf dem linken Ufer entstand und beim Wachstum in der Neuzeit sich außer in der Richtung des Flusses nur nach Westen ausdehnte.

Zwickau ist eine alte Stadt. Schon der Name deutet darauf hin, denn derselbe wird nur fälschlich aus Cygnea, das ist Schwanenstadt, erklärt, sondern entstammt dem Slavischen und bedeutet soviel als Marktplatz. Es erscheint bereits um 1090 als Stadt und stand unmittelbar unter dem Reiche; als aber Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen seinen Sohn Albrecht mit Margarete, der Tochter Kaiser Friedrichs II., verlobte, erhielt er Zwickau als Unterpfand für die der Braut verheißene Mitgift, und im Jahre 1348 verwandelte Kaiser Karl IV. dieses Pfand in ein Lehen.

Sein erste Blüte hatte Zwickau im Mittelalter und es verdankte sie dem Handel. Lag es doch an der Straße nach Böhmen und an dem großen Verkehrswege von Nürnberg nach Leipzig, der Verbindung von Süd- und Norddeutschland! Auf dieser Strecke bildete es eine Hauptstation. Der Handel lockte auch die Gewerbe herbei; besonders zahlreich waren im 14. Jahrhundert und später die Schmiede, vorzüglich die Messerschmiede, und die Tuchmacher. Die Zahl der letzteren belief sich damals auf 600, und noch im Jahre 1800 befaßten sich 58 Meister mit der Tuchmacherei. Einen weiteren Aufschwung brachte der Stadt die Entdeckung der Silbererzlager bei Schneeberg im Jahre 1471, an deren Ausbeutung sich mehrere Zwickauer Patrizier, darunter Martin Römer, beteiligten; nach Zwickau wurden daher im Anfange auch die Schneeberger Silbererze gebracht, um daselbst verhüttet zu werden. Aber schon mit dem Schmalkaldischen Kriege (1546—1547) begann eine Periode des Verfalles, die der Dreißigjährige Krieg fortsetzte. Vor demselben hatte es 12000 Einwohner, am Ende nur noch 4000. Es war zur Kleinstadt geworden und blieb es bis in unser Jahrhundert. In den stillen Gassen wuchs Gras, die Gewerbe versorgten mit ihren Produkten nur die nächste Nachbarschaft, und der Ackerbau erschien als unentbehrliches Nebengeschäft. Ein neuer Aufschwung wurde herbeigeführt, als in unserm Jahrhundert die Kohlenlager in größerem Maßstabe ausgebeutet wurden. Ein Schacht nach dem andern wurde angelegt, auch immer mehr Arbeiter wurden beschäftigt, und die Industrie zog wieder in die Stadt ein. Es entstanden zahlreiche Neubauten außerhalb der Stadt, besonders nach Süden hin wuchs sie und erreichte bald Schedewitz, welches dadurch zu einem Vororte wurde. Dem entsprach auch das Wachstum der Einwohnerzahl. Diese betrug 1834: 6127, 1858: 17892, 1880: 35005, ist also in 36 Jahren fast um das Sechsfache gewachsen. Erst in neuerer Zeit ist die Volkszunahme wieder etwas langsamer geworden; denn während es 1875 mit 31491 Einwohnern entschieden seinen Rang als vierte Stadt Sachsens behauptete, macht ihm seit 1880 Plauen mit 35082 Einwohnern diesen Platz streitig. Es befremdet dies, wenn man bedenkt, welch ein mächtiger Hebel der Industrie die unmittelbare Nähe reicher Kohlenvorräte ist, daß also Zwickau in höherem Maße als Chemnitz die Grundlage schneller Entwickelung besaß; auch in das Eisenbahnnetz ist Zwickau früher einbezogen worden als das sächsische Manchester. Der Hauptgrund scheint darin zu liegen, daß der richtige Zeitpunkt, eine großartige Industrie nach der Stadt zu ziehen, versäumt worden ist, weil man sich nicht entschließen konnte, die Schwierigkeiten, welche das Heimatsgesetz der Niederlassung solcher Industriellen entgegenstellten, welche von außen zuwanderten, aus dem Wege zu räumen. Der bekannte Fabrikant Hartmann in Chemnitz hatte seinerzeit die Absicht, sein Etablissement nach Zwickau zu verlegen; aber die Unterhandlungen

zerschlugen sich, weil die städtische Behörde fürchtete, es möchte dadurch zu viel Proletariat nach der Stadt gezogen werden.

Den beiden Blüteperioden entspricht auch der bauliche Charakter Zwickaus. Im Innern der Stadt wird man durch hohe und oben steile, im unteren Viertel aber weniger stark geneigte Dächer mit gebogenen Ziegeln, durch die gebrochenen Linien der oberen Seite der Fenster, die eigentümlichen Thürbogen und die nach außen gerichteten Bogen an den mächtigen Giebeln an das 15. und 16. Jahrhundert erinnert.



Das Gewandhaus, Rathaus und Bankgebäude in Zwickau.

Schön ist in dieser Beziehung der Giebel des jetzt als Theater benutzten Gewandhauses am Markte mit seinen steinernen, geschwungenen Rippen. Das alte Schloß Osterstein, das 1833 zu einem Landesgefängnisse eingerichtet worden ist, thut sich durch die Höhe seiner Dächer hervor; an einem Giebel sieht man fünf Reihen Fenster übereinander. Unter den Kirchen zeichnet sich die Marienkirche aus. Sie ist im spätgotischen Stile erbaut und stammt in ihrer heutigen Gestalt aus der Zeit von 1453—1536. Die schlanken, achteckigen Pfeiler mit etwas einwärts gebogenen Seiten bilden luftige Hallen, die oben durch Gewölbe mit netzartig sich kreuzenden Rippen geschlossen sind. Ein kostbarer Flügelaltar mit Gemälden und Schnitzereien, aus Michael Wohlgemuths Werkstatt hervorgegangen, viele Glasmalereien und wohlerhaltene Grabmäler Zwickauer Patrizier schmücken das Innere. Die Portale sind von stammartigen Säulen und Bogen umrahmt, die bald dünn und lang gewunden, bald gleich

Bambusstäben gegliedert und dann wieder ineinander verschlungen sind; die Stumpfe der Seitenäste laufen zuweilen in kleine Köpfe aus. Der Turm jedoch harmoniert nicht mit der Kirche, er ist erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in seiner jetzigen Gestalt hergestellt worden. Ein gotischer Bau ist auch die Katharinenkirche mit ihrem hohen und spitzen Turme.

Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts war Zwickau eine starke Festung; jetzt wandelt man an der Stelle der ehemaligen Festungswerke auf Promenadenwegen und breiten Straßen dahin. In ihrer Umgebung findet man als zweiten baulichen Charakterzug stattliche Bauten der Neuzeit, wie das königliche Landgericht und mehrere Schulgebäude, ferner viele Villen. Letztere gehören häufig Bauern aus den Nachbardörfern Bockwa, Oberhohndorf u. s. w, welche durch den Steinkohlenbau reich geworden sind und nun ihren Reichtum in Gemächlichkeit und Ruhe genießen wollen, denen es auch in ihren zum Teil mit dem Einsinken bedrohten Häusern auf dem Dorfe nicht sicher genug gewesen sein mag. Einen Schmuck der Stadt bilden die Anlagen, welche den über 16 ha Flächenraum einnehmenden Schwanenteich umgeben. Auf seiner glatten Fläche schwimmen schwarze und weiße Schwäne, Nilgänse, gewöhnliche und ausländische Enten und Möven.

Unter den Schulen Zwickaus hat sich schon in frühen Jahrhunderten das Gymnasium ausgezeichnet. Im 15. Jahrhundert war es vor allem wegen seiner Strenge bekannt, weswegen es damals nur die „Zwickauer Schleifmühle" hieß. Luther nannte es „ein köstlich Kleinod in der kursächsischen Krone." 1518 bis 1522 war der berühmte Georg Agricola (eigentlich Bauer), ein Sohn der Nachbarstadt Glauchau, Rektor des Gymnasiums, das heute noch die größte, mehr als 20000 Bände enthaltende Schulbibliothek Sachsens besitzt. Damals rief auch in Zwickau die Reformation eine lebhafte Bewegung hervor. An der Katharinenkirche war 1520—1522 der aus dem Bauernkriege bekannte Thomas Münzer der erste evangelische Prediger; aber er war einer von den „Schwarmgeistern", wie Luther die radikalen Eiferer nannte. Mit Nikolaus Storch und den andern sogenannten Zwickauer Propheten wollte er in ungestümer Weise seine kirchlichen und sozialen Neuerungen durchsetzen, so daß Luther 1522 selbst herbeieilen und auf dem Markte gegen ihn predigen mußte. Er wurde endlich seines Amtes entsetzt und wegen Aufwiegelung der Tuchmachergesellen gegen den Magistrat aus der Stadt gewiesen.

Freundlicher ist die historische Erinnerung, welche ein Haus am Markte in uns erweckt. In demselben wurde am 8. Juni 1810 ein Meister der Töne, Robert Schumann, geboren; an dem bronzenen Medaillonbilde mit dem Kopfe des Komponisten ist es kenntlich.

Wenn auch Zwickau nicht als eine Fabrikstadt im engern Sinne bezeichnet werden kann, indem nicht einige wenige Zweige alle andern beherrschen, so ist doch die Anzahl der in Zwickau und den Nachbardörfern vorhandenen Fabriken verschiedener Art eine ansehnliche. Mit dem Steinkohlenbergbau hängt unmittelbar die Koksfabrikation zusammen, die 1880 von acht Werken in 208 Öfen betrieben wurde und 1089000 Zentner Koks im Werte von fast 763000 Mark produzierte. Sie gestattet den Gruben eine größere Ausnutzung der Steinkohlen, weil dabei auch das Kohlenklein Verwendung findet, das sonst nur wenig einbringen würde. Diesem Zweige schließt sich an Bedeutung die Industrie

der Steine und Erden an. Die Erzeugung von Guß- und Zementsteinen hat in neuerer Zeit einen größeren Aufschwung erhalten, weil diese künstlichen Steine immer häufiger an Stelle der natürlichen verwendet werden, besonders als Fußbodenplatten, wozu sie sich durch die Mannigfaltigkeit in Form, Farbe und Verzierung vorzüglich eignen. Baumaterial andrer Art wird durch die zahlreichen Ziegeleien hergestellt, und von den Produkten der Thonwarenfabriken werden besonders die Gefäße für chemische Fabriken, die Thonröhren und die außerordentlich harten Steinzeugplatten für Trottoir- und andre Pflasterungen geschätzt.



Die Marienkirche in Zwickau.

Ferner besteht eine Porzellan- und eine Glasfabrik. Letztere liefert außer dem Tafelglas ausgezeichnete Wasserstandsgläser und Manometerröhren für Dampfmaschinen.

In den Lack- und Firnisfabriken, die zum Teil auch mit Erd- und Ölfarbenfabrikation verbunden sind, zeigt sich das Streben nach Vervollkommnung der Lacke und nach der Herstellung schöner giftfreier Farben für die erzgebirgische Spielwarenindustrie; ein andres wichtiges Fabrikat derselben ist der Glaserkitt. Ein weiterer Zweig der chemischen Industrie Zwickaus ist die Fabrikation von Quecksilberpräparaten. Die Metallindustrie ist durch Maschinenfabriken und

Metallgießereien, die Textilindustrie durch Kammgarn-, Streichgarn- und Vigognespinnerei, eine mechanische Weberei, durch Strumpfwaren-, Buckskin-, Wollen- und Halbwollenwaren-, Sack- und Planenfabriken vertreten. Stellt man daneben noch in bunter Reihe Draht- und Hanfseile, Holzstoff, Pappe und Papier, Holzzement und Dachpappe, Portefeuillearbeiten, Treibriemen und Jalousien, Malz, Mineralwasser, Zucker und Schokolade, so bekommt man einen Begriff von der Verschiedenartigkeit der Zwickauer Industrie, wie sie sich überall herausbildet, wo nicht geographische und historische Verhältnisse die Erwerbsthätigkeit in eine bestimmte Richtung drängen, sondern nur der Reichtum an Brennstoff zur Anlage von Fabriken lockt.

Der Kohlenbergbau ist auch von großem Einfluß auf die Verkehrsverhältnisse Zwickaus. Was an Kohlen aus der Umgebung Zwickaus nach außen geht, muß seinen Weg über den dortigen Bahnhof nehmen, von dem nach allen Seiten Zweigbahnen nach den Schächten führen, damit die Kohlen gleich am Förderungsorte verladen werden können. Daraus erklärt sich die große Ausdehnung des Bahnhofes, der mit allem Zubehör einen Flächenraum von 38 ha einnimmt; sämtliche Geleise würden vereinigt eine Linie von 42 km Länge geben. Damit stimmt auch der starke Verkehr überein. Gegen 190 Züge werden täglich auf diesem Bahnhofe abgefertigt, an Sonntagen aber wegen des Ausfalles von Kohlenzügen etwa 60 weniger. Auch aus dem Verhältnis der mit der Eisenbahn abgegangenen und angekommenen Güter erkennt man den Einfluß der Steinkohlen. 1880 betrug der Versand von Gütern aus Zwickau und den umliegenden Ladeplätzen 2118946935 kg, der Empfang dagegen nur 376126970 kg oder den fünften bis sechsten Teil des Versands. Dieses ungeheure Übergewicht des Versands erklärt sich aus dem geringen Werte, den die Steinkohlen im Verhältnis zu gleichen Gewichtsmengen andrer Güter haben: was Zwickau dafür an Lebensmitteln und andern Gütern von außen empfängt, hat ein viel geringeres Gewicht und doch einen bedeutend höheren Wert als die Steinkohlen.

Das erzgebirgische Steinkohlenbecken und die Zwickauer Steinkohlenwerke. Wie sehr wir Menschen von der Erde, unser aller Mutter, abhängig sind, kommt uns nie lebhafter zum Bewußtsein, als wenn wir die großartige Bedeutung ermessen, welche die fossilen Kohlen, nach dieser Rücksicht in Wahrheit „schwarze Diamanten“, für die heutigen Kulturvölker besitzen. In Zeiten, die unberechenbar fern hinter uns liegen, schuf die jugendliche Natur in üppiger Fülle eine Vegetation, für die es nach unsrer menschlich-egoistischen Anschauungsweise damals keine Verwendung gab; aber sicher gebettet in den Schoß der Erde, ist ihr Produkt durch Jahrmillionen aufgespart worden und feiert nun eine Auferstehung, durch welche sie einen Aufschwung des Haushaltes der Menschheit ermöglicht, wie ihn die Geschichte noch nicht gesehen hat.

In jener Zeit der Entwickelung unsres Erdkörpers, welche die Geologen als die karbonische oder Steinkohlenperiode bezeichnen, herrschte überall auf der Erde ein gleichmäßig warmes, frostloses, feuchtes Klima, dessen mittlere Temperatur auf 25—30° C. geschätzt wird und demnach der Wärme der heutigen Tropenzone gleichkam. Durch säkulare Hebungen dehnten sich die damals bestehenden Kontinente aus. Auf den flachen Landstrecken, die dadurch dem Meere

abgewonnen wurden, sammelten sich die atmosphärischen Gewässer; und da ihr Abfluß noch nicht durch die Ausbildung von Flußläufen geregelt war, so entstanden sumpfige Niederungen, seichte Tümpel und Lagunen, in denen, begünstigt durch Feuchtigkeit und Wärme und durch den damaligen Reichtum der Luft an Kohlensäure, eine massige Pflanzenwelt in weit ausgedehnten Dschangeln emporschoß.



Ideale Landschaft aus der Steinkohlenperiode.

Diese Dickichte wurden jedoch nicht von den Tropenpflanzen der Gegenwart zusammengesetzt, sondern bestanden der Hauptsache nach aus baumartig entwickelten Kryptogamen mit einem Stamme von 5—20 m Höhe und $^1/_3$—$^2/_3$ m Dicke, welcher in seiner Rinde einen eigentümlichen Schmuck besaß. Die Kalamiten, riesige Schachtelhalme mit längsgeriesten Stämmen, die Lepidodendren oder Schuppenbäume mit schrägen Reihen regelmäßiger rhomboidischer Blattnarben und nadel- oder grasförmigen Blättern, die Sigillarien oder Siegelbäume

mit zahlreichen siegelähnlichen Blattnarben und mächtige Farnkräuter in einer Menge von Arten waren die wichtigsten Formen dieser Pflanzenwelt. Wenn dann der Hebung des Landes eine Senkung folgte, so bedeckte das Meer diese Pflanzenschicht mit einer Gesteinsschicht, die sich aus ihm niederschlug und nach einer abermaligen Hebung den Boden für neues organisches Leben bildete. Oft haben auch Meereseinbrüche stattgefunden, welche dieselbe Wirkung ausüben mußten. Indem sich dieses Spiel mehr oder weniger oft wiederholte, entstand diejenige Abteilung der festen Erdrinde, welche wir die Steinkohlenformation nennen. Deren wichtigster Schichtenkomplex, das produktive Steinkohlengebirge, besteht aus einem vielfachen Wechsel von lichtem oder dunkelgrauem Sandsteine, dem Kohlensandsteine, der mitunter konglomeratartig ist, mit grauem bis fast schwarzem Schieferthon, dem Kohlenschiefer und Brandschiefer. Zwischen den Schichten dieser Gesteine lagert in zahlreichen, mehr oder minder mächtigen Flötzen die Kohle, das Produkt, in welches jene Pflanzenmassen in ihrem Grabe im Laufe von Jahrtausenden umgewandelt wurden. Abgeschlossen von der atmosphärischen Luft, gerieten sie unter dem Drucke der über ihnen lagernden Gesteine in einen Zustand der Vermoderung oder Verkohlung, wodurch ihr Hauptbestandteil, die Holzfaser, immer mehr von ihrem Wasser- und Sauerstoff verlor, und zuletzt in der Hauptsache nur noch der Kohlenstoff zurückblieb und gleichsam als konzentriertes Brennmaterial für eine ferne Zukunft aufbewahrt wurde.

Die Schichten der Steinkohlenformation sind gewöhnlich in der Gestalt von Mulden oder Becken gelagert, die bald gleich Tellern mehr flach, bald in größerer oder geringerer Steilheit aufgerichtet sind, und man spricht daher von Kohlenbecken oder Kohlenbassins. Die Kohlenablagerungen derselben bildeten sich entweder längs der Flachküste ehemaliger Kontinente und Inseln oder als kontinentale Binnenbecken. Unsre beiden sächsischen Kohlenbecken, das Zwickauer und dasjenige des Plauenschen Grundes bei Dresden, gehören zu der letzteren Art. Hier haben wir es nur mit dem Zwickauer Kohlenbecken zu thun.

Dieses erzgebirgische oder Zwickauer Kohlenbecken erstreckt sich von Südwest nach Nordost und wird im Norden und im Süden von Bergzügen begrenzt, von deren Höhen man das Becken überblicken kann. Der nördliche von diesen beiden Bergzügen beginnt bei Remse an der Mulde, nördlich von Glauchau, zieht in südöstlicher Richtung nach Hohenstein und Ernstthal, dann nordöstlich über Wüstenbrand und Oberrabenstein nach Glösa an der Ostseite des breiten Blankenauer Grundes, den die Chemnitz nördlich von der Stadt Chemnitz durchfließt. Am meisten treten die Höhen von der Mitte zwischen Remse und Hohenstein bis Oberrabenstein hervor. Dies ist der Hohensteiner Bergzug, welcher aus Glimmerschiefer besteht und nördlich von Hohenstein in der Langenberger Höhe 479 m erreicht, so daß man von hier sowohl das Granulitplateau im Norden, als auch das Kohlenbecken im Süden überblicken kann. Der südliche Höhenzug fängt bei dem Flecken Fraureuth im nordöstlichsten Winkel des Fürstentums Reuß ältere Linie an, geht von da südöstlich bis Schönfels an dem mittelsten der drei Quellbäche der Pleiße, dann nach Osten über Cainsdorf, Niederhaßlau am rechten Muldenufer südlich von Zwickau, Wildenfels und Hartenstein, nach Nordosten über Stollberg und Klaffenbach und erreicht bei dem nahen Harthau südlich von Chemnitz den Chemnitzfluß, der dort aus der Vereinigung von Würschnitz

und Zwönitz entsteht. Dieser Südrand, aus Thonschiefer bestehend, ist höher als der Nordrand, weil er sich an das höhere Erzgebirge anlehnt, und in seinem letzten Abschnitte, von Stollberg an, am schärfsten ausgeprägt. Von den beiden bezeichneten Punkten an dem Chemnitzflusse nördlich und südlich von der Stadt Chemnitz aus setzt sich die Kohlenformation noch in einer schmalen, unregelmäßigen Verlängerung nach Nordosten über Frankenberg und Hainichen bis jenseit Roßwein fort, die aber wegen ihrer Armut an Kohlen nur von geringer Bedeutung ist.

Im allgemeinen kann man daher Werdau als das West- und Chemnitz als das Ostende des Beckens bezeichnen; Zwickau liegt südlich von der Mitte der breiten Westhälfte. Die Ausdehnung des Beckens von West nach Ost beträgt von Werdau bis Chemnitz 40 km, die Breite in der Mitte (zwischen Hohenstein und Hartenstein) ungefähr 16 km, der Flächeninhalt gegen sechs Quadratmeilen. An der Oberfläche tritt die Steinkohlenformation nur selten zu Tage aus, sondern sie ist meist von den Schichten des ihr aufgelagerten Rotliegenden der Dyas bedeckt. Diese bestehen aus Konglomeraten von nuß- bis kopfgroßen Geschieben aller möglichen älteren Gesteinsarten, aus roten und rötlichbraunen Sandsteinen und weichen Schieferthonen. Dieses Rotliegende verursacht die rote Farbe des Bodens, die bei Eisenbahneinschnitten, Gräben und frisch gepflügten oder besäeten Äckern zum Vorschein kommt und jedem auffällt, der von Chemnitz nach Zwickau fährt. Das Innere des Beckens bildet niedrige, flache Höhenrücken und Bodenwellen, die meist mit Feld, weniger mit Wald bedeckt sind. Da das Rotliegende im ganzen weich und folglich der Einwirkung des Wassers leicht zugänglich ist, haben sich die größeren Flüsse, Mulde und Würschnitz, breite, flache Thäler ausgewaschen und die stärkeren Bäche regelmäßige, glatte, nicht allzu breite Thalsohlen gebildet, welche von Natur günstig für die Anlage von Wiesen sind. Doch zeigen sie jetzt wenig Wiesenflächen, sondern haben sich fast durchgängig mit Häusern bedeckt; denn stundenlang erstrecken sich in ihnen die stattlichen Dörfer. „Meist führt eine schöne Straße oder Chaussee den Thalgrund entlang, an Bach und Straße stehen die zahlreichen Häuser der Strumpfwirker, Lein- und Wollenweber — denn durch diese ganze Gegend zieht sich eine mächtige Industrie; an der Seite begleiten, in angemessenen Entfernungen voneinander, die stattlichen Bauerngüter das Thal. Kein Bauerngut, kein Haus ist ohne Garten oder Gärtchen, überall findet man sorgsame Pflege der Blumen, in größeren Gärten werden Gemüse erbaut. Die Grasgärten um die Bauerngüter sind durchweg mit Obstbäumen bepflanzt. Die stattlichen Häuser, meistens weiß getüncht, während die Balken schwarz gemalt sind, nicht selten auch in bunten Farben; die blanken Schieferdächer, welche mehr und mehr an Stelle der Strohdächer getreten sind; die sorgsam gehaltenen, oft bunt gemalten Gartenstakete mit steinernen Säulen, hin und wieder auch moderne Eisengitter; die glatten sauberen Straßen — dies alles macht auf die Fremden einen höchst angenehmen Eindruck.

Auch der Raum zwischen den Dörfern gewährt uns manche angenehme Abwechselung, ja manche Überraschung in lieblichen Landschaftsbildern im engeren Rahmen. Von beiden Seiten her ziehen kleine enge Thalgründe oder Schluchten dem Hauptthale zu. Sie entwickeln sich mit raschem Abfall; zum Teil hat man ihnen das Gebüsch und die Bäume gelassen, die sie von Anfang an erfüllt haben, und dann bilden diese Thalgründe kleine stille, friedliche

Waldpartien mitten zwischen den höheren Feldflächen; bald hat man auf ihrem Grunde Teiche zur Fischzucht angelegt und nur das Gebüsch von Haseln, Eichen, Linden an den Thalseiten geschont, unter welchen im Frühling noch manches zierliche Blümchen zu finden ist. Vorspringende Punkte über den Hauptthälern erlauben oft hübsche Blicke über Flur und Wald und über die nahen im Thalgrunde sich hinziehenden Dörfer" (Otto Delitzsch). So einförmig also das Kohlenbecken auf den ersten Blick erscheint, so hat es doch auch seine verborgenen Reize.

In der oben beschriebenen Ausdehnung sind aber die Kohlenlager des erzgebirgischen Beckens nicht etwa erschlossen, vielmehr wird der Abbau nur in einem verhältnismäßig kleinen Teile betrieben. Wenn wir von der nordöstlichen Fortsetzung des Beckens absehen, so sind dies die Umgebungen von Zwickau und Lugau. Das Zwickauer Gebiet umfaßt außer den Feldmarken von Zwickau noch die der Dörfer Schedewitz, Neudörfel, Bockwa, Planitz, Marienthal, Oberhohndorf und Cainsdorf; zum Lugauer Gebiet, nordwestlich von Stollberg liegend, gehören die Fluren von Lugau selbst, ferner von Niederwürschnitz, Ölsnitz, Hohndorf, Bernsdorf und Gersdorf. Von diesen beiden Kohlenfeldern ist das Zwickauer bei weitem das wichtigste, obgleich es an Größe hinter dem Lugauer zurücksteht; denn während dies 1876 ha einnimmt, umfaßt jenes nur 1273 ha oder gegen $^1/_4$ Quadratmeile, vom gesamten deutschen Steinkohlengebiet nur etwa den zweihundertsten Teil. Der Grund von der größeren Bedeutung, die das Zwickauer Kohlenfeld besitzt, liegt einerseits darin, daß es vollständiger aufgeschlossen ist als das Lugauer, anderseits in der größeren Zahl und Mächtigkeit seiner Flötze; man zählt deren bei Zwickau zehn, bei Lugau nur fünf.

Wann der Zwickauer Steinkohlenbergbau und die Verwendung der Steinkohlen dieses Gebietes überhaupt begonnen habe, läßt sich nicht mit Genauigkeit feststellen. Nach der Sage stellten Hirten auf Planitzer Flur die schwarzen Steine, die sie in der Nähe des Weideplatzes gefunden hatten, um ihr Feuer, damit es der Wind nicht ausblase, und waren nicht wenig erstaunt, als diese Steine selbst zu brennen anfingen. Dadurch soll man auf ihren Nutzen aufmerksam geworden sein und sie als Brennmaterial verwendet haben. Daß dies schon in sehr früher Zeit geschehen sein muß, kann man daraus schließen, daß die Feuerarbeiter in Zwickau schon im Mittelalter eine große Rolle spielten. Der erste sicherste Nachweis dieses Kohlenbaues findet sich in den Schmiedeartikeln des Zwickauer Stadtrechtes vom Jahre 1348, worin den Schmieden, die unterhalb der Stadtmauer wohnen, verboten wird, mit Steinkohlen zu schmieden. Der Grund dieses Verbotes lag vielleicht in der Meinung, daß der Steinkohlenrauch der Gesundheit nachteilig sei; so wird es in einer Zwickauer Chronik seiner Wirkung zugeschrieben, daß im Jahre 1611 die Pest vorzugsweise das sogenannte Feuerviertel, auf welches die Schmiede mit ihrer Ansiedelung beschränkt waren, und das benachbarte Kohlendorf Bockwa heimsuchte. Soviel wenigstens weiß man, daß der Steinkohlenbergbau von Planitzer Flur ausgegangen ist; der Planitzer „Kohlberg" wird zum erstenmal 1499 urkundlich erwähnt. Ursprünglich mag man nur die zu Tage ausgehenden „Rasenkohlen" abgebaut haben, und erst dann, als diese Vorräte erschöpft waren, legte man Schächte an. Die Kenntnis der hiesigen Kohlen wurde besonders durch die Schriften Agricolas, der ja vier Jahre Rektor des Zwickauer Gymnasiums war (s. S. 116), weit verbreitet. Schon lange vor Agricolas Zeiten hatte sich der Abbau der Kohlen

von Planitzer auf Bockwaer Flur verbreitet, und 1530 wurden die Kohlen auf Oberhohndorfer, 1540 auf Reinsdorfer Flur entdeckt. 1537 wurde in Zwickau die erste Gewerkschaft für den Steinkohlenbau gegründet. Eine solche Vereinigung mehrerer Personen konnte größeres Kapital verwenden und daher auch daran denken, das Wasser, das besonders in den Kohlenwerken des linken Muldenufers überhand genommen hatte, durch den ersten, 1549 begonnenen Stollen daraus zu entfernen.

Während der Betrieb des Erzbergbaues als Regal dem Landesfürsten vorbehalten blieb, wurde der Steinkohlenbau dem Privatbetrieb überlassen. Der Landesherr begnügte sich mit dem Zehnten, welcher 1554 eingeführt wurde, und mit der Einsetzung von Kohlenaufsehern zur Beaufsichtigung des Kohlenbaues und -Verkehrs. Nur Kurfürst August, der für alle Zweige der Staatswirtschaft ein scharfes Auge hatte, scheint den Kohlenbau unter die Bergregalien gezogen zu haben, und dasselbe wurde 1682 unter der Regierung Johann Georgs III. versucht, aber vergebens, da sich hiergegen alle Kohlengewerke mit allen Kräften sträubten. Ein großes Hindernis rascherer Entwickelung war die sogenannte „Reiheladung", welche darin bestand, daß die „Köhler", wie man früher die Bockwaer und Oberhohndorfer Kohlbergsbesitzer zu nennen pflegte, ihre geförderten Kohlen nicht nach Belieben verkaufen durften, sondern nur in einer bestimmten Reihenfolge. So wurde 1541 durch einen Vertrag bestimmt, daß zuerst das Rittergut Planitz 40 große Wagen oder Fuder Kohlen laden und verkaufen sollte; dann sollten die Oberhohndorfer mit ebensoviel und die Bockwaer nebst den „in das Backwaer Kohlbergwerk eingekauften" Zwickauer Gewerken mit ebenfalls 40 Fudern folgen, die neuen Reinsdorfer Gruben aber mit vier Fudern die Reihe schließen. Keiner durfte etwas von seinem Vorrate verkaufen, ehe nicht sein Vorgänger das ihm zugebilligte Quantum abgesetzt hatte. Daneben gab es ungefähr seit dem Jahre 1550 die „Truhenladung", ein den Zwickauer und Werdauer Eisenarbeitern, als Huf- und Waffen-, Messer-, Nagel- und Sägeschmieden, Schlossern, Büchsenmachern, Sporern, Feilenhauern, Klempnern u. s. w. zugestandenes Privilegium, kraft dessen sie nach dem sogenannten Truhenmaße von sämtlichen Kohlengewerken gute Kohlen wohlfeiler als andre Käufer erhalten mußten, und wenn sie es wünschten, mußten ihnen diese Kohlen sogar vor ihre Thür gefahren werden.

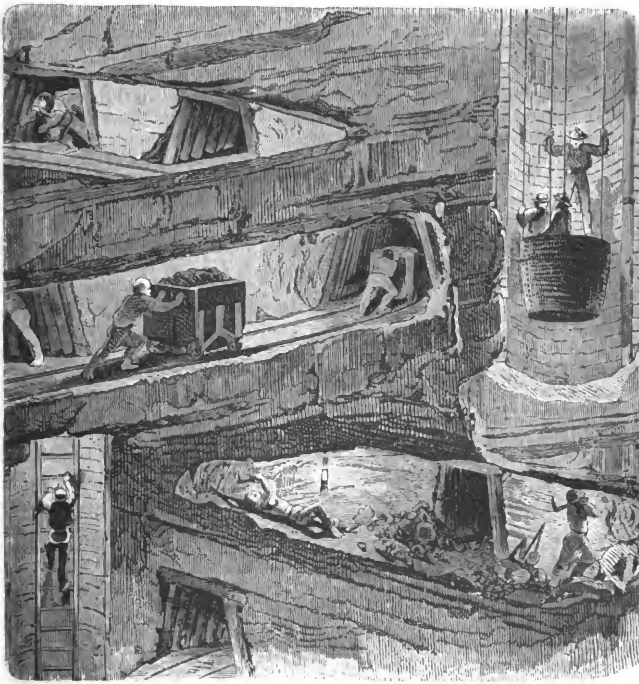
Diese rechtlichen Zustände sowie das Eindringen des Wassers, dessen man sich oft nicht nur schwer erwehren konnte, der Mangel an guten Straßen zum bequemen Absatz in die Ferne und der billige Preis des Holzes in jenen Zeiten, wo sich die Waldarmut noch nicht fühlbar machte, hinderten den Aufschwung des Steinkohlenbaues sehr. Daher war es ein günstiger Umstand, daß sich der Zwickauer Rat im Jahre 1623 entschloß, das ihm gehörige Planitz an den Fiskus zu verkaufen; denn nun war man von obenher gegen die Fesseln, um die landesherrlichen Einkünfte vermehren zu können. Schon 1624 verfügte Kurfürst Johann Georg I. die Abschaffung der Truhenladung; und wenn er auch auf die dringenden Vorstellungen der Zwickauer Schmiede diesen Befehl noch in demselben Jahre zurücknehmen mußte, so blieb doch das Privilegium auf die Zwickauer und Werdauer Feuerarbeiter beschränkt, während vorher seit dem Jahre 1569 auch die in Schneeberg, Wildenfels, Hartenstein, Lichtenstein, Mülsen, Glauchau, Waldenburg, Penig, Gößnitz, Krimmitschau, Mosel,

Langenbernsdorf, Schönfels, Mylau, Reichenbach, Neumark und Kirchberg desselben teilhaftig gewesen waren. Der Kammerrat Döring, der Günstling des Kurfürsten, suchte auch die Reiheladung abzuschaffen, jedoch vergebens. 1689 überließ die Regierung tauschweise das Rittergut Planitz an Johann Georg von Arnim; und da nun die Landesherren kein unmittelbares Interesse mehr an der Abschaffung der tief eingewurzelten Rechte hatten, bestanden diese ruhig weiter. Dagegen suchte die Regierung im 18. Jahrhundert durch Gesetze dem Kohlenbau aufzuhelfen.

Friedrich August II. erließ 1743 ein Kohlenmandat, nach welchem unter gewissen Bedingungen einem jeden gestattet war, auf fremdem Grund und Boden nach Kohlen zu graben, wenn der Eigentümer nicht selbst binnen Jahresfrist danach einschlagen würde; Grundbesitzer, welche selbst Kohlen abbauen würden, sollten keinen Kanon oder Grundzins für ihre Werke entrichten; der Kohlenbau sollte von der Mutung befreit sein, d. h. von dem an die Bergbehörde gerichteten Gesuch um Verleihung des Bergwerkseigentums, und die Unternehmungslust wurde also nicht mehr von den Schwierigkeiten eines weitläufigen Verfahrens gedämpft. Das Steinkohlenmandat vom Jahre 1822 faßte diese Bestimmungen noch genauer und weiter, gab Vorschriften über die Anlegung von Stollen, regelte die Verhältnisse der Gewerkschaften und dergleichen mehr. Schon im nächsten Jahre wurde endlich die Reiheladung aufgehoben, nachdem sie drei Jahrhunderte hindurch die Kohlbergsbesitzer in der Ausnutzung ihres Grundeigentums gehindert hatte, und ihr folgte 1830 der letzte Rest der alten Einrichtung, die Truhenladung. Die günstigen Folgen waren sofort zu spüren. Die Kohlen wurden billiger, in Zwickau und der Umgegend fing man an, sich derselben auch in Zimmer und Küche zu bedienen, und der Kohlenabsatz vermehrte sich fast um die Hälfte. Die Verhältnisse der „Bergköhler“ oder „Köhler“, wie neben den Grubeneigentümern auch die Kohlenbergleute sonst genannt worden waren, verbesserten sich ebenfalls. Ihre Zahl stieg rasch, und man sah sich nun genötigt, ihre und ihrer Angehörigen Zukunft durch Knappschaftskassen zu sichern, von denen die ersten 1827 für die Planitzer und Bockwa-Hohndorfer Arbeiter errichtet wurden.

Aber alles das wäre nicht im stande gewesen, die außerordentliche Entwickelung hervorzurufen, welche der Zwickauer Steinkohlenbergbau in unserm Jahrhundert erfahren hat, wenn nicht die Industrie das von ihm gelieferte billige Brennmaterial in immer steigendem Maße verwendet hätte und in der Dampfmaschine nicht eine unersättliche Konsumentin aufgetreten wäre, die für ihn zugleich eine wichtige Gehilfin wurde. Der schon erwähnte Herr von Arnim legte bei seinen Planitzer Bergwerken ein Alaunwerk an; der Besitzer des Rodewischer Messingwerkes wurde auf die Steinkohlenfeuerung aufmerksam und kaufte daher 1711 ein Kohlengut in Oberhohndorf; in Wildenfels und Planitz benutzte man nach der Mitte des 18. Jahrhunderts die Steinkohlen in den Kalköfen, in Planitz und Reinsdorf seit 1796 in den Branntwein- und Ziegelbrennereien. Im 19. Jahrhundert wuchs die Industrie stetig, erst langsam, dann immer rascher, und damit der Bedarf an Steinkohlen. 1826 wurde in Oberhohndorf auf dem Schachte „Junger Wolfgang“ die erste Dampfmaschine aufgestellt, die 16 Pferdekräfte hatte, und diesem Beispiele folgten rasch die andern Kohlenwerke.

Mittels der Dampfmaschinen konnten nun die Gruben auf eine leichte und genügende Weise entwässert werden, wozu man bisher Pumpen, die durch Menschenhände oder durch Pferde in Bewegung gesetzt wurden, und seltener Pferdegöpel verwendet hatte; man war auch des kostspieligen und nicht immer zum Ziele führenden Stollenbaues überhoben. „Der Kohl", wie der Bergmann sagt, konnte schnell und in Massen zu Tage gefördert werden.



Idealer Durchschnitt einer Steinkohlengrube.

Die alten Einrichtungen bestanden lange neben den neuen fort; mit der Zeit aber sind jene mehr und mehr verdrängt worden, und im Jahre 1880 war der letzte, 1879 noch im Betriebe befindliche Haspelschacht des Zwickauer Reviers außer Thätigkeit.

Mit der Einführung der Dampfmaschine auf den Kohlenschächten hatten sich die Gruben vorbereitet, um den hohen Anforderungen genügen zu können,

die vom 3. und 4. Jahrzehnt des Jahrhunderts an an sie gestellt wurden. Die Erleuchtung der Städte durch Kohlengas kam auf, und Eisenbahnen begannen das Land zu durchziehen. Deren Lokomotiven verzehrten Unmassen von Brennstoff und förderten dadurch die Fabrikation von Koks, mit denen sie vorzugsweise geheizt wurden. Dieser innig mit der Steinkohlengewinnung verbundene Industriezweig bürgerte sich in der Zwickauer Gegend schon seit dem Jahre 1830 ein und hat für die Gruben den Vorteil, daß dabei auch aus den sonst wertlosen pulverigen Kohlen ein guter, von Harz und Schwefel gereinigter Brennstoff gewonnen wird. Vor allen Dingen wurde aber durch die Eisenbahnen eine immer größere Massenversendung der Steinkohlen nach ferneren Gegenden ermöglicht, und das Jahr 1845, in welchem die sächsisch-bayrische Eisenbahn von Leipzig bis Werdau mit der Seitenbahn nach Zwickau eröffnet wurde, ist daher der Anfang einer neuen Periode in der segensreichen Entwickelung des Zwickauer Steinkohlenbaues.

Um einen Begriff von der früheren und gegenwärtigen Bedeutung desselben zu geben, lasse ich hier einige Zahlen folgen. Im Jahre 1584 setzten die Bockwa-Hohndorfer Gewerke 159 große Wagen oder Fuder, 882 Karren und 783 Truhen ab; von Michaelis 1766 bis dahin 1767 betrug die Gesamtförderung der Zwickauer Kohlenwerke 37721¼ Dresdener Scheffel, im Jahre 1800 62000, 1820 65000, 1830 165000, 1840 780000, 1850 4200000 Dresdener Scheffel; im Jahre 1880 31310487 hl oder 47405269 Ztr. im Gesamtwerte von 15676644 Mark. Dazu kam die Produktion von 1089422 Ztr. Koks im Werte von 762890 Mark und von 1308000 Briketts oder Kohlenziegeln im Werte von 20496 Mark. Der Planitzer Kohlenbau beschäftigte 1584 fünf Arbeiter oder sogenannte Köhler, die eine Art Knappschaft bildeten, in die sich jedes neu verpflichtete Mitglied mit 20 Meißner Gulden einkaufen mußte; von 1650 an betrug ihre Zahl sechs, und dieselbe Zahl wird nebst 4 Haspلern auch für das Jahr 1740 angegeben. 1831 betrug die Zahl aller im Zwickauer Revier bei der Kohlengewinnung beschäftigten Arbeiter noch nicht 200, 1851 ungefähr 2600 und 1880 9366, sie ist also im Verlaufe der letzten dreißig Jahre noch mehr als dreimal so groß geworden. Neben ihnen waren 1880 noch 198 Dampfmaschinen von 8389 Pferdekräften thätig. In demselben Jahre bestanden auf 37 Werken 85 Schächte, von denen fünf sogenannte Wetterschächte, d. h. nur zur Befreiung der Gruben von schädlichen Gasen dienende Schächte waren, und die Gesamttiefe aller dieser Schächte betrug 20161 m oder durchschnittlich 237 m für den Schacht. Die Tiefe wechselt sehr. Während 15 Schächte noch nicht 100 m erreichen, sind 4 zwischen 600 und 700 m tief, und der tiefste, der Einigkeitsschacht des Brückenbergvereins, reicht bis 750 m hinab. Ursprünglich war er 804 m tief, aber er wurde bis zu ersterer Tiefe ausgestürzt.

Das Absatzgebiet für die Zwickauer Steinkohlen konnte ursprünglich nur die nächste Umgebung sein; aber mit der Anlage von guten Straßen erweiterte es sich, so daß es sich um 1640 schon bis Leipzig, Merseburg und noch weiter erstreckte. Mit dem Ausbau des Eisenbahnnetzes wuchs es noch mehr, jedoch weniger in die Ferne als vielmehr dadurch, daß immer neue Orte innerhalb des alten Gebiets durch Eisenbahnen Zwickau näher gerückt wurden. Die Ausbreitung in die Ferne muß gerade für die Steinkohle durch die im Verhältnis

zu ihrem Werte hohe Fracht sehr bald an eine gewisse Grenze kommen, wo sie gegen die Konkurrenz andrer Kohle nicht zu bestehen vermag. Nach den Aufzeichnungen über die Eisenbahnstationen, die im Jahre 1880 Zwickauer Kohlen empfingen, werden mit ihnen vor allen Dingen die Industriestädte des mittleren und westlichen Erzgebirges, des Vogtlandes und des benachbarten Thüringens versorgt, ferner Leipzig und seine Umgebung. Daran schließt sich nach Osten das ganze übrige Sachsen, und in kleinen Quantitäten erreicht sie Schlesien und die preußische Lausitz. Im Norden geht sie bis nach der Provinz Brandenburg, besonders nach Berlin, in der Provinz Sachsen bis Stendal und Salzwedel; auch die anhaltischen Lande und die Städte am Nord- und Südfuße des Harzes und nordwestlich bis Braunschweig verbrauchen sie. Nach Westen hin werden sie bis zum thüringischen Werrathal lebhaft begehrt; sie beherrschen im Südwesten das fränkische Industriegebiet am obern Main und an der Regnitz und verbreiten sich auch in das ganze übrige nördliche Bayern bis zur Donau, nach Württemberg und Baden und nach dem nordwestlichen Böhmen. Die äußersten Punkte, bis zu denen die Zwickauer Kohle 1880 vordrang, waren Mühlheim a. d. Ruhr, Aachen, Seraing in Belgien, Lindau und Rorschach am Bodensee.

Die Kohlendörfer in der Nähe Zwickaus haben sämtlich ein sehr stattliches Ansehen; können doch die hiesigen Bauern eine doppelte Ernte, über und unter der Erde, halten! Das Unterirdische hat für sie einen weit höheren Wert als das Oberirdische; und wollten sie jenes nicht selbst ausbeuten, so konnten sie es für hohe Preise an Gesellschaften verkaufen, ohne des Eigentumsrechts an diesem verlustig zu gehen. Bockwa ist eins der reichsten Dörfer Sachsens und wohl ganz Deutschlands. Hier haben sich Bauern schöne Villen erbaut, die sie abends mit Gas erleuchten, und auch die Straßen sind mit Gasleitungen versehen. Ähnlich ist es in den andern Kohlendörfern. Die stattlichen Kirchen und Schulen zeugen überall von der Wohlhabenheit der Gemeinden, und durch sie sowie durch andre öffentliche Anstalten fließt auch denen ein Teil vom Segen des Kohlenbergbaues zu, die in harter Arbeit und unter steter Gefahr ihn den Tiefen der Erde abgewinnen müssen. Der Lohn der Kohlenhäuer ist zwar ein besserer, als ihn die Bergleute in den Silberbergwerken erhalten, aber immerhin ein verhältnismäßig geringer.

Will der Bergmann die Kohlen gewinnen, so legt er zunächst einen Schacht an und vertieft ihn, bis er zu dem Kohlenflötz gelangt, welches abgebaut werden soll, und auf diesem arbeitet er mit seiner Spitzhaue fort, bis er entweder an die Grenze des Kohlenwerkes, oder in die „Wüstung“ oder an einen „Vorschuß“ kommt. Wüstungen nennt er die unterirdischen leeren Räume, wo die Kohlen entweder ausgebrannt oder schon ausgehauen sind; und unter einem Vorschuß versteht er eine fremdartige Gebirgsart, welche sich in das Kohlenflötz eindrängt und dasselbe plötzlich abschneidet. Damit die Decke des Flötzes nicht hereinbreche, werden beim Abbau Pfeiler stehen gelassen. Ist derselbe vollendet, so muß der Schacht vertieft und ein neues Flötz in Angriff genommen werden. Da die Ausdehnung der Flötze dies gestattet, so arbeitet auf einer Strecke immer eine größere Anzahl von Bergleuten gemeinschaftlich, nicht bloß zwei und drei oder höchstens vier, wie beim Silberbergbau, wo die schmalen Erzgänge verfolgt werden müssen.

Am liebsten ist dem Bergmann ein Flötz von bedeutender Mächtigkeit und gleichmäßiger Beschaffenheit der Kohle, weil dann die Arbeit rasch vorwärts geht. Leider aber finden sich häufig in den Kohlenschichten dünne Zwischenlagen von Schieferthon, Letten, Sandstein oder Eisenstein, welche jene spalten und Scheren genannt werden. Von diesen müssen die Kohlen gesäubert werden, und weil das dem Arbeiter in manchen Flötzen viele Mühe macht, nennt er eine solche Schicht spottweise eine Lauseschicht. Die Arbeit ist in den Kohlengruben schwerer als in den Silbergruben, da das Schwingen der Spitzhacke den ganzen Körper noch weit mehr anstrengt als das Schwingen des Fäustels. Auch das Leben des Kohlenhäuers ist mehr gefährdet; denn außer den Gefahren, die jeden Bergmann bedrohen, nahen sich ihm noch als unsichtbare heimtückische Feinde verderbenbringende Gase. Der Umwandlungsprozeß der Pflanzenfaser in Kohlenstoff, der vor undenklichen Zeiten begonnen hat, dauert in den Kohlenlagern auch in der Gegenwart noch fort, und es entweichen daher aus ihnen fortwährend Kohlensäure und Kohlenwasserstoffe als ihre Zersetzungsprodukte. Deshalb ist es eine Hauptaufgabe der Bergbeamten auf den Kohlenwerken, die Wetter, d. h. die Luft in den Gruben, gehörig rein zu erhalten, die verdorbenen daraus zu entfernen und frische hineinzubringen. Wissenschaft, Technik und Gesetzgebung reichen sich die Hände, um diese Aufgabe zu lösen, und doch gelingt ihnen dies nicht immer vollständig. Die Vorgänge im Innern der Erde sind leider schwer zu ergründen und unberechenbar, und menschliche Schwachheit ist nie ganz zu überwinden. So kommt es, daß zuweilen die Kohlensäure sich ganz plötzlich anhäuft und diese Schwaden oder bösen Wetter, wie der Bergmann sie nennt, ihm das Atmen erschweren oder gar einen schnellen Erstickungstod bringen. Noch gefährlicher ist die Ansammlung von Kohlenwasserstoffgasen oder schlagenden Wettern, die sich unter einer furchtbaren Explosion entzünden, wenn sie mit einer Flamme in Berührung kommen. Hier bringt dem Bergmann sein Licht, ohne das er sich nicht unter die Erde wagen darf, das Verderben. Trotz der Sicherheitsvorschriften, Sicherheitslampen und andrer Sicherheitsmaßregeln kommen noch oft genug erschütternde Unglücksfälle in den Kohlengruben vor, die zuweilen an die hundert und mehr Menschenleben mit einem Schlage vernichten. In dem Gottes-Segen- und dem Hoffnungsschachte auf dem Windberge im Kohlenbecken des Plauenschen Grundes fanden am 2. August 1869 279 Arbeiter ihren Tod durch schlagende Wetter.

Von derartigen großen Katastrophen ist das Zwickauer Kohlenfeld verschont geblieben, wenn auch die bösen Wetter manchen Schaden angerichtet haben; so wurde um 1614 der Kohlenbau zu Planitz durch dieselben geraume Zeit verhindert. Doch haben seine Gruben von jeher unter dem großen Andrange von Wasser zu leiden gehabt. Das Reinsdorfer Werk geriet dadurch im 17. Jahrhundert ganz ins Stocken; in den Bockwa-Oberhohndorfer Gruben hatte infolge der Überschwemmung von 1858 eine Dampfmaschine von 225 Pferdekräften fast ein Jahr lang zu arbeiten, um das eingedrungene Wasser zu beseitigen. Am stärksten hindert das zuströmende Wasser den Bergbau, wenn derselbe die aus Kies und Sand bestehende sogenannte Muldenschicht erreicht. Doch werden durch Wassersnot wenigstens keine Unglücksfälle herbeigeführt, und die Dampfmaschine genügt, um sich des unbequemen Gastes zu entledigen.

Erdbrände bei Zwickau. Wie in andern Steinkohlenbecken, so sind auch bei Zwickau die Kohlen zuweilen in Brand geraten und haben Erdbrände veranlaßt, von denen der bekannteste derjenige geworden ist, der Jahrhunderte hindurch ein Kohlenflötz zwischen Oberplanitz und Cainsdorf verzehrt hat. Er scheint unter dem Bockwaer Kommunwalde in dem gegen 10 m mächtigen Rußkohlenflötze entstanden zu sein, dem er durch eine Menge Pingen, die infolge des Zusammensturzes der durch den Brand hervorgerufenen Hohlräume sich bildeten, ein eigentümliches, höchst zerrissenes Ansehen verlieh. Von hier schritt er westlich nach Planitz zu fort. Wie derselbe entstanden ist, darüber gibt es keine bestimmten Nachrichten. Nach der gewöhnlichen Erzählung, die zugleich die unwahrscheinlichste ist, soll er im Jahre 1479 durch einen Schuß veranlaßt worden sein, der von einem Jäger bei der Verfolgung eines Fuchses unvorsichtigerweise in einen Schacht abgefeuert wurde. Andre sind der Ansicht, daß ein Blitzstrahl das Kohlenlager entzündet habe, oder daß der Erdbrand durch das Verbrennen eines Ameisenhaufens an einer Stelle, wo die Kohlen zu Tage traten, hervorgerufen worden sei. Die wahrscheinlichste Ursache ist jedoch die Selbstentzündung, die vielfach vorkommt, so z. B. im Braunkohlengebiet Böhmens auf den Halden bei den Schächten, sobald feuchte Witterung eintritt. Soviel ist wenigstens anzunehmen, daß der Planitzer Erdbrand lange vor 1479 bestanden haben muß. Agricola, der ja aus Glauchau stammte und in Zwickau um 1520 Rektor war, versichert ausdrücklich, daß kein Mensch den wirklichen Anfang des Brandes wisse, und er, der sich so genau um alles kümmerte, was sich auf die Mineralien bezog, hätte sicherlich damals noch eine Nachricht von der Entstehung des Brandes bekommen, wenn dieselbe in das Jahr 1479 gefallen wäre. Agricola erzählt, daß in seiner Knabenzeit der Brand im Jahre 1505 so überhand genommen habe, daß die Flamme aus einigen Schächten tagelang hoch emporloderte, das Zimmerholz in der Grube verkohlte, ja selbst die Bäume auf der Oberfläche versengte. Dieser älteste bekannte Brand scheint zu Ende des 16. Jahrhunderts ziemlich erloschen gewesen zu sein. Im Dreißigjährigen Kriege aber wurde er von neuem entfacht. 1641 rückten die damals mit den Sachsen verbündeten Kaiserlichen unter General von Borry vor Zwickau, um die Schweden, welche die Stadt besetzt hielten, daraus zu vertreiben. Um ihre Habseligkeiten den raubgierigen Händen der kaiserlichen Soldaten zu entziehen, verbargen die Bewohner der umliegenden Dörfer dieselben zum Teil in den Planitzer Kohlenschächten, bauten eine Bühne über den Eingang und verdeckten diese mit Schutt und Reisig. Den Soldaten wurde jedoch diese List verraten, und als sie beim Nachforschen nichts entdecken konnten, zündeten sie aus Rache die über den Schächten erbauten Kohlenhütten oder Kauen an, wobei das Feuer auch einen Schacht, der danach später der Rauchschacht genannt wurde, und in diesem die Kohlenwände ergriff. Es wurde alles Mögliche gethan, um den Brand zu löschen. Man staute die Stollenwässer auf, vermauerte die Schächte an den Stellen, wo sie mit den Stollen in Verbindung standen, um den Zutritt der Luft zu verhindern, und „verstürzte“ sie endlich ganz. Trotzdem wurde der Brand immer heftiger; gleich Kanonenschüssen krachte es aus der Erde, und aus den Schächten stiegen ungeheure Rauchsäulen. 1669 wurden der angedämmte Planitzer Bach und ein Brunnen nach dem Rauchschacht geleitet, und nun suchte man unter fortwährendem Spritzen

die brennenden Kohlen abzuarbeiten. Auch diese Löschversuche waren jedoch nicht hinreichend, trotzdem sie jahrelang fortgesetzt wurden; erst dann, als man die Schächte und Strecken durch Klebwände und Mauern verschloß und erstere zum Teil zuschüttete, hatte man einigen Erfolg. Aber bald verstärkte sich das unterirdische Feuer wieder, und in einem Berichte an den Kurfürsten vom 7. Oktober 1679 klagen die Planitzer Köhler, es sei so stark, daß es ihnen die Lichter schmelze und die Schuhe an den Füßen verbrenne, ja, daß sie der Hitze wegen genötigt seien, in den Gruben fast ganz nackt zu arbeiten, und obendrein noch alle Augenblicke befürchten müßten, von dem einstürzenden Erdreich erschlagen zu werden. Nun wurde ein unterirdisches Spritzenwerk angelegt, aber der dadurch hervorgerufene Luftzug und die Zersetzung des Wassers in der gewaltigen Hitze machten das Übel nur ärger, und nur Verdämmungen thaten endlich dem Brande wieder einigen Einhalt. Man gab zuletzt den Abbau der Kohlen im Bereich desselben ganz auf, legte in der Nachbarschaft neue Förderschächte an und sah dabei darauf, daß man nach dem Brande zu eine 17 m dicke Kohlenmauer stehen ließ, um denselben abzugrenzen.

Derselbe Wechsel stillen Fortglimmens und erneuten heftigen Hervorbrechens des Brandes dauerte auch im 18. und 19. Jahrhundert fort; die Jahre 1700, 1751, 1758, 1766, 1775, 1776, 1824, 1838 und 1849 waren Zeiten, wo der Brand wieder hell aufloderte und immer von neuem den menschlichen Scharfsinn zu seiner Bekämpfung herausforderte. Durch Verschüttung der brennenden Schächte und der angrenzenden Wüstungen und durch Verrammelung von Stollen mittels Lehm, Rasen und genau schließenden Thüren konnte man ihn auch immer zähmen; aber sobald die Schächte wieder geöffnet wurden, brach auch das Feuer abermals aus.

Im Jahre 1816 verschüttete man sogar sämtliche Planitzer Schächte, schloß alle Öffnungen, legte in bedeutender Entfernung vom Feuerherde neue Schächte an und sah mit Freude bald jede Spur des Feuers verschwinden; aber als man es infolgedessen 1822 wagte, die Schächte wieder zu öffnen, erneuerte sich nach kaum zwei Jahren der Brand, und die Arbeit war eine vergebene gewesen. Man hoffte endlich durch kohlensaure Dämpfe und durch Schwefeldämpfe, die man 1849 in die Gruben trieb, das Feuer zu ersticken, aber ohne Erfolg. Nunmehr gab man die Hoffnung, den Planitzer Erdbrand gründlich zu löschen, ganz auf und setzte sich nur zum Ziele, ihn möglichst zu beschränken. Man näherte sich ihm daher nur bis auf 8 m, hielt die alten Schächte möglichst verstürzt und suchte durch reinen Abbau des tiefen Flötzes dem Vordringen des Brandes in größere Tiefe vorzubeugen.

Durch Spalten drang der Rauch des brennenden Flötzes aufwärts, und daher dampfte es an verschiedenen Stellen beständig aus der Erde. Die Hitze der Dämpfe erreichte oft 87 ½ ° C. Solche Stellen fühlten sich immer warm, nach manchen Berichten sogar „siedend heiß“ an; im Sommer bedeckte sie nur kümmerliches Gras oder sie waren ganz verdorrt, und Getreide kam auf dem ausgebrannten Boden gar nicht fort; im Winter aber blieb kein Schnee liegen und das schönste Grün überzog sie. Zuweilen überwinterten Zugvögel hier. Daß solche Wärme nutzlos verfliegen sollte, wollte dem Erfinder des Argentans, Dr. E. A. Geitner in Schneeberg, gar nicht in den Kopf, und er kam auf den Gedanken, die durch den unterirdischen Brand erzeugte Wärme zum Betriebe

einer Gärtnerei zu benutzen. Er führte den Plan aus und legte 1837 die „Treibgärtnerei auf den Planitzer Erdbränden“ an, die einen großen Ruf erlangte und die Fremden von weit und breit zum Besuche herbeilockte. Die Kohlen mußten noch einmal ein Klima hervorrufen ähnlich dem, das in der Urzeit die Pflanzen erzeugte, aus denen sie entstanden sind, und gaben nun einer neuen Tropenflora das Dasein, die freilich von jener ersten sehr verschieden war. Orchideen und Palmen, Banane und Affenbrotbaum, die Ingwerpflanze, Kaffee-, Kakao- und Zimtbaum, die Vanillenranke und das Zuckerrohr erfüllten neben einer Unmasse der seltensten Blattpflanzen und Blumen die Treibhäuser, die für den Feinschmecker auch Mengen von Ananas lieferten. Aber diese Herrlichkeit fand noch vor dem gänzlichen Aufhören des Erdbrandes ein Ende. Das Etablissement war an der Stelle errichtet, wo die bedeutendste Wärme dem Boden entströmte; aber der Brand rückte fort, und wenn auch die warme Luft durch Röhren und Kanäle nach den Treibhäusern geleitet wurde, so genügte dies doch auf die Dauer nicht und die Erdwärme mußte durch Feuerungsanlagen ersetzt werden.

Nachdem Gustav Geitner, der Sohn des Begründers des Etablissements, im Jahre 1865 gestorben war, ging dasselbe in den Besitz der Schloßherrschaft von Planitz, der Familie von Arnim, über, die es als Treibgärtnerei noch bis zum Jahre 1882 forterhielt. In diesem Jahre ließ sie dieselbe eingehen; die noch vorhandenen Bestände wurden teils den Treibgärten des Schloßgartens, teils der Baumschule überwiesen. Im Winter 1880—1881 erlosch an dieser Stelle der Brand ganz, man teufte einen Schacht bis nach dem tiefen Planitzer Pechkohlenflötz und konnte dabei beobachten, wie die Kohlen im Bereiche des Brandes unregelmäßig verkokt waren. Aber auch an den andern Stellen hört der Brand allmählich auf. Ende Juni 1882 wurde von Planitz berichtet: „Während man noch vor 20 Jahren ununterbrochen heißen Dampf aus der Erde steigen sah, ist jetzt die Erscheinung nur noch periodenweise im nahe gelegenen Gehölze zu bemerken; der Brand nähert sich wahrscheinlich nunmehr dem vollständigen Erlöschen.“

Die Glut im Erdinnern veränderte nicht bloß die Kohlen, sondern mußte in ihrer Umgebung auch die Gesteine des Hangenden und Liegenden des Flötzes umwandeln. Die thonigen Sandsteine, Schieferthone und Thone mußten in ähnlicher Weise verändert werden, wie die Lehmziegel im Feuer eines brennenden Ziegelofens; sie wurden gebrannt, gefrittet, verschlackt und teilweise auch verglast, oder auch zu einer blasigen Masse, sogenannter Erdschlacke, geschmolzen, die Bruchstücke von gebranntem bis halbgeschmolzenem Thon und Schieferthon umschloß. Aus der Lehmdecke wurde eine Art natürlicher Ziegel, an manchen Stellen entstand ein ausgezeichneter Polierschiefer von gelblichweißer Farbe; das schönste Produkt des Erdbrandes aber ist der Porzellanjaspis, der bald gelblichweiß, lichtockergelb, bläulich-, rötlich- und perlgrau, bald lavendelblau und grün und oft gewölkt und gefleckt ist und in seinem reinsten Zustande flachmuscheligen Bruch und Fettglanz zeigt. —

Auch an andern Stellen des Zwickauer Kohlenfeldes sind Erdbrände vorgekommen, aber nirgends haben sie solche Ausdehnung und solche Dauer erlangt als bei Planitz. Durch diejenigen, welche in neuerer Zeit entstanden sind, ist zugleich mehr Licht über ihre Ursachen verbreitet worden. Im Jahre 1842

geriet nördlich von Niederplanitz bei der Grube „Vereinsglück“ eine Halde in Brand, als dessen Ursache Selbstentzündung nachgewiesen werden konnte; er brach infolge eines starken Regens nach anhaltender Dürre aus, und ebenso ein späterer Brand bei der „Fünfnachbargrube“ zu Oberhohndorf. Die neuere Zeit hat aber auch Beweise gebracht, daß durch menschliche Nachlässigkeit und Unvorsichtigkeit dergleichen Unfälle veranlaßt werden können. Ein Haldenbrand bei den Koksöfen der Grube „Junger Wolfgang“ wird mit Bestimmtheit der Nachlässigkeit der Arbeiter schuld gegeben; und die Hitze derselben Koksöfen, die unvorsichtigerweise an einer Stelle erbaut worden waren, wo ein Kohlenflötz zu Tage ausgeht, rief 1839 auch einen unterirdischen Brand hervor, welcher nur mit Mühe gelöscht wurde.

Die Königin-Marienhütte in Cainsdorf bei Zwickau. Wenn man Zwickau in südlicher Richtung verläßt, so bleibt man lange ungewiß, wo eigentlich die Stadt zu Ende sei; denn die Straße, welcher man folgt, bleibt immer zwischen Häusern, unter denen in der ersten Strecke sich viele durch ihr stattliches Aussehen hervorthun. Nach und nach werden die Häuser einfacher, und auf Befragen erfährt man, daß man sich schon in Schedewitz, dem nächsten Kohlendorfe, befindet, das jetzt völlig mit der Stadt verwachsen ist. Aber auch weiterhin werden die Häuserreihen zu beiden Seiten der Straße nicht oder kaum unterbrochen; diese führt in Windungen, die man anlegen mußte, wenn Erdsenkungen einen Teil zerstörten, zwischen ihnen hin, und, ohne daß man es merkt, ist man in Bockwa, das weit mehr einer Stadt als einem Dorfe gleicht. Endlich wird es etwas freier, und am Fuße der Höhen, von welchem der spitze Turm der Kirche von Cainsdorf herabblickt, dehnt sich ein Gewirr von grauen Gebäuden und qualmenden Essen aus. Das ist das größte Eisenwerk Sachsens, die Königin-Marienhütte. Gegründet im Jahre 1840 von einer Aktiengesellschaft, der „Sächsischen Eisen-Kompanie“, ging sie 1851 in den Besitz des Herrn von Arnim auf Planitz über, wurde aber 1873 wieder von einer Aktiengesellschaft, der „Deutschen Eisenbahnbau-Gesellschaft“, erworben.

Über eine Brücke gelangt man auf das linke Muldenufer und zum Eingange in das Hüttenwerk, das den Flächenraum eines ansehnlichen Ortes bedeckt. Was uns schon von ferne in die Augen fällt und gleich nach dem Eintritt unsre Aufmerksamkeit noch mehr auf sich lenkt, ist der turmähnliche Hochofen. Wir bewundern in dem Nachbargebäude die riesige Dampfmaschine, welche für den Hochofen das Gebläse beschafft, dessen ununterbrochenes Brummen unser Ohr betäubt und dessen Gewalt wir empfinden, wenn einer der Aufseher oder Arbeiter ein Ventil öffnet, durch das uns zugleich ein Blick in die Glut des Innern gestattet wird. Von Zeit zu Zeit wird unten die Ausflußöffnung aufgestoßen, und dann ergießt sich aus dem Innern des Hochofens die glutflüssige Masse in eine Sandfläche mit schmalen, beetartigen Vertiefungen, wo sie zu barrenähnlichen Stücken, den sogenannten „Gänzen“ oder Gänsen, dann erkaltet. Auf der Plattform des Ofens schütten die Arbeiter das Eisenerz nebst Koks und dem zur Beförderung des Schmelzprozesses dienenden Gestein in die Gicht oder in die obere Mündung. Aus den Lagerräumen, zu denen Eisenbahngeleise unmittelbar heranführen, werden die Materialien auf kleinen Karren zum Aufzug und durch

diesen zum Ofen hinaufbefördert. Ein mächtiges, zu einem Knie gebogenes Rohr erhebt sich neben der Gicht und führt die im Hochofen entstehenden brennbaren Gase zur Feuerstelle der Dampfkesselanlage, um hier zur Heizung verwendet zu werden. Von der Plattform aus überblickt man nicht bloß das ganze Etablissement, sondern auch die ganze Gegend bis nach Zwickau hin und die niedrigen Höhen auf beiden Seiten des Muldenthales. Überall ragen die Essen der Schächte in die Luft, umgeben von Schachtgebäuden und den Vorrichtungen zum Beladen der Kohlenfahrzeuge; die kahlen, grauen Halden mit ihren steilen Lehnen unterbrechen in keineswegs angenehmer Weise die grünen Hügelwellen. Aus dem langen Häuserstreifen bis nach Zwickau erhebt sich ein wahrer Wald von großen und kleinen Dampfessen, aus denen sich hier dicker, schwarzer Qualm in sofort sich auflösenden Ballen hervorwälzt, dort mehr oder weniger dünne, bald dunkler, bald heller gefärbte Rauchsäulen aufsteigen, und dazwischen stoßen niedrige Rohre in weißen, glänzenden Wölkchen den überschüssigen Dampf aus; in der Ferne aber verschwimmt das alles zu einer großen Rauchwolke, die über Zwickau schwebt. „Ein schönes Bild, nicht wahr?" sagte ein neben mir stehender Hüttenmann, der bemerkt haben mochte, wie ich mich mit meinen Blicken in der Landschaft verlor. Und er hatte in seiner Weise recht; denn wenn das Bild wohl auch kein schönes nach den Regeln der Kunst ist, so vermag es doch durch die Gewalt, mit der es uns die Bedeutung von Dampf, Kohle und Eisen für die menschliche Wirtschaft predigt, Geist und Gemüt zu erheben und sogar eine poetische Stimmung zu erwecken.

Vom Hochofen begeben wir uns zum Walzwerk, der zweiten interessanten Abteilung des Hüttenwerkes. Der Lärm der Maschinen, das Hin- und Her- und scheinbare Durcheinanderlaufen der Arbeiter und ihre lauten Zurufe betäuben uns für die ersten Augenblicke und erfüllen uns mit einer gewissen Ängstlichkeit und Scheu, die aber durch das Anziehende der Arbeiten, die wir hier vornehmen sehen, bald überwunden werden, und wir bewegen uns nun mit Sicherheit in den ausgedehnten Räumen. In den Puddelöfen wird Eisen zuletzt zu großen Klumpen, den sogenannten Luppen, geformt, die dann unter den durch Dampfkraft bewegten, einer riesigen Zange ähnelnden Luppenquetscher gebracht werden, der die noch darin enthaltene Schlacke auspreßt und die unregelmäßigen Eisenmassen mit gewaltigen Schlägen zu langen, rechteckigen Stücken formt. Ähnliche Stücke kommen aus den Schweißöfen und werden zu Maschinen gebracht, von denen sie in Stabeisen verwandelt werden. Am meisten zieht uns aber das Walzen der Eisenbahnschienen an. Auf eisernen Wagen bringen die Arbeiter von dem Ofen die glühenden, etwa 1 m langen, säulenförmigen Eisenblöcke herbei. Ein solcher wird zwischen das erste Walzenpaar, das den größten Zwischenraum hat, gebracht, von diesem erfaßt, nach der andern Seite getrieben und dabei schon etwas gestreckt. Hier wird es von andern Arbeitern in das nächste Walzenpaar und durch dieses wieder nach der ersten Seite befördert, wo schon wieder neue Arbeiter bereit sind, es mit großen Zangen, die an langen, von der Decke herabhängenden Ketten befestigt sind, nach den folgenden, enger gestellten Walzen zu leiten.

So geht es in vielfacher Wiederholung weiter; immer länger wird das noch glühende Eisenstück ausgedehnt, immer besser erkennen wir die Gestalt der Schiene. Dabei werden unter donnerndem Knallen Schlacken ausgepreßt und

sprühen als ein Funkenregen durch den Raum, was jedoch die Arbeiter nicht im mindesten beirrt. Endlich hat nun durch das letzte Walzenpaar das Metall die gewünschte Form erhalten, mittels Hammerschlägen werden die geringen Krümmungen ausgeglichen, welche die biegsame Stange noch hat, von letzterer die überflüssigen Enden abgesägt, und die Schiene ist fertig.

Das schönste Bild aber, welches die Eisenindustrie zu bieten vermag, ein wirklich poetisches Bild, erwartet uns in der Bessemerhütte. In einem kolossalen, unter einer weiten Esse hängenden Gefäße, das nach seiner Gestalt die Birne genannt wird, bringt man das Roheisen zum Schmelzen und leitet dann mittels eines Dampfgebläses stark zusammengepreßte Luft hindurch, um den überflüssigen Kohlenstoff des Eisens zu verbrennen. Ein starkes Brausen kündigt den Beginn dieses Vorganges an. Durch die Gewalt der eindringenden Luft werden geschmolzene Schlacken in Funken emporgeschleudert oder fliegen in größeren Massen über den Rand der Birne und fallen dann mit knallendem Geräusch unten auf. Von Zeit zu Zeit wird die Birne mit dem glutflüssigen Inhalte nach dem Eingangsthore der Hütte zu geneigt, und dann ergießt sich ein wahrer Sprühregen von glühenden Schlackenteilchen über die Umgebung. Wir treten vorsichtig zur Seite, aber die Arbeiter achten der Funken kaum. Zeigt die dem Gefäß entnommene Probe, daß die flüssige Masse den gehörigen Grad der Reinheit erlangt hat, so läßt man die Birne herab, neigt sie zu den Formen, die unterdes in der Grube darunter von den Arbeitern im Kreise aufgestellt worden sind, und füllt sie mit dem geschmolzenen Metall. Ist die Birne entleert, so stürzt man sie völlig, entfernt die Reste der Schlacken daraus, bringt sie wieder in die alte Stellung, und der Bessemerprozeß kann von neuem beginnen. Die Formen werden geöffnet, sobald sie genügend abgekühlt sind, und so befreit man aus ihnen die Bessemerstahlblöcke, die dann in dem Walzwerke zu Schienen verarbeitet werden.

Außer diesen Abteilungen besitzt das Hüttenwerk auch noch andre, wo gegossen, gefeilt und gebohrt wird; auch Maschinen werden gebaut. Die nötigen Kohlen werden in Gruben gewonnen, die der Hütte selbst gehören, und daraus Koks gebrannt, soviel deren gebraucht werden.

Im Jahre 1880 beschäftigte das Werk durchschnittlich 1193 Arbeiter auf der Hütte und 184 auf den Gruben. Der Hochofen verbrauchte 24 695 900 kg Erze, 322 873 kg Wasch- und Brucheisen, 1 204 500 kg Schlacken und 3 008 450 kg Kalkstein und lieferte dafür 9 061 630 kg Roheisen im Werte von 627 000 Mark. In der Gießerei wurden 3 181 792 kg Gußwaren hergestellt, und zwar vorzüglich Röhren, ferner Öfen, Maschinenteile und andres, in den Puddelöfen 7 564 315 kg Schweißeisen und Rohschienen im Werte von 565 500 Mark, sowie 5 696 320 kg Schienenbefestigungsteile, eiserne Bahnschwellen, gewöhnliches Handelseisen, grobes Baueisen, Profileisen zu Brücken, Eisenbahnwagen, Schiffen u. s. w. im Werte von 845 800 Mark. Flußeisen wurde in zwei von den vorhandenen vier Bessemerbirnen bereitet und in zwei von den vorhandenen fünf Kupolöfen umgeschmolzen; daraus wurden 13 203 473 kg Eisenbahnschienen im Werte von 2 501 100 Mark erzeugt, dazu noch Schienenbefestigungsteile und gewöhnliches Handelseisen. — Niemand verläßt dieses großartigste Eisenwerk Sachsens, ohne von interessanten und mächtigen Eindrücken, die er hier gewonnen, erfüllt und fast betäubt zu sein.



Freiberg.

Freiberg, Sachsens Berghauptstadt. Unter den Städten, welche Sachsens Namen in der ganzen Welt bekannt gemacht haben, ist Freiberg eine der ältesten und wichtigsten. Der Silberbergbau ist das Lebenselement der Stadt: ihm verdankt sie ihre Entstehung, ihre Blüte und auch noch ihre heutige Bedeutung. Es wird wenige Städte geben, die durch lange Jahrhunderte hindurch ihrem Charakter so treu geblieben sind, wie Freiberg. Nicht bloß mit dem sächsischen Bergbau, sondern mit der Entwickelung des Bergbaues überhaupt und mit der Geschichte seines Betriebes ist der Name Freibergs aufs innigste verknüpft. Das muß Freiberg entschädigen helfen für die geringen Reize, mit denen die Natur seine Umgebung ausgestattet hat; denn es liegt in einer Hochebene mit einer kaum merklich bewegten Oberfläche, durch welche der Münzbach, der den östlichen Teil der Stadt durchschneidet, in einem seichten Thale nach Norden zur Mulde fließt. Erst in ziemlich großer Entfernung von Freiberg kommt der wirkliche Gebirgscharakter zum Vorschein; aber bei jedem Blicke, mit dem man die Umgebung mustert, wird man trotzdem daran erinnert, daß man sich im Erzgebirge befindet: überall erheben sich über steilen Halden die Berggebäude, überragt von dem hohen Zechenhause mit dem Türmchen, welches das Bergglöckchen enthält, und bei neueren Schächten von der Dampfesse.

Auf welche Weise man die reichen Silberschätze, welche hier der Boden enthält, entdeckte, darüber gibt es keine beglaubigten Nachrichten. Die Gegend, wo heute Freiberg liegt, gehörte zu dem Gebiete, womit Markgraf Otto von

Meißen, in der Folge der Reiche genannt, im 12. Jahrhundert das von ihm gestiftete Kloster Altzella beschenkte. Slaven hatten ursprünglich die Gegend besetzt, wie der slavische Name des nördlich von Freiberg im Münzbachthale gelegenen Dorfes Loßnitz beweist; aber auch Deutsche ließen sich zu jener Zeit zwischen den Slaven nieder und gründeten unter andern Orten da, wo jetzt die sächsische Bergstadt liegt, den Ort Christiansdorf. Durch diese Gegend — so erzählt die Sage — kamen einst Fuhrleute aus dem Harze, welche Salz aus Halle an der Saale geholt hatten, um es durch das heutige Erzgebirge dem salzarmen Böhmen zuzuführen. Während sich ihre Wagen langsam auf dem schlechten Wege fortbewegten, fanden sie im Geleise ein Geschiebe von gediegenem Bleierz, welches vom Wasser bloßgelegt worden war. Sie warfen es auf ihren Wagen und nahmen es mit sich nach Goslar, wo damals schon der Bergbau blühte. Als nun die dortigen Bergleute das Erz probierten, so fanden sie, daß es an Silber weit reicher sei als das Goslarische Erz, und bald machte sich nun eine Anzahl Harzer Bergleute auf und ging in die von den Fuhrleuten beschriebene Gegend. Die Bergleute fanden ihre Hoffnung vollauf bestätigt, legten sich Wohnhäuser an und gingen rüstig an ihr Werk.

Sicher ist, daß unter Otto dem Reichen das Silbererz in dieser Gegend aufgefunden worden ist. Jedenfalls infolge dieser Entdeckung tauschte Otto 1185 die hier gelegenen Dörfer Christiansdorf, Tuttendorf und Berthelsdorf von dem Kloster Altzella gegen andre Besitzungen, die er demselben überließ, wieder aus. Nicht bloß aus Goslar, sondern auch aus andern Bergstädten Niedersachsens kamen Hunderte von tüchtigen Bergleuten nach dem neuen Silberlande, und der Bergbau gewann rasch eine große Ausdehnung. Diese Einwanderer siedelten sich zuerst in Christiansdorf auf der rechten Seite des Münzbaches an, wo die alte Hauptstraße vorüberführte. Hier entstand also der älteste Teil von Freiberg, der nach jenen Einwanderern noch heute die „Sächsstadt“, d. i. Sachsenstadt, heißt. In dieser Gegend, am Ascheplatze, der seinen Namen von einer ehemals dort befindlichen Grube „Die Aschen“ erhielt, ist sicherlich auch der erste Silberfund gemacht worden und nicht am Obermarkt, wie man aus einem an der Ecke der Petersstraße an einem Hause angebrachten Standbilde eines Bergmanns schließen könnte, das die ganz unbegründete Inschrift trägt: „Freibergs erste Zeche 1171.“ Zum Schutze des jungen Bergbaues erbaute Otto, welcher nach den zu Tage geförderten Schätzen seinen Beinamen erhielt, 1171—1175 eine Burg, der Freistein genannt; und das Jahr 1171 wird auch als dasjenige genannt, in welchem der Bau der neuen Stadt begonnen wurde, die rasch wuchs. Dazu trugen neben den Silberfunden auch die zahlreichen Freiheiten bei, die Otto der Reiche dem Orte erteilte. Jeder konnte sich hier frei niederlassen und Bergbau treiben; er bekam freies Holz zum Häuserbau und zum Schmelzen der Erze u. dgl. mehr. Die neue Stadt „auf dem freien Berge“ erhielt daher den Namen Vriberc oder Freiberg.

Unter der langen Regierung Markgraf Heinrichs des Erlauchten (1221 bis 1288) entwickelte sich Freibergs erste Blüte. Prachtvolle Kirchen wurden in der neuen Stadt erbaut, drei Klöster entstanden, und ein aus Wachs in Lebensgröße geformtes wunderthätiges Bild der heiligen Jungfrau in der Marienkirche, dem heutigen Dome, zog große Scharen der Wallfahrer von weit und breit herbei. Heinrich gründete 1255 auch den Bergschöppenstuhl, welcher die Befugnis hatte,

in allen Bergsachen Recht zu sprechen, und dadurch sechs Jahrhunderte lang (bis 1856) das Ansehen der Stadt nach außenhin erhöhte. Besondere Vorrechte beförderten ihren Handel. Das ganze bergbautreibende Gebirge sollte sein Bier nur von Freiberg entnehmen; alle ab- und eingehenden Waren seiner Bürger waren durch das ganze Land von Abgaben frei und durften nirgends angehalten werden; alles Salz, das nach Böhmen ging, mußte über Freiberg geführt werden, wo die Hauptniederlage war und die Vermessung stattfand. Die Bürger hatten daher alle Veranlassung, ihren Landesherren dankbar zu sein, und sie haben dies auch durch stete Treue und Opferwilligkeit anerkannt, besonders in jenen bösen Zeiten, als Kaiser Adolf von Nassau und nach ihm Albrecht I. den Wettinern die Mark Meißen zu entreißen suchten; selbst die vollkommene Reichsfreiheit, die ersterer den Bürgern verhieß, vermochte sie nicht zur Untreue zu verlocken. Auch bei Zwistigkeiten im eignen Herrscherhause wußten sie mit dem Selbstbewußtsein freier Männer den rechten Weg zu finden. Bei den verschiedenen Landesteilungen, die unter den Wettinern vorkamen, blieb Freiberg mit seinen Bergwerken, als das schönste Kleinod, stets Gemeingut. Als nun im Jahre 1446 im Bruderkriege zwischen Kurfürst Friedrich dem Sanftmütigen und Herzog Wilhelm ersterer an der Spitze seiner Truppen alleinige Anerkennung forderte, erklärte der ehrenfeste greise Bürgermeister Weller von Molsdorf, der nebst den übrigen Ratsherren in Sterbekleidern vom Rathaus herabkam, dem drohenden Kurfürsten feierlich auf offenem Markte, daß er sich lieber seinen grauen Kopf abhauen lassen, als den Eid brechen wollte, den er dem Herzoge Wilhelm eben so heilig wie dem Kurfürsten geschworen habe. Da erwiderte Friedrich: „Nicht Kopf weg, Alter, nicht Kopf weg! Wir bedürfen solcher ehrlichen Leute ferner, die Eid und Pflicht also beherzigen.“ In derselben entschiedenen Weise wurde drei Jahre später seinem Bruder Wilhelm die Anerkennung versagt, als er das Besitzrecht der Stadt für sich allein beanspruchte.

Welchen Wert das sächsische Fürstenhaus auf die Freiberger Bergwerke legte, das ist auch daraus zu erkennen, daß nach der Teilung vom Jahre 1485, durch welche Freiberg in den alleinigen Besitz der albertinischen Linie gelangte, wenigstens der Bergbau davon ausgenommen wurde und noch bis 1547, bis zur Wittenberger Kapitulation, gemeinsames Eigentum beider Linien blieb.

Die Ergiebigkeit des Silberbergbaues und die einträglichen Vorrechte der Stadt vermehrten ihren Wohlstand zusehends, und viele Adels- und Patriziergeschlechter erlangten großen Reichtum. Allerdings blieben auch Zeiten des Rückschrittes nicht aus. Gegen das Ende des 14. Jahrhunderts kamen die Bergwerke eine Zeitlang in Verfall, und auch von den früheren 52 Schmelzhütten der Stadt waren nur noch zwei gangbar. Als die Hussiten Sachsen heimsuchten, wagten sie zwar die Stadt, deren feste Mauern und tapfere Bürger sie fürchteten, nicht anzugreifen, aber sie verwüsteten die ganze Umgegend und zerstörten nach Möglichkeit die Bergwerke. Zahlreiche Brände vernichteten größere Teile der Stadt und viermal, nämlich 1375, 1386, 1471 und 1484, fast die ganze Stadt. Dieser Schaden machte die Leute endlich klug; nach dem letzten Brande wurde angeordnet, es sollten nunmehr in der innern Stadt alle neuen Häuser nur mit steinernen Giebeln gebaut und die hohen Dächer statt mit Schindeln mit Ziegeln gedeckt werden. Der Bergsegen half übrigens die Verluste immer bald wieder ausgleichen; besonders das 16. Jahrhundert war

wieder eine Zeit der Blüte. In dieser Zeit wurde Freiberg auch eine Residenz sächsischer Fürsten. Herzog Heinrich der Fromme, der zweite Sohn Albrechts des Beherzten, hatte ursprünglich von seinem Vater Friesland zugeteilt erhalten, vermochte sich aber gegen die aufständischen Einwohner nicht zu behaupten und trat daher das Land an seinen kräftigeren Bruder, Georg den Bärtigen, ab, welcher ihm dafür die Städte, Ämter und Schlösser Wolkenstein und Freiberg überließ. Heinrich wählte Freiberg zu seiner Residenz, zog 1505 im Schlosse ein und blieb hier bis zum Jahre 1539, wo der Tod seines Bruders ihn zur Regierung des ganzen Herzogtums Sachsen berief und er seinen Sitz zu Dresden nehmen mußte. Zwei Jahre vorher hatte er noch trotz aller Drohungen seines streng katholischen Bruders die Reformation in Freiberg vollständig durchgeführt, nachdem schon Jahre vorher Luthers Lehre unter den Bürgern und sogar in den Klöstern Eingang gefunden und Heinrich der Stadt 1536 volle Gewissensfreiheit und evangelischen Gottesdienst nach Maßgabe der Augsburgischen Konfession gewährt hatte. „Gottes Wort bleibt ewig!" war damals Freibergs Wahlspruch; und nicht bloß an der Schloßkapelle prangte derselbe in goldenen Buchstaben, sondern auch viele Bürger brachten ihn oder seine lateinischen Anfangsbuchstaben: V. D. M. I. Æ. (verbum domini manet in aeternum) über den Thüren ihrer Häuser an, und heute noch sind derartige Inschriften an einigen Häusern zu sehen.

Nach Heinrichs Tode nahm seine Gemahlin Katharina ihren Witwensitz in Freiberg, spätere Fürsten hielten sich wenigstens zeitweise hier auf. Diese Zeiten waren natürlich Tage des Glanzes, und die reichen Patrizierfamilien fanden dabei Gelegenheit, mit ihren Schätzen zu prunken. Die mit dem Wohlstand stets verbundene Neigung, nicht bloß das Leben sich bequemer zu machen, sondern auch möglichst viel zu genießen, führte einen Hang zum Wohlleben und zur Üppigkeit herbei, der sich auch über die minder bemittelten Klassen verbreitete, so daß der Rat für nötig fand, dem großen Luxus durch Kleider- und andre Ordnungen Einhalt zu thun. In jener Zeit entstand das Sprichwort: „Wenn Leipzig mein wäre, wollte ich es in Freiberg verzehren." Daß in einer solchen Stadt alles, was nur dem Genuß dienen kann, mit besonderer Sorgfalt bereitet wurde, läßt sich denken. So erlangte das Freiberger Bier einen bedeutenden Ruf und wurde selbst bis nach Ungarn ausgeführt. „Es kitzelt einem in der Nase, wie Freiberger Bier", blieb gebräuchliche Redensart. Das Volk erblickte in solcher Üppigkeit Sünde, wenigstens spiegelt sich dieser Gedanke in einer Sage wieder, die den Namen einer südlich von Freiberg zwischen Brand und Berthelsdorf gelegenen Zeche, der „alten Mordgrube", erklären soll.

Es war im Jahre 1350, als auf dem Zechenhause der genannten Grube ein fröhlicher Tanz abgehalten wurde. Die Wogen der Freude gingen bis zum Übermaß, so daß der alte Fiedler, der zum Tanze aufspielte, seine warnende Stimme erhob. Aber man achtete ihrer nicht, sondern jubelte nur desto toller, und im Taumel der Freude bemerkte man nicht, daß ein Priester mit der Monstranz vorbeizog, um einem Sterbenden Tröstung zu bringen. Vergebens schellte der Glöckner, aus der ganzen Gesellschaft dachte niemand daran, dem Leibe des Herrn die schuldige Ehrfurcht zu erweisen; nur der Fiedler gedachte seiner Christenpflicht und fiel in die Knie. Da that sich die Erde auf und verschlang die Tanzenden; tief aus dem Trichter hörte man noch kurze Zeit das Stöhnen

und Ächzen der Versunkenen, dann war alles still. Der Fiedler allein konnte von dem schon wankenden Hügel, auf dem er stand, gerettet werden. — Auf die Furcht vor der göttlichen Strafe weist auch eine Prophezeiung hin, deren Erfüllung infolge der Unterhöhlung des Freiberger Bodens durch die Bergwerke wenigstens für den Unkundigen nicht ganz unmöglich erschien. Sie lautete:

„Meißen wird ertrinken, Dresen (Dresden)
Freiberg wird versinken, Wird man zusammenkehren mit Besen."

Glücklicherweise ist bis jetzt noch jede der drei Städte von dem angedrohten Schicksal verschont geblieben.



Bergleute im 16. Jahrhundert.

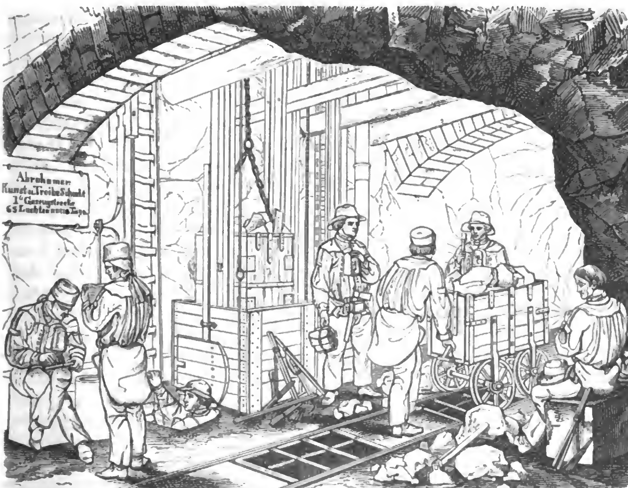
Die Volkszahl Freibergs mußte eine für jene Zeit große sein, aber es werden darüber manche übertriebene Angaben gemacht. So soll es zu Anfang des 16. Jahrhunderts „eine der volkreichsten Städte deutscher Zunge" gewesen sein und 70000 Einwohner gezählt haben; andre Angaben sprechen von 30000 und 40000 Einwohnern. In Wirklichkeit kann die Einwohnerzahl damals nicht mehr als 12000 bis höchstens 15000 betragen haben.

Die zweite Blüte Freibergs knickte der Dreißigjährige Krieg. Es wurde die Stadt von den Kaiserlichen, dann von den Schweden bedrängt, am meisten Ende 1642 und Anfang 1643. Es waren Tage der Not, aber auch Tage bürgerlichen Heldenmuts, die uns Heinrich Gerlach in seiner „Kleinen Chronik von Freiberg" folgendermaßen schildert:

„Nachdem die Schweden 1642 bei Leipzig unter ihrem General Torstenson eine Hauptschlacht gewonnen hatten, rückte dieser am 27. Dezember mit einem Heere von 6000 Mann und über 100 Geschützen vom Hospitalwald (südwestlich von der Stadt) her gegen Freiberg vor. Trotz des Winters eröffnete er alsbald die Belagerung. Am Silvester und dann auch am Neujahrstag 1643 begrüßte er die Stadt aus Mörsern und Kanonen mit über 1300 Schüssen, mit Bomben und Granaten, Stein- und Eisenkugeln. In der Mauer bei dem Petersthore, an der Südwestecke der Stadt, entstand eine weite Bresche. Auch brennende Pechkränze und Feuerballen warf der Feind über die Mauern, und nur mit größter Anstrengung konnten die Brände unterdrückt werden. Das Petersthor wurde eingeschossen, und darauf von den Schweden sogar schon eine Kanone in die Stadt gerichtet; aber todesmutig ergriffen die Hartbedrängten immer wieder die tapferste Gegenwehr, errichteten eine Batterie in der Petersstraße und trieben die Stürmenden zurück. Die Mauerlücken wurden ausgefüllt und kräftige Ausfälle unternommen, bei denen die Bergleute den Schutt der eingeschossenen Mauern wieder aus dem Stadtgraben beseitigten. Auch bei der Bestürmung des Erbischen (im Süden) und des Meißnischen Thores (im Nordosten) mußten die Schweden unter großen Verlusten zurückweichen. Der heldenmütige wackere Stadtkommandant von Schweinitz hatte nur 290 Mann kurfürstliche Soldaten zur Verfügung, aber wie ein Mann standen ihm die bewaffneten Bürger und Bergleute zur Seite; auch die eingeflüchteten Bauern und die zugereisten Handwerksburschen leisteten dabei gute Dienste. Alle riefen sich in den Stunden der Gefahr neuen Mut zu, und besonders traf auch der Bürgermeister Jonas Schönlebe die umsichtigsten Anordnungen. So tapfer wie die Bürger oder Defensioner auf Mauern und Türmen, ebenso tüchtig und ausdauernd zeigten sich die Bergleute unter ihrem thätigen Berghauptmann von Schönberg bei dem Gegenminieren, dem Schanzenwerfen und Grabenziehen. Die mutig ausharrenden treuen Freiberger unterhielten in diesen bedrängten Zeiten auch einen fortgesetzten Verkehr mit ihrem Landesherrn Kurfürst Johann Georg I. in Dresden, indem Bergleute als geheime Boten ihren Weg aus der von den Schweden rings besetzten Stadt durch die tiefen Schächte und Stollen der Bergwerke nahmen. Alle Aufforderungen zur Übergabe wies von Schweinitz standhaft zurück. Am 16. Februar richtete der Feind noch einmal seine volle Wut gegen die Belagerten und brachte bei dem Petersthore durch Minen ganze Mauerstrecken zum Einsturz. Aber schon hatte sich die unter dem General Piccolomini von Böhmen her zur endlichen Befreiung der Stadt anrückende kaiserliche Armee durch zwei in Lichtenberg (südöstlich von Freiberg) aufgehende große Feuer und durch Geschützsalven angekündigt, und zu dem Generalsturm, der für Mitternacht angesagt war, blieb den Schweden keine Zeit mehr; denn der Vortrab der Kaiserlichen zeigte sich bereits. Am 17. Februar, noch ehe der Tag graute, mußte Torstenson, dem sich manche stärkere Feste unterworfen hatte, von dieser unbezwungenen „Hexenstadt", wie er Freiberg nannte, wieder abziehen, die einem Hauptteile seines Heeres das Leben gekostet hatte. In der befreiten Stadt herrschte großer Jubel, und in den Kirchen wurde allgemeiner Dankgottesdienst gefeiert. Durch das ganze Deutsche Reich erscholl der Heldenruhm der Freiberger, welche das weitere Vordringen des schwedischen Generals so lange siegreich verhindert hatten. Kaiser Ferdinand III. erließ anerkennende Schreiben

an den Kommandanten von Schweinitz und Bürgermeister Schönlebe, an den Rat und die Bürgerschaft, beschenkte die beiden Gefeierten mit goldenen Gnadenketten und erhob den Bürgermeister in den Adelstand." —

Zur Erinnerung an diese Befreiung von den Schweden ist später in den Promenaden vor dem Petersthore das Schwedendenkmal errichtet worden, zu welchem am 200jährigen Jubeltage, 17. Februar 1843, der Grund gelegt und das am 11. August 1844 enthüllt wurde. Es hat die Gestalt eines sechsseitigen Turmbaues, und durch Inschriften werden die Hauptereignisse der Belagerung ins Gedächtnis zurückgerufen. Den schönsten Schmuck bilden drei Figuren, welche die Stände versinnbildlichen, die sich bei der Verteidigung der Stadt hervorthaten.



Im Innern eines Silberbergwerkes. Der Füllort. Nach Heuchlers Werk „Die Bergknappen".

Der Mann mit der langen Muskete in der Linken, mit den am Riemen über die Brust gehängten Patronen und dem breiten Hute stellt einen der Defensioner oder bewaffneten Bürger dar, die damals das innere Land zu verteidigen hatten, also eine Art Landwehr bildeten, die zweite Figur, mit Harnisch, Schwert und Lanze versehen, einen kurfürstlichen Soldaten jener Zeit, und die dritte einen Bergmann, der in der Rechten die Barte, eine beilähnliche Waffe, trägt und mit der Linken die geheime Botschaft an den Kurfürsten an der Brust birgt.

Am Ende des Dreißigjährigen Krieges war Freibergs Wohlstand erschüttert; die Vorstädte waren niedergebrannt, die Bergwerke zerstört. Noch im Jahre 1697 zählte die Stadt 649 wüste Baustellen und nur 827 bewohnte Häuser mit 7000 erwachsenen Einwohnern. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts

konnte sich zwar die Stadt wieder etwas erholen, aber der Siebenjährige Krieg brachte wieder große Not, Elend und Teurung: preußische und österreichische Truppen besetzten abwechselnd die Stadt und mußten verpflegt werden. Bis ans Ende mußte Freiberg die Unbilden dieses Krieges erdulden, denn die letzte Schlacht wurde in unmittelbarer Nähe, beim schon erwähnten Hospitalwalde, am 29. Oktober 1762 geschlagen; Prinz Heinrich von Preußen siegte über die vereinigte Armee der kaiserlichen und Reichstruppen. Und noch war kein halbes Jahrhundert vergangen, als aufs neue des Krieges Stürme über die Stadt hereinbrachen. Die napoleonischen Kriege brachten ihr infolge der Lage an der großen von Westen nach Osten führenden Reichs- und Heerstraße endlose Truppendurchzüge und damit verknüpfte Truppenverpflegungen, wodurch ihr eine Schuldenlast aufgebürdet wurde, deren Abzahlung erst im Jahre 1872 beendet war. Im Jahre 1809 brauchte der westfälische König Jerome mit seinem Hofstaate und 7000 Mann Truppen an einem einzigen Rasttage 66000 Mark; er badete in Hühnerbrühe und Burgunderwein, um seinen siechen Körper zu kräftigen.

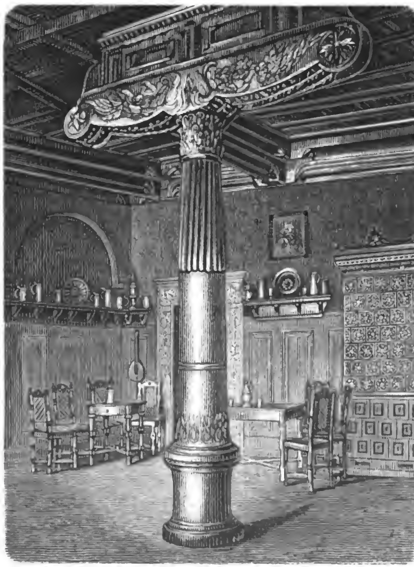
Wie bescheiden erscheint dagegen die Summe von 450 Mark, welche am 2. April 1813 aufgewendet werden mußten, um Blücher zu verpflegen, der, begleitet von Prinz Wilhelm, dem jetzigen Kaiser, an diesem Tage sein Hauptquartier in der Stadt aufschlug. Von 1806 bis Ende 1814 sind hier und in der nächsten Umgebung nahe an 700000 Mann fremder Truppen und außerdem gegen 200000 Pferde einquartiert und verpflegt worden. Diese ungeheuren Durchzüge, Erpressungen, Plünderungen, ansteckende Fieber und die folgende große Teurung verursachten eine massenhafte Verarmung der Einwohner.

Doch nun brach endlich wieder eine bessere Zeit an. Durch die schon nach dem Hubertusburger Frieden gegründete Bergakademie wurde im Bergbau ein rationellerer Betrieb eingeführt und so den schlimmen Folgen seiner wachsenden Schwierigkeit und sinkenden Ergiebigkeit nach Möglichkeit vorgebeugt. Es entstand mancherlei Industrie, anfangs im Anschluß an den Bergbau, dann aber auch unabhängig von diesem, besonders seit der Eröffnung der Eisenbahnverbindung mit Dresden 1862. Die ununterbrochene Steigerung der Bevölkerungszahl beweist am besten die gedeihliche Entwickelung Freibergs im 19. Jahrhundert. Am Abschlusse der Kriegsperiode, im Jahre 1814, hatte es 9090 Einwohner, 1834: 10183, 1843: 12057, 1852: 15359, 1861: 17560, 1871: 21786, 1880: 25440. Im letzten Jahrzehnt nahmen an diesem Wachstum auch die im Westen der Stadt sich anschließenden Dörfer Friedeburg und Freibergsdorf teil, indem sich viele Städter und Neuanziehende dorthin wandten.

Bei einem Gange durch die Straßen der inneren Stadt fallen uns in den meisten die breiten Steine in der Mitte auf; es sind Gneisplatten, welche die Gräben bedecken, durch welche die Tagewässer nach den tieferen Hauptschleusen abfließen. Solche Platten aus Gneis, auf dem ja Freiberg steht, sind auch als Trottoirsteine verwendet, und viele Hausfluren sind damit belegt. An vielen Stellen werden wir durch die Bauweise der Häuser an frühere Jahrhunderte, besonders an das 16., erinnert. In den Portalen und der architektonischen Gliederung der Fassade sowie in dem ornamentalen Schmucke der alten Gebäude mit ihren aufstrebenden Steildächern tritt uns die letzte Zeit des gotischen Stils und der Beginn der Renaissance entgegen. Eigentümlich muten uns die Rundbogenthüren an mit ihren fein ausgeführten Bildnereien, mit den menschlichen

Figuren, die bei manchen den Bogen zu tragen scheinen, und dem oben sich zusammenschließenden und durchkreuzenden Rippenwerk; es ist uns, als müßten wir jeden Augenblick einen Patrizier in altertümlicher Tracht und mit behäbiger, selbstbewußter Miene und Haltung aus ihnen herausschreiten sehen.

Unter den öffentlichen Gebäuden gehören jener Zeit besonders das Rathaus, das alte Gymnasium und das Kaufhaus an. Das Rathaus wurde 1410—1416 im gotischen Stile erbaut, der auch im Innern noch in manchen Teilen zu erkennen, außen aber durch vielfache An- und Umbauten verwischt ist. Auf dem Turme hängt außer den Schlagglocken das sogenannte Bürgerglöckchen, das ehedem bei außerordentlichen Gelegenheiten die Bürger auf das Rathaus berief, jetzt aber nur noch zur Warnung geläutet wird, wenn in der Stadt ein toller Hund sich zeigt. In einer der kleinen Zellen unter dem Rathause saß einst Kunz von Kaufungen gefangen (s. S. 111). Das Kaufhaus, dessen ansehnliches Portal, ein Werk der Frührenaissance, die Jahreszahl 1545 trägt, enthielt früher in seinen sehr ausgedehnten Gewölbereihen besonders die Verkaufsstände der Fleischer, in den oberen Sälen die der Tuchmacher, Kürschner und Schuhmacher. 1866 ist es im Innern um-


Die Kastenstube im Kaufhaus zu Freiberg.

gebaut worden und enthält heute im ersten Stock große Gesellschaftsräume. Interessanter ist jedoch die alte „Kastenstube“ mit ihrer reichen, von einem mächtigen Holzpfeiler getragenen Holzdecke; sie hat ihren Namen davon, daß hier die Gaben aus dem städtischen Almosenkasten unter die Armen verteilt wurden. Auch das Freiberger Altertumsmuseum, welches alles in sich vereinigt, was aus der Vorzeit der Stadt noch vorhanden ist und erlangt werden konnte, befindet sich in diesem Gebäude. Das alte Gymnasium steht neben dem Dom und ist ein Teil des altertümlichen früheren Domherrenhofes oder der Thümerei. Dieses Haus, nach dem letzten Stadtbrande im Jahre 1484 erbaut zeigt auf der einen Seite noch einen stattlichen gotischen Ziergiebel

und im Innern eigenartige Bauweisen früherer Jahrhunderte, wie schöne Gewölbe, geheime Treppen u. s. w. Das Schloß **Freudenstein**, welches an der Südwestecke der innern Stadt auf dem Boden der alten Burg Freistein oder Freiheitstein erbaut wurde, sah in den frühesten Zeiten öfters die Fürsten des Landes in seinen Mauern, und Heinrich der Fromme hielt hier seinen Hof. Unter Kurfürst August wurde dasselbe 1572—1577 neu erbaut; Türme, schöne Giebel und stattliche Reihen hoher Fenster zierten es. Jetzt ist von diesem Schmucke nichts mehr zu bemerken. Im Laufe der Zeit verfiel der Freudenstein, und in unserm Jahrhundert (1804) wurde er in ein Magazin verwandelt, so daß jetzt die kahlen Mauern nur noch von den kleinen quadratischen Fenstern mit den hölzernen Läden unterbrochen werden; nur der Flügel, in dem das Portal nach dem Hofe führt, erinnert mit den in die Mauer aufgenommenen Säulen und Bogen noch an die ehemalige Bedeutung. Von der innern Stadt ist das Schloß noch jetzt durch einen tiefen Wallgraben getrennt, in welchem kleine Gärten angelegt sind.

Unter den **Kirchen** Freibergs sind neben dem Dom, welchem der folgende Abschnitt gewidmet sein soll, die Jakobi-, Nikolai- und Petrikirche zu erwähnen. Letztere liegt auf dem höchsten Punkte der Stadt und ist in ihrer jetzigen Gestalt nach dem Brande von 1728 erbaut; doch stammt das Mauerwerk der drei Türme noch aus alter Zeit. Auf dem höchsten von ihnen, dem schlanken Petersturme, hängt das Häuer- oder Bergglöckchen, das nach einer herzoglichen Verordnung von 1574 täglich früh um 3 und 4 Uhr, mittags um 11 und 12 Uhr und abends um 7 und 8 Uhr geläutet wird, um die Bergleute an die Schichten zu erinnern. Es wurde 1874 erneuert und trägt die sinnige Inschrift: „Auf, auf! Zur Grube ruf ich euch, ich, die ich oben steh'. So oft ihr in die Tiefe fahrt, so denket in die Höh'!" Der neben dem Petersturme stehende Zwillings- oder „faule Turm" ist unausgebaut geblieben, und dem dritten, dem Hahnenturme, entsprach wahrscheinlich in früherer Zeit ein vierter auf der entgegengesetzten Seite.

Rund um die innere Stadt führen schöne Anlagen mit schattigen Alleen und Baumgruppen, Blumen- und Rasenplätzen, Wiesen und Teichen, und mit Denkmälern, der Geschichte und den Wohlthätern Freibergs geweiht. Sie nehmen die Stelle der alten Befestigungswerke ein, von denen einige Türme und epheuumwucherte Reste der Ringmauer noch vorhanden sind und manchen Punkten der Anlagen einen besonderen Reiz verleihen. Darunter gebührt unstreitig dem gewaltigen, düsteren, runden Donatsturme die Krone, der als der wehrhafteste aller Türme galt, aber auch an der schwächsten Stelle der Stadt die Wache hielt. Ehe er zu Magazinzwecken eingerichtet wurde, hatte er starke Doppelmauern. An die Ringpromenade schließt sich nach außen die Vorstadt, deren schönster Teil im Süden nach dem Bahnhofe zu liegt und sonst die „Neue Sorge" genannt wurde. Hier stehen villenartige, von Gärten umgebene Häuser, die meisten modernen Schulbauten und weiter nach Westen Fabriken.

Dem aufmerksamen Fremden gibt sich Freiberg sehr bald als alte Bergstadt zu erkennen. An alten Bürgerhäusern sind bergmännische Figuren, besonders das Zeichen „Schlägel und Eisen" () angebracht, in den Fenstern der Kaufläden sind Bergmannskleider, Bergmannsgeräte und Markscheide-Instrumente zur Schau gestellt, und die Buchhandlungen legen neben sonstigen Werken

besonders gern bergmännische Schriften, Bilder und Karten auf. Von den nahen Schachtgebäuden, ja sogar in der Stadt selbst (auf der „Roten Grube“) ertönt in gemessenen Zwischenräumen das Signalglöckchen unterirdisch arbeitender Wasserhebungsmaschinen, und zu ungewohnter Stunde hört man den Klang des Bergglöckchens. Auf den Straßen begegnen uns zuweilen die kastenartigen Erzwagen, welche das Erz von den Gruben nach den Schmelzhütten befördern, auch jederzeit einzelne gerade nicht unter der Erde beschäftigte Bergleute in ihren schwarzen Blusen; in größerer Zahl aber ziehen sie gegen 5 Uhr früh und 3 Uhr nachmittags beim Schichtwechsel durch die Stadt. Auch im geselligen Verkehr merkt man, wie innig ein großer Teil der Bevölkerung mit dem Bergwesen verwachsen ist. Ausdrücke und Redensarten, die dem Uneingeweihten fremdartig klingen, schlagen an unser Ohr, und Titel wie Oberkunstmeister, Bergwardein, Hüttenraiter, Vizeeinfahrer und andre wecken in unserm Geiste oft nur unvollkommene Begriffe.

Es ist schon oben angedeutet worden, daß sich die in Freiberg neben dem Bergbau bestehende Industrie zunächst im Anschluß an letzteren entwickelte. Das älteste Etablissement dieser Art ist die Fabrik leonischer und echter Gold- und Silberdrähte, die schon 1692 von Thomas Weber, einem Gürtlergesellen, dem Sohne armer Eltern in Niederlungwitz bei Glauchau, errichtet wurde. Sowohl echte als auch unechte (leonische oder lyonische) Gold- und Silberdrähte werden gezogen, die starken in dem Hammerwerke an der Mulde, die feineren in der Stadt selbst. Die leonischen Drähte bestehen aus Kupfer und sind nur vergoldet oder versilbert. Aus den Drähten werden Gespinste, Tressen, Schnüre, Spitzen und andre Gegenstände hergestellt, teils in der Fabrik selbst, teils durch Hausindustrie in der Stadt und in der weiteren Umgegend, und zwar vorwiegend von Frauen und Mädchen, die daneben ihren hauswirtschaftlichen Obliegenheiten nachkommen können. Sie finden nach den verschiedensten Gegenden Absatz, der besonders in neuester Zeit gewachsen ist, seitdem infolge der Anerkennung Deutschlands als erster Militärmacht die Ausrüstung der deutschen Truppen das Muster für fremde Armeen geworden ist und selbst bei transozeanischen Völkern nachgeahmt wird. Daher gehen viele von diesen Waren nach der Levante, Amerika und Ostindien. Mit dem Bergbau hängt ferner die Schrotfabrik zusammen, die sich inmitten der Stadt befindet und in welcher das Gießen des Schrotes über einem alten Schacht erfolgt. Die Herstellung von Gold- und Silbersalzen, von Superphosphat und andern künstlichen Düngemitteln steht in Zusammenhang mit dem nahen Hüttenwesen. Mechanische Werkstätten liefern hier die feinsten mathematisch-physikalischen und optischen Instrumente für den Bergbau, die Laboratorien u. s. w. Daß in neuerer Zeit die Zigarrenfabrikation in Freiberg eingezogen und schnell an Umfang gewonnen hat, läßt sich ebenfalls mittelbar auf den Bergbau zurückführen. Die Löhne, welche derselbe gewährt, sind leider nicht von der Höhe, daß der Bergmann in der Gegenwart allein von ihnen mit seiner meist zahlreichen Familie leben könnte, und Frauen und Töchter müssen daher auch zu erwerben suchen, wozu die Fabrikation von Zigarren, die zu einem guten Teile als Hausindustrie getrieben werden kann, eine günstige Gelegenheit bietet. Zu den neueren, unabhängig vom Bergbau entstandenen Industriezweigen gehört die Fabrikation von feinen Lederwaren, Sprit und Essig, gewerblichen und landwirtschaftlichen

Maschinen, Farben, Zündhölzchen, Firnis und Lack und Zementsteinwaren, ferner die mechanische Flachsspinnerei, die Kupferschmiederei für Brennereiapparate und noch eine ganze Anzahl andrer Industrien. Zuletzt sei noch ein Gebäck erwähnt, das der Stadt eigentümlich ist und auch auswärts viel Anklang gefunden hat, nämlich die „Freiberger Bauerhasen", die ihren Namen von der einem gebratenen Hasen ähnlichen Gestalt haben.

Die Sage verlegt den Ursprung dieses Gebäcks in das 14. Jahrhundert. Markgraf Friedrich der Freudige oder mit der gebissenen Wange, der sich oft und gern in Freiberg aufhielt, gab einst auf dem Schlosse ein Gastmahl, zu dem unter vielen andern geistlichen und weltlichen Herren auch der Freiberger Klosterabt Bruno geladen war. Mitternacht war schon vorbei, als der Hofkoch, Namens Bauer, noch einen duftenden Hasenbraten auf den Tisch setzte. Der Markgraf wollte sich eben davon zulangen, als der Abt, der schon vollständig gesättigt war, Einsprache dagegen erhob, da der Fasttag eben begonnen habe. Dabei blieb er auch stehen trotz der Vorstellungen des Markgrafen, und der Hase mußte wieder abgetragen werden. Der Koch ärgerte sich nicht wenig über den eifernden Sittenprediger, welcher dem Weine dermaßen zugesprochen hatte, daß ihn eine Stunde später sechs handfeste Diener in seinen Wagen tragen mußten, und er beschloß, sich an ihm zu rächen. Beim nächsten Gastmahle, auf das zufällig auch ein Fasttag folgte, brachte er bald nach Mitternacht wieder einen Hasen auf die Tafel. Der gestrenge Herr Abt konnte nicht umhin, ihm eine derbe Strafpredigt wegen der abermaligen Nichtachtung des Fastengebotes zu halten, und wurde um so zorniger, je ruhiger er den Koch lächeln sah. Dieser aber rief aus, das sei ein Hase, den jeder gute Christ am Fasttage ohne Sünde essen könne. Unterdessen hatte der Markgraf schon ein Stück vom Hasen abgeschnitten und zu seinem Vergnügen bemerkt, daß der scheinbar wohlgespickte Hase nur ein mit Mandeln ausgestattetes Gebäck sei in der gelungenen Form jenes bekannten Krautdiebes. Da erhob sich auch der Strafprediger, um von dem Gerichte zu nehmen, verlor aber bei seinem schweren Kopfe das Gleichgewicht und stürzte zu Boden, alles, was auf dem Tische stand, mit sich reißend. So hatte zwar der Hase Bauers dem Festmahle ein rasches Ende bereitet, aber das Gebäck wurde bald so beliebt und berühmt, daß in der Fastenzeit alle Leute „Bauerhasen", wie man es nach seinem Erfinder nannte, essen wollten. — So die Sage. Andre suchen die Erklärung in andern Verhältnissen. Der Landmann, der die Jagd als Recht dem Ritter überlassen mußte, kannte den Hasenbraten nur dem Namen nach, wenn er nicht gerade Schlingen stellte, und ahmte nun an Festtagen als Gebäck scherzweise das dem Edelmann zukommende Gericht nach und nannte es einen Bauerhasen, im Gegensatz zu dem echten Hasenbraten des Edelmannes. In ähnlicher Weise nennt man hier und da den Eierkuchen „Pfarrersbraten", weil die Pfarrer auf dem Lande zwar immer Eier, aber nicht immer Fleisch zu einem Braten hatten, wenn Vorgesetzte, Amtsbrüder oder sonst wer zu Besuch vorsprachen und mit einem guten Bissen geletzt werden sollten.

Der Dom und die „Goldene Pforte" zu Freiberg. Wo heute der Freiberger Dom steht, mag schon zur Zeit der Entstehung Freibergs eine Kapelle ihren Platz gehabt haben, die wahrscheinlich noch unter Otto dem Reichen zwischen 1160 und 1180 zur Pfarrkirche „Zu unsrer lieben Frauen" oder

„Marienkirche“ umgewandelt wurde. Sie war im romanischen Stile erbaut, wurde aber in den großen Bränden, die Freiberg heimsuchten, wiederholt vernichtet und hierauf von neuem aufgebaut. Nur so viel blieb von den früheren Bauten übrig und wurde zu den späteren benutzt, daß der Sachverständige wenigstens mit ziemlicher Sicherheit auf den früheren Stil und die frühere Gestalt der Kirche schließen kann. Die ärgste Verwüstung aber erfuhr dieser romanische Bau durch den letzten großen Stadtbrand im Jahre 1484, nachdem er nur vier Jahre vorher zur Domkirche erhoben worden war. Dadurch wurde ein ganz neuer Bau notwendig, der bis 1512 dauerte, und für den die Mittel mit Erlaubnis des Papstes zum Teil durch Ablaß- oder „Butterbriefe“ beschafft wurden, welche zum Genuß von Butter, Käse und Milchspeisen während der Fasten berechtigten. Diese neue, heute noch stehende Kirche wurde im spätgotischen Stile errichtet; aber der kaum begonnene Bau der beiden westlichen Türme unterblieb infolge der zu derselben Zeit eingetretenen Reformationsbewegungen, und nur das hohe und steile, mit Schiefer gedeckte Kirchendach trägt einen mit Uhrglocken versehenen kleinen Turm.

Das Innere der Kirche ist dreischiffig. Das mittelste der drei gleich hohen Schiffe ruht auf zehn schlanken Säulen, deren acht Seiten flach ausgehöhlt sind, und von denen das Rippenwerk ausgeht, das die Gewölbedecke gliedert. Von den zwei Kanzeln stellt die ältere, nicht mehr benutzte eine riesige Tulpe dar. Ein starker Stamm mit schuppenförmig anliegenden Blättern trägt sie, und ihn umgeben vier gerippte Blattstengel, die an drei Stellen mit seilartig gewundenen Eisenstäben festgehalten und zu drei kugelförmigen Ausbauchungen zusammengeschnürt werden. Der Kelch mit zierlich durchbrochenem Blattwerk bildet den Predigtstuhl, der mit den Bildern hoher kirchlicher Würdenträger geschmückt ist. Zu ihm hinauf führt eine freie Wendeltreppe aus Astwerk, die von der Gestalt eines kräftigen, an einem Stamme sich festhaltenden Jünglings auf den Schultern getragen wird. Unten sitzt die sinnende Gestalt eines bärtigen Mannes, nach der Sage der Meister, der jenen Jüngling, seinen Gesellen, aus Eifersucht ermordete, weil das Modell des letzteren dem seinigen vorgezogen wurde. Das alles ist zierlich aus Sandstein gehauen; nur die über dem Predigtstuhle hängende Schalldecke, die durch ein Bild Marias mit dem Kinde gekrönt wird, ist aus Holz geschnitzt. Die neuere Kanzel ließ nicht weit davon 1638 der Bürgermeister Jonas Schönlebe auf seine Kosten erbauen. Sie ist an einem Pfeiler angebracht, und ihre Treppe, die von einem aufrecht stehenden und einem knieenden Bergmann gestützt wird, ist an der Außenwand mit Darstellungen aus der Leidensgeschichte Christi geschmückt.

Die vielen Altäre und der reiche bildnerische Schmuck des Domes wurden entfernt, als er nach der völligen Durchführung der Reformation in Freiberg in eine protestantische Kirche verwandelt wurde, und eine Umwandlung traf bald auch den hohen Chor, denn er wurde zum Begräbnisplatze des sächsischen Fürstenhauses bestimmt. Heinrich der Fromme hatte, wie er in seinem Testamente sagt, die Freiberger in aller Treue und Gehorsam gegen Gott und ihn erfunden, und darum wollte er auch bei ihnen ruhen und schlafen. So wurde er denn nach seinem Tode, der am 18. August 1541 erfolgte, im hohen Chor neben dem Altar beigesetzt, und schon nach elf Jahren folgte ihm sein Sohn, der Kurfürst Moritz, der am 11. Juli 1553 in der Schlacht bei Sievershausen tödlich

verwundet worden war. Ihm ließ sein Bruder, der Kurfürst August, ein Grabmal errichten, welches noch heute das bedeutendste Denkmal in diesem Teile des Domes ist. Es wurde von Italienern entworfen und durch den Antwerpener Bildhauer Anton von Zerum aus dinantischem (belgischem) Marmor ausgeführt und wirkt besonders durch die geschickte Verwendung verschiedener Marmorarten. In Gestalt eines großen Katafalks erhebt es sich auf einem dreistufigen Unterbau, auf dem zwölf Statuetten aus weißem Marmor Genien darstellen, welche die Thaten des darunter Ruhenden verzeichnen. Die Seiten der unteren Abteilung sind durch Paare runder und dunkelroter Säulen in Felder eingeteilt, in welchen auf schwärzlichen Tafeln mit hellrötlichen Rahmen goldene Inschriften in lateinischer Sprache die Thaten des Kurfürsten Moritz verkünden. Der Raum zwischen den Säulen ist mit den Sinnbildern der Kriegskunst, der Wissenschaften, der schönen Künste, des Handels und der Gewerbe aus weißem Marmor ausgefüllt, und aus demselben Material sind die Rosetten und Ochsenschädel gearbeitet, welche zwischen den kleinen Feldern des schwarzen Simses angebracht sind. Dieser ragt über den Säulenpaaren allemal etwas vor und trägt an diesen Stellen 14 Paar Krieger in römischer Kleidung, die in der einen Hand Schilde, in der andern Provinzialwappen halten. Auf der oberen, etwas verjüngten Abteilung stehen zehn bronzene Greife, die mit ihren Hinterkörpern eine große Platte tragen. Auf deren Ecken und in der Mitte ihrer Seiten sitzen kleine Engel, an den Ecken des Gesimses Pelikane, welche sich mit ihren Schnäbeln in die Brust hacken, um ihre Jungen mit ihrem Blute zu nähren. Auf dieser obersten Platte kniet Moritz in Lebensgröße und in voller Rüstung, mit dem Kurschwerte auf der rechten Schulter und die linke Hand nach dem vor ihm am Kreuze hängenden Heiland ausstreckend. Hoch oben an einem Bogensims neben dem Denkmale ist die Rüstung aufgestellt, in welcher Moritz bei Sievershausen fiel; eine Papierrolle am Rücken zeigt die Stelle, wo ihn die todbringende Kugel traf.

In der Zeit von 1541—1586 füllte sich der ganze, damals noch kleinere hohe Chor mit Leichen so sehr an, daß es an Raum zu weiteren Beisetzungen fehlte. Daher ließ ihn Kurfürst Christian I. 1588—1594 vergrößern, mit unterirdischem Gewölbe versehen und durch den Italiener Rossení mit sächsischem Marmor aufs prächtigste im Renaissancestil ausschmücken. Bis zum letzten protestantischen Fürsten Sachsens, dem 1694 verstorbenen Kurfürsten Johann Georg IV., blieb diese Kapelle die Begräbnisstätte des sächsischen Fürstenhauses. Die Gräber sind von messingenen gravierten Grabplatten bedeckt, die der Freiberger Erzgießer Hilliger schuf; herrliche Statuen von Fürsten und Fürstinnen aus Bronze und Marmor zieren die Seitenwände, und die Decke zeigt in bunter Malerei und als frei aus den Wolken hervortretende Gestalten Christum, wie er zum jüngsten Gericht erscheint, und die himmlischen Heerscharen.

Das kostbarste Kleinod des ganzen Domes ist die aus allen Bränden fast unversehrt hervorgegangene „Goldene Pforte“, dieses berühmte Zeugnis des romanischen Stils, in welchem die alte Marienkirche errichtet war. Die gotischen Kreuzgänge, mit welchen man 1509 im Süden und Südwesten den Domkirchhof umschloß, um dem Bedürfnisse an Begräbnisstellen für die reichen Familien Freibergs zu genügen und bei Prozessionen Schutz vor der Witterung zu haben, verdeckten Jahrhunderte hindurch das prächtige Portal, das Werk eines unbekannten Künstlers, bis es endlich im Jahre 1861 freigelegt und restauriert

wurde, so daß man jetzt ungehindert seines vollen Eindruckes sich erfreuen kann. An ihm entfaltet sich nach dem Ausspruche des Kunsthistorikers Wilhelm Lübke der höchste Glanz und Adel romanischer Dekoration.

Die Seitenwände dieses Portales sind nicht rechtwinkelig, sondern schräg in die Mauer eingeschnitten, ebenso die Laibung oder innere Bogenwölbung, so daß es sich nach innen verengert. Jede Seite ist durch neun rechtwinkelige Ausschnitte gegliedert, in welchen sich fünf Säulen und zwischen diesen auf vier bis zur halben Höhe der Säulen reichenden Pfeilern ebensoviel Statuen erheben. Die Säulen selbst zeigen eine große Mannigfaltigkeit in ihrer Bildung. Die erste Säule von außen her hat einen runden Schaft ohne jede Verzierung, die zweite ist kanneliert, die dritte rautenförmig stark erhaben und vertieft gemustert, die vierte in derselben Weise, aber in Zickzacklinien, und die fünfte ist spiralförmig kanneliert. Dabei ist aber bei den Säulen auf der rechten Seite ein Unterschied von denen auf der linken. Die zweite Säule rechts hat statt vierzehn nur sieben Kannelüren, bei der dritten sind die Rautenteile vertieft, die links erhaben ausgeführt sind, und dieselbe Wahrnehmung macht man an der vierten Säule; es stimmen nur die fünften Säulen in ihren Spiralwindungen völlig überein. Dieselbe Einteilung der Fläche und dieselbe Ausfüllung der Nischen zeigt der Rundbogen, der das Portal nach oben schließt



Skulpturenschmuck an der „Goldenen Pforte“ zu Freiberg.

Einen großen Reichtum entfaltet der Skulpturenschmuck des Portales, der zugleich durch die Sinnigkeit des Gedankens überrascht, der in ihm verkörpert ist; und dieser Gedanke ist kein andrer, als die Entwickelung des durch den Weltheiland geoffenbarten Reiches Gottes. Die acht Statuen in der unteren Abteilung versinnbildlichen die Entwickelungsstufe desselben im alten Testamente, indem sie teils die Verkündiger der Weisheit des wahren Gottes, teils die dem Gottessohn den Weg bereitenden Propheten darstellen. Links erblicken wir von außen nach innen den Propheten Daniel, die Königin von Saba, den König Salomo und Johannes den Täufer, rechts in derselben Reihenfolge den Hohenpriester Aaron, die Ekklesia (die Kirche Christi, die Braut aus dem Hohen Liede Salomonis), den König David und den Propheten Nahum, alle in charakteristischer Darstellung. Der obere Teil veranschaulicht die Idee des Gottesreiches im Neuen Testamente. Im Felde über der Thüröffnung erblicken wir das Jesuskind auf dem Schoße Marias; beim Eintritt in die Welt begrüßen es die drei Weisen aus dem Morgenlande, auf der andern Seite befinden sich Joseph

und der Engel Gabriel. In den Bogen der Portalwölbung ist die heilige Dreieinigkeit der Mittelpunkt. Im innersten und niedrigsten Bogen bemerkt man als Schlußstein Gott den Vater im Brustbild mit langem Bart und einem Heiligenschein. Er setzt mit seiner rechten Hand Maria die Krone aufs Haupt und reicht mit der linken einem Engel das Evangelium dar; vier Engel stehen zu beiden Seiten als Diener. Die Mitte des zweiten Bogens bildet Gott der Sohn, der als Kind von einem Engel getragen wird, und ihm schließen sich Zacharias mit dem kleinen Johannes und heilige Väter an. Die Gestalt der Taube im dritten Bogen kündigt den heiligen Geist an, dessen Ausgießung auf jeder Seite durch vier Apostel angedeutet wird. Im vierten Bogen endlich, dem höchsten und äußersten, empfängt ein Engel die aus ihren Gräbern auferstehenden Toten, lauter jugendliche Gestalten, mit beiden Händen, um sie vor den Herrn zu führen. Auf den Säulen vor dem Mittelfelde zu beiden Seiten der Thüre ruht je ein Löwe, welcher einem Drachen den Eingang wehrt, und stellt so den Kampf des Guten mit dem Bösen dar. Auf dem vorspringenden schönen Simswerk zwischen dem oberen Ende der Säulen und den Bogen liegen jugendliche Menschengestalten, die mit den Händen reich verschlungenes Blätterwerk halten, welches höchst kunstvoll ganz durchbrochen gearbeitet ist.

Das ganze Portal ist aus Sandstein in vorzüglicher Ausführung gearbeitet worden. Es war ursprünglich vergoldet und mit Farben bunt bemalt und muß damals einen prächtigen Eindruck gemacht haben. Noch in neuerer Zeit sind die Spuren davon bemerkt worden, wenn man solche Stellen angefeuchtet hatte, und man erstaunte dann über die große Frische der Farben und über den entwickelten Farbensinn, der sich darin offenbarte. Dieser Gold- und Farbenschmuck ist es auch gewesen, welcher dem Portale im Volksmunde schon frühzeitig den Namen der „Goldenen Pforte“ verschafft hat.

Die Bergakademie zu Freiberg und deren Sammlungen. Was den Namen Freibergs als Bergstadt über den ganzen Erdkreis getragen hat, ist seine Bergakademie gewesen. Da nirgends im Erzgebirge der Bergbau so blühte, wie in Freiberg, so suchte schon von früher Zeit an derjenige, der die Bergwerkswissenschaften ordentlich kennen lernen wollte, dort Unterricht, der freilich kein theoretischer war, sondern sich auf die Erfahrungen beschränkte, die man in den Bergwerken selbst machen konnte. Vor allen Dingen wandten sich aber solche Leute nach Freiberg, die sich zu Bergbeamten ausbilden wollten.

Zu ihrer Unterstützung bestand dort schon seit dem Jahre 1702 die sogenannte Stipendiengelderkasse. Der Unterricht, den sie erhalten konnten, beschränkte sich hauptsächlich auf Markscheidekunst und Probierkunst, wozu später noch die Metallurgie kam. Letztere Wissenschaft lehrte besonders Christlieb Ehregott Gellert, der Bruder des Fabeldichters, welcher beim Bergwesen in Freiberg angestellt war. Um seinen Unterricht in der metallurgischen Chemie zu genießen, kamen viele und angesehene Personen nach Freiberg, und wie hoch derselbe geschätzt wurde, sehen wir daraus, daß das Honorar für ihn 900 bis 1200, selbst mehrmals 1500 Mark betrug, was namentlich für die damalige Zeit ganz außerordentliche Beträge waren. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieser Fremdenbesuch mit dazu beigetragen hat, den Gedanken an die Stiftung einer Bergakademie entstehen zu lassen.

Den äußeren Anstoß zur Ausführung dieses Gedankens gab im Jahre 1765 die Anwesenheit des Prinzen Xaver, welcher für seinen minderjährigen Neffen Friedrich August die Regierung führte, in Freiberg, wobei ihn der Generalbergkommissarius von Heynitz und der Oberberghauptmann von Oppel von der Notwendigkeit der Begründung einer wirklichen Unterrichtsanstalt für die Bergwissenschaften zu überzeugen wußten. Durch ein Reskript vom 4. Dezember 1765 wurde die Anstalt begründet, und zu Ostern 1766 begannen die Vorlesungen. Chr. E. Gellert war einer der ersten und hervorragendsten Lehrer an der jungen Anstalt, wenn er auch seine Hauptthätigkeit den praktischen Geschäften des Bergwesens widmen mußte. Er starb daselbst am 18. Mai 1795.



Die Bergakademie in Freiberg.

Mit dem Rufe der Bergakademie ist in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens der Name Abraham Gottlob Werners aufs innigste verknüpft. Geboren am 25. September 1750 zu Wehrau in der Oberlausitz, hatte er als Sohn des Inspektors der dortigen gräflich Solmsschen Eisenhüttenwerke schon in früher Jugend den Vorteil der Anschauung des Berg- und Hüttenwesens, womit er noch vertrauter werden mußte, als er unmittelbar nach dem Austritte aus der Schule in Bunzlau als Hüttenschreiber auf dem Eisenhüttenwerke seines Vaters angestellt wurde. Von Wissensdurst getrieben, besuchte er 1769—1771 auf eigne Kosten die Bergakademie, wo er sich durch seinen Eifer und seine Befähigung für die mineralogischen und überhaupt bergmännischen Wissenschaften hervorthat und die Aufmerksamkeit des Berghauptmanns Papst von Ohain auf

sich lenkte. Das hatte zur Folge, daß Werner, nachdem er noch 1771—1774 in Leipzig Rechtswissenschaft, Philosophie, neuere Sprachen und Mineralogie studiert hatte, als Inspektor und Lehrer der Bergbaukunst und Mineralogie an die Bergakademie berufen wurde. Dieses Amt trat er zu Ostern 1775 an, und damit begann eine für die Akademie wie für die Wissenschaft gleich wichtige Periode. Er entfaltete eine unermüdliche Thätigkeit, die mit den Jahren immer vielseitiger wurde, da ein Amt nach dem andern ihm übertragen wurde. Seine Stellung an der Akademie verlangte schon eine volle Manneskraft; denn zu den drei regelmäßigen, alljährlich wiederkehrenden Vorlesungen über Mineralogie, Geognosie und Bergbaukunde und dem sogenannten „Elaboratorium", in welchem Anleitung zur Abfassung schriftlicher bergmännischer Aufsätze gegeben wurde, kamen von Zeit zu Zeit noch andre über verschiedenartige Zweige der Bergwissenschaften, und zudem war er auch Akademieinspektor. Er hielt seine Lehrthätigkeit mit der Vorlesung nicht für abgeschlossen, sondern pflegte auch einen ununterbrochenen, sehr speziellen Umgang mit seinen Schülern, die er alle genau kannte und beurteilte, und auf deren Studien er den unmittelbarsten Einfluß ausübte. Zu gleicher Zeit nahmen ihn seine Ämter als Mitglied des Oberbergamtes, als Bergkommissionsrat und als Bergrat in Anspruch, und neben alledem fand er noch Zeit, für seine Sammlungen in der ausgezeichnetsten Weise zu sorgen.

Diese Vielseitigkeit von Werners Beschäftigung war die Ursache, daß er lange nicht in dem Umfange schriftstellerisch thätig war, als man bei seinen Leistungen in der Wissenschaft vermuten möchte; von 1793 an veröffentlichte er gar nichts mehr im Druck. Sein Name wurde trotzdem weltberühmt, so daß ein Brief, den ein Amerikaner einfach adressiert hatte: „An Wernern in Europa", glücklich in seine Hände gelangte. Seine Schüler trugen eben seinen Namen in die Welt hinaus. Was er in der Wissenschaft neu gestaltete und durch seine ununterbrochenen Forschungen stetig weiter entwickelte, das teilte er ihnen in seinen Vorlesungen und im Umgange mit, sie führten es später ins praktische Leben und in die Litteratur ein, und hauptsächlich dadurch ist sein Einfluß auf die Entwickelung der Wissenschaft so bedeutend geworden. Wenn auch sein mineralogisches System, wie es ja nur natürlich ist, mit der Zeit andern hat weichen müssen, so bleiben doch seine Kennzeichenlehre und seine Mineralbeschreibungen für alle Zeiten klassisch.

1779 kündigte er zum erstenmal ein Kollegium „über die Gebirge" nach eignen von ihm ausgearbeiteten Sätzen an, das aber in den folgenden Jahren aus Mangel an Zuhörern nicht zustande kam, und das er dann 1786 zum erstenmal unter dem Titel „Geognosie" vortrug. Durch diese Vorlesungen wurde er der Begründer dieser Geognosie. Während vor ihm die Bildungsgeschichte der Erde nur aus einer Reihe schlecht begründeter Hypothesen bestand, gründete er seine Geognosie auf Beobachtungen und erhob sie zur Erfahrungswissenschaft. Er war der Ansicht, daß alle Gebilde der festen Erdrinde aus dem Wasser hervorgegangen seien und das Wasser auch jetzt noch alle Neugestaltungen im Mineralreiche bewirke; und diese erhielt sich unter seinen Schülern, bis das Studium vulkanischer Gegenden auch den mächtigen Einfluß der vulkanischen Thätigkeit in der Geschichte der Erde erkennen ließ und zum erbitterten Kampfe zwischen „Neptunisten" und „Vulkanisten" führte.

Werners schöpferischer Geist und seine begeisternden Vorlesungen bewirkten es, daß schon nach den ersten zwei Jahrzehnten ihres Bestehens der Ruf der Bergakademie sich in den weitesten Kreisen verbreitet hatte. Aus den fernsten Gegenden eilten die wissensdurstigen Bergbeflissenen nach Freiberg, und gar manche berühmte Namen finden wir unter den Studierenden. Einfache Inschriften auf Tafeln kennzeichnen die Häuser, in denen die Träger dieser Namen wohnten. Leopold von Buch besuchte die Akademie 1790—1793, Alexander von Humboldt 1791—1792, Theodor Körner 1808—1810, Friedrich Freiherr von Hardenberg (Novalis) 1797, Gotthilf Heinrich von Schubert 1805—1806.

Die großen Anstrengungen, die sich Werner besonders in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit an der Bergakademie zumutete, legten den Grund zu seiner späteren Kränklichkeit. 1817 erkrankte er und suchte Hilfe in Dresden; aber er kehrte nicht wieder zurück, sondern starb dort am 30. Juni. Er wurde in Freiberg auf dem Domkirchhofe begraben; eine Steinplatte mit seinem Namen auf dem Wege zur Goldenen Pforte bezeichnet die Stelle seines Grabes, und an der Außenseite des Kreuzganges ist ihm durch schwesterliche Liebe ein einfacher Denkstein gewidmet worden. Ein andres Denkmal ist ihm 1850 in den Anlagen am Kreuzteiche unweit des Schlosses errichtet worden, das auf einem schönen Postamente die Büste Werners von E. Rietschel trägt.

Was Werner in der Mineralogie, Geognosie und Bergbaukunde für die Bergakademie war, das war Johann Friedrich Lempe 1783—1801 in den mathematischen und physikalischen Wissenschaften. — Auch in der ferneren Geschichte der Akademie treffen wir auf Männer, die ihre Wissenschaft wesentlich vorwärts brachten oder die Technik durch Erfindungen förderten; die Akademie steht so in inniger Verknüpfung mit der Entwickelung unsrer modernen Kultur. A. W. Lampadius trug hier 1795 zum erstenmal die Chemie nach den Grundsätzen von Lavoisier vor, begründete im Jahre 1796 die Hüttenkunde wissenschaftlich, entdeckte in demselben Jahre den Schwefelkohlenstoff und machte nicht bloß zuerst auf die Benutzung des Steinkohlengases zur Beleuchtung aufmerksam, sondern führte auch bereits 1816 im ehemaligen Amalgamierwerk zu Halsbrücke die erste Gasbeleuchtung auf dem Kontinente ein. Als Mineralogen und Geologen sind August Breithaupt, Karl Naumann und Bernhard von Cotta weit über die engeren Fachkreise hinaus bekannt geworden; Julius Weisbach und C. A. Junge vervollkommneten die Markscheidekunst; Ferdinand Reich stellte Fallversuche an und bestimmte die mittlere Dichtigkeit der Erde.

Für ein Institut, wie die Bergakademie, sind Sammlungen von der höchsten Bedeutung, und damit ist sie auch in reichstem Maße versehen. Sie enthalten alles, was mit dem Berg- und Hüttenwesen in Verbindung steht. Eine starke Bibliothek umfaßt in möglichster Vollständigkeit die darauf bezüglichen Werke. Mathematische, physikalische und chemische Apparate, ferner Apparate für die Markscheidekunst, für Hüttenkunde und Probierkunst und eine Münzsammlung dienen den verschiedenen Zweigen des Unterrichts. Den Laien interessieren am meisten die Modellsammlung und die Mineraliensammlungen. In ersterer kann er sich entweder vor dem Besuche der Silbergruben und Hüttenwerke auf denselben vorbereiten oder nachher noch einmal in bequemer Weise das Gesehene sich vergegenwärtigen. Die Einrichtung des Schachtes in

älterer und neuer Zeit, die Maschinen zum Heben der Wassermassen, Wasserräder verschiedener Konstruktion, Gestänge zum Übertragen der Wasserkraft, Göpel, Fördergeräte und viele andre Gegenstände, alle sind in vorzüglich ausgeführten Modellen vertreten, die, soweit es nötig ist, in Thätigkeit versetzt werden können.

Am reichhaltigsten sind natürlich die Mineraliensammlungen. In ihnen wirkt Werner heute noch in der Bergakademie fort; denn den Grundstock derselben bilden seine Sammlungen, die 1814, also noch zu seinen Lebzeiten, für die Akademie erworben wurden. Es waren deren neun, von denen fünf andere Sammlungen einverleibt wurden oder deren ersten Stamm bildeten, während vier, die Haupt-, Kennzeichen- und Edelsteinsammlung und die Aufsatzstücke, ein besonderes Wernersches Museum bilden, dessen Hauptteil unverändert nach seinem eignen letzten Mineralsysteme aufgestellt ist und daher von diesem ein sehr vollständiges Bild gibt. Die übrigen Abteilungen sind: die methodische Mineraliensammlung, die zu den Vorlesungen über Mineralogie dient und mit mehr als 20000 Nummern einen Hauptschatz der Akademie bildet; ferner die geognostische, geographische und Versteinerungssammlung.

Bei der Wanderung durch diese Sammlungen weckt namentlich der Reichtum an Formen und Farben unsre Aufmerksamkeit. Welche Mannigfaltigkeit bietet sich da unsern Blicken dar! In Säulen, Säulchen, Nadeln und Härchen schießen die Kristalle aus ihrer Grundlage hervor, hier sich freier entfaltend, dort sich vielfach kreuzend und mehr oder weniger untereinander verwachsen; bald bauen sie sich wie Korallen oder Flechtenstengel auf, als wären sie gleich organischen Körpern gewachsen, bald funkeln uns ihre vielgestaltigen Flächen aus Drusen entgegen. Auf den Schliffflächen andrer Mineralien bewundern wir nicht nur die schöne Farbe, sondern auch die zierliche Zeichnung. Farben in den verschiedensten und zartesten Schattierungen, alle Stufen des Glanzes vom matten Schimmer der Quarze bis zum Feuer der Diamanten fesseln das Auge. Aus allen Weltteilen sehen wir Erze und gediegene Metalle wohlgeordnet vor uns, und Modelle von Gold- und Platinklumpen aus verschiedenen Gegenden lassen den Wunsch in uns aufsteigen, daß wir doch wenigstens einen dieser Klumpen im Original besäßen. In großer Menge sind die Vorkommnisse aus den sächsischen Erzgruben vertreten, und die zahlreichen Versteinerungen führen uns die Zeugen früherer Schöpfungsperioden, die Meteorsteine gar Boten von außerirdischen Welten vor das Auge.

In den Freiberger Silbergruben. Wie man in Freiberg selbst auf Schritt und Tritt an den Bergbau erinnert wird, so auch in der Umgebung der Stadt. Nach welcher Seite immer man sie verlassen mag, überall erblickt man kahle Gesteinshalden und auf und neben ihnen die Schacht-, Maschinen- und Werksgebäude, sowie rauchende Dampfschornsteine. Das ist der über der Erde oder „über Tage“ liegende Teil der Gruben oder Zechen, welche schon durch die Namen, die sie tragen oder ehedem trugen, die Aufmerksamkeit erregen. Namen wie „Himmelsfürst“, „Unsre liebe Frau am Wege“, „Christus Schlangentreter“, „Liebe Gottes“, „Christbescherung“, „Gottes Gabe“, „Armer Lazarus“, „Rose von Jericho“ und ähnliche weisen auf den religiösen Sinn hin, das Erbteil der Bergleute seit langen Jahrhunderten; andre Namen, z. B. „Reicher Trost“,

„Unverhofft Glück“, „Oberes Neues Geschrei“, „Fröhliche Gesellschaft“ und „Glückselig Neujahr“, deuten Hoffnung und Dankbarkeit an; in manchen kommt der Humor zur Geltung, so in „Kälbertanz“, „Mönchsplatte“, „Junger Sachsenkerl“, „Narrenfresser“, „Hämischer Bauer“, „Weinweibel“, „Springinsfeld“ u. s. w. Selbst ganze Sprüche kommen als Grubennamen vor, wie „Ich wag's, Gott vermag's“; „Deutsche Redlichkeit bringt gute Ausbeut'“; „Will's Gott, so hauen wir Erz“; „Glück hat Neider“. — Die umfangreichste Grube ist die „Himmelfahrt“, östlich von Freiberg gelegen.



Der Abrahamschacht von Himmelfahrt-Fundgrube bei Freiberg.

Dieser wendet man sich am besten zu, wenn man die Einrichtungen der Silberbergwerke kennen lernen will. Bei einer Fahrt in die Tiefe bietet sich aber so viel Neues und Ungewohntes dar, daß man nur unklare Eindrücke dabei empfängt, wenn man sich nicht vorher einigermaßen über das unterrichtet hat, was es alles in einem Bergwerke zu beobachten gibt.

Nur selten kommt das Metall rein oder gediegen in der Erde vor, sondern vermischt mit andern Stoffen oder als Erz. Obenan stehen im Freiberger Bergreviere die Bleierze, welche silberhaltig sind, namentlich der Bleiglanz, und ihnen schließen sich die eigentlichen Silbererze an, nämlich Glaserz, dunkles und lichtes Rotgiltigerz, Weißgiltigerz oder Silberfahlerz. Diese Erze bilden aber nicht die Hauptmasse des Erdinnern, sondern sie füllen nur Spalten aus, welche das Grundgestein von Freibergs Boden, den Gneis, sowie Glimmerschiefer, seltener Grünstein oder Porphyr in verschiedenen Richtungen durchziehen, und

in ihrer Gesellschaft finden sich oft Zinkblende, Arsenik-, Eisen- und Kupferkies und Fahlerz. Sämtliche Erze sind auch noch mit andern, nichtmetallischen Mineralien vermischt, besonders mit Quarz, Braun-, Kalk-, Schwer- und Flußspat. Solche von Erzen ausgefüllte Spalten und Klüfte heißen Erzgänge. In der Breite von $0,_1$—2 m steigen sie mit einer Neigung von 30—90° nach oben und reichen bis in noch unergründete Tiefen, in die „ewige Teufe“ nieder. Man kennt in der Gegend von Freiberg über 800 solcher Erzgänge, in denen die Erze am häufigsten grob oder fein zerstreut in den übrigen Mineralien oder deren Gemengen, seltener in größeren reinen Massen vorkommen.

Die Aufgabe des Bergmanns besteht nun darin, diese Erzgänge in der Erde aufzusuchen und ihnen nachzugehen. Zu diesem Zwecke gräbt er eine brunnenartige Öffnung von viereckigem Querschnitt mehr oder weniger senkrecht in die Erde oder teuft sie ab, und so entsteht der Schacht, welcher dort, wo das Gestein nicht ganz fest ist, ausgezimmert oder ausgemauert wird, um das Hereinstürzen der seitlichen Gesteine zu verhindern. Durch den Schacht steigt der Bergmann ein und aus oder fährt er nach seiner Sprache an und aus; in ihm werden die in der Grube gewonnenen Erz- und Gesteinsmassen zu Tage gefördert, auch wird in ihm das Wasser hinausgehoben, das sich unten sammelt. Zu diesem Zwecke zerfällt er in drei Abteilungen, die durch Zimmerung voneinander getrennt sind, nämlich in den Fahr-, Förder- oder Treib- und den Kunstschacht. Zugleich bewirkt er den nötigen Luftwechsel in der Grube und führt die bösen Wetter ab.

Gelangt der Bergmann beim Abteufen des Schachtes an einen Erzgang, so folgt er diesem durch einen tunnelartigen Bau, den er nach Bedürfnis auszimmert oder ausmauert, in horizontaler oder doch nur ganz wenig aufsteigender Richtung. Auf dieselbe Weise geht er im Nebengestein fort, d. i. in dem einen Gang einschließenden Gestein, das ja der Masse nach das Hauptgestein ist, und sucht auf diese Weise einen Gang zu erreichen. Solche Grubenbaue heißen Strecken, ihr Ende Ort; an letzterem arbeitet der Bergmann „vor Ort“. Ganz ähnlich sind die Stollen oder Stölln, nur werden diese nicht vom Schachte, sondern von Tage aus angelegt. Von einer Thalsohle aus, wo sie mit der Tagesöffnung oder dem Mundloch beginnen, werden sie in ganz geringem Aufsteigen, also fast horizontal nach dem Hauptschachte getrieben; sie dienen ganz besonders dazu, das Wasser, das sonst sehr lästig werden könnte, aus der Grube zu entfernen. Dem Hauptstollen muß alles Wasser zugeführt werden, was tiefer unten zufließt. Das geschieht durch die Kunstgezeuge oder Pumpwerke, welche in der als Kunstschacht bezeichneten Abteilung des Schachtes angebracht sind. Zu ihnen wird das Wasser durch Strecken geleitet, die meist 40 m unter dem Stollen und untereinander liegen und Gezeugstrecken genannt werden. Je tiefer der Schacht ist, desto mehr Gezeugstrecken hat er, die man mit Ziffern bezeichnet, so daß die nächste unter dem Stollen die erste, die folgende die zweite Gezeugstrecke heißt u. s. f.

Das Wasser ist überhaupt der hartnäckigste Gegner des Bergmanns, mit dem er ununterbrochen im Kampfe liegt. Von der Oberfläche der Erde sinkt es durch die Poren und Spalten des Gesteins in die Tiefe und kommt dort überall zum Vorschein, wo der Bergmann ihm den Weg durchschneidet. Es sammelt sich auf der Sohle der Strecken und muß sobald als möglich entfernt werden; wollte man es nur kurze Zeit sich selbst überlassen, so würde es zu

einer großen Gefahr werden. Es ist ja ohnedies bei starkem Zuflusse nicht immer gelungen, es zu bewältigen, so daß uns in Bergbaugegenden von gar manchem „ersoffenen“ Bergwerk erzählt wird. Ist ein Schacht noch nicht tief und steht er mit keinem Stollen in Verbindung, so arbeitet man auf der Sohle eine Vertiefung oder ein „Vorgesümpfe“ aus, worin sich das Wasser sammelt, das durch einen von Menschenhänden bewegten Haspel in Kübeln herausbefördert wird. Drängt das Wasser stärker hinzu, so bedient man sich zu seiner Entfernung der Handpumpen, deren immer mehr untereinander angebracht werden müssen, je tiefer der Schacht wird. Sind die Gruben aber ausgedehnt, so genügt die Menschenhand nicht mehr, um sie von allem Wasser zu befreien, und man muß auf andre Mittel bedacht sein. Am bequemsten wäre ein zur tiefsten Stelle der Grube führender Stollen, aber nur bei wenigen Gruben gestattet dies die Lage. Will man daher das Wasser im Zaume halten, so braucht man besondere Maschinen, die Wasserhaltungsmaschinen. Man stellt durch den ganzen Schacht hindurch Pumpen übereinander auf, deren Kolbenstangen mit dem Schacht- oder Kunstgestänge in Verbindung stehen und durch dieses auf und ab bewegt werden. Jede Pumpe, Pumpen- oder Kunstsatz genannt, hebt das Wasser zur nächsthöheren, indem sie es in einen Kasten, den Sumpfkasten, ausgießt, aus welchem es letztere aufsaugt, und so gelangt es entweder zum tiefsten Stollen oder auch zu Tage. Die Wasserhaltungsmaschinen werden bald durch Wasser-, bald durch Dampfkraft getrieben.

So gefährlich dem Bergmann das Wasser als Feind ist, so unentbehrlich ist es ihm als Freund. Es muß ihm unter der Erde helfen, sich selbst zu bekämpfen und die gewonnenen Erze heraus zu befördern, und auf der Erde oder „über Tage“ muß es bei ihrer „Aufbereitung“ Dienste leisten. Daher muß es eine Hauptsorge des Bergmanns sein, immer das zum Betriebe der Maschinen erforderliche Wasser, das Aufschlagewasser, zur Verfügung zu haben; er hat die Dürre ebenso zu fürchten wie der Landmann, da Wassermangel viele Arbeiter zwingen würde, zu feiern oder „feirig“ zu werden. Besonders für den Freiberger Bergbau ist die Wasserfrage von jeher eine Lebensfrage gewesen; denn in seinem Gebiet, dem nur geringe Höhenunterschiede aufweisenden Plateau zwischen der Freiberger Mulde und ihrem linken Nebenflusse Striegis, ist es besonders schwierig, immer die nötigen Wassermengen herbeizuschaffen, durch welche die Maschinen im Gange erhalten werden. Aber diese Aufgabe, welche in der Hauptsache darin besteht, das Wasser für die trockene Zeit zu sammeln und es nach den einzelnen Gruben zu leiten, ist im Freiberger Bergbezirk durch jahrhundertelange Arbeit trefflich gelöst. Dieses Werk wurde in der Mitte des 16. Jahrhunderts unter dem Oberbergmeister Markus Röling von Martin Planer in den südlich von Freiberg angelegten Großhartmannsdorfer Bergteichen begonnen und in den folgenden Jahrhunderten wurde daran weiter gearbeitet.

In solchen Sammelteichen, deren man jetzt elf zählt, werden nun die verschiedenen Wasseradern, welche einzeln zu schwach wären, die Maschinen zu betreiben, aufgestaut, ebenso das überschüssige Wasser zur Zeit der Schneeschmelze und andauernden Regens. Von hier wird es durch Kanäle oder „Kunstgräben“ fortgeführt, aus welchen den einzelnen Gruben ihr Bedarf nach „wöchentlichen Rädern“ zugemessen wird und durch die man auch andre Teiche speist. Unter den Teichen ist der Neue Teich bei Großhartmannsdorf der tiefste Sachsens;

der Große Teich ebendaselbst nimmt über 60 ha Flächenraum ein, faßt beinahe 2 Mill. kbm Wasser und ist der Hauptbehälter für alle Aufschlagswasser der Freiberger Gruben. Unter den verschiedenen Kunstgräben zeichnet sich der Dörnthaler aus, welcher 28 km lang, viermal mitten durch Berge gearbeitet ist und 18 großen Bergteichen Wasser zuführt. Er beginnt bei dem Dörnthaler Bergteiche, welcher noch weiter nach Süden liegt als die Großhartmannsdorfer Teiche. Nicht weit von seinem Ufer befindet sich das Mundloch des 2000 m langen Friedrich-Benno-Stollens, welcher für Kähne schiffbar und so hoch ist, daß ihn ein Reiter passieren könnte. Früher wurde er öfter illuminiert, wenn gerade fürstliche Personen anwesend waren.

Solcher Stollen gibt es in der Umgegend von Freiberg eine ganze Menge. Sie rühren meist aus alter Zeit her, gegenwärtig sind aber viele von ihnen aufgegeben; nur einige der am tiefsten gelegenen und am weitesten ausgedehnten Hauptstollen sind noch in Benutzung und gangbar. Dazu gehören namentlich die sogenannten Revierstollen, die sich im Besitze des Freiberger Bergreviers befinden. Der bedeutendste von ihnen ist der „Alte und Tiefe Fürstenstollen“, dessen Mündung nordöstlich von Freiberg am linken Muldenufer oberhalb Tuttendorf liegt. Er führt durch alle Gruben von Freiberg, Zug, Brand und Erbisdorf und setzt sich als „Kurfürst-Johann-Georgen-Stollen“ und „Moritz-Stollen“ fort. Ihm steht der „Thelersberger Stollen“ nicht nach, der unterhalb St. Michaelis, westlich von Brand, am rechten Ufer der Striegis angesetzt ist.

Wie hoch der Bergmann das Wasser zu schätzen weiß, das erkennt man an der sorgsamen und sparsamen Verwendung desselben. Er mißt genau ab, wieviel zum Treiben einer Maschine gebraucht wird, und begnügt sich nicht mit der einmaligen Verwendung einer gewissen Wassermenge, sondern überträgt ihr immer neue Arbeiten. „Das Bächlein, das eben in einem Pochwerke thätig war, muß alsbald wieder das Wasserrad einer Pumpe treiben; von diesem fällt es den Schacht hinab auf ein zweites und wohl auf ein drittes Rad, und kaum durch einen Stollen entlassen, arbeitet es aufs neue in einer andern Grube.“ —

Nachdem wir nun einigermaßen auf das vorbereitet sind, was uns im Bergwerk erwartet, schicken wir uns zur Fahrt in die Tiefe an. Wir wählen dazu den Abrahamschacht, den tiefsten von den vierzehn gangbaren Hauptschächten der „Himmelfahrt-Fundgrube“. Zunächst werden wir ins Huthaus gewiesen, wo wir bergmännische Tracht anlegen. Das Hauptstück derselben ist der Grubenkittel, eine faltige, blusenartige, unten durch einen Gürtel zusammengehaltene Jacke aus schwarzer Leinwand; dazu kommt nach hinten ein um die Hüfte geschnalltes Schurzfell, das Bergleder genannt, und unsern Hut vertauschen wir mit dem tschakoförmigen, krempelosen Schachthut aus Filz, mit einer Kokarde und den gekreuzten Hämmern geschmückt. Um den Hals hängt man uns eine Lederschlinge und in diese die Blende, ein oben gebogenes und nach vorn offenes Gehäuse aus Holz, auf dessen Boden eine Tülle den Fuß des Grubenlämpchens aufnimmt. Die Lederschlinge ist so weit, daß das Grubenlämpchen vor der Mitte der Brust hängt. Wir sind nun äußerlich in einen Bergmann verwandelt; es fehlt uns nur vorn am Gurt das Bergtäschchen, in welchem das Feuer- und etwas Handwerkszeug, darunter der Tscherper oder das Grubenmesser, verwahrt wird. Alte Bildwerke zeigen uns den Bergmann in andrer Kleidung. Der wichtigste Teil derselben war ursprünglich ein langer, weißer Bergkittel von

wollenem Stoff, der vorn aufgeschürzt wurde und am Halse mit einer zugespitzten Kappe versehen war, die von hinten über den Kopf gezogen wurde; das Bergleder reichte tief herab bis auf die Waden, und lederne „Kniebügel“ schützten die Kniee.

In Begleitung eines uns zur Führung mitgegebenen Bergmanns begeben wir uns zum Schachtgebäude. Wir blicken in die Mündungen der verschiedenen Abteilungen des Schachtes und folgen dann dem immer voransteigenden Führer in den Fahrschacht. Es macht auf den unerfahrenen Neuling einen stets beklemmenden Eindruck, vom hellen Tageslicht auf mehrere Stunden Abschied nehmen zu müssen und auf den trüben Schein des Grubenlichtes angewiesen zu sein. Auf fast senkrecht stehenden Leitern, den sogenannten Fahrten, steigen wir, das Gesicht denselben zugekehrt, abwärts. Wir werden bald gewahr, wie notwendig es war, vor dem Einfahren die Kleider zu wechseln; denn an vielen Stellen tropft das Wasser herab, die Stufen der Fahrten sind mit feuchtem Schmutz bedeckt, und wenn wir uns nur etwas nach rechts oder links oder hinten bewegen, treffen wir an die benachbarten Schachtabteilungen oder an das nasse Gestein. In Zwischenräumen von je 7—9 m sind Bretterböden oder Bühnen angebracht, wo wir nach Belieben ausruhen und uns von unserm Begleiter vom Bergbau erzählen lassen können; denn während der Fahrt selbst ist daran nicht zu denken, da müssen wir alle Aufmerksamkeit auf unsre Sicherheit verwenden. Auf diesen Bühnen begegnen wir öfters Bergleuten, die aus der Tiefe kommen und uns mit ihrem „Glückauf!“ dem alten Bergmannsgruße, empfangen. Ein donnerndes Geräusch kündigt uns an, daß wir in die Nähe des großen, die Maschinen des Schachtes bewegenden Wasserrades gekommen sind, das seitlich in den Schacht hereingebaut ist und der Außenwelt durch den von ihm in regelmäßigen Pausen gehobenen Hammer des auf dem Schachtgebäude angebrachten Signalglöckchens Kunde von seiner ununterbrochenen Thätigkeit gibt. Auch fernerhin begleitet uns das Rauschen des Wassers, von den Pumpwerken herrührend, und unser Ohr muß sich an den Lärm der Fördermaschine gewöhnen.

Nachdem wir schon ein bedeutendes Stück abwärts gestiegen sind, bemerken wir neben der Fahrt eine Vorrichtung, die uns der Führer als „Fahrkunst“ bezeichnet. Er fragt uns zugleich, ob wir die Absicht haben, bis zur tiefsten Stelle der Grube vorzudringen, und auf unsre bejahende Antwort gibt er uns den Rat, in diesem Falle die Fahrkunst zu benutzen, da sonst die Ermüdung eine zu starke sein würde, unterläßt es aber nicht, uns zugleich auf die dabei drohende Gefahr aufmerksam zu machen. Wir meinen zwar, wir hätten in den deutschen Gebirgen schon manchen Tagemarsch bergauf und -ab gemacht, und würden es auch aushalten, mehr als 500 m hinab und wieder heraufzusteigen; aber die Bequemlichkeit, mit welcher uns die Fahrkunst zu befördern verspricht, ist doch zu verlockend, und wir sind bald entschlossen, uns ihr anzuvertrauen. Zunächst beobachten wir, auf einer der Bühnen stehend, ihr Getriebe. Zwei Gestänge, die, wie uns gesagt wird, bis auf die Sohle des Schachtes reichen, bewegen sich in bestimmtem Tempo abwechselnd auf und ab und zwar so, daß die eine Stange nach oben gezogen wird, während die andre abwärts geht. An jedem Gestänge sind in gleichmäßigen Entfernungen abwechselnd Tritte und Griffe in der Weise angebracht, daß man, auf dem Tritte stehend, in der Mitte der Brusthöhle den Griff findet. In dem Augenblicke, wo die Gestänge in Ruhe sind, befinden sich Tritt und Griff von beiden in gleicher Höhe; sobald aber die

Bewegung wieder beginnt, geht der eine nach unten, der andre nach oben, und befindet sich in der nächsten Pause neben dem folgenden der andern Seite, um sich dann sofort nach dem früheren Punkte zurück zu bewegen. Daraus geht hervor, daß man nichts zu thun braucht, als während der kurzen Pausen immer nur von der einen Seite zur andern zu treten, um entweder gehoben oder in die Tiefe befördert zu werden, und zwar jedesmal etwa $1,_6$ m.

Nachdem wir uns mit der Einrichtung der Fahrkunst vertraut gemacht haben, lassen wir uns vom Führer ihre Benutzung vormachen und folgen ihm dann auf diesem Wege, zunächst nicht ohne Ängstlichkeit; denn es kommt uns auch ohne die Mahnung unsres Bergmanns alsobald zum Bewußtsein, daß ein Fehlgriff oder Fehltritt einen Sturz zur Folge haben könnte, der uns mit zerschmetterten Gliedern in die Tiefe befördern würde. Die Ängstlichkeit und Aufregung vermögen wir auch dann noch nicht gänzlich zu bemeistern, wenn wir uns an die Bewegung der Fahrkunst gewöhnt haben, weil wir ihr unsre ganze Aufmerksamkeit zuwenden müssen und uns doch alle Augenblicke versucht fühlen, uns auch in unsrer Umgebung soweit umzusehen, als es der Schein der Grubenlampe gestattet. Noch schneller und müheloser, als mit der Fahrkunst, würde man mit den Fördergefäßen durch den Förderschacht in das Bergwerk und aus demselben gelangen; doch ist es wegen der großen Gefährlichkeit und der öfteren Unglücksfälle, die dabei vorgekommen sind, den Bergleuten streng verboten, sich dieses Förderungsmittels für ihre Person zu bedienen.

So gelangen wir von Gezeugstrecke zu Gezeugstrecke, unterbrechen aber auch manchmal die Fahrt, um uns seitwärts in den Strecken umzusehen. In verschiedenen Richtungen sind dieselben ins Gestein getrieben; durch Zimmerung und Ausmauerung werden sie vor dem Zusammenstürzen behütet. Unten ruht auf der Mitte von Querhölzern das Laufbrett, unter welchem das Wasser abläuft, und an den Seiten sind Schienen angebracht. Auf letzteren treffen wir länglich viereckige, niedrige Karren, Hunde genannt, in denen das gewonnene Erz nach dem Schacht zum „Förderort“ gebracht wird, wo das Fördergefäß des Treibeschachtes es aufnimmt und dann zu Tage bringt. Die Hunde werden entweder von Arbeitern, den sogenannten Hundejungen, fortgeschoben, oder, zu ganzen Zügen vereinigt, von einem Pferde gezogen. Unser Begleiter zeigt uns in einem unterirdischen Stall zwei Pferde, die ehemals den Kutschwagen eines Kuxinhabers zogen, seit 5—6 Jahren aber Dienste in der Unterwelt verrichten müssen, die sie lebend nicht wieder verlassen werden; denn die Förderung dieser Tiere ist eine so schwierige und umständliche, daß man sie nicht ohne Not unternimmt. An einer andern Stelle der Himmelfahrtgrube sind vier Pferde untergebracht. Wenn wir Glück haben, können wir uns auf einer solchen Wanderung auch von der Schallwirkung der Schüsse überzeugen, mit welcher das Gestein losgesprengt wird. Wir vernehmen erst ein kurzes, klatschendes Geräusch, etwa dem Knalle eines Zündhütchens vergleichbar, und dann folgt donnerartig durch die vielen Strecken der Widerhall.

Am Ende der Strecken treffen wir Bergleute bei der Arbeit „vor Ort“, in der Regel zu zweien, selten drei oder vier. Dabei wurden sonst vorwiegend der Schlägel oder Fäustel und das Eisen angewandt, jenes ein 16—18 cm langes und 5 cm starkes, an einem Ende zugespitztes Stück Eisen, dieses 8—16 cm lang bei 3 cm Stärke. Die Spitze des letzteren wird darauf an das Gestein gesetzt,

und indem der Bergmann mit dem schweren Fäustel auf den oberen Teil schlägt, werden die Gesteinsmassen streifenweise abgesprengt. Doch hat diese Arbeit sehr an Wichtigkeit verloren, seitdem die Sprengung durch Pulver und Dynamit allgemeiner geworden ist. Mittels Schlägen mit dem Fäustel auf dünne Stangen von Stahl wird ein Loch in das Gestein gebohrt, auf dessen Grund die Patrone geschoben und über letzterer Lehm festgestoßen. Dabei wird die „Räumnadel", ein dünner, unten zugespitzter Kupferstab, ins Loch gesteckt und nach dem Feststampfen des Lehms oder eines andern weichen Minerals vorsichtig herausgezogen. In den dadurch entstandenen, bis zum Sprengstoff hinabreichenden Zündkanal bringt man das Zündröhrchen, oder man verwendet von Anfang an statt der Räumnadel die Zündschnur. Sobald der Bergmann diese angezündet hat, flieht er nach einem sicheren Ort und wartet dort die Wirkung des Schusses ab. Dann geht er wieder vor Ort, arbeitet das gelockerte, aber noch nicht ganz losgesprengte Gestein ab und beginnt dann aufzuräumen. Dabei nimmt er schon eine oberflächliche Scheidung vor, indem er das kein Erz enthaltende oder taube Gestein, das er schlechthin als „Berge" bezeichnet, zur Seite wirft, dagegen aber sorgfältig alles sammelt, was Erz einschließt; besonders erfreut ist er, wenn er dabei Stücken sehr reichen Erzes oder gar gediegenen Silbers findet, die er „Stuffen" nennt. Es würde zu viel Kosten verursachen und über Tage bald an Raum für die Halden fehlen, wollte man alles taube Gestein aus dem Bergwerke entfernen; daher sucht man möglichst viel davon im Innern der Grube selbst unterzubringen, z. B. über der Deckenzimmerung oder der Deckenwölbung der Schächte oder in abgebauten Gängen. Nicht immer arbeitet der Bergmann auf Strecken fort, sondern wir kommen auch an Stellen, wo er von der Strecke aus schräg nach oben einem Erzgange nachgeht oder den „Förstenbau" anwendet; die leeren Räume, welche dadurch entstehen, werden durch „Berge" wieder ausgesetzt. Das Erz befördert er durch den „Rollschacht" zu dem mit einem Holzverschlag versehenen Rolloch einer Strecke, aus welchem er es, nachdem sich genügende Mengen angesammelt haben, in herbeigeholte Hunde rollen läßt.

Wir kehren mit unserm Bergmanne nach dem Schachte zurück, um uns von der Fahrkunst in noch größere Tiefen befördern zu lassen, und gelangen endlich zur tiefsten, der elften Gezeugstrecke, wo wir uns $528{,}_7$ m unter Tage oder $103{,}_5$ m unter dem Spiegel der Ostsee befinden. Damit haben wir aber immer noch nicht die tiefste Stelle der ganzen Grube erreicht, sondern auf Fahrten steigen wir noch tiefer und gelangen erst bei ungefähr 550 m unter der Oberfläche der Erde ans unterste Ende. Der Aufenthalt in diesen tiefsten Regionen ist nicht angenehm. Die große Tiefe erschwert die Entfernung des Pulverdampfes und der schlechten Wetter außerordentlich, und die hohe Temperatur treibt jedem, der so weit hinabsteigt, den Schweiß aus den Poren; daher arbeiten auch die Bergleute, die wir hier unten treffen, mit nacktem Oberkörper und sind überhaupt nur mit einer Hose bekleidet.

Es fällt uns deshalb auch nicht schwer, uns von diesen Tiefen zu trennen; gern begeben wir uns zur Fahrkunst zurück, um uns durch mehrere Gezeugstrecken hinaufheben zu lassen. Dann lassen wir uns noch einmal seitwärts in eine Strecke hineinführen, um zum Anfange (oder vielmehr Ende) des Stollens zu gelangen, durch welchen die Grubengewässer der Himmelfahrt dem Rothschönberger Stollen zugeleitet werden. Stundenweit könnten wir von hier aus

über dem Wasserspiegel auf dem Laufbrett ziemlich bequem unter der Erde dahin wandern, wenn wir Lust hätten; doch es sind schon mehrere Stunden vergangen, seitdem wir vom hellen Lichte des Tages geschieden sind, und wir begeben uns daher wieder auf den Rückweg. Dieser wird uns zuletzt noch sauer genug; denn die Fahrkunst hört endlich auf und wir müssen die Fahrten hinaufklimmen, was natürlich viel mehr anstrengt als das Einfahren, zumal nach stundenlangem Steigen, Gehen, Stehen und Kriechen. Auf jeder Bühne müssen wir unsrer Lunge Zeit gönnen, sich wieder zu beruhigen, und sind nun froh, daß wir uns der Fahrkunst anvertraut haben, soweit es möglich war; denn wir empfinden, daß die Anstrengung eine ungeheure gewesen wäre, und zweifeln nicht mehr, wie im Anfange, an der Wahrheit der Erzählung des Führers, daß vor nicht langer Zeit ein Besucher, der sich zwang, auf der Fahrt die ganze Tiefe ab und auf zu durchmessen, hinterher in Freiberg acht Tage krank gelegen habe.

Endlich kommen wir zu den letzten Fahrten; das Tageslicht dringt, da wir einen sonnenklaren Frühlingstag zum Besuche des Bergwerkes gewählt haben, allmählich mit einem eigentümlichen, immer stärker werdenden Schimmer in den Schacht herein, und aus demselben ins Freie tretend, begrüßen wir freudig den vollen Glanz der Sonne. Nun verstehen wir das Behagen, mit dem der Bergmann das Sonnenlicht genießt; kann es ihm doch geschehen, daß er es im Winter, wenn er früh aufbrechen muß und erst spät heimkehrt, monatelang nur am Sonntag zu sehen bekommt. Wir sind jetzt auch im stande, die Stimmung nachzufühlen, die sich in der Steigerarie in Dörings, von Anacker in Musik gesetztem „Bergmannsgruß“ ausspricht:

„Glückauf, du holdes Sonnenlicht,
Sei innig mir gegrüßt!
Der achtet deiner Strahlen nicht,
Der täglich sie genießt.

Ich aber steige Tag für Tag
Hinab in tiefen Schacht,
Wo bei des Fäustels munterm Schlag
Kein Sonnenstrahl mir lacht.

Drum grüßt dich auch der Bergmann froh,
Steigt er zum Licht hinauf;
Kein ander Herz begrüßt dich so,
Kein Mund ruft so: „Glückauf!“

Mancher, der eine solche Fahrt unternimmt, thut es in der Hoffnung, er werde da unten in eine hochpoetische Stimmung versetzt werden, weil in seiner Phantasie, ihm selbst unbewußt, die Märchen aus der Kinderzeit nachwirken, in denen er mit den Zwergen hinabstieg in die glänzend erleuchteten unterirdischen Hallen, sich mit ihnen an die aus reinen Erzstufen bestehenden Tafeln mit den goldenen und silbernen Geschirren setzte und durch das Gefunkel der Erzkristalle und Edelgesteine an den Wänden seine Augen blenden ließ. Wer aber mit solchen Erwartungen kommt, muß sich stark enttäuscht fühlen. Die Gesteinswände, zwischen denen wir einherwandern, sind einförmig grau und werden nur spärlich vom Scheine des Grubenlichtes erhellt, die Erzgänge heben sich durch ihre dunklere Färbung nur wenig von dem tauben Gestein ab, und auch dort, wo das Erz frisch abgebrochen wird, müssen wir, um sein Flimmern und Blinken wahrzunehmen, erst durch Probieren die günstige Richtung aufsuchen, in der wir das Licht am besten darauf wirken lassen können. Zudem machen die edelsten Erze gerade den unscheinbarsten Eindruck. Die schmutzigen Fahrten, das Gefühl der Unsicherheit, die Anstrengung und die mit der Tiefe wachsende Wärme und Unreinheit der Luft lassen eine poetische Stimmung nicht aufkommen.

Trotz alledem wirkt der Besuch eines Bergwerkes im höchsten Grade anregend. Wir sehen endlich einmal das vor uns, wovon wir uns als Laien immer nur eine sehr unvollständige und ungenaue Vorstellung machen konnten, und gewinnen einen Einblick in das Leben und die Arbeit eines Völkchens, das schon in früher Jugend unsre Aufmerksamkeit gewann; wir gewahren das Ineinandergreifen aller einzelnen Thätigkeiten, so daß uns das Ganze als ein Organismus erscheint, in dem halb unbewußt alles zu lebensvollem Wirken ineinander greift; wir fühlen uns gehoben durch den Gedanken, daß wir uns fern von der Mitwelt, tief unter dem Spiegel des Meeres und näher den seit der Urzeit geheimnisvoll im Schoße der Erde wirkenden Kräften befinden.



Ein Förstenbau im Innern.

In ein Bergwerk sollte man den Verschwender führen; vielleicht lernte er hier den Wert des Geldes schätzen, wenn er sähe, mit welchem Aufwande von Kunst, Wissenschaft und ununterbrochener harter Arbeit unter beständig drohenden Gefahren das gewonnen wird, was er leichtsinnig und unnütz vergeudet. Und doch ist erst der kleinste Teil des Weges von dem im Erdinnern eingeschlossenen Erze bis zur blanken Silbermünze zurückgelegt, wenn jenes glücklich zu Tage gefördert ist; dazu bedarf es vielmehr noch einer langen Reihe von Arbeiten über Tage und in der Hütte, die viele Hände, viel Zeit und manchen Schweißtropfen erfordern.

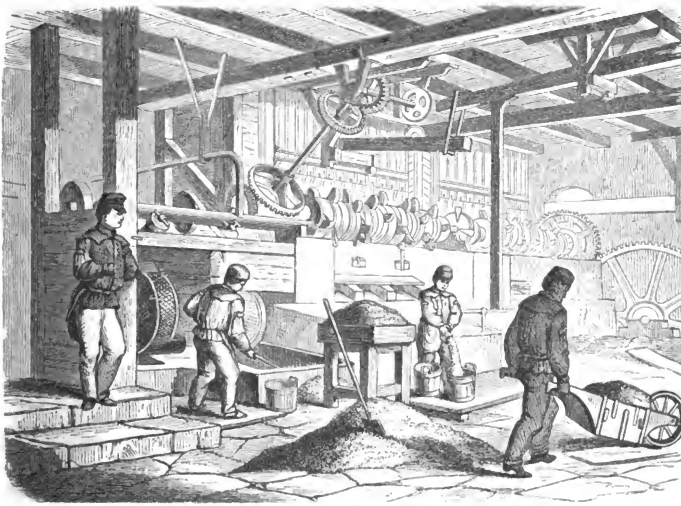
Die verschiedenen Arbeiten, die mit dem geförderten Erze über Tage vorgenommen werden müssen, kann man sämtlich auch bei drei nahe bei einander liegenden Schächten der Himmelfahrt, Abraham-, Turmhof- und Davidschacht,

beobachten. Alle diese Arbeiten, welche den Zweck haben, die Erze für die Verarbeitung im Hüttenwerke geschickt zu machen, werden unter dem Namen der „Aufbereitung“ zusammengefaßt. Diese Arbeit beginnt auf der „Scheidebank“. Jugendliche Arbeiter, sogenannte Scheidejungen, zerschlagen das Gestein und sortieren es, indem sie es nach dem verschiedenen Erzgehalt voneinander scheiden. Das taube Gestein wird auf die Halde geworfen, das erzhaltige dagegen in die Setzwäsche gebracht, um vom Schmutze befreit und zugleich durch ein aus sechs Sieben bestehendes Separationswerk weiter sortiert zu werden. Was durch dieses nicht hindurchgeht, also auf dem obersten Sieb zurückbleibt, wird auf einer Bühne von den Jungen „ausgeklaubt“, d. h. die noch darin vorkommenden Berge werden entfernt, die erzhaltigen Gesteine jedoch abermals sortiert und zerkleinert; was durch das unterste Sieb geht, ist mehlartig und wird später geschlämmt und gewaschen.

Die reinen Erze, die man bei dieser Scheidearbeit erlangt, werden sogleich durch das Trockenpochwerk oder durch Mühlwerke fein pulverisiert und in diesem Zustande an die königlichen Schmelzhütten verkauft; die unreinen, mit unhaltigen Mineralteilen mehr oder weniger vermengten Erze kommen dagegen entweder in das Walzwerk oder in das Naßpochwerk. In jenem werden sie zwischen zwei Walzen zerquetscht und über fünf Siebe geführt. Auf dem ersten bleiben die gröbsten Stücke liegen und werden von ihm wieder zur Walze befördert, während die andern das, was sie nicht durchlassen, in besondere Fächer ausschütten. Von diesen werden die zerquetschten Erze in die Setzmaschine gebracht, welche aus Kästen besteht, die über dem Boden ein Sieb haben und durch eine Maschinerie auf und ab bewegt werden können. Dabei wird durch diese Kästen, die immer mit Erz von gleichem Korn gefüllt sind, von unten durch das Sieb Wasser gepreßt, so daß die leichteren Teile gehoben werden und die schweren, metallhaltigen nach unten sinken und so sich Schichten bilden, deren oberste taubes Gestein enthält, während die unteren aus geringeren oder reicheren Erzen bestehen. Diese Schichten werden mittels eines Streichblechs entfernt; die oberste, das taube Gestein, ist jetzt nicht mehr ganz wertlos, sondern wird von den Zementsteinfabrikanten gern gekauft, und die übrigen werden nach ihrem Erzgehalt weiter behandelt. Die zweite Schicht wird gepocht und dann nochmals dem Reinigungsprozeß unterworfen; die dritte muß zwar auch noch einmal gepocht werden, ist aber dann schon für die Ablieferung zur Hütte fertig; die vierte und unterste endlich enthält reines Erz, das nur noch gemahlen zu werden braucht, um zum Schmelzen geschickt zu sein. Der Staub geht bei dieser Setzarbeit natürlich durch alle Siebe hindurch und setzt sich unten im Schlämmgraben.

In das Naßpochwerk kommen die geringeren Erze, besonders wenn sie in unhaltigem Gestein fein zerteilt sind. Dort werden sie unter Zutritt von Wasser zu feinem Sand und Schlamm zermalmt, und die so gewonnene Masse wird durch ein Rad zum Klassifikator gehoben, der aus einer Reihe von hölzernen Kästen oder Kanälen besteht, worin Sand und Schlamm sich nach der Größe des Korns in fünf Klassen oder Sorten zu Boden setzen. Was dann noch übrig bleibt, kommt in den sogenannten Spitzkasten, wo sich noch zwei Sorten absetzen, so daß es deren sieben gibt. Die gröbste wandert in die Setzmaschine, die übrigen „Schlämme“ werden verwaschen. Dazu kommen sie auf sogenannte Herde, d. h. auf hölzerne, eingerahmte, geneigte Tafeln, die entweder festliegen

oder durch eine Maschine in stoßweise Bewegung versetzt werden und daher in ersterem Falle liegende, in letzterem Stoßherde genannt werden. Hier fließt Wasser über den Schlamm hinweg und wäscht ihn, indem es die leichteren, unhaltigen Teile von den reicheren und deswegen schwereren Erzteilchen abwäscht und fortspült. Auch hierbei sondern sich die geringeren und reicheren Erze infolge der Schwere von selbst, von welchen immer wieder nur die letzteren zum Verkaufe kommen, die ersteren dagegen einer abermaligen und mehrmaligen Verwaschung unterliegen müssen, um aus ihnen noch verkaufsfähige Erze zu erlangen. Es ist also alles darauf berechnet, auch nicht das kleinste Erzkörnchen verloren gehen zu lassen, um alles auszunutzen, was nur irgend benutzbar ist.



Das Naßpochwerk.

Nur so ist es möglich, daß der Silberbergbau im Erzgebirge noch mit Gewinn betrieben werden kann, und der Bergwerksbetrieb ist dadurch ein wahrhaft wissenschaftlicher geworden. In noch höherem Maße hat der Hüttenbetrieb diesen Charakter angenommen; doch ehe ich diesen schildere, will ich die Aufmerksamkeit des Lesers den Bergleuten selbst zulenken, von denen bis jetzt nur nebenbei hat die Rede sein können.

Die Bergleute. Durch ihre oben beschriebene Tracht unterscheiden sich die Bergleute sofort von ihren Mitbürgern und geben sich als eignen Stand zu erkennen; und daß sie eigne Verfassung, Freiheiten, Stiftungen und Feste, zum Teil auch eigne Sprache und Sitten besitzen, erweckt und erhält in ihnen

ein besonderes Standesbewußtsein. Daraus wird es erklärlich, daß der Beruf meist in der Familie forterbt; durch seine ganze Umgebung und alle Verhältnisse wird der Sohn immer wieder auf den Beruf des Vaters hingewiesen, und nur selten kommt es vor, daß er aus der Art schlägt. Alle beim Bergbau Beschäftigte teilt man gewöhnlich in Bergleute vom Leder und von der Feder. Jene beschäftigen sich vorwiegend mit dem Grubenbau und der Aufbereitung; unter diesen versteht man diejenigen, welche über Tage die Verwaltungsgeschäfte besorgen, also statt mit Fäustel und Eisen mit Tinte und Feder arbeiten.

Sämtliche Bergleute eines Bezirkes bilden eine große Gemeinschaft, die Bergknappschaft genannt, und ebenso vereinigen sich die Hüttenleute zur Hüttenknappschaft. Diese Körperschaften bestehen schon seit Jahrhunderten; die älteste bildete sich in Freiberg als eine Verbrüderung von Bergbeamten, Arbeitern und Gewerken oder Bergwerksbesitzern, welche das Gedeihen des Bergbaues zum Zwecke hatte und mit ihren Versammlungen auch fröhliche Feste verband. Einmal im Jahre versammelten sich die Mitglieder beim Bergmeister „zur Frühsuppe und Morgensprache zu halten", und wer da einer unehrenhaften Handlung überwiesen wurde, den hießen der Bergmeister und die Ältesten aufstehen und die Knappschaft meiden. Die „Schmelzerknappschaft" hatte 1590 eine besondere „Zech- und Trinkordnung" für solche Versammlungen aufgestellt. Es ward darin unter anderm zur Aufrechterhaltung der Ordnung und eines guten Geistes alt und jung ermahnt, „daß sich ein jedweder des Ortes ehrbarlich und bescheidentlich mit Worten und Gebärden erweise, allen Unwillen und Feindschaft beiseite setze, mit mördlichem oder gefährlichem Gewehre die Säle nicht beschreite, alle Gotteslästerung, Verleumdungen und ungebührende Reden, übermäßiges Vollsaufen, von einem Tische zum andern Laufen, Geschrei, Geplärr und Geplatze mit den Kannen und Tellern, auch alle andern Üppigkeiten, so oftmals zu großem Widerwillen Ursache geben, vermeide und der Brüderschaft in Gottesfurcht und Fröhlichkeit mit vernünftigem bergmännischen Gespräche beiwohne." Bei solchen Festen kreisten silberne Humpen und große Zinnkannen an der Tafelrunde, die heute noch vorhanden sind und durch ihre Form, sowie durch ihre dem Leben und Treiben des Berg- und Hüttenmanns entnommenen Verzierungen den Freund des Altertümlichen anziehen. Das letzte derartige Freiberger Knappschaftsfest wurde 1836 gefeiert. An diesen Festen nahmen bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts die sächsischen Fürsten, welche Mitglieder dieser Verbrüderungen waren, wie Georg der Bärtige, Heinrich der Fromme, Vater August und Christian II., nicht selten persönlich teil. Am segensreichsten aber wirken diese Knappschaften durch ihr Kassenwesen, das dem Bergmann in der Krankheit und im Alter seine wirtschaftliche Existenz sichert und die Angehörigen bei seinem Tode wenigstens vor den schlimmsten Verlegenheiten schützt.

Das muntere Bergvolk unterließ und unterläßt auch heute noch nicht, unter Umständen im öffentlichen Leben einen gewissen Pomp zu entfalten, besonders bei den Bergaufzügen, bei welchen Berg- und Hüttenleute vom höchsten Beamten bis zum letzten Knappen in ihren altertümlichen, reichen Trachten unter dem Wehen der gewaltigen Fahne und den Klängen feierlicher Märsche paradierten. Einen ganz ungewöhnlichen Eindruck brachten solche Aufzüge besonders dann hervor, wenn sie des Abends beim Scheine der Fackeln und unzähliger Grubenlichter stattfanden.



Eine Bergparade in Freiberg.

Dies geschah zur Feier fröhlicher und bedeutungsvoller Ereignisse im Fürstenhause oder zu Ehren der Anwesenheit fremder fürstlicher Personen. Ein solcher Bergaufzug mit mehr als 2000 Grubenlichtern wurde nebst einer Serenade von den sogenannten Bergsängern 1711 Peter dem Großen dargebracht, als dieser auf seiner Reise nach Karlsbad in Freiberg weilte. Er besuchte damals auch die Halsbrückener Berg- und Hüttenwerke und arbeitete bei dieser Gelegenheit selbst mit Schlägel und Eisen. Wohl am großartigsten war der vom Oberberghauptmann von Herder angeführte nächtliche Aufzug zur Huldigung des Königs Anton am 10. Oktober 1827. Auch nach der Residenzstadt wurden die Freiberger Bergleute zuweilen berufen, um den Glanz öffentlicher Feste erhöhen zu helfen. In neuerer Zeit geschah dies im Jahre 1878 während der Feier des fünfundzwanzigjährigen Ehejubiläums des Königs Albert und seiner Gemahlin Carola. In Freiberg wird noch alljährlich am Tage Maria Magdalena (22. Juli) ein Bergfeiertag mit Kirchenparade und Bergpredigt im Dom gehalten. Er wird auch als der „Streittag“ der Bergleute bezeichnet, weil sie seine Wiedereinführung zu erzwingen wußten, als er 1738 eingezogen werden sollte. Ein festes Auftreten haben die Bergleute überhaupt immer gezeigt, trotz aller ihnen eignen Bescheidenheit, besonders in Zeiten der Gefahr. Mit ihren „Barten“ wußten sie wacker dreinzuschlagen, wenn es galt, in Kriegszeiten den Feind abzuwehren; ihren Landesherren bewahrten sie unerschütterliche Treue, und zur Zeit der Reformation traten sie mit Entschiedenheit für Luthers Lehre ein.

Schon früh am Tage beginnt der Bergmann seine Arbeit. Um 5 Uhr fängt seine Schicht, d. h. seine Arbeitszeit, an, da muß er an Ort und Stelle sein. Bedeutend früher muß er meist von seinem Heim aufbrechen, denn in der Regel ist der Weg zur Grube weit, zuweilen stundenweit. Alle Bergleute, die zu einer Schicht gehören, versammeln sich, bevor sie in die Tiefe fahren, im Zechenhause. Hier werden sie namentlich aufgerufen oder es wird „verlesen“, dann spricht der Steiger ein Gebet und daran schließt sich ein Lied, das gewöhnlich unter Begleitung einer von einem Bergmanne gespielten Orgel gesungen wird. Eine Schicht dauert acht Stunden, gewöhnlich aber arbeiten die Bergleute noch länger, um mehr zu verdienen. Um 3 Uhr nachmittags werden diejenigen, welche früh um 5 Uhr eingefahren sind, abgelöst, und die nun Einfahrenden arbeiten ihrerseits bis 1 Uhr des Nachts. Manche arbeiten auch vor dem Einfahren oder nach dem Ausfahren noch über Tage bei der Aufbereitung, um ihren Verdienst zu erhöhen. Dieser bleibt bei alledem niedrig genug. Der Schichtlohn beträgt eine Mark, und es muß schon ein sehr kräftiger Mann sein, der in 14 Tagen soviel „ledige“, d. i. überzählige Schichten verfahren will, daß er es auf 26 bringt. Wer so große Anstrengungen nicht verträgt, muß sich nach einem Nebenverdienst umsehen. Er fertigt dann Schachteln, Körbe, Siebe, pocht Sand, sammelt seltene Erd- oder Steinarten, medizinische Kräuter und Wurzeln, klöppelt, malt Spitzenmuster oder tagelöhnert. Hat der Bergmann eine zahlreiche Familie — und in der Regel ist dies der Fall — so reicht auch beim größten Fleiße sein Verdienst nicht aus, sie zu ernähren, und dann müssen die Frauen verdienen helfen, sei es durch Klöppeln oder durch andre Hausindustrie, neuerdings besonders auch durch Zigarrenfabrikation. Selbst die Kinder werden schon zur Arbeit angehalten, namentlich zum Klöppeln, aber auch zum Strohflechten und zu andrer Arbeit, damit sie etwas zu den Kosten des Haushalts beitragen.

Sind die Knaben einigermaßen kräftig herangewachsen, so werden sie schon mit dem Berufe des Bergmanns vertraut gemacht. Sobald der Unterricht, den sie in der Knappschaftsschule unentgeltlich empfangen, beendet ist, setzen sie sich auf die Scheidebank und verdienen einige Pfennige. Ist der Knabe der Schule entwachsen, so wird er ordentlicher Scheidejunge, trägt mit Stolz das Standeskleid, den schwarzen Grubenkittel, und überliefert nicht ohne Selbstgefühl seine Löhnung, die für eine Schicht je nach dem Alter des Knaben 32—40 Pfennige beträgt, an die Eltern. Aus dem Scheidejungen wird bald ein Grubenjunge, der vor Ort „Berge säubert" oder die abgesprengten Felsstücke wegräumt und als Karrenläufer oder Hundestößer die Erze in Karren die Strecke entlang bis an den Förderschacht bringt, wo sie vom „Anschläger" in die Fördertonne geschüttet werden. Die nächste Sprosse, die er auf der bergmännischen Stufenleiter erklimmt, ist der Rang des Ausläufers, der entweder auf der Halde „Berge" oder taubes Gestein auffährt, oder auf der Scheidebank, bei den Pochwerken oder als Haspelknecht arbeitet. Als Lehrhäuer oder Bergknecht tritt er dann in das letzte Stadium der Lehrzeit; er bekommt als Abzeichen den Tscherper oder das Bergmesser, und seine Aufgabe ist das Losarbeiten der Fels- und Erzmassen. Hat er als solcher sieben Jahre gearbeitet, so muß er das „Probegeding" bestehen, indem er bei mehrwöchentlicher Geding- oder Akkordarbeit einen bestimmten Verdienst erreichen muß, und nun erst wird er eigentlicher Bergmann, ein Doppelhäuer, Volllöhner oder Knappe, und darf als Auszeichnung zwei Tscherper im Gürtel tragen. Außer ihnen sind aber bei einem Bergwerke auch noch andre Arbeiter beschäftigt, so die Zimmerlinge und Maurer, welche Schächte und Gruben ausbauen, die Kunst- und Gezeugarbeiter, die Bergschmiede, die Walzwerks-, Pochwerks- und Wäscharbeiter.

Die Strebsamen unter den Bergarbeitern können in die Klasse der Beamten aufsteigen, wenn sie in ihren jungen Jahren in der schichtfreien Zeit die königliche Bergschule besuchen, die seit 1770 in Freiberg besteht und ihren Schülern ein Maß theoretischer Kenntnisse beibringt, das sie zu Unterbeamten im Betriebe und der Verwaltung des Bergwesens geschickt macht. Sie werden Obersteiger, Kassierer, Rechnungsführer, Untersteiger, Zimmer- und Maurersteiger, Kunststeiger, Scheidesteiger, Wäschsteiger, Schmiedesteiger, Gängsteiger, Registerschreiber u. s. w. Wer aber eine Stelle als Oberbeamter erlangen will, muß die Bergakademie besucht haben.

Die Arbeit des Häuers ist sehr ermüdend. „Nach einem derben Nachtmarsche (so erzählt Berthold Sigismund) muß der Knappe auf steilen Leitern eine Tiefe hinabsteigen, in welche wohl zwei bis drei bedeutende, aufeinander gestellte Kirchtürme kaum hinabreichen, und dann muß er, oft in sehr unbequemer Körperhaltung, stundenlang den schweren Fäustel schwingen. Der oberirdische Arbeiter erquickt sich, wenn er für einen Augenblick von angreifender Bewegung verschnauft, durch einen Blick ins Grüne; er hört einem Singvogel zu, stopft sich ein Pfeifchen oder plaudert mit Frau und Kind, die ihm seine Labung bringen. Alle diese Erquickungen sind dem Bergmann versagt. Er weilt in der dunklen Teufe; das Picken des Gezähes, das Rumpeln eines Karrens, der dumpfe Donner eines Schusses sind die einzigen Laute, die zu ihm dringen: ernst und schweigsam arbeitet er bei dem trüben Lämpchen; nur selten nimmt er sich Zeit, ein Zwiegespräch mit dem Arbeitsgenossen oder dem die Runde

machenden Steiger anzuknüpfen. Wenn der Mittag sich einstellt, gibt es eine kurze Rast. Der Bergmann genießt ein Stück Brot, meist trocken, und würzt sich dasselbe durch einen Schluck schwarzen Kaffees, den er sich wohl mit der Lampe etwas erwärmt hat. Geistige Getränke und Tabak sind in den Gruben streng verboten. Auf einen Karren oder den nackten Felsgrund sich setzend, streckt er seine müden, steifen Glieder. Dann geht er wieder an die Arbeit, bis die vierte Nachmittagsstunde angekündigt wird. Nun steigen die andern Kameraden, an denen die Wochenreihe der Nachtschicht ist, hinab, um während der Nachtstunden unten in der ewigen Nacht zu arbeiten.

„Endlich kommt der Bergmann nach Hause; die Kinder springen ihm entgegen, die Frau reicht dem Manne, um dessen Leben ihr oft bange sein muß, freudig die Hand. Soviel ich Bergleute in ihren Hütten beobachtet habe, alle waren zärtliche Väter, viel zärtlicher, als man gewöhnlich rauhe Arbeiter trifft. Wahrscheinlich trägt zu dieser Kinderfreundlichkeit die lange Trennung von der Familie bei; Männer, die immer zu Hause arbeiten, werden den lieben langen Tag des Kindertrubels oft überdrüssig; der Bergmann aber sehnt sich aus seiner unterirdischen Öde zur munteren Gesellschaft der Kleinen. Selten sieht man einen verheirateten Knappen am Feierabende vor der Thür sitzen, ohne daß er ein Kind auf dem Schoße hätte."

Es ist nur natürlich, daß sich der Bergmann für seine schwere und einsame Arbeit tief unter der Erde zu entschädigen sucht, und daher gibt er sich in jungen Jahren an Sonn- und Festtagen mit Leidenschaft den geselligen Vergnügungen, namentlich den Freuden des Tanzes, hin. Freilich müssen alle diese Unterhaltungen billig sein, denn größere Ausgaben für solche Zwecke gestattet der kärgliche Verdienst nicht, und besonders die verheirateten Bergleute sind froh, wenn sie Sonntags beim Glase einfachen Bieres sich mit ihren Bekannten unterhalten können. Ist doch ihr Lohn im Laufe von drei Jahrhunderten kaum gestiegen, vielmehr hat er sich, wenn man die Steigerung des Preises aller Bedürfnisse bedenkt, bedeutend verringert. In früheren besseren Zeiten konnten die Bergleute eher den Freuden des Lebens huldigen; da ließen sie bei reichlichem Verdienst auch wieder viel aufgehen, und Luther, der größte deutsche Bergmannssohn, sagt selbst: „Die Bergleute legen ein wenig zu viel auf, und weil es häufig und mit Freuden einkommt, so geht es gewöhnlich mit Haufen und mit Schalle wieder weg und wird unter den Händen zu Wasser."

Sonst war das Musizieren des Bergmanns liebste Nebenbeschäftigung und oft sein bester Verdienst. Die Laute war sein Instrument, und mit ihrem Klange begleitete er die alten Lieder oder Bergreihen, die überall dankbare Hörer fanden. Seit dem 17. Jahrhundert aber legte er sich auf andre Instrumente, und es durften bei Dresdener Hoffesten erzgebirgische Hackebrettierer und Leiermentisten, wie man sie nannte, nie fehlen. Aus unsrer Jugend sind uns noch die „Bergmusikanten" bekannt, die zu Jahrmarktszeiten auf den Straßen der Städte sich hören ließen und denen gern eine Gabe verabreicht wurde, wenn ihr Kassierer mit dem Notenblatt in der zuhörenden Volksmasse oder in den benachbarten Häusern die Runde machte. Jetzt hat der Bergmann das „Musikmachen" fast ganz aufgegeben.

Neben dem Sinne für Musik war ehedem den Bergleuten ein poetischer Zug eigen. Sie pflegten auf ihren Geräten, als Grubenlampen, Steigerhäckchen,

Trinkgefäßen und namentlich auf den Bergbarten, die oft mit zierlichen Gravierungen versehen waren, allerhand zum Teil vortreffliche Sprüche anzubringen. Als Beispiel führe ich folgende an: „Schlag wacker drauf: es folgt Glückauf!“ „Auf Stölln und Strecken laß dich nichts schrecken.“ „Mein Grubenlicht soll Jesus sein, mit ihm fahr' ich aus und ein.“ „Versuch' dein Heil, häng' Kübel und Seil.“ „Karrenjung', sieh dich nicht um!“ „Edles Erz und Ausbeut' macht fröhliche Gewerken und Bergleut'.“ „Such', schürfe, fahre ein; zerstuffe fest Gestein; so nimmst du Ausbeut' ein.“

Am thätigsten war die schaffende Phantasie der Bergleute auf dem Gebiete des Geister- und Gespensterglaubens und der Sage. Die einsame Arbeit in der Tiefe, die vom Grubenlicht nur unvollständig verscheuchte Finsternis, die in den langen Strecken herrschende Ruhe, eigentümliche Luft und Temperatur, das neckische Verhalten der Erzgänge, die bald arm, bald reich sind, bald plötzlich aufhören, die Unsicherheit des Lebens, das beim Bergmanne immer nur an einem dünnen Faden hängt, alles das mußte dem Glauben an die unmittelbare Einwirkung geheimnisvoller ober- und unterirdischer Gewalten Nahrung geben. Ihrem Walten wurden zufällige Ereignisse zugeschrieben, die man sich nicht erklären konnte oder die sonst die Aufmerksamkeit lebhaft erregten; und unwillkürlich wurden Sagen geschaffen, die sich auf alles erstreckten, was zum Bergbau gehört, aber auch andre Gebiete des menschlichen Lebens in ihren Kreis zogen. Die Entdeckung der unterirdischen Schätze, die Gründung der Ortschaften, Unglücksfälle in den Gruben und über Tage, das Eingehen von Gruben, Senkungen im Erdreich, Errettungen aus großer Gefahr, alte Gebräuche, allerhand Wahrzeichen u. dgl. mehr bilden den Gegenstand dieser Sagen. Am häufigsten erscheint in ihnen das Bergmännchen oder der Berggeist, der sich an dem armen Bergmann dafür rächen will, daß dieser ihm seine Schätze raubt. In verschiedener Gestalt tritt er auf, bald als alter grauer Zwerg, bald in Tiergestalt, z. B. als Pferd mit langem Halse und gräßlichen Augen. Der Berggeist fährt in den Strecken herum, wirft die Bergleute in die Höhe und erwürgt sie oder tötet sie durch seinen Hauch, er läßt das Gestein einstürzen oder richtet andres Unheil an. Zuweilen ist er auch ein guter Geist, der dem Armen aus der Not hilft, aber nur so lange, als letzterer verschwiegen ist; das Ausplaudern des Geheimnisses rächt er schwer.

Die Gefahren, von denen der Bergmann umringt ist, haben den religiösen Sinn befördert, der, frei von aller Frömmelei und allem Mystizismus, in unserm Bergvolke lebt und ihm hilft, sein Los mit Ergebung zu tragen; er ist auch neben der täglichen Gewohnheit die Ursache, daß die Bergleute allen Gefahren mit völliger Ruhe und einem beinahe fatalistischen Gleichmut entgegengehen, so daß sie oft selbst die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln außer acht lassen. Dadurch werden ebensoviel und vielleicht noch mehr Unglücksfälle herbeigeführt, als durch jene schlimmeren Zufälle, die nicht oder nur schwer vorauszusehen und abzuwenden sind. Der Bergmann steht eigentlich immer mit einem Fuß im Grabe. Ein Fehltritt oder Fehlgriff, ein mißverstandener Zuruf, das vorzeitige Losgehen eines Schusses, eine verborgene Spalte im Gestein, das Brechen eines Gestänges oder einer Kette, das Zerreißen eines Taues und ähnliches Mißgeschick fordern jährlich Opfer und bringen manchem den Tod oder wenigstens vorzeitige Arbeitsunfähigkeit. Aber wenn den Bergmann auch gar kein Unfall

trifft, so kann er dennoch nicht auf ein hohes Alter rechnen. So sehr auch in den Gruben für Beseitigung der schlechten Wetter gesorgt wird, so bleibt es doch immer Grubenluft, was er atmet, und sie ist obendrein noch verschlechtert durch Lampendunst, Bohrmehlstaub und Pulverdampf. Durch die lange Entbehrung des Sonnenlichtes, den häufigen grellen Wechsel der Temperatur beim Ein- und Ausfahren, die nahe Berührung mit dem tropfenden Gestein und die große Anstrengung bei magerer Kost muß die Gesundheit leiden. Daher ist selbst der junge, vollkräftige Mann hager und blaß, in späteren Jahren ist das Gesicht beinahe fahl und von tiefen Furchen durchzogen. Dem Hüttenmann geht es nicht besser als dem Bergmanne. In den vierziger oder fünfziger Jahren erwartet sie meist die Berg- oder Hüttenkatze, auszehrende Krankheiten, welche sie bald wegraffen. Greise Knappen sind selten.

Man sollte meinen, ein so beschwerlicher und gefährlicher Beruf müßte die Leute zurückschrecken, zumal bei dem geringen Lohne, der kaum hinreicht, die unentbehrlichsten Bedürfnisse zu bestreiten. Und doch hat es dem erzgebirgischen Bergbau nie an Arbeitern gefehlt! Ein Hauptgrund für diese Erscheinung ist die von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzende Gewohnheit. „Zu keiner Beschäftigung fühlt sich das Volk mehr hingezogen, als zu einer solchen, die den natürlichen Bedingungen der Örtlichkeit gemäß entstanden ist, und die zumal eine rühmliche Geschichte hinter sich hat. An der Meeresküste ist es selbstverständlich, daß der Sohn eines Seemanns Matrose wird; er tritt, sollten auch Vater und Großvater zur See umgekommen sein, sorglos und wohlgemut den Gefahren des Meeres entgegen. So dünkt es auch dem Bergmannskinde ganz selbstverständlich und in der Ordnung, daß es den väterlichen Beruf ergreife.“ Es entsteht so ein erblicher Berufsgeist, der durch die straffe Mannszucht, durch die Jahrhunderte alte Knappschaftsverfassung, durch das Bewußtsein, einer großen und in aller Welt rühmlich bekannten Körperschaft anzugehören, und das dadurch genährte Ehrgefühl erhalten und gefördert wird. So gering der Verdienst ist, so ist er doch zu allen Zeiten sicher; der Bergmann ist nicht, wie der industrielle Arbeiter des Erzgebirges, in seinem Erwerbe fortwährenden Schwankungen unterworfen. Er weiß auch, daß zu Zeiten der Teurung durch allerhand wohlthätige Einrichtungen für ihn gesorgt, daß er auf Kosten seiner Zeche verpflegt und geheilt wird und auch ein Wartegeld fortgenießt, wenn er verunglückt, und daß er endlich, wenn er „bergfertig“, d. h. vor Alter und Krankheit zur Arbeit unfähig ist, ein Gnadengeld bekommt, von dem selbst seinen Hinterlassenen etwas bleibt. Daher ist er mit Treue seinem Berufe zugethan, daher sind immer aufs neue junge Kräfte bereit, die Lücken auszufüllen, welche der Lauf der Dinge oder der jähe Zufall in der festgeschlossenen Gemeinschaft hervorrufen.

In den Mulden- und Halsbrückener Hütten. Ehe die Eisenbahn von Dresden nach Freiberg letztere Stadt erreicht, überschreitet sie auf einem hohen Viadukte das Thal der östlichen Mulde. Schon eine ziemliche Strecke vorher erblickt man vom Zuge aus auch am heitersten Tage vor sich im Westen eine dunkle Wolke, die man sehr bald als aus Rauch bestehend erkennt, ohne daß man die Essen zu entdecken vermag, welchen derselbe entflieht. Das Rätsel löst sich, wenn sich der Zug dem Thalrande nähert und bald darauf den Viadukt

passiert. Da blickt der Reisende rechts in einen kleinen Thalkessel hinab, der aber nichts mit jenen lieblichen grünen Idyllen aus Wiesenstreifen, Baum- und Gebüschgruppen gemeinsam hat, die wir in den erzgebirgischen Thälern so häufig antreffen, sondern ein eintöniges Grau bis Schwarzgrau herrscht, das jedes lustige Pflanzengrün aus seiner Nähe zu verscheuchen scheint. Aus hohen und niedrigen Schornsteinen und sonderbar geformten Dächern kommt der Rauch hervor, trübt die Atmosphäre des Thalkessels, ihn wie in einen düsteren Schleier hüllend, und steigt zu jener schon beobachteten Wolke empor. Nicht die Ziegelfarbe, die sonst Fabrikanlagen einen freundlichen Zug verleiht, tritt hier am Mauerwerk, auf den Dächern und an den Schornsteinen dem Auge entgegen, sondern dunkel ist alles, von Rauch und Qualm geschwärzt, auch was ursprünglich weiß getüncht gewesen ist. Durch nichts heben sich die Gebäude vom Boden ab, denn derselbe hat die nämliche graue Farbe, keine Gärten füllen den Raum zwischen ihnen aus. Schwarzgraue Halden von Schlacken senken sich steil zur trüben Mulde hinab, und auch die Thalseiten sind kahl und sehen wie verbrannt aus; nur ganz oben fristet eine ärmliche Grasvegetation ein kümmerliches Dasein, aber es ist kaum ein Grün zu nennen, womit sie den Boden überzieht.

Wer es nicht wüßte, würde es kaum erraten, daß dort unten in so farbloser Umgebung das helle, glänzende Edelmetall gewonnen wird. Jene grauen Gebäude sind die Muldenhütten, die, so unscheinbar sie auch aussehen, dennoch eine Perle Sachsens sind und neben der Bergakademie Freibergs Namen überall, wo auf der Erde Bergbau getrieben wird, zu einem geachteten gemacht haben. In diese dem Staate gehörigen Hütten wird von den Gruben nach seiner vollständigen Aufbereitung das Erz gebracht, um geläutert und seiner wertvollen Stoffe beraubt zu werden. Die Art und Weise nun, wie die Verhüttung der Erze stattfindet, ist Freibergs Ruhm; denn durch sie allein ist für seinen Bergbau die Möglichkeit des Fortbestandes gesichert.

Heute liefert nämlich der Bergbau lange nicht mehr den reichen Ertrag, wie in früheren Jahrhunderten, wo die Überschüsse an die Gewerke gleich in Silber- und Kupferbarren verteilt wurden und infolgedessen bei den Bergherren mitunter eine Üppigkeit herrschte, die sich in manchen Sagen widerspiegelt; jetzt müssen die Besitzer der Kuxe oder Anteilscheine öfters Zubußen oder Zuschüsse bezahlen, damit eine Zeche nur im Gange erhalten werden kann. In jenen Zeiten trieb man Raubbau, d. h. man hieb nur die reichsten, den meisten Gewinn bringenden Erze heraus und ließ die minder reichen stehen, und sobald der Abbau schwieriger wurde, ließ man die Grube liegen und schlug an andrer Stelle ein. Diese leicht zu gewinnenden Schätze sind aber längst erschöpft; man hat sich genötigt gesehen, die Gruben mehr und mehr auszudehnen und in immer größere Tiefen vorzudringen, und dadurch ist die Förderung der gewonnenen Erzmassen und die Entfernung der Wassermassen, die nun auch viel reichlicher zuströmen, weit schwieriger geworden als früher, und hat die Aufstellung von kostspieligen Maschinen erfordert, die auch nur mit großen Kosten zu unterhalten sind. Daher verschlingt der gesamte Betrieb der Gruben schon einen großen Teil der Ausbeute und manchmal die ganze oder gar noch mehr. Dazu kam der reiche Silberstrom, der sich nach der Entdeckung der Neuen Welt von dieser nach der Alten ergoß und den Preis des Silbers erniedrigte, in unserm Jahrhundert der überreiche Ertrag der Silberminen in der nordamerikanischen

Union und in neuester Zeit die ungünstigen Handelsverhältnisse in Ostindien und den ostasiatischen Ländern, wodurch der Abfluß der Silbervorräte des Westens nach dem Osten beeinträchtigt wurde. Auch die bedeutenden Entschädigungen, welche Privaten und ganzen Gemeinden für das durch den Bergbau ihnen entzogene Wasser und für die Schädigung der Feldfluren durch den Hüttenrauch gezahlt werden müssen, tragen zur Verringerung der Ergiebigkeit des Bergbaues bei.

Derselbe sah sich also, wenn er überhaupt weiter bestehen wollte, vor die Aufgabe gestellt, trotz der bedeutenden Erhöhung der Betriebskosten und der Erniedrigung des Wertes der zu Tage geförderten Erze einen Gewinn zu erzielen. Durch den Betrieb der Gruben selbst war dies nicht oder nur sehr unvollkommen zu erreichen, und es konnten daher nur die Hütten Hilfe schaffen. Es galt, aus den Erzen viel mehr herauszuziehen, als bisher geschehen war, auch die ärmsten auszunutzen und von den Nebenprodukten nichts verloren gehen zu lassen, was in irgend einer Weise verwertbar ist. Diese Aufgabe haben die Muldenhütten in ausgezeichneter Weise gelöst durch Anwendung aller Hilfsmittel, welche die neuere Wissenschaft und Technik dargeboten haben; in ihnen ist daher der Sieg der Wissenschaft über widrige historische und Naturverhältnisse verkörpert.

Nur wenige von den im Erzgebirge zu Tage geförderten Erzen sind reich an Silber, dieses bildet vielmehr in den meisten nur einen geringen Bruchteil; desto größer ist ihr Gehalt an Blei und Schwefel, auch Arsenik, Kupfer und Zink enthalten sie in ansehnlichen Mengen. Die erste Aufgabe des Hüttenmannes bestand nun darin, auch aus den silberarmen Erzen das edle Metall hervorzulocken. Noch vor wenigen Jahrzehnten mußte der Bergmann Erze, die auf den Zentner weniger als 25 g Silber ergaben, auf die Halde werfen, weil ihre Verhüttung sich nicht lohnte; jetzt verwendet er schon solche mit Nutzen, die im Zentner nur 15 g Silber enthalten. Noch wichtiger aber war es, daß die Hüttenkunde dahin gelangte, auch die andern in den Erzen enthaltenen Stoffe zu gewinnen. Um deren Bedeutung zu ermessen, braucht man nur zu bedenken, daß der Wert des Bleies und der Bleiprodukte, die im Jahre 1880 die fiskalischen Hüttenwerke Sachsens erzielten, fast 20% des Gesamtwertes aller Hüttenprodukte betrug. Der reiche Schwefelgehalt vieler Erze entwich sonst als schweflige Säure in die Luft, und es ist berechnet worden, daß auf diese Weise jährlich mehr als 100000 Zentner wertvoller Stoffe in nichts zerflossen; denselben Weg gingen arsenige Dämpfe, gasförmige Oxyde und arseniger Flugstaub. Ja, sie waren nicht bloß verloren, sondern verursachten auch noch dem Staate große Kosten. Der giftige Dampf senkte sich auf die Felder der umliegenden Dörfer herab und verminderte deren Ertrag; die Haustiere fraßen das in der Umgebung der Hütten gewachsene Futter nicht oder nur mit Widerwillen, wurden auch davon krank und gingen zu Grunde. Die Grundbesitzer klagten gegen den Fiskus, und der Staat mußte sich wohl oder übel dazu verstehen, den Leuten Entschädigungen für ihre Verluste zu gewähren. Es wurde ein besonderer Regierungskommissar zur Abschätzung der Schäden eingesetzt, und die für sie gezahlten Summen erreichten oft eine bedenkliche Höhe.

Alles das, was sich sonst nutzlos verflüchtigte und obendrein die Luft verpestete, versteht der Hüttenmann seit etwa drei Jahrzehnten festzuhalten und in Stoffe umzuwandeln, für welche er zahlreiche willige Abnehmer findet.

Die Rauchschäden sind immer unbedeutender geworden; denn wenn auch das Entweichen schädlicher Dämpfe nicht gänzlich verhindert werden kann, so sucht man doch die wenigen, die nicht zu fassen sind, möglichst unschädlich zu machen. Dies geschieht durch einen riesigen Schlot, der auf der Höhe des Thalgehänges weithin sichtbar emporragt und den möglichst gereinigten Rauch, der ihm in unterirdischen Kanälen zugeführt wird, so hoch in die Luft leitet, daß die in ihm noch enthaltenen giftigen Gase sich dort verteilen. Natürlich entströmt den Hütten trotz alledem noch viel Dampf, wie ein Blick in den Thalkessel beweist, und noch auf der Höhe des Thalrandes spürt man den scharfen, stechenden, zum Niesen reizenden Geruch, den man auf der Wanderung durch die Hütten nicht los wird. Aber das ist gegen die früheren Zustände unbedeutend und der dadurch angerichtete Schaden an den Feldfrüchten nur gering. In der Zeit, wo jährlich hohe Summen als Schadenersatz gezahlt werden mußten, hielt es die Regierung für vorteilhafter, solche Güter, deren Fluren der Einwirkung des Hüttenrauches besonders ausgesetzt waren, als Staatseigentum zu erwerben, besonders in dem nordnordöstlich gelegenen Hilbersdorf, zu dessen Gemarkung die Muldenhütten gehören; neuerdings haben sich für solche Güter, wenn auch um etwa die Hälfte des ehedem von der Regierung gezahlten Preises, wieder Käufer gefunden, die allen Ansprüchen auf Entschädigung entsagen.

Versuchen wir nun, uns als Laien ein Verständnis der Einrichtungen und Vorgänge zu verschaffen, durch welche die Erze gezwungen werden, alles Benutzbare, was in ihnen ist, dem Hüttenmann zu überlassen, und den Weg kennen zu lernen, auf welchem er dies weiter verarbeitet.

Der Hüttenmann, dessen kundiger Leitung wir uns auf der Wanderung durch die Hütten anvertrauen, führt uns zunächst in die Magazine, wo die Erze als pulver- und sandförmige Massen lagern. So werden sie von den näher gelegenen Gruben in kastenartigen, verschlossenen Wagen, von den entfernteren in Eisenbahnwaggons abgeliefert. Doch nicht bloß sächsische Erze treffen wir hier, sondern auch fremde, z. B. aus Mexiko und Chile. Die Hütte schmilzt dieselben nicht auf Rechnung der Gruben, sondern auf eigne Rechnung aus und bezahlt letzteren einen bestimmten Preis, der sich nach dem Gehalt der Erze richtet. Daher werden von jeder ankommenden Ladung zwei Proben entnommen und den beiden Hüttenwardeinen übergeben, von denen jeder selbständig untersucht. Nach dem Ergebnisse richtet sich der Preis, welcher dem Erzlieferanten geboten wird. Ist dieser damit nicht zufrieden, so wird eine dritte Probe dem Schiedswardein in Freiberg übergeben, bei dessen Entscheidung es verbleibt.

Die Erze werden im Magazine „beschickt“, d. h. in großen Posten durcheinander gemengt, ehe man beginnt, sie zu verarbeiten. Der erste Prozeß, dem eine solche „Beschickung“ unterworfen wird, ist das Rösten, was in den Röstöfen erfolgt. Hier werden die auf Hunden herbeigefahrenen Erze von oben auf einen langen Herd geschüttet, in den vom Feuerungsraume her die Flammen schlagen, die eine mächtige Glut erzeugen. Durch Öffnungen in der Wand des Herdes werden die bald ins Glühen geratenden Erzmassen von den Arbeitern auf dem Herde fortgeschaufelt und so dem Feuerherde immer näher gebracht und einer steigenden Hitze ausgesetzt. Dadurch wird vor allen Dingen der Schwefel in Form von schwefliger Säure und der Arsenik in Form von Dämpfen herausgetrieben, und eben diese läßt man jetzt nicht mehr entweichen, sondern

fängt sie auf zu weiterer Verarbeitung, wie wir hernach noch sehen werden. An den Thüren der Öfen bemerken wir häufig einen weißen Staub, angewehtem Schnee ähnlich: das ist Arsenik, der sich aus den ausdringenden Gasen hier niedergeschlagen hat. In der letzten Abteilung des Röstofens schmelzen die anfangs pulverigen Massen zusammen, die nun frei von Schwefel und Arsenik sind. Man läßt sie abfließen, erkalten, zerschlägt sie und beschickt mit ihnen den Hochofen. Dabei fügt man sogenannte „Zuschläge“ hinzu, als Kalk, Schwerspat, Flußspat und Schlacken, um das Schmelzen der Massen und die Absonderung und Ansammlung des Metalles zu befördern. Der Hochofen wird mit wechselnden Schichten von Erzen, Schlacken und Koks gefüllt, die in Glut gebracht werden und zum Schmelzen kommen.

Die geschmolzenen Massen sinken herab und sammeln sich auf dem Boden des Hochofens im sogenannten Sumpfe, indem sie sich zugleich nach ihrem spezifischen Gewicht sondern. Die unterste Schicht bildet das Blei, das zugleich das in den Erzen enthalten gewesene Silber mit sich führt; hierauf folgt der Bleistein, in welchem Blei nebst Eisen, Kupfer und Zink mit Schwefel verbunden ist; obenauf schwimmt die Schlacke, in der alles übrige vereinigt ist. Letztere fließt durch eine in geeigneter Höhe angebrachte Öffnung aus und wird in verkehrt kegelförmigen Tiegeln aufgefangen. Sind diese gefüllt, so eilen Arbeiter mit eisernen, auf Rädern ruhenden Gestellen herbei und fahren die Tiegel ins Freie, wo sie umgestürzt werden, so daß der fest gewordene Schlackenkegel herausfällt. Wir gehen an ganzen Reihen solcher schwarzen Zuckerhüte vorbei. In diesen Schlacken ist immer noch etwas Blei und Silber vorhanden, das der Hüttenmann nicht verloren gehen lassen will; daher werden sie zerschlagen und aufs neue geschmolzen, und das setzt man so lange fort, als noch etwas aus ihnen zu gewinnen ist. Aber auch dann wirft man sie noch nicht weg, sondern formt sie zu großen Ziegeln, die als Baumaterial das Stück für sieben Pfennige gern gekauft werden.

Das Metall läßt man tiefer unten aus dem Hochofen in Formen abfließen und in ihnen erkalten. So erhält man das Werkblei, d. i. ein Blei, in welchem außer dem Silber noch Arsen, Antimon, Zinn und Kupfer enthalten ist, und es gilt nun, diese fremden Metalle zu entfernen. Zu diesem Zwecke werden die Bleistücke zuerst im Saigerofen auf einem schrägen Herde aufgestellt und einer Temperatur ausgesetzt, bei welcher nur das Kupfer ungeschmolzen bleibt; während also alles andre von dem Herde abfließt, bleibt dieses auf ihm zurück in den sogenannten Saigerdörnern, die als Bleizuschläge im Hochofen weiter benutzt werden. Das abgelaufene Blei dagegen kommt in den Bleiraffinierofen, um nun auch von Zinn, Antimon und Arsen gereinigt zu werden, indem diese durch die Einwirkung der Rotglühhitze und der Gebläseluft sich in Oxyde verwandeln, die obenauf schwimmen und durch Abstreichen entfernt werden. Solcher „Abstriche“ unterscheidet man drei, von denen der erste zinn-, der zweite arsen- und der dritte antimonhaltig ist.

Jetzt hat man endlich ein Produkt erhalten, das in der Hauptsache silberhaltiges Blei ist; nicht kürzer aber ist der Weg, die beiden innig verbundenen Kameraden vollständig zu trennen, und es ist von höchstem Interesse, die Thätigkeit des Hüttenmanns dabei mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. Zunächst fesselt uns der Pattinsonprozeß, der vom Engländer Pattinson, welcher ihn 1833 entdeckte, den Namen hat. Wir werden in einen langen Raum geführt, in dessen

Boden eine Reihe von eisernen Kesseln eingemauert ist, die von unten geheizt werden. In ihnen werden große Posten raffinierten Bleies geschmolzen und dann einer gleichmäßigen Abkühlung ausgesetzt. Bei einem bestimmten Abkühlungsgrade bilden sich in der geschmolzenen Bleimasse von der Oberfläche her Kristalle, die fast aus reinem Blei bestehen, also das Silber zum größten Teile ausscheiden. In diesem Stadium beginnen die Arbeiter mit großen durchlöcherten Löffeln in der Mitte der Kesselreihe die Kristalle auszuschöpfen. Das zwischen ihnen noch vorhandene flüssige Blei läuft durch die Löcher in den Kessel zurück, die Kristalle aber werden in den nächsten Kessel nach rechts geschüttet. Dies wird fortgesetzt, bis sich keine Kristalle mehr bilden. Es bleibt dann auf dem Boden die „Mutterlauge“ zurück, ein Blei, welches das Silber mit enthält, das von dem in Kristallform übergegangenen Blei ausgeschieden worden ist. Dieses silberreiche Blei wird in die Kessel nach links geschöpft und dies Schöpfen von Kessel zu Kessel so lange fortgesetzt, bis sich im äußersten rechten Kessel reines Blei, im äußersten linken das übrige Blei mit dem Silber angesammelt hat. Allerdings enthält ersteres immer noch etwas Silber, aber so wenig, nämlich nur noch $0_{,001}$ %, daß eine fernere Behandlung zur Ausziehung desselben sich nicht lohnen würde; es wird Armblei genannt und kommt unter der Marke „Saxonia“ in Barrenform in den Handel. Das Blei, welches den linken Kessel füllt, schließt statt des im raffinierten Blei vorhandenen halben Prozentes Silber 2% ein und heißt daher Reichblei.

Mit diesem wird auf dem Treibherd, einem Ofen mit einer runden, durch einen Krahn beweglichen Kuppe, der Abtreibeprozeß vorgenommen: es soll das Blei vom Silber abgetrieben werden. Über die geschmolzenen Massen stürmt, durch ein Gebläse angefacht, ein glühender Luftstrom und zwingt das Blei, sich mit dem Sauerstoff zu Bleioxyd zu verbinden. Am Anfange, noch ehe das Gebläse wirkt, bildet sich auf der Oberfläche eine schwer schmelzbare Haut, die aus Schwefelblei, Antimon u. s. w. besteht und als erster Abstrich entfernt wird; dann folgt als zweiter Abstrich ein Bleioxyd, das durch Kupfer- und andre Oxyde schwarz gefärbt ist, und hierauf das reine, hellrötliche Bleioxyd oder die Bleiglätte. Letztere fließt ab, erkaltet, zerfällt nach einiger Zeit, wird gemahlen und so in den Handel gebracht. Sie wird in Töpfereien zur Bereitung der Glasur und auch sonst in der Industrie vielfach verwendet.

Das Abtreiben auf dem großen Treibherde wird so lange fortgesetzt, bis eine Legierung erzielt ist, die 60—70% Silbergehalt besitzt, dann unterbrochen und auf einem kleineren Herde, dem Silberraffinierherde, erneuert als Guttreibeprozeß. Dabei dauert das Oxydieren des noch mit dem Silber verbundenen Bleies und Wismuts fort, und das Silber, welches unter diesen Verhältnissen nicht oxydiert, muß also immer reiner werden. Zuletzt bleibt nur noch ein dünnes Häutchen von Glätte zurück, und sobald auch dieses entfernt ist, kommt das reine Silber hell und glänzend zum Vorschein. Das ist der vielgenannte „Silberblick“, welcher dem Hüttenmann endlich als Lohn seiner langen, mühevollen Thätigkeit verheißungsvoll entgegenstrahlt und derselben einen poetischen Schimmer verleiht, der daher auch in der Dichtung verherrlicht und in den Bilderschatz unsrer Sprache aufgenommen wurde. Doch auch jetzt verläßt den Hüttenmann seine kühl berechnende Besonnenheit nicht; der glänzende Schein genügt ihm nicht, er will volle Gewißheit haben und stellt daher mehrere Proben an,

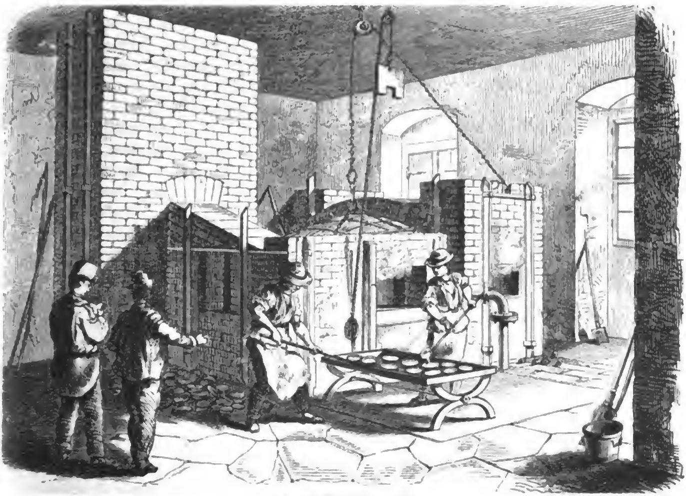
um sich von der gänzlichen Vollendung des Reinigungsprozesses zu überzeugen. Er hält von Zeit zu Zeit ein Gezähstück über die Fläche des glutflüssigen Metalls, und erst dann, wenn dessen Bild im Silberspiegel völlig rein und klar erscheint, hält er mit seiner Arbeit ein. Außerdem macht er noch die Granalienprobe, indem er etwas von der Masse in Wasser gießt, worin es zu kleinen Körnern oder Granalien erstarrt, die weiß aussehen müssen, wenn das Silber rein sein soll. Ebenso erkennt er das Raffinieren des Silbers als vollendet, wenn durch die erstarrte Oberfläche einer mit dem Probelöffel dem Ofen entnommenen Probe flüssige Teilchen sich erheben. Nun erst ist das Silber feingebrannt oder das reine edle Metall gewonnen, mit Kellen wird es ausgeschöpft und in Formen gegossen, in denen es zu brotförmigen Stücken erkaltet.

Jetzt hat doch wohl die unablässig scheidende Thätigkeit des Hüttenmannes ein Ende? O nein, am Ziele ist er noch immer nicht! Wie das Silber in fast verschwindender Menge an seinen unebenbürtigen Gefährten, das Blei, gebannt war, so führt es selbst, nachdem es sich des ersteren vollständig entledigt hat, einen viel edleren Genossen mit sich, wenn auch in unbedeutender Masse, nämlich das Gold. Dieser König der Metalle muß erst noch aus seiner Gefangenschaft befreit werden. Als Vorbereitung dazu wird das geschmolzene Silber in ein mit Wasser gefülltes Kupfergefäß geschöpft, wodurch es granuliert oder in lauter kleine Stücke, sogenannte Granalien, zerteilt wird. Dieser Vorgang ist demnach dasselbe im großen, was die vorhin erwähnte Granalienprobe im kleinen ist. Diese Granalien werden in gußeisernen Kesseln in heißer Schwefelsäure aufgelöst. In diese Lösung bringt man Kupferblech, wodurch das Silber ausgeschieden wird, welches oben bleibt, während das schwerere Gold zu Boden sinkt. Das Silber wird in Tiegeln geschmolzen und zu Barren gegossen, der Goldrückstand aber, der noch verunreinigt ist, muß wiederholt gekocht, gewaschen, getrocknet, geglüht, geschmolzen werden, bis endlich im glänzenden Goldbarren die Scheidekunst ihr Werk beendigt hat.

Doch diese Goldscheidung können wir nicht in den Muldenhütten zu sehen bekommen, sondern dazu müssen wir uns nach Halsbrücke begeben, einem Orte, der im Muldenthale nördlich von Freiberg liegt. In den Halsbrückener Hütten treffen wir ganz dieselben Einrichtungen zur Verarbeitung der Erze und Metalle, wie in den Muldenhütten, nur kommen in jenen noch einige Anstalten hinzu. Dazu gehört die eben erwähnte Goldscheideanstalt und die Bleiwarenfabrik. In letzterer wird das in den Hütten gewonnene Blei zu Röhren, Blechen und andern Bleiwaren verarbeitet. Interessant ist es besonders, zu sehen, wie aus den Behältern mit dem geschmolzenen Blei durch Druck die Bleiröhren von verschiedener Stärke emporsteigen und oben wie ein Tau um eine Welle gewunden werden, oder wie Walzen dicke Bleitafeln zu Blech zerquetschen.

Bis jetzt haben wir nur die Metalle auf ihrem Wege durch die Hütten verfolgt; wir müssen aber auch noch sehen, wie sich der Hüttenmann jener flüchtigen Stoffe bemächtigt, die aus den Röst- und Hochöfen aufsteigen. Durch lange Kanäle werden diese Dämpfe, die, wie wir schon wissen, besonders schweflige Säure enthalten, nach den Bleikammern geleitet, großen, von Holzgerüsten gehaltenen Räumen, die allseitig mit starkem Bleiblech umgeben und deren mehrere durch Bleiröhren zu einem System vereinigt sind. Durch die Einwirkung von Salpetersäure, welche von oben herab in terrassenförmig aufgestellte

Schüsseln fließt, und von Wasserdampf wird die schweflige Säure in Schwefelsäure verwandelt, die man von Zeit zu Zeit in Bassins ablaufen läßt und zuletzt in teuren Platinkesseln konzentriert. In beiden Hüttenwerken sind vier solcher Kessel vorhanden und jeder kostet gegen 50 000 Mark. Aus der Schwefelsäurefabrik entweicht der gereinigte Dampf, und damit man den Grad der Reinheit beurteilen kann, sind in den Bleiwänden der Kanäle, durch welche er in die Bleikammer ein- oder austritt, kleine Glasscheiben angebracht, hinter denen er in bestimmter Farbe erscheint.



Der Silberraffinierherd.

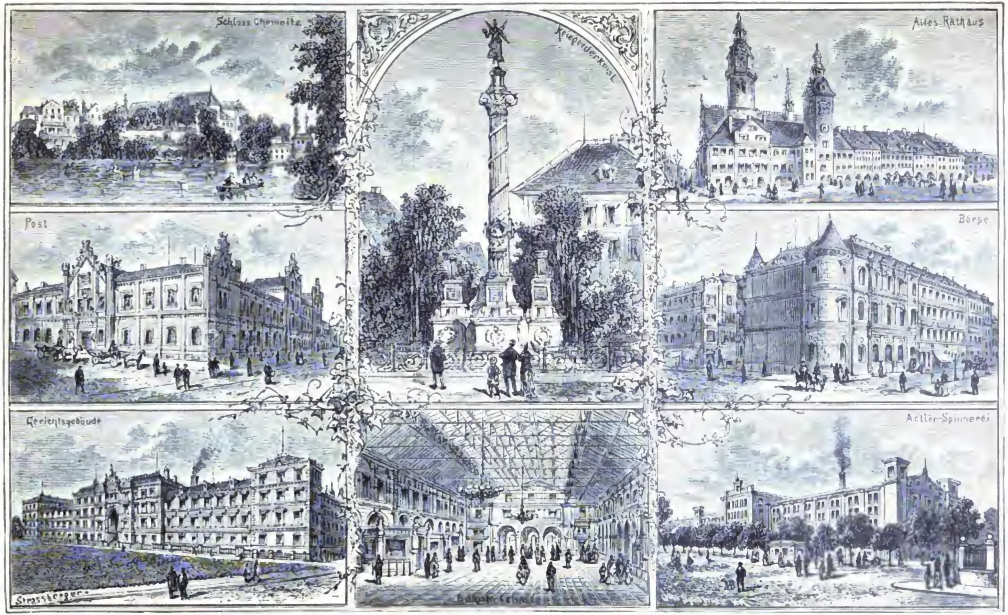
Mit der schwefligen Säure zugleich entweicht aus dem Röstofen der aus den Erzen sich verflüchtigende Arsenik als ganz feiner Staub. In jenen langen Kanälen, die zu den Bleikammern führen, setzt sich dieser Flugstaub, nach welchem die Kanäle auch als Flugstaubkammern bezeichnet werden, als weißes Mehl zu Boden, denselben gleich einer Schneeschicht bedeckend. Auch an allen Wänden der Kanäle fliegt er an und überkleidet diese wie mit Rauchfrost, aber so leicht, daß er bei der leisesten Berührung herabfällt. Dieses Arsenmehl, eigentlich arsenige Säure, wird zu weißem Arsenglas geschmolzen und so in den Handel gebracht; Schrot- und Glasfabriken verbrauchen viel davon. Durch Verbindung des Arsens mit Schwefel stellt man gelbes und rotes Arsenglas dar. In der Kugelmühle wird rotes Arsenglas durch eiserne Kugeln von 1—2$^1/_2$ kg Schwere in rotierenden Trommeln pulverisiert.

Wir sehen, giftige Stoffe kommen in den Hütten in Menge vor, und es ist folglich kein Wunder, daß viele Hüttenleute ein blasses, kränkliches Aussehen

haben, obgleich nach Möglichkeit dafür gesorgt wird, gesundheitsschädliche Einflüsse von ihnen abzuhalten. Daher erblicken wir überall, wo giftige Stoffe entstehen oder sich ablagern und wo sie verarbeitet oder bearbeitet werden müssen, die Arbeiter mit großen, von Wasser durchtränkten Schwämmen, die sie sich mit Tüchern vor den Mund gebunden haben.

Was wir bis jetzt kennen gelernt haben, ist noch nicht alles, was sehenswert in den Hütten ist. Da wird noch das Zinkerz geröstet und Zink daraus dargestellt; aus Erzen, Glätte, Abstrichen und der Herdmasse vom Guttreiben und Silberraffinieren gewinnt man Wismut, aus dem Kupferstein, einer bei der Hochofenarbeit entstandenen Verbindung von Kupfer und Schwefel, durch eine lange Reihe von Prozessen Kupfervitriol; als Nebenprodukt der Schwefelsäurefabrikation entfällt der Eisenvitriol; in einem Pochwerk wird der Schwerspat vorbereitet, um bei der Beschickung der Hochöfen verwendet zu werden. Es genügt, alles das nur anzuführen, um das Bild von der großartigen Vielseitigkeit, welche den Mulden- und Halsbrückener Hütten eigen ist, zu vervollständigen. Nur dadurch, daß alles, was die Erze enthalten, bis zu den kleinsten Spuren verfolgt und ausgenutzt wird, kann dem erzgebirgischen Bergbau seine Lebensfähigkeit bewahrt werden; darin liegt die ungeheure Bedeutung, welche die Hütten für die ganze sächsische Volkswirtschaft besitzen. Die einzelnen Gruben wären nie im stande, in solcher Weise das zu verarbeiten, was sie aus den Tiefen der Erde zu Tage fördern; durch die Hütten genießen sie, wie Berthold Sigismund hervorhebt, den Vorteil des Großbetriebs, der mit verhältnismäßig geringen Kosten arbeitet und die Fortschritte der Wissenschaft schnell auszubeuten vermag.

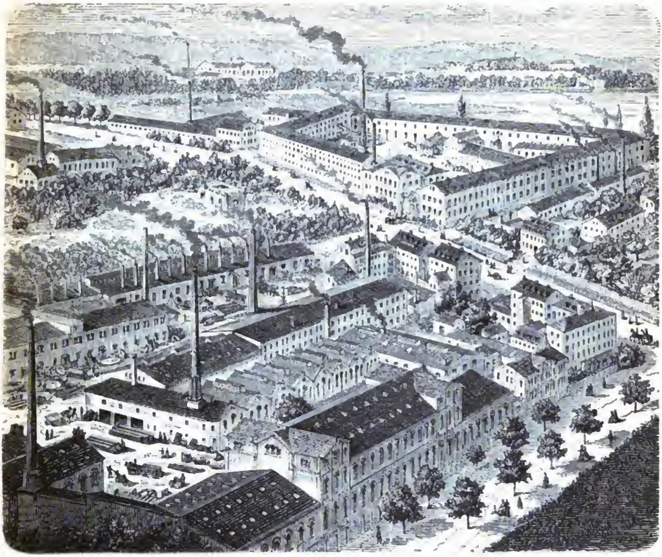
In beiden fiskalischen Hütten wurden 1880 1213 Arbeiter beschäftigt. Die Gesamtproduktion betrug 503289 Zentner im Werte von 11035831 Mark. Davon waren: Gold fast 3 (genau $2,_{739}$) Zentner im Werte von 382439 Mark, Silber 893 Zentner (6889534 Mark), Kupfervitriol 26411 Zentner (550795 Mark), Wismut 26 Zentner (18172 Mark), Nickelspeise 854 Zentner (39061 Mark), Zink und Zinkstaub 3165 Zentner (58096 Mark), Bleiprodukte und Bleifabrikate 133379 Zentner (2128270 Mark), Schwefelsäure 297942 Zentner (617894 Mark), Eisenvitriol, schwefelsaures Natron und Salpetersäure 23301 Zentner (61826 Mark), Arsenikalien (arsenige Säure, Rot-, Gelb- und Weißglas und metallisches Arsen) 17316 Zentner (289744 Mark). Dem Werte nach nimmt also das Silber den ersten Rang ein, denn sein Wert beträgt $62,_{43}$ % der Gesamtproduktion; dann folgen Bleiprodukte und Bleifabrikate mit $19,_{29}$ %, Schwefelsäure mit 6 %, Kupfervitriol mit $4,_{99}$ %, Gold mit $3,_{46}$ % und Arsenikalien mit $2,_{63}$ %; der geringe Rest bleibt für die übrigen Produkte. Von diesen Erträgnissen flossen 1189214 Mark als reine Betriebsüberschüsse der Staatskasse zu, und außerdem erhielten noch mehrere fiskalische Bergwerksbetriebe 213500 Mark als Beihilfe.



Deutsches Land und Volk VII.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Chemnitz.



Sächsische Maschinenfabrik zu Chemnitz.

Fabrikstädte im sächsischen Vogtlande und Erzgebirge.

Chemnitz, Sachsens erste Fabrikstadt. — Plauen und „Plauensche Ware". — Glauchau und Meerane.

Chemnitz, Sachsens erste Fabrikstadt. Nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt ist Chemnitz als eine der wichtigsten Fabrikstädte bekannt. In dieser Beziehung überragt es weit alle andern sächsischen Städte, obwohl es unter ihnen nach der Einwohnerzahl erst die dritte Stelle einnimmt, und nur wenige deutsche Städte können sich ihm zur Seite stellen. Wie Dresdens Kunstschätze, Leipzigs Messen und Universität und Meißens Porzellan überall genannt werden, wo man sich überhaupt um die Bedeutung fremder Länder kümmert, so geht auch der Ruhm der Chemnitzer Maschinen über die ganze weite Erde.

Seine Lage auf der Mitte der nördlichen Abdachung des Erzgebirges im weiteren Sinne, zwischen den Industriegebieten im Süden und den fruchtbaren Gefilden im Norden, sowie am Nordostende des reichen erzgebirgischen Steinkohlenbeckens begünstigen seine Entwickelung als Fabrikstadt außerordentlich.

Ebenso darf der Einfluß seines Verhältnisses zu den Verkehrswegen nicht gering angeschlagen werden. Zwei alte Straßen kreuzen sich hier: die Reichsstraße, die aus Süddeutschland über Zwickau, Chemnitz und Dresden nach Schlesien führte, und die Kaiserstraße, die, von Wien über Prag ziehend, über Zschopau und Chemnitz Leipzig erreichte und von hier den niederrheinischen Gegenden sich zuwandte. In unserm Zeitalter der Eisenbahnen hat zwar die von Chemnitz südlich gelegene Hälfte des letzten dieser beiden Verkehrswege an Bedeutung sehr viel verloren, da hier das Erzgebirge den Verkehr erschwert; um so mächtiger aber hat sich der Verkehr auf der nördlichen Hälfte erweitert. Die westöstliche Linie hat ihre volle Bedeutung nicht nur behalten, sondern auch in einer den Verhältnissen der Neuzeit entsprechenden Weise erhöht.

So sehr Chemnitz durch seine den Handel und die Industrie fördernde Lage bevorzugt erscheint, so wenig Gunst hat ihm die Natur in Hinsicht auf Schönheit der unmittelbaren Umgebungen bewiesen. Es dehnt sich in einem jener seichten Kessel aus, zu denen sich die Thäler der wichtigsten Flüsse des Erzgebirges erweitern, indem sie sich anschicken, das Granulitgebiet zu durchbrechen (s. S. 40 u. 96). Breite, aber niedrige kuppenförmige Anhöhen und flache, wellenartige Rücken schließen ihn auf allen Seiten ein, so der Kaßberg im Westen, der Schloßberg im Nordwesten und der schon entferntere Beuthenberg im Nordosten. So wenig Hindernisse setzen sie dem städtischen Anbau entgegen, daß an den Rändern des Schloß- und Kaßberges sich schon längst Gebäude erhoben haben und überall an den Außenseiten der Stadt umfängliche Straßennetze geplant sind, deren Maschen sich allmählich mit Häusern bedecken.

Durch diesen Kessel fließt von Süden nach Norden die Chemnitz, die kurz vorher, 5 km südlich vom Mittelpunkte der Stadt, aus der Vereinigung von Würschnitz und Zwönitz entsteht. Sie hält sich aber dabei mehr an die linke Seite des Kessels, die in einem kurzen Steilhange ansteigt, und daher liegt das eigentliche, alte Chemnitz auf dem rechten Ufer. Auf die Kesselnatur des Bodens, auf dem die Stadt steht, weisen auch die Bäche hin, die strahlenförmig von allen Seiten dem Flusse zustreben und sich im Kessel mit ihm vereinigen. Von links kommen der Kappel- und Pleißen-, von rechts der Gablenz- und Bernsbach. Nüchternheit ist der allgemeine Charakterzug dieses Kessels und seiner Umgebungen, und es will fast scheinen, als gediehen in solcher Landschaft industrielle Unternehmungen großen Stils am besten, die ja einen nüchternen, auf das Praktische gerichteten Sinn zu allererst erheischen. Zwar ist sie nicht aller schönen Züge bar, aber sie sind versteckt, und es bedarf der hingebenden Liebe des Eingebornen, um sie aufzusuchen und sich ihrer zu erfreuen.

Von welcher Seite man sich auch dem Chemnitzer Kessel nähern mag, überall merkt man sofort, daß in ihm eine große Fabrikstadt liegt. Nicht die Türme, die sonst in der Regel die städtischen Häusermassen beherrschen, fesseln hier unsern Blick, sondern ein wahrer Wald von Fabrikschornsteinen überragt das Häusermeer, das nach allen Richtungen hin seine Vorposten aussendet. Schwarzer Qualm und Rauch wälzt sich aus ihnen hervor, lagert sich als dunkle, schmutzige Wolke über der Stadt und macht einen um so unangenehmeren Eindruck, je heiterer der Himmel über der übrigen Landschaft glänzt. An trüben Tagen mit dicker, schwerer Luft senkt sie sich teilweise zur Stadt selbst herab und macht sich in unerfreulicher Weise den Geruchsnerven bemerklich. Feine Rußteilchen

setzen sich ununterbrochen an die Außenseiten der Häuser, und diese können infolge dessen nicht lange ein schmuckes Aussehen bewahren. Häuser, denen man an ihrer Bauweise anmerkt, daß sie noch nicht viele Jahre zählen, haben schon ihre helle Farbe verloren; sie sind bereits von einer dünnen Schicht der Patina der Fabrikstädte überzogen, von den älteren gar nicht zu reden.

Die langen, rechtwinkelig gestellten Häuserreihen der Vorstädte, welche letzteren in einem weiten Kreise die ihnen gegenüber fast verschwindende innere Stadt umgeben, lassen erkennen, daß sie aus den letzten 30—50 Jahren stammen. Einförmige Fronten, wenig oder gar nicht gegliederte Flächen, zahlreiche, eins dem andern gleichende Stockwerke und ununterbrochene Dachlinien machen sie langweilig; sie bestehen eben aus Mietkasernen, durch spekulative Bauunternehmer massenweise immer nach dem ziemlich gleichen Schema hingesetzt, um das plötzlich aufgetretene große Bedürfnis an Wohnungen zu befriedigen.

Man sieht letzteren häufig schon von außen die dürftige Ausstattung ihres Innern an, und viele machen durch den Mangel an Gardinen vor den Fenstern einen wenig freundlichen Eindruck. Auch das ist ein Zug der Fabrikstadt, wo die Arbeiter einen großen Bruchteil der Bevölkerung ausmachen.

Aus dieser gleichartigen Gebäudemasse treten die Fabriken hervor. Es sind bald massive Kolosse mit großen Thoren und einer noch größeren Stockwerkszahl, als die modernen Zinshäuser sie besitzen; bald lange, geräumige Höfe umschließende Gebäude mit hohen und weiten Fenstern, die das einzig vorhandene Erdgeschoß erhellen; bald niedrige Bauten mit eigentümlich konstruierten Dächern, die, zickzackartig gebrochen, gegeneinander gestellten Kartenblättern gleichen und von obenher das Licht in die weiten Arbeitsräume fallen lassen. Die Art der Arbeiten, welche in einer Fabrik vorgenommen werden müssen, hat es bedingt, welche von diesen Formen für die Gebäude gewählt worden ist.

Vereinzelt treffen wir auch Prachtgebäude, welche sich uns sofort als die Wohnsitze der großen Fabrikherren zu erkennen geben und zum Teil als Villen gebaut sind. Unter ihnen zeichnet sich das Haus des Maschinenfabrikanten Zimmermann aus. Es ist nach dem Muster eines altdeutschen Bürgerhauses in Osnabrück errichtet und zeigt in Arabesken, Friesen, Simsen besonders eine vorzügliche Steinmetzarbeit. Im Westen, an und auf dem Kaßberge, ist ein Villenviertel im Entstehen begriffen, das nach seinen Anfängen Schönes verheißt. Durch ihre Bauweise ragen auch die öffentlichen Gebäude hervor, die verschiedenen Schulen, die Börse, der Staatsbahnhof, die Post u. s. w., und das um so mehr, je jünger sie sind; denn überall in Deutschland macht sich ja seit der großen nationalen Erhebung im Anfange der siebziger Jahre das Streben nach einer geschmackvolleren, stilgemäßen Ausschmückung der Häuser im Äußern und im Innern geltend. Unter diesen jüngeren öffentlichen Gebäuden gebührt dem neuen königlichen Land- und Amtsgericht auf dem Kaßberge die Palme, das in seinem Wechsel von Sandstein und Ziegel, mit seinen Portalen und seinem Skulpturenschmuck einen stattlichen Eindruck macht. Auch das Zierwerk und der Farbenreichtum des in orientalischem Geschmack gehaltenen Mosellasaales, eines vielbesuchten Konzertlokals, verdienen Erwähnung.

Das Aussehen der Gewässer, die Chemnitz durchfließen, erinnert ebenfalls daran, daß wir uns in einer Fabrikstadt befinden. Trübe und schmutzig ist ihr Wasser und gleicht mehr der Tinte als dem Wasser; die Unreinigkeiten aus

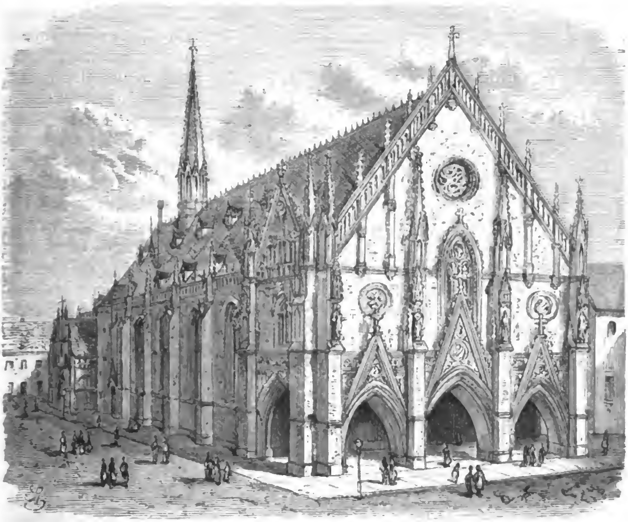
Druckereien und Färbereien und andern Fabriken veranlassen dies, und wer einmal tiefschwarze oder purpurrötliche, dickflüssige Massen aus einem Kanal in den Fluß hat eintreten sehen, wundert sich nicht darüber.

In den Straßen herrscht ununterbrochen ein lebhafter Verkehr. Geschäftsleute durcheilen sie, sorglose Spaziergänger bemerkt man wenig. Große Lastwagen rasseln über das Pflaster, und Pferdebahnen verbinden die innere Stadt mit Vorstädten und Vororten. Das regste Leben aber erfüllt die Straßen am Morgen und am Abend, wenn die Scharen der Arbeiter und Arbeiterinnen nach den Fabriken oder ihren Wohnungen eilen. Letztere befinden sich nicht bloß in der Stadt und den Vorstädten, sondern auch in den Vororten, oft in ziemlicher Entfernung vom Arbeitsorte. Die Vororte sind dadurch in innige Wechselbeziehung zur Stadt getreten; wie diese, sind auch sie sehr rasch gewachsen, und die Lücken zwischen ihnen und der Stadt sind in den letzten Jahrzehnten durch Häuserreihen geschlossen worden. Sie ziehen sich zum größten Teile in den weiten Thalmulden hin, durch welche die den Chemnitzer Kessel umschließenden Höhen voneinander getrennt werden. Am Pleißenbach liegt Altendorf; Kappel, Schönau, Neustadt und Siegmar bilden eine ununterbrochene Linie am Kappelbache; an der Chemnitz aufwärts leitet Altchemnitz nach Harthau; Bernsdorf am Bernsbache, Gablenz mit Nieder- und Oberhermersdorf am Gablenzbache und Hilbersdorf an der Straße nach Frankenberg sind die Gegenstücke jener Orte im Osten der Stadt. Der größte unter allen ist Gablenz mit 7236 Einwohnern; aber auch alle andern haben mit einer einzigen Ausnahme über 1000 Einwohner, viele über 2000. Sie sind auch nicht bloß die Wohnplätze eines Teiles der Chemnitzer Arbeiter, sondern treiben selbst mancherlei Industrie.

An dieser Rückwirkung von Chemnitz auf die an sein Weichbild grenzenden Ortschaften, die dadurch zu Vororten geworden sind, erkennt man, daß es sich zur Großstadt emporgeschwungen hat, wenn es auch 1880 noch nicht die Zahl von 100000 Einwohnern, womit man gewöhnlich die Reihe der Großstädte beginnt, erreicht hatte, sondern erst 95123 Seelen zählte. Als solche gibt sie sich auch durch die ausgedehnten Vorstädte kund, die unaufhörlich wachsen und durch ihre Jugend beweisen, daß Chemnitz erst in der Neuzeit so rasche Fortschritte gemacht hat. Am besten belehren uns darüber die Einwohnerzahlen der Stadt aus verschiedenen Perioden unsres Jahrhunderts. 1801 zählte es 10000 Einwohner, 1816: 15000; 1832: 18401; 1834: 21137; 1837: 22265; 1840: 23474; 1843: 26010; 1846: 28936; 1849: 30753; 1852: 34072; 1855: 36301; 1858: 40554; 1861: 45432; 1864: 54827; 1867: 58571; 1871: 68229; 1875: 78209; 1880: 95123. Chemnitz hat also seit dem Jahre 1801 seine Einwohnerzahl verzehnfacht, und dieses schnelle Wachstum fällt hauptsächlich in die Zeit nach dem Jahre 1860. In den 24 Jahren von 1837—1861 hat sich die Einwohnerzahl verdoppelt, für die nächste Verdoppelung (1861—80) waren nicht einmal 19 Jahre nötig.

Durch eine Reihe von Schulen ist Chemnitz auch der geistige Mittelpunkt für das industrielle Erzgebirge geworden. Obenan stehen die königlichen technischen Lehranstalten, die in einem schönen Gebäude am Schillerplatz vereinigt sind und die höhere Gewerbeschule, die Baugewerken-, Werkmeister- und Gewerbezeichenschule umfassen, welche seit 1836 nach und nach entstanden sind. Ihnen schließt sich seit 1857 die Höhere Webschule an, gegründet von der

Stadtgemeinde und Gewerbtreibenden unter Beihilfe der Staatsregierung zu dem Zwecke, künftige Webwarenfabrikanten, Einkäufer und Werkmeister theoretisch und praktisch auszubilden. Ein ähnliches, nur niedriger gestecktes Ziel verfolgt die Fachschule für Weber und für einen andern Industriezweig die Strumpfwirkerschule, während die vom Handwerkerverein ins Leben gerufene gewerbliche Fortbildungsschule jungen Leuten jeden Berufs Gelegenheit zur Ausbildung in den für das gewerbliche Leben nutzbringenden Fächern bietet. Da mit der Ausdehnung der Industrie auch eine Erweiterung der Handelsthätigkeit Hand in Hand gehen muß, so ist durch eine öffentliche Handelslehranstalt auch für die theoretische Ausbildung der Kaufleute gesorgt.



Die Jakobikirche in Chemnitz.

Als Industriestadt hat Chemnitz auch allen Anlaß, den Männern, welche die technischen Wissenschaften gefördert oder durch ihren Unternehmungsgeist und ihre Thatkraft zur Hebung der Stadt beigetragen haben, seine Huldigung darzubringen. Mit Recht schmücken daher als Reliefs in Form von Medaillons die Köpfe von Berzelius, Karmarsch, Watt, Euler und andern Größen das Gebäude der technischen Staatslehranstalten. Über dem Portal der Höhern Webschule ist in einer Nische das Standbild Jacquards aufgestellt. Den rechten Arm, dessen Hand den Zirkel hält, auf eine Säule mit den bekannten durchlöcherten Pappblättern seiner Maschine stützend, ist er in tiefes Nachdenken versunken, und ein Lächeln fliegt über sein Gesicht, als sei ihm eben der Gedanke gekommen, der

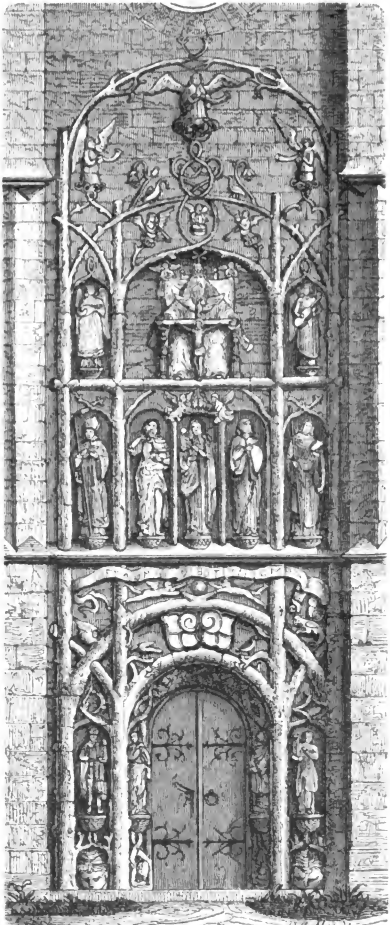
ihn zur Verwirklichung seiner Ideen leiten wird. „Strebe ihm nach!“ ruft eine Inschrift dem eintretenden Schüler zu. Ein zweites Denkmal steht in den Anlagen am Nordostende der Post- und Langen Straße. Es ist die Statue eines schlichten Mannes, Christian Gottfried Beckers, welcher, aus Oberlichtenau bei Pulsnitz stammend, wo er 1771 geboren war, 1792 als Handlungsdiener nach Chemnitz kam, 1795 aber selbst ein Webwarengeschäft errichtete, sich bald zum ersten Industriellen emporarbeitete und nicht bloß für sich, sondern auch für das Gemeinwohl thätig war. Er führte die Fabrikation mehrerer neuen Stoffe ein, unterhielt zwei Freischulen, für die er junge Leute studieren ließ, beleuchtete die Vorstadt Aue auf eigne Kosten und übte hierdurch und durch sein übriges Wirken bis zu seinem Tode am 23. Oktober 1820 einen großen Einfluß auf den Aufschwung seiner zweiten Heimat aus.

Die innere Stadt hat mit Ausnahme der an ihren Grenzen und besonders an der Chemnitz gelegenen Teile wenig mit dem Fabriktreiben zu thun; sie ist der Sitz des Kleingewerbes und des Handels. Die Straßen sind hier häufig eng und krumm, die Häuser einfach, in der Regel zwei Etagen hoch, häufig von Ruß geschwärzt, und die Schieferdächer machen sie nicht freundlicher. Desto mehr fallen einzelne in gefälligem Stil gehaltene Neubauten auf, die an Stelle weggerissener alter Gebäude getreten sind. An alte Zeiten erinnern noch mehrere Häuser am Hauptmarkte, besonders durch ihre Thüreinfassungen und durch sogenannte Lauben oder Vorhallen, die dadurch gewonnen worden sind, daß der vordere Theil des ersten Stockwerks auf Säulen und Bogen ruht. In der Nähe befindet sich die Jakobikirche, die 1877—80 im gotischen Stile restauriert worden ist.

Zu den älteren Bauwerken gehört die turmlose Schloßkirche, an der uns das herrliche Portal anzieht. Baumstämme, die mit ihren Rinden und ihren Aststumpfen in großer Treue nachgeahmt sind, verranken sich oben zu einem Bogen; zwischen ihnen verschränken sich Astknorren, die zahlreiche zapfenähnliche Gebilde tragen, welche als Postamente für allerhand Figuren dienen. In dem Gezweig hocken Vögel, seltsame Tiergestalten schauen aus den Nischen hervor, und wo es nur geht, ist mannigfaltiges Bildwerk angebracht. Mit der Schloßkirche hängt das Schloß zusammen. Es war ursprünglich ein Benediktinerkloster, das wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts von Pegau aus gegründet, aber nach seiner Aufhebung im Jahre 1548 in ein Schloß umgewandelt wurde. Kurfürst Moritz ließ darin 91 Zimmer vorrichten; jetzt dient das unscheinbare Bauwerk teils zu Amtswohnungen, teils ist es in Restaurationslokale verwandelt.

Auf dem Plateau, an dessen östlichem Rande Schloß und Schloßkirche liegen, dehnt sich Schloßchemnitz aus, das sonst eine besondere Gemeinde bildete, jetzt aber der Stadt einverleibt ist, und an seinem Fuße der Schloßteich, dessen Ufer und Inseln Promenaden bedecken, während sein weiter Spiegel berufenen und unberufenen Jüngern des Wassersports zum Tummelplatze dient.

Alles das aber zieht den Fremden in Chemnitz wenig an; er findet es in vielen andern Städten ebenso und noch schöner. Sein Interesse wird vielmehr vorwiegend von den Fabriken in Anspruch genommen, denen Chemnitz seine Bedeutung und seinen Weltruf verdankt. Sie muß derjenige besuchen, welcher Einblick in den Betrieb unsrer modernen Industrie gewinnen will, wie er sich


Portal an der Schloßkirche zu Chemnitz.

durch die Anwendung der Dampfkraft und den Ersatz menschlicher Handarbeit durch die Maschine gestaltet hat. Eine außerordentlich mannigfaltige Thätigkeit tritt uns in ihnen überall entgegen. Alles scheint getrennt, jeder Arbeiter oder jede Arbeitergruppe ein vereinzeltes und verlorenes Atom in einem unbegriffenen Ganzen zu sein, und doch merkt man bald, wie ein Geist alles belebt und treibt und zu einem großartigen Organismus vereinigt. Auch der einzelne Arbeiter wird dabei gar nicht so sehr zur bloßen Maschine, wie man sich oft denkt; die Antworten, die er uns auf unsre Fragen gibt, zeigen, daß er nicht bloß über das Rechenschaft abgeben kann, was ihn und seine Thätigkeit unmittelbar berührt, sondern daß ihm auch das Verständnis des Gesamtgetriebes nicht mangelt.

Ästhetische Genüsse darf man in den Fabriken freilich nicht suchen. Schon ihr Äußeres erscheint wenig einladend, und beim Eintritt empfängt uns meist ein aus den verschiedensten Tonarten zusammengesetztes Geräusch, an das sich unser Ohr nur schwer gewöhnen will, das aber der daran Gewöhnte gar nicht mehr hört. Oft dringen auch Gerüche von mancherlei Art auf uns ein, über die wir uns nicht Rechenschaft zu geben vermögen; am ehesten finden wir noch den Geruch des Maschinenöls heraus. Bei einer Wanderung durch alle Räume einer Fabrik müssen wir uns einem steten Temperaturwechsel aussetzen, doch

wiegt die Wärme vor. In den meisten Fabriken bringen es das Material und die Arbeit mit sich, daß Schmutz, Staub und feine Stoffteilchen den Boden verunreinigen, sich an Wände, Decken und nicht verwendete Arbeitsgeräte setzen und ihre Spuren an der Kleidung, den Händen und dem Gesicht der Arbeiter und Arbeiterinnen zurücklassen. Selbst dort, wo eine größere Sauberkeit möglich ist, muß sich doch alles nach einer strengen Ordnung richten, weil die völlige Ausnutzung von Raum, Stoff und Zeit oberstes Gesetz des Betriebes sein muß, das aber dabei nicht auf Gründe des Geschmacks Rücksicht nehmen kann. Diese können nicht einmal in den Kontoren zur Geltung kommen, denn auch hier müssen bequemes und schnelles Arbeiten und eine leicht zu überschauende Ordnung die ersten Grundsätze sein. Einen Ort aber gibt es in jeder Fabrik, den die höchste Sauberkeit wie mit einem freundlichen Geiste belebt, das ist der Maschinenraum, gleichsam der Salon, das Allerheiligste des Ganzen. Alle Metallteile sind blank geputzt, die Wände hell getüncht, der Fußboden sauber gehalten und sogar mit einfachen Läufern bedeckt. Unwillkürlich sehen wir beim Eintritte nach unsrer Fußbekleidung, ob dieselbe nicht etwa aus den übrigen Räumen Ungehöriges mit hereinbringe; und meistens empfängt uns hier auch eine gewisse Ruhe, die grell gegen den Lärm absticht, der in den übrigen Räumen unser Ohr betäubt; hierher dringt er nur gedämpft und der Gang der Maschinen ist meist ein ruhiger. Anfangs kommen wir auf den Gedanken, die Vorsicht gebiete diese Reinlichkeit; aber aus den Äußerungen unsres Führers merken wir bald, daß sie vor allem eine Huldigung ist, die der Fabrikant dem wichtigsten und oft auch kostbarsten Teile, gleichsam dem Herzen seines Etablissements darbringt, dessen Stocken den ganzen Betrieb desselben unterbrechen müßte. —

Unter den Industrien von Chemnitz ist zuerst die Baumwollenindustrie zu nennen; sie hat seinen Ruf als Industriestadt begründet und ihm zum Namen des „sächsischen Manchester“ verholfen. Besonders die Spinnerei ist bedeutend. Ehe die Spinnmaschine erfunden wurde, spannen im Erzgebirge und im Vogtlande gegen 18000 Menschen Baumwolle auf Handmaschinen, welche je 10—30 Spulen zählten. In Chemnitz wurde für Sachsen der Anfang gemacht, die Spinnmaschine in der Baumwollenspinnerei zu verwenden. Die erste in Chemnitz und überhaupt in Sachsen errichtete Maschinenspinnerei war die von Wöhler, welche der Engländer Whitefield im Jahre 1799 vollendete. Ihr folgten bald andre nach, nicht bloß in Chemnitz, sondern auch in andern Gegenden des Erzgebirges, wo das Wasser sich als billige Triebkraft anbot; überall entstanden jene hohen, vielstöckigen Gebäude, denen wir im Bezirke der Baumwollenspinnerei an den Flüssen begegnen. Derselbe erstreckt sich nach Süden zwischen der Flöha und Chemnitz bis an das Gebiet der Klöppelei, nach Norden bis in die Gegend von Lunzenau und Mittweida.

Die größte von allen ist die Aktienspinnerei in Chemnitz, in der 65000 Spindeln im Gange sind. Eine mächtige Dampfmaschine mit riesigem Schwungrade setzt die ganze Fabrik in Thätigkeit und treibt die einzelnen Maschinen derselben; denn alles von der Bearbeitung der rohen Wolle bis zum Aufwickeln des fertigen Gespinstes auf eine Art Spulen für die Versendung wird von Maschinen besorgt. Der Arbeiter oder die Arbeiterin hat nichts zu thun, als die Maschine aufmerksam zu bedienen, den Stoff, den sie bearbeiten soll, herbeizuschaffen, das fertige Produkt, soweit es gerade die beaufsichtigte Maschine

vollendet, wegzubringen, zerrissene Fäden zusammenzuknüpfen u. dgl. mehr. So wenig menschliche Arbeit erfordern die Maschinen, daß einer Arbeiterin oft mehrere derselben zugeteilt sind. Die rohe Baumwolle kommt zunächst in den Wolf, wo sie gereinigt wird; Schlagmaschinen besorgen ihre Auflockerung, und aus den Krempelmaschinen quillt sie, in ein gleichmäßiges Vließ verwandelt, wie der weiße Schaum eines Wasserfalls hervor. Diese weiche Masse ziehen andre Maschinen zu dicken, lockeren, nur ganz schwach gedrehten Strängen aus, die während ihrer Wanderung von Maschine zu Maschine fortdauernd gestreckt und gedreht werden, bis endlich die Feinspinnmaschine, deren Spindeln sich auf Wagen hin und her bewegen, den Faden vollendet.

Den Höhepunkt erreichte die Baumwollenspinnerei in den sechziger Jahren; 1861 zählte man in ganz Sachsen 154 Spinnereien mit 750 000 Spindeln. Von da an ist sie zurückgegangen, so daß 1872 nur noch 82 Spinnereien mit 460 000 Spindeln vorhanden waren, von denen die Mehrzahl, nämlich 78 mit 440 822 Fein- und 15 636 Zwirnspindeln, auf den Bezirk der Chemnitzer Handelskammer kamen. Der Rückschritt geht auch aus der Abnahme der Baumwolleneinfuhr in Chemnitz hervor, welche 1871 noch 223 000 Zentner betrug, 1875 aber auf 150 356 und 1878 auf 137 525 Zentner sank.

Zur Spinnerei gesellt sich in Chemnitz die Weberei. Auch sie war ursprünglich Handarbeit und daher größtenteils Hausindustrie: die sogenannten Fabrikanten lieferten den Webern das Garn, ließen zuweilen auch den Webstuhl auf ihre Kosten in den Wohnungen derselben aufstellen und erhielten gegen bestimmten Lohn die fertige Ware abgeliefert, die sie in den Handel brachten. Neue Erfindungen riefen aber auch in diesem Zweige eine Veränderung des Betriebes hervor; die Einführung von Jacquards Webstuhl, welcher die Herstellung von gemusterten Stoffen wesentlich erleichterte, von Cartwrights Kraft- oder Maschinenstuhl, der in der Weberei denselben Einfluß gewann, wie die Spinnmaschine in der Spinnerei, und die Verbindung beider Maschinen führte in unserm Jahrhundert zur Fabrikweberei. In kolossalen Gebäuden wurden ganze Reihen von Maschinenwebstühlen aufgestellt, die sämtlich von einem Punkte aus in Bewegung gesetzt werden und große Mengen desselben Stoffes in größerer Breite, in kurzer Zeit und billig fertig bringen konnten. In solchen mechanischen Webereien, wie man sie gewöhnlich nennt, schallt durch alle Räume ein betäubendes Geklapper, am stärksten dort, wo Jacquardstühle aufgestellt sind.

Diese neuen Einrichtungen haben auf dem Gebiete der Weberei dieselbe Umwälzung bewirkt, wie in der Spinnerei, nur daß sie sich in ersterer nicht so plötzlich und vollständig vollzogen hat, wie in letzterer. Die Handweberei ging stark zurück, weil sie immer geringeren Verdienst gewährte, aber sie erhielt sich doch, und es kamen auch Zeiten, wo sie sich besser befand. Sie besteht auch heute noch in Chemnitz, aber die Zahl der in ihr beschäftigten Webstühle nimmt stetig ab.

Durch die Anwendung des Maschinenwebstuhls nahm die Weberei in Chemnitz einen raschen Aufschwung, und daran nahm sehr bald auch die Umgebung im engern und weitern Umkreise teil. Noch vor 50 Jahren war die Weberei fast ausschließlich auf Chemnitz beschränkt, jetzt aber ist sie über einen großen Teil des Bezirks und sogar über dessen Grenzen hinaus verbreitet, und neben Chemnitz sind Glauchau und Meerane wichtige Sitze dieser Industrie

geworden. Ursprünglich webte Chemnitz nur den leichten, glatten Kattun, wozu aber auch bald die schweren glatten Stoffe, wie Pikee und Barchent, kamen. Mit der Zeit wandte man sich im steigenden Maße der Fabrikation von bunten Waren zu und verwebte die Baumwolle nicht mehr rein, sondern mit Wolle oder Seide oder auch mit beiden gemischt; statt des Kattuns wurden jetzt wollene und halbwollene Kleiderstoffe, Baumwollensamt und ähnliche Stoffe die Haupterzeugnisse der Weberei. Mit der erweiterten Verwendung der Jacquardmaschine kamen die Stoffe mit eingewebten Mustern in Aufnahme, wie Möbelstoffe, Tischdecken, Tücher und Stoffgardinen. Infolgedessen wird in neuester Zeit der Gespinststoff, der eben anfängt, in der Industrie eine größere Rolle zu spielen, die Jute, in großen Mengen verbraucht. So hat die Weberei von baumwollenen Stoffen in Chemnitz ganz aufgehört, es ist also seines Namens als „sächsisches Manchester" verlustig gegangen; halbseidene Kleiderstoffe und Möbelstoffe stehen jetzt obenan.

Damit hat die Chemnitzer Weberei zugleich einen andern Charakterzug erhalten, welcher mancherlei Unbequemlichkeiten mit sich bringt und der Industrie der Gegenwart überhaupt, vor allem aber gewissen Zweigen der Textilindustrie eigen ist, nämlich die beständigen Veränderungen und Schwankungen, denen sie unterworfen ist. Das begann schon mit der Einführung der Buntweberei; denn von nun an machte die wechselnde Laune der Mode ihren Einfluß geltend, und dieser wird von Jahr zu Jahr größer, da die Mode unaufhaltsam auch in die Kreise der Landbevölkerung eindringt, die für sie sonst ganz unzugänglich war. Und gerade der größere Teil der in Chemnitz fabrizierten halbseidenen Gewebe ist für die Landbevölkerung bestimmt, der sie als Ersatz für Seidenstoffe dienen. Mit der Ausbreitung der Mode schwinden auch die Landestrachten in Deutschland immer mehr, auf welche die Chemnitzer Weberei sich besonders eingerichtet hat; der Absatz in solchen Stoffen hat daher neuerdings in Deutschland mit jedem Jahre abgenommen, und einzelne Gegenden, die sonst von Chemnitz bezogen, haben sich andern Bezugsquellen zugewendet. Jede „Saison" verlangt jetzt „Neuheiten", und auch der Geschmack in Möbelstoffen wechselt fortwährend. Diese Wandlungen des Geschmacks muß der Fabrikant unausgesetzt beobachten, ihnen muß er sich anbequemen und entgegenkommen, er muß sie in ihrem Wesen zu verstehen suchen, um ihnen gleichsam vorauszueilen und sie scheinbar nach seinem Willen zu lenken. Da gilt es, stets die Augen offen zu halten, im geeigneten Augenblick mit Entschiedenheit zu handeln und sich der Mittel zu bedienen, welche die neuere Entwickelung der Kunstindustrie an die Hand gibt, vor allem geeignete Musterzeichner in seinen Dienst zu ziehen. Auch dadurch wird dem Großbetrieb immer mehr Vorschub geleistet; ihm allein stehen die Mittel zu Gebote, rasch die Fabrikation den veränderten Marktverhältnissen anzupassen.

Die halbseidenen Kleiderstoffe von Chemnitz gehen außer nach deutschen Gegenden vorzüglich nach dem Orient, nach Italien und Südamerika, nach Britisch- und Holländisch-Indien, die Möbelstoffe nach Österreich, Italien und überseeischen Ländern. Im Verkehr mit den fremden Ländern wirkt in der Gegenwart neben den Schwankungen der Mode noch die Unbeständigkeit der Zollverhältnisse nachteilig ein, die den internationalen Verkehr beunruhigt, seitdem die einzelnen Staaten sich scheuen, ihre Zolltarife durch Handelsverträge auf eine längere Zeit zu binden.

Der dritte Zweig der Chemnitzer Textilindustrie ist die Strumpffabrikation; sie ist aber nicht von Chemnitz ausgegangen, sondern von dem westlich gelegenen, stadtähnlichen Dorfe Limbach, das jetzt noch der Hauptsitz der eigentlichen Strumpfwirkerei ist, während Chemnitz die Heimat des fabrikmäßigen Betriebes mit Strumpfmaschinen ist. Wie die Spinnerei und Weberei, so hat sich auch die Strumpfwirkerei fast über den ganzen Bezirk verbreitet und nimmt ein rautenförmig begrenztes Gebiet ein, das von der Zschopau im Osten bis Waldenburg, Mülsen und Lößnitz im Westen, von einer Waldenburg und Mittweida verbindenden Linie im Norden bis zu einer andern von Lößnitz nach der Stadt Zschopau gezogenen Linie im Süden reicht, wozu als zwei entlegene Inseln im Vogtlande Brambach im Süd- und Mühltroff mit Pausa im Nordwestwinkel desselben kommen. Am dichtesten gedrängt liegen die „Strumpforte" im westlichen Teile; in ihnen schnarrt der Strumpfwirkerstuhl fast in jedem Hause. Jeder Ort fertigt vorzugsweise nur eine bestimmte Gattung von Waren, der eine Strümpfe, der andre Handschuhe, ein dritter Jacken, Mützen ꝛc. Chemnitz ist aber für diese Industrie der Hauptstapelplatz geblieben, neben welchem in dieser Beziehung nur noch Limbach und Stollberg zur Geltung kommen.

Der Strumpfwirkerstuhl ist die Erfindung William Lees, eines Studenten der Theologie in Cambridge, dem es 1589 glückte, durch seine Maschine den Vorgang des längst bekannten Strickens nachzuahmen. In dem gewerbreichen Sachsen fand seine Erfindung bald Eingang. Schon im Anfange des 17. Jahrhunderts baute David Esche in Limbach, der Bediente des dortigen Rittergutsherrn, aber von Haus aus ein Strumpfwirker, mit Hilfe eines in Dresden weilenden Franzosen den ersten Strumpfwirkerstuhl, und bald breitete sich die neue Industrie aus. Einen viel größern Umfang nahm sie um 1725, als sich der billigen sächsischen Ware der überseeische, besonders der amerikanische Markt erschloß, wo bis dahin die englische Ware geherrscht hatte. Der Handel in Strumpfwaren mußte nun zum Großhandel werden, und so finden wir, daß sich das Strumpfwirkerhandwerk schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zum fabrikmäßigen Betriebe ausbildete, der sich bis in unsre Zeit immer weiter entwickelt hat. Die Wirker arbeiten für Faktore, welche die Ware aufkaufen und dem Fabrikanten überliefern, der sie bleichen und appretieren läßt.

Hatte sich die sächsische Strumpfwirkerei schon im vorigen Jahrhundert getrost mit der englischen Konkurrenz messen können, so sah sie sich in neuerer Zeit von derselben sehr bedroht, und es blieb den Chemnitzer Handelshäusern nichts übrig, als gleich den Engländern den Handstuhl durch den Maschinenstuhl zu ersetzen. Wieder erhoben sich große Fabrikgebäude und die Hausindustrie wurde bedeutend eingeschränkt. Im Jahre 1851 machte man den Anfang mit der Einführung des Rundstuhles, der seine Maschen ohne alle Unterbrechung bildet und mehrere Strümpfe zugleich herstellt, so daß er in der Woche 40—50 Dutzend liefert. Er arbeitet den Oberteil, die Beinlänge, auch gleich geschlossen, so daß derselbe nicht erst zusammengenäht zu werden braucht, während die Socken mit der Maschine rasch zugenäht werden. Neben ihm sind Schlauchstühle im Gebrauch. Diese Maschinen fertigen die Längen als gleichmäßige Schläuche, denen erst später die Form des Beins gegeben wird. Zu diesem Zwecke werden sie über Bretter von entsprechender Form gezogen, auf diesen starker Wärme ausgesetzt und dann durch eine ganze Reihe von Manipulationen

weiter vorgerichtet. Neuerdings kommen die Stühle immer mehr in Aufnahme, welche dem Strumpfe gleich von vornherein durch das, was man beim Stricken als „Abnehmen“ bezeichnet, die erforderliche Gestalt geben. Wenn wir den Arbeiter darum bitten, thut er uns gern den Gefallen, einen solchen Stuhl auf einige Augenblicke recht langsam arbeiten zu lassen, und dieser macht dann beinahe den Eindruck eines vernünftigen Wesens, so bedächtig greifen jetzt diese, dann jene Häkchen nach gewissen Fäden, um sie zu fassen.

Auch in diesen Fabriken können wir beobachten, wie der Fabrikant in unsrer Zeit die Bedürfnisse des Marktes, die Gewohnheiten, Neigungen und Liebhabereien der Nationen, unter denen er seine Kundschaft sucht, belauschen muß. Hier verlangt man, daß der Fuß mehr spitz verlaufe, dort soll er breiter enden; der Engländer verlangt zwei Nähte, nämlich an beiden Seiten des Fußes, der Franzose nur eine, längs der Mitte der Sohle; bald muß die Ferse hoch hinaufreichen, bald soll sie kürzer sein.

Wie schon erwähnt, hat die Strumpfmaschine die Hausindustrie sehr beeinträchtigt; die Arbeitslöhne in den herkömmlichen Artikeln der letzteren sind so gesunken, daß es dem Arbeiter kaum noch möglich ist, die allernötigsten Bedürfnisse mit dem verdienten Lohne zu bestreiten. Doch ist hier die Mode, die in der Weberei der Hausindustrie das Grab hat bereiten helfen, in neuerer Zeit zu einer Retterin geworden, indem sie ihre Vorliebe bunten Waren, sogenannten Fancyartikeln, zugewendet hat, die nicht auf Maschinenstühlen gearbeitet werden können. Ihre Herstellung erfordert zwar mehr Aufmerksamkeit und Geschick, wird aber auch höher belohnt. Gerade in diesem Zweige haben die Fabrikanten des Chemnitzer Bezirkes in den letzten Jahren eine große Rührigkeit entfaltet, und es ist sehr erfreulich zu hören, daß diese neuen Artikel nicht bloß hinsichtlich der Qualität, sondern auch in bezug auf den Geschmack, der sich in ihren Mustern zeigt, den Vergleich mit den französischen aushalten können. Ferner hat die Mode in der Strumpfwarenbranche eine glückliche Verschmelzung mechanischer und menschlicher Kraft und Geschicklichkeit zuwege gebracht, und zwar durch die Stickereien, die sie auf den Strümpfen verlangt; sehr viele Hände, sogar im oberen Erzgebirge bis an die böhmische Grenze, werden dafür in Bewegung gesetzt. Freilich bleibt immer die Gefahr bestehen, daß die unberechenbare Tyrannin Mode ihre Gunst einem Artikel eben so plötzlich wieder entziehe, als sie dieselbe ihm zugewendet hat; aber ihr Bedürfnis nach Neuem bleibt, und das verlangt auch immer neue Arbeit.

Die baumwollenen Strümpfe, welche besonders in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in Mexiko, Westindien, Zentral- und Südamerika und in Ostindien Abnehmer finden, machen die größte Menge der im Chemnitzer Bezirke fabrizierten Strumpfwaren aus; doch werden die wollenen, als Socken, Strümpfe, Hosen und Jacken, auch nicht vernachlässigt. Von den Handschuhen sind die billigen, leicht gearbeiteten Atlashandschuhe ein Chemnitzer Stapelartikel. Ansehnlich ist ferner die Fabrikation von durchbrochenen Handschuhen, geringer dagegen die von Tuchhandschuhen.

Die Weberei hat immer eine Anzahl andrer Industriezweige in ihrem Gefolge. Die Garne, welche verwebt werden sollen, müssen gefärbt, die rohen Webstoffe mit farbigen Mustern bedruckt und überhaupt für den Handel und den Verbrauch zugerichtet oder appretiert werden. Mit dem Aufblühen der

Spinnerei, Weberei und Wirkerei stellten sich daher in Chemnitz auch Färberei, Druckerei und Appretur ein, und die Stadt erlangte darin bald einen großen Ruf. Die Kattundruckerei führte W. G. Schlüssel aus Hamburg ein, als er 1765 seine Fabrik von Burgstädt und Mohsdorf (nordwestlich von Chemnitz und nahe bei einander liegend) nach Chemnitz verlegte, und die erste Türkischrotfärberei gründete Gehrenbeck im Jahre 1800. Schon vor dem deutschen Befreiungskriege war die Kattundruckerei in Chemnitz zu hoher Blüte gelangt. Mit dem Verschwinden der Baumwollenweberei ist aber auch die Druckerei gesunken, so daß die Stadt in diesem Zweige jetzt von Berlin übertroffen wird.

Mit der Färberei und Druckerei steht die chemische Industrie in nahem Zusammenhange, indem sie die Farben und Chemikalien liefert, die jene verwenden, und derartige Fabriken finden sich daher auch in Chemnitz und seinem Bezirke.

Die Zweige der Textilindustrie sind nur die eine Seite der Chemnitzer Fabrikthätigkeit; ebenso großartig, ja noch großartiger ist sein Maschinenbau. Auch diese Industrie ist in Chemnitz durch die Weberei ins Leben gerufen worden. Als Spinnerei, Weberei und Wirkerei durch die Einführung der Maschinenarbeit ein neues Lebenselement erhielten, lag nichts näher, als diese Maschinen am Orte selbst zu fabrizieren. Durch Reparaturen, welche Schlosser an ihnen ausführen mußten, wurden sie mit ihrem Mechanismus vertraut, und geschickte und unternehmende Männer wagten sich endlich auch an den Bau von neuen Maschinen. Als aber einmal ein glücklicher Anfang gemacht war, wandten sich, wie immer, sofort Kräfte und Kapitalien dem neuen Erwerbszweige zu. Daher machten auch Spinn- und Webmaschinen den Anfang in der Maschinenindustrie unsrer Fabrikstadt. Wie leicht der eine Zweig den andern hervorruft, dafür sei hier ein Beispiel angeführt. Ein Haus, das eine große Strumpffabrik besitzt, fing an, in seiner Reparaturwerkstatt auch neue Maschinenstühle für den eignen Gebrauch zu bauen, mußte natürlich dabei allen neuen Erfindungen folgen und bei der Erweiterung der Strumpffabrikation auch die Arbeiterzahl in der Maschinenabteilung vermehren, so daß es nun nicht bloß die Maschinen für den eignen Bedarf baut, sondern solche auch nach außen zu liefern vermag.

Der Vater des Chemnitzer Maschinenbaues war C. G. Haubold sen., der 1826 die erste Maschinenbauanstalt einrichtete; aber die schnelle Ausdehnung und den weit verbreiteten Ruf verdankt dieser Zweig besonders Richard Hartmann, dessen Fabrik unter dem Namen „Sächsische Maschinenfabrik“ heute noch die größte in ganz Chemnitz ist.

Richard Hartmann war durch und durch ein Mann eigner Kraft, der, mit geringen Mitteln beginnend, sich durch seine Geschicklichkeit und seinen natürlichen Scharfblick, durch seine Energie, welche auch die widrigsten Verhältnisse zu besiegen wußte, und durch den Schaffensdrang, der ihn beseelte, von kleinen Anfängen durch alle Schwierigkeiten hindurch zum ersten Industriellen nicht bloß seiner Stadt, sondern des ganzen Landes emporarbeitete. Er wurde am 8. November 1809 zu Barr im Elsaß als der Sohn eines Weißgerbers und das mittlere von fünf Geschwistern geboren. Als Knabe schon zeigte er einen ungewöhnlich lebhaften Sinn, der ihn zwar in seinen Jugendjahren zu manchem übermütigem Streiche verleitete, aber auch die Grundlage zu dem sicheren, entschlossenen Wesen war, mit dem er später rasch die Lage der Dinge durchschaute und benutzte. Nachdem die Schuljahre beendet waren, kam er zu einem

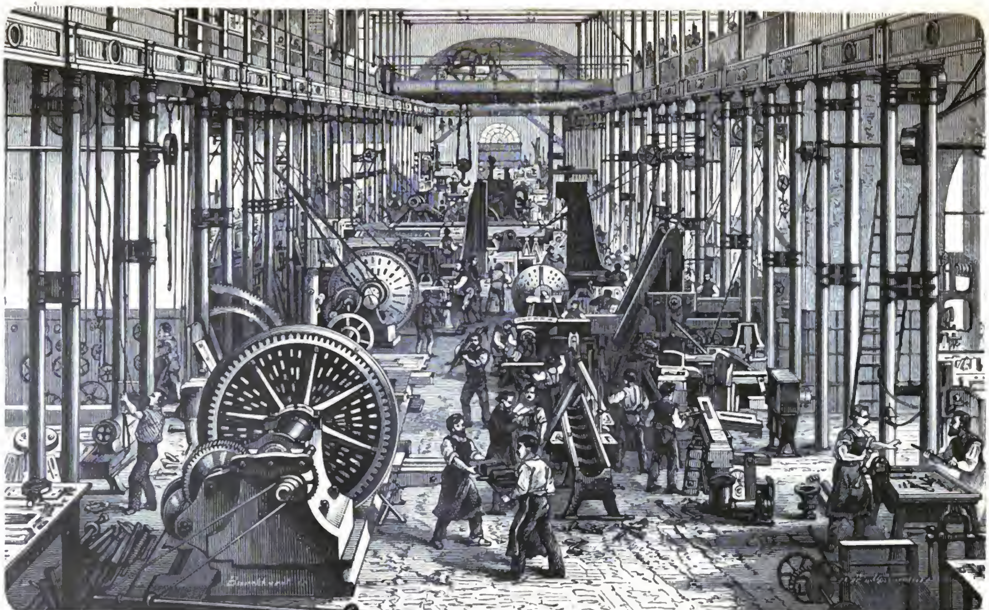
Zeugschmiedemeister seiner Vaterstadt in die Lehre, und als er diese 1828 überstanden hatte, wanderte er als tüchtiger Geselle wohlgemut in die Fremde. Sein Weg führte ihn auch nach Sachsen. Mit zwei Thalern in der Tasche, dem Erlös für die verkaufte silberne Uhr, kam er im Februar 1832 nach Chemnitz, und hier fand er bald Arbeit in der Maschinenbauanstalt des schon erwähnten C. G. Haubold senior.

Das Schicksal hatte ihn an die richtige Stelle geführt. Zwar war Hartmann mit dem Maschinenbau noch wenig vertraut, aber er arbeitete sich schnell und mit Geschick in das schwere Fach ein. Er begnügte sich nicht, wie seine Arbeitsgenossen, einfach seine Arbeit zu verrichten, sondern studierte mit Eifer den Mechanismus der Maschinen und sann insbesondere emsig darüber nach, wie sich wohl dies und jenes verbessern lasse. Haubold wurde bald auf ihn aufmerksam und machte ihn ungeachtet seiner Jugend zum Akkordmeister für den Krempelbau. Bald keimte in dem jungen Manne der Gedanke auf, sich selbstständig zu machen; aber wie sollte das gehen ohne Geld? Dazu mußte gespart werden, und das war für den lebenslustigen Hartmann eine schwere Aufgabe. Doch dabei half ihm sein „Schatz“, die besonnene Bertha; an jedem Lohntage verlangte sie ihm zwei Dukaten ab, die sie verwahrte, und nach mehreren Jahren hatte sie endlich 150 Dukaten beisammen. Nun wurde nicht länger gezögert, Hartmann machte sich selbständig und führte dann seine Braut heim.

Mit drei Arbeitern begann er zu Anfange des Jahres 1837 in einer kleinen Werkstätte im südwestlichen Teile der Stadt, in der Annaberger Straße, sein Geschäft. Er baute vorzüglich Baumwollspinnmaschinen und vermehrte die Zahl seiner Arbeiter allmählich bis auf dreißig. Das war eine Zeit schwerer Sorgen; denn die Mittel, mit denen er begonnen hatte, waren gar zu gering gewesen, und manche Nacht brachte er schlaflos zu. Das Jahr 1840 war ein Wendepunkt für sein Geschäft. Die Erfindung und Ausführung der Kontinue, einer Vorspinnvorrichtung für Streichgarnkrempel, fand so schnell Eingang in allen Spinnereien, daß Richard Hartmann Aufträge in Fülle bekam und bald nicht mehr alle ausführen konnte. Er mußte auf die Gewinnung größerer Arbeitsräume bedacht sein, und nachdem er vorübergehend ein zweites Arbeitslokal benutzt hatte, verlegte er im Juli 1841 seine Werkstätten nach der Klostermühle im westlichen Teile von Chemnitz.

Das war der Anfang von der Größe seines Geschäftes, denn nun nahm es von Jahr zu Jahr eine größere Ausdehnung an. Er wandte seine Aufmerksamkeit von jetzt an auch der Streichgarn-Spinnmaschine zu und verknüpfte seinen Namen durch eine Reihe der bedeutsamsten Erfindungen mit den Fortschritten der Streichgarnspinnerei. Mit 76 Arbeitern war er nach der Klostermühle gezogen, und als er 1845, nachdem auch diese Räume zu eng geworden waren, nach der Leipziger Straße auf dem linken Ufer der Chemnitz unweit des Schloßteiches übersiedelte, war ihre Zahl bereits auf 350 angewachsen.

Auf der neuen Arbeitsstätte hatte Richard Hartmann schon vor der Verlegung der ganzen Fabrik eine Anzahl Arbeiter mit dem Bau von Dampfmaschinen beschäftigt, die vielen Beifall fanden, so daß die Bestellungen sich häuften. Das führte ihn zu der Idee, sich auch im Lokomotivenbau zu versuchen, und mit gewohnter Entschlossenheit führte er sie aus, unterstützt von der sächsischen Regierung.



Maschinensaal der Sächsischen Maschinenfabrik zu Chemnitz.

Am 7. Februar 1848 verließ die erste Dampfmaschine, die für die sächsisch-bayrische Staatsbahn bestimmt war, seine Werkstatt. „Glückauf!“ hatte er sie genannt, und er ahnte noch nicht, wie nötig ihm in dem kaum begonnenen Jahre dieser Ermunterungsruf werden sollte; denn die Revolutionsstürme, die bald darauf ausbrachen, legten auch sein Geschäft lahm. Da führte er die Fabrikation von Schußwaffen ein, um sich nur einen tüchtigen Arbeiterstamm zu erhalten; die Regierung, die wohl erkannte, wie wichtig die Erhaltung eines solchen Etablissements sei, kam ihm durch die Gewährung von Geldvorschüssen zu Hilfe. Die flaue Zeit benutzte Hartmann zugleich, um seine Fabrik noch besser einzurichten. Um so lebhafter konnte die Arbeit wieder beginnen, als das Gewitter sich verzogen hatte. Nun wandte er eine größere Thätigkeit von neuem dem Baue von Kammgarn- und Baumwoll-Spinnmaschinen zu, den er seit der Erfindung der Vorspinnvorrichtung etwas hintangesetzt hatte, und fügte im Laufe der Jahre immer neue Abteilungen den alten hinzu. 1854 setzte er eigne Gießereiwerkstätten in Betrieb, 1855 begann der Bau von Turbinen, Tangentialrädern und Mühleneinrichtungen, bald darauf die Herstellung größerer Bergwerksmaschinen, Kunstgezeuge, Bohrapparate u. s. w., im Jahre 1857 endlich der Werkzeugmaschinenbau als besondere Branche. Infolgedessen mußten immer neue Arbeitsräume geschaffen werden, und sie dehnten sich zuletzt auf einem großen Areale zu beiden Seiten der Leipziger Straße aus.

Hartmann scheute keine Kosten und Mühen, um sich mit den neuesten Fortschritten seines Faches bekannt zu machen und sich die besten Maschinen für seine Werkstätten zu verschaffen. Zu diesem Zwecke reiste er wiederholt mit mehreren seiner Ingenieure nach Frankreich und England. Zu seinen Erfolgen trug auch nicht wenig sein Talent bei, die tüchtigsten Kräfte aufzufinden und sich nutzbar zu machen, und seine Menschenkenntnis, die ihm jeden nach den guten wie nach den schlechten Seiten zu durchschauen erlaubte. Er hörte gern auf die Ratschläge seiner Beamten, folgte aber oft auch entschieden seinen eignen, gänzlich abweichenden Meinungen, und es zeigte sich meist, daß er das Richtige getroffen hatte. Seine ungewöhnliche Energie konnte sich, wo es nötig schien, selbst bis zur Härte steigern; anderseits stand ihm aber wiederum eine wunderbare Elastizität und Geschmeidigkeit, verbunden mit gewinnender persönlicher Liebenswürdigkeit, zur Seite. Nur einem Manne mit solchen Eigenschaften war es möglich, ein solches Riesenwerk zu schaffen und durch alle Gefahren und Wechselfälle der Zeit glücklich hindurchzuführen.

Gleich vielen andern Fabriken wurde 1871 das Hartmannsche Etablissement in ein Aktienunternehmen umgewandelt und ihm nunmehr der Name „Sächsische Maschinenfabrik“ beigelegt; doch widmete der „Geheime Kommerzienrat“, durch welchen Titel die sächsische Regierung den ehemaligen Schlossergesellen Richard Hartmann ausgezeichnet hatte, seiner Schöpfung nach wie vor seine Kräfte. Sieben Jahre überlebte er noch die Umwandlung; am 6. Dezember 1878 schloß er in Chemnitz die Augen für immer.

Die ganze Fabrik bedeckt einen Flächenraum von mehr als 10000 qm, und in ungefähr 60 Gebäuden sind gegen 250 Beamte und 3000 Arbeiter beschäftigt. Einen imposanten Eindruck macht das 132 m lange und 34 m tiefe Gebäude, welches dem Lokomotivenbau dient. Das hohe Dach, ein Meisterwerk der modernen Baukunst, ruht auf starken gußeisernen Säulen. An den

Seiten und auf den Galerien sind Werkstätten, in denen die einzelnen Maschinenteile massenhaft hergestellt werden, aber der Hauptraum dient für die Montierung der Lokomotiven. Dazu sind Lauf- und Säulenkrahne aufgestellt, welche die schwersten Lasten mit Leichtigkeit bewegen. In diesem Raume steht immer eine ganze Anzahl von Lokomotiven in den verschiedensten Stadien der Vollendung. Sobald eine fertig ist, wird sie probiert und den Anstreichern übergeben, die sie mit einem schönen Kleide versehen, worauf sie auf den Transportwagen gebracht wird, um ihren Lauf nach außen zu nehmen.

In den Abteilungen für die Dreherei sehen wir ein wahres Heer von Drehbänken, Bohr- und Stoßmaschinen im Gange, die selbständig arbeiten und gleichsam nur der Aufsicht bedürfen. Sie führen scharfe Stahlwerkzeuge, mittels deren sie Räder, darunter Schwungräder bis 9 m Durchmesser, Wellen und die mannigfaltigsten Gegenstände jeder Größe, soweit sie von runder Gestalt sind, bis zu der gewünschten Stärke abdrehen, Gewinde schneiden und Cylinder bohren. Wir bewundern die Leichtigkeit, mit der sie Stahl und Eisen bearbeiten, als wäre es Holz, und die Genauigkeit, mit der sie Streifen auf Streifen entfernen. In der „kleinen“ Dreherei werden oft von einem Arbeiter auf einer Maschine 4—6 Gegenstände gleichzeitig gebohrt. Ähnliches beobachten wir in der Abteilung, wo die Hobelmaschinen die Maschinenteile mit geraden Flächen bearbeiten. In das Metall, das uns immer so spröde vorkommt, schneiden die meißelartigen Instrumente scheinbar mit größter Leichtigkeit ein, und gleich Hobelspänen rollen sich die Eisen- und Stahlstreifen zusammen. Die Stoßmaschinen durchlöchern und kräftige Scheren durchschneiden dicke Eisenplatten schneller und leichter, als wir es mit dünner Pappe vermögen. Ein andres Bild bietet die Schleiferei. Mit ungeheurer Geschwindigkeit drehen sich die Schleifsteine; in Stellungen, von denen wir nicht begreifen, wie man sie aushalten kann, stemmen die Arbeiter allerhand Maschinenteile dagegen und wissen sie so geschickt zu drehen und zu wenden, daß dieselben in kurzer Zeit an allen Stellen blank geschliffen sind. Dabei sprühen trotz des Wassers, das ununterbrochen an den Schleifsteinen herabrinnt, ganze Bündel von Funken nach der Grube unter den Steinen.

Ein wirklicher Höllenlärm empfängt uns, wenn wir die Kesselschmiede betreten. Überall schallt uns aus dem weiten Raume das Knallen der Hammerschläge und das Klingen, Klirren und Klappern der Eisenplatten entgegen, die unter den Schlägen sich krümmen und zusammengenietet werden. Am bewundernswürdigsten erscheinen uns die Arbeiter, welche im Innern von Rohren, in denen sie oft nur unbequem Platz finden, den von ihren Genossen eingetriebenen Nieten entgegenarbeiten und die wuchtigen Schläge unmittelbar neben ihren Ohren erdröhnen hören müssen.

Unser Führer begleitet uns immer noch durch neue Räume, und überall regen sich Hunderte von Händen in fleißiger Arbeit. Die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen verwirrt uns beinahe, wir werden mit den verschiedenartigsten Eindrücken überschüttet. Unser Gedächtnis kann die Namen der Maschinen gar nicht alle erfassen, deren einzelne Teile hier gearbeitet, dort zu einem einheitlichen Ganzen verbunden werden. Die zahlreichen Transmissionen erinnern uns daran, daß alle die Maschinen, die wir in Thätigkeit sehen, von wenigen Punkten aus in Bewegung gesetzt werden, und sind uns ein Bild des Geistes, der alle hier wirkenden verschiedenartigen Kräfte zu e i n e m Ziele zusammenfaßt.

Wie spielend beherrscht der Mensch die elementaren Kräfte, die soviel Verderben bringen können, wenn sie seiner Leitung sich entziehen. Mit wenig Griffen regieren jugendliche Arbeiter in der Schmiedewerkstatt die schweren Dampfhämmer, die sie jetzt mit leisen Schlägen, dann mit etwas mehr Gewalt und nun wieder mit voller Wucht auf die glühenden Eisen- und Stahlstücken fallen lassen, welche von mehreren kräftigen Männern mit riesigen Zangen in wechselnde Lage gebracht werden. Die Tischler in der großen Modelltischlerei scheinen wenig Mühe zu haben, durch Kreis- und Bandsägen und allerlei Holzbearbeitungsmaschinen die Modellhölzer zuzurichten. Selbst das Leimkochen wird hier mittels Dampf ausgeführt.

Durch die Gießerei mit ihren Kupolöfen, den in die Formen strömenden glutflüssigen Stahlmassen und den großen Kammern für das Trocknen der Lehm- und Massenformen begeben wir uns nach dem Werkstattgebäude für den Werkzeugmaschinenbau, dem würdigen Seitenstücke der Lokomotivenhalle. Der weite Raum ist 119 m lang und 25½ m tief, zwei Reihen von eisernen Doppelsäulen stützen das Ganze, und teils durch mächtige Bogenfenster, teils durch Oberlicht wird es erhellt. In der Mitte der Höhe laufen auch hier breite Galerien an den Wänden hin. Unter den hier aufgestellten Arbeitsmaschinen ist besonders eine kolossale Drehbank zu erwähnen, die 14 m lange Wellen dreht und eben so lange Schrauben schneidet, ferner eine Hobelmaschine, die 4 m hoch, 4 m breit und 14½ m lang hobelt.

Von der erstaunlichen Vielseitigkeit der Sächsischen Maschinenfabrik kann sich der Leser am besten einen Begriff machen, wenn ich einfach nach der Geschäftskarte die einzelnen Maschinen angebe, die aus der Fabrik hervorgehen. Dieselbe liefert nämlich: Lokomotiven und Tender für die verschiedenen Spurweiten; Lokomobilen; Dampfmaschinen neuesten Systems für Fabrikbetrieb sowohl als für Berg- und Hüttenwerke; Dampfhämmer und Hämmer, welche von der Transmission aus durch Riemen betrieben werden, Dampfkessel und Dampfgefäße; Turbinen und Wasserräder, Anlage vollständiger Walzwerke, Sägereien und Mahlmühlen, patentierte Exzelsior-Schrotmühlen, Einrichtungen von Papierfabriken, von Anlagen zur Herstellung der Holzmasse auf mechanischem und chemischem Wege; Werkzeugmaschinen zur Bearbeitung des Eisens und Holzes, insbesondere für Eisenbahnwerkstätten, Arsenale und Schiffswerften; sämtliche Maschinen für Geschütz-, Geschoß-, Gewehr-, Patronen und Torpedofabrikation; vollständige Ausstattungen von Eisenbahnwerkstätten und Wasserstationen; Krahne, Drehscheiben, Schiebebühnen für Dampf- und Handbetrieb, Kontroll-Wägeapparate zum Messen und Regulieren der Belastung der Räder und zum Wiegen von Lokomotiven, Tendern und Wagen; Maschinen und vollständige Einrichtungen für Streichgarn-, Kammgarn-, Kunstwoll-, Vigogne- und Baumwollabfall-Spinnereien sowohl als auch für Tuchfabrikation, insbesondere patentierte Webstühle zur Herstellung von Tuchen, Buckskins, Flanellen und Möbelstoffen; Webstühle für leichte Kammgarn-, Baumwoll- und Leinenstoffe; alle sonstigen Weberei-Vorbereitungsmaschinen, als Kettenscher-, Leim-, Trocken- und Aufbäummaschinen, Spulmaschinen u. s. w.; Appreturmaschinen, als Maschinen zum Trocknen von Tuchen, Buckskins und Flanellen u. s. w., patentierte Garntrockenmaschinen zum Trocknen von Strähnen aus Wolle, Baumwolle, Seide u. s. w.

Aus dieser Aufzählung erkennt man zugleich, wie der Maschinenbau den Industriezweigen bis in die einzelnen Stadien folgt, in denen sie ihre Produkte herstellen, und welche große Mannigfaltigkeit er dadurch erreicht, daß er sich der Natur der verschiedenen Rohstoffe anbequemt, sowie den abweichenden Eigenschaften verwandter Fabrikate. Dieselbe Wahrnehmung machen wir, wenn wir einen Blick auf die zahlreichen andern Maschinenfabriken werfen, die sich noch in Chemnitz finden; denn was in der Sächsischen Maschinenfabrik vereinigt ist, das und manches andre treffen wir in zahlreichen Fabriken getrennt an. Unter diesen steht die Chemnitzer Werkzeugmaschinenfabrik obenan, von Johann Zimmermann gegründet, der, aus Ungarn stammend, gleich Richard Hartmann sich vom einfachen Arbeiter zum großen Fabrikherrn hinaufgearbeitet und sich ein großes Verdienst dadurch erworben hat, daß er, dem Beispiel Englands folgend, den Bau von Holzbearbeitungsmaschinen in Deutschland zur Spezialität erhob und dadurch wesentlich zu seiner Vervollkommnung beitrug. Ihr reiht sich die Webstuhlfabrik von Schönherr an, deren Webstühle in der Weberei epochemachend gewesen sind, und eine ganze Reihe verschiedenartiger Etablissements. Von den Produkten des Chemnitzer Maschinenbaues mögen zur Veranschaulichung seiner Vielseitigkeit noch folgende angeführt werden: Spritzen, Pumpen, Nähmaschinen, Strickmaschinen und Hilfsmaschinen zur Fabrikation aller Sorten Strickmaschinen- und Wirkstuhlnadeln, Blechbearbeitungs-, Garndruck- und landwirtschaftliche Maschinen, Maschinen für Bleicherei, Färberei, Dampfwaschanstalten und Wachstuchfabrikation.

Spinnerei, Weberei, Strumpffabrikation und Maschinenbau sind die vier Hauptzweige der Chemnitzer Industrie. Außer den zu ihnen gehörigen Fabriken gibt es noch viele andre, welche die Vielseitigkeit noch erhöhen und in ihrer Gesamtheit auch viele Hände beschäftigen. Unter ihnen stehen die weitläufigen Werkstätten der sächsischen Staatsbahn in erster Linie. Wie diese, so schließen sich auch die Fabriken für Mälzerei- und Brauereieinrichtungen und die Kratzenfabriken unmittelbar an die Gruppe der Maschinenfabriken an, und der Gewebsindustrie steht die Wachstuchfabrikation nahe. Andre Erzeugnisse der Chemnitzer Industrie sind Lampen und Blechwaren, Drahtgeflechte, Schirme, Steinzeug und Thonwaren, Mineralwasser, Spielkarten, künstliche Blumen, Harmonikas u. s. w.

Eine Stadt mit so großartiger und mannigfaltiger Industrie muß immer auch bedeutenden Handel treiben, denn Nahrungsmittel für die zahlreichen Arbeiter und Rohstoffe für die Industrie müssen herbeigeschafft und für die fabrizierten Waren muß Absatz gesucht werden. Wir haben schon gesehen, daß Chemnitz der Hauptstapelplatz für Strumpfwaren ist; ebenso hat sich im Anschlusse an die Spinnerei der Garnhandel stark entwickelt. Für das ganze Erzgebirge ist es der Getreide- und Gemüsemarkt geworden, wozu es sich durch seine Lage im sächsischen Eisenbahnnetze ganz besonders eignet. Diese Lage ist auch der Grund des starken Handels und Verkehrs von Chemnitz im allgemeinen. Fünf Eisenbahnlinien gehen unmittelbar von hier aus, und fünf andre zweigen sich von diesen in kurzer Entfernung ab; es werden also täglich Züge nach zehn verschiedenen Richtungen expediert und aus ebensovielen in Empfang genommen. Daher herrscht von früh bis in die späte Nacht auf dem Chemnitzer Bahnhofe ununterbrochen ein lebhafter Verkehr, so daß sich derselbe getrost an die Seite der bedeutendsten Bahnhöfe Deutschlands stellen kann. Im Jahre 1882 wurden

täglich 162 oder in der Stunde 6—7 Züge befördert, abgesehen von den Extrazügen. Die Zahl der abgegangenen und angekommenen Personen betrug 1878 1752589, der Güterverkehr bewältigte 509397295 kg. —

Die Geschichte von Chemnitz reicht bis in die Slavenzeit zurück; denn nach seinem Namen, der auf ein wendisches Wort hinweist, welches Stein bedeutet, ist es von Slaven gegründet worden. In Götterverehrung und Kultur, Sprache und Sitte, Handel und Gewerbe haben die Sorbenwenden in den ersten fünf Jahrhunderten des Bestehens der Stadt, vom 10. bis zum 15. Jahrhundert, den Charakter derselben bestimmt. Ackerbau und Viehzucht waren die Hauptbeschäftigungen, und erst 1327 wurde der Gebrauch der wendischen Sprache von Markgraf Friedrich I. verboten. In den ersten Jahrhunderten wird Chemnitz wenig genannt, erst von der Mitte des 12. Jahrhunderts an wächst seine Bedeutung. Dies verdankte es einzig kirchlichen Verhältnissen. Damals entstand nördlich von der Stadt an der Stelle des heutigen Schlosses ein Benediktinerkloster, dessen Gründung gewöhnlich in das Jahr 1127 verlegt und dem Kaiser Lothar und seiner Gemahlin Richenza zugeschrieben wird, höchst wahrscheinlich aber erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts von Pegau aus erfolgte. Nach manchen schlimmen Zeiten erlangte es Privilegien und Schenkungen und dadurch Reichtum und Einfluß; und das Patronat, das es über die St. Jakobikirche und die St. Johanniskirche in der Stadt erwarb, verknüpften auch die Interessen der letzteren immer mehr mit denen des Klosters, was allerdings oft Streitigkeiten zwischen der Stadt und den Mönchen zur Folge hatte. Auch zwischen letzteren und dem benachbarten Adel fanden häufig Irrungen statt, und die Mönche mußten oft den kürzern ziehen. 1481—1485 entstand noch ein zweites Kloster innerhalb der Ringmauer, dort, wo jetzt die neue Johanniskirche steht. Es war ein Bettelorden, der damit seinen Einzug in Chemnitz hielt, nämlich der Orden der Franziskaner oder Barfüßer, aber nur auf kurze Zeit; denn als Heinrich der Fromme nach dem Tode seines Bruders, Georgs des Bärtigen, 1540 die Reformation einführte, hob er die beiden Klöster auf, verwendete ihr Vermögen zur Gründung von Schulen und verwandelte die Gebäude des Benediktinerklosters in ein Jagdschloß.

Sehr früh schon entwickelten sich Handel und Gewerbe in Chemnitz. Jener wurde durch die Lage am Kreuzungspunkte zweier großen Straßen begünstigt, auf denen der Reichsstadt, was Chemnitz bis zum Jahre 1410 blieb, Waren und Menschen zuströmten. Aus demselben Grunde sah es leider auch zu allen Zeiten viele Kriegsvölker als unwillkommene Gäste in seinen Mauern und hat daher in allen Kriegen von der Zeit der Hussitenunruhen bis zum Ende der Napoleonischen Wirren stark zu leiden gehabt. Am wichtigsten war von jeher der Getreidehandel. Schon frühzeitig — die Zeit selbst ist nicht bekannt — erhielt die Stadt von den Markgrafen von Meißen das Recht, ungehindert Getreide aus allen Ländern einzuführen, einen Getreidezoll zu erheben und das Abhalten von Getreidemärkten auf den Kloster- und Amtsdörfern zu verbieten. Bei diesen Märkten bestand in Chemnitz, wie in andern Städten, bereits im 15. Jahrhundert eine Einrichtung, welche sich bis in die Mitte unsres Jahrhunderts erhalten hat. In den Vormittagsstunden der Markttage durften nämlich nur bevorzugte Käufer — in Chemnitz sämtliche Bürger — Getreide kaufen, während andern, in unsrem Falle Fremden, erst von einer bestimmten

Zeit an zu kaufen gestattet war. Am ersten Stock des Rathausturmes wurde ein strohumwundener Stab, der „Wisch“, so lange herausgesteckt, als der Verkauf nicht freigegeben war. Man unterschied den Handel „unter“ von dem „nach dem Wische“. Erst im Jahre 1848 fiel in Chemnitz der strohgekrönte Stab.

Das Privilegium des Getreidehandels wußte die Stadt mit Zähigkeit allen Angriffen gegenüber, die von dem Kloster und später von den Amtsschössern auf dem Schlosse darauf gemacht wurden, zu verteidigen und festzuhalten, und ebenso ausdauernd bekämpfte sie alle Versuche, es zu umgehen. Daher befriedigte dieser Markt mindestens seit der Mitte des 16. Jahrhunderts nicht mehr nur das örtliche Bedürfnis, sondern wurde der Mittelpunkt des Getreidehandels für den größten Teil des Erzgebirges. Als Kurfürst Johann Georg II. 1657 die Einfuhr von Getreide aus Böhmen und andern Ländern verbot, erhoben die Chemnitzer Einwand dagegen; denn sie wurden davon am allermeisten betroffen, da ihrer Stadt gerade sehr viel böhmisches Getreide zugeführt wurde und ein Steigen der Preise zu erwarten war, wenn sie bei ihren Einkäufen auf das „Niederland“ beschränkt sein sollten. Sie drangen auch mit ihren Forderungen durch. Später geriet das Privilegium immer mehr in Widerspruch mit dem Geiste der Zeit; man erkannte schließlich die Unmöglichkeit, es aufrecht zu erhalten und ließ die Verletzung stillschweigend geschehen, so daß es thatsächlich aufgehoben war, wenn es auch rechtlich noch bestand.

Auch die früheste Blüte der Industrie verdankt Chemnitz einem mittelalterlichen Privilegium. Damals gab es überhaupt nur zwei Gewerbe, die einigermaßen den Charakter der Großindustrie trugen, nämlich die Tuchfabrikation und die Leinweberei. Letztere wurde viele Jahrhunderte hindurch im nordwestlichen und südlichen Deutschland, besonders in Westfalen und Schwaben, aufs lebhafteste betrieben; von den Exportplätzen im Norden und Süden, den Hansastädten, Köln, Nürnberg und Ulm, wurden der Norden, Osten und Süden Europas mit deutschen Leinengeweben versorgt. Die meißnischen Lande besaßen zwar auch schon im 13. Jahrhundert eine starke Leinweberei; doch blieben sie in der Menge und Güte der Produkte hinter Nordwest- und Süddeutschland zurück, zumal in jener Zeit, welche dieses Gewerbe in Deutschland auf den Höhepunkt seiner Entwickelung brachte, in der Mitte des 14. und 15. Jahrhunderts. Die Ursache war ein Privilegium, welches eine Stadt, eben Chemnitz, auf Kosten aller andern Städten bevorzugte und den Wohlstand derselben im Mittelalter begründete. Das war der Bleichzwang, welcher 1357 Chemnitz verliehen wurde, indem die Meißner Markgrafen Friedrich und Balthasar am 14. Dezember dieses Jahres vier Personen, dem damaligen Freiberger Münzmeister und drei Bürgern der Städte Chemnitz, Mittweida und Freiberg, die Erlaubnis erteilten, eine Bleiche zu Chemnitz zu errichten, und verordneten, daß alle Städte und Dörfer 10 Meilen im Umkreis dieser Stadt nur in Chemnitz bleichen dürften. Zur Sicherung dieses Vorrechtes wurde die Ausfuhr von Flachs, linnenem Garn und ungebleichter Leinwand verboten; es mußte also aller im Markgraftum Meißen erbaute Flachs auch hier versponnen, alles leinene Garn hier verwebt und alle Leinwand in Chemnitz gebleicht werden, soweit sie nicht für den Hausbedarf des Produzenten selbst diente. Daß von den drei Städten, die dabei in Frage kommen konnten, gerade Chemnitz für die Anlage der Bleiche gewählt wurde, erklärt sich aus seiner geographischen Lage in der

Mitte der Markgrafschaft Meißen und am Kreuzungspunkte vielbegangener Verkehrswege.

Die Markgrafen überließen die Ausnutzung des wichtigen Privilegiums vollständig jenen vier Männern und verlangten nur, daß von jedem Stück Leinwand bis zu 100 Ellen an sie selbst zwei breite Groschen abgegeben werden sollten, und daß die Kontrolle der Bleicherei ein von ihnen eingesetzter Bleichrichter auszuüben habe. Der unsichere Gewinn, die räumliche Entfernung und wohl auch der Wunsch, den Ertrag des Unternehmens kapitalisiert zu sehen, veranlaßte die vier Inhaber des Privilegiums schon kurze Zeit nach der Erwerbung desselben, die Chemnitzer Bleiche, wie wir heute sagen würden, in ein Aktienunternehmen umzuwandeln. Wie die Freiberger Gruben, so ward auch sie in 32 Teile geteilt, und diese waren an verschiedene Personen, zumeist, wie es scheint, an Chemnitzer, verkauft worden. Wie in Freiberg die Kuxinhaber, so führte in Chemnitz die Bleichgenossenschaft den Namen der „Gewerken", und ähnlich, wie neben jenen der Bergmeister und der Bergrichter standen, so waren diesen ein Bleichrichter und ein Bleichmeister beigeordnet. Dieser Gewerken konnten nun mehr oder weniger als 32 sein; denn es war ebensowohl gestattet, daß ein Gewerke mehr als einen Anteil hatte, wie daß ein Anteil in mehrere Bruchteile zerlegt wurde.

Die drei Bleichen lagen im Norden der Stadt zwischen dieser und dem Benediktinerkloster. Nach der neuen Bleichordnung vom Jahre 1390 mußten von jedem auf die Bleiche kommenden Stück Leinwand dem Landesherrn $2^1/_2$ Groschen, den Gewerken $3^1/_2$ und dem Bleichmeister 2 Groschen entrichtet werden.

Für jene Städte, die am weitesten von Chemnitz entfernt lagen, war der Bleichzwang am drückendsten; denn durch den doppelten Transport zu und von der Bleiche wurde die Ware nicht nur oft beschädigt, sondern auch übermäßig verteuert, so daß die Leinweber des meißnischen Niederlandes nur schwer mit denen der Lausitz, Böhmens und Schlesiens konkurrieren konnten. Auch kam es nicht selten vor, daß die Fremden zu gunsten der Bleichgewerke auf die Bleiche ihrer Waren ungebührlich lange warten mußten und infolgedessen die Messen nicht rechtzeitig beziehen konnten. Daher lag für sie der Gedanke nahe, den Bleichzwang dadurch zu umgehen, daß sie ihr Garn und ihre Leinwand roh verkauften. Sie nach dem Auslande zu bringen, war verboten, und dem armen Leinweber in Oschatz oder Pirna, der nicht die Kosten des Transportes seiner Waren nach und von Chemnitz bestreiten konnte, blieb nichts übrig, als dieselben an Zwischenhändler zu verkaufen, die nun mit größeren Partien die Bleiche beziehen konnten und also geringere Spesen für das einzelne Stück hatten, oder an die Chemnitzer Bleichgewerken selbst. Chemnitz wurde naturgemäß dadurch ein wichtiger Mittelpunkt für den Handel mit Garn und Leinwand.

Von nicht geringerem Einflusse war die Bleicherei auf die Leinenindustrie in Chemnitz. Als die vier Männer das ihnen im Jahre 1357 verliehene Bleichprivilegium in Chemnitz auszunutzen begannen, war Chemnitz nur eine ackerbauende Stadt mit geringen Ansätzen zu städtischer Gewerbthätigkeit, an Industrie war noch nicht zu denken; nun aber mußte die Leinweberei festen Fuß fassen und in immer größerem Umfange betrieben werden. Waren doch infolge des Bleichprivilegiums in Chemnitz fabrizierte leinene Waren in der Mehrzahl der meißnischen Städte billiger als das eigne Fabrikat, da dieses noch die Kosten

des Transports nach Chemnitz tragen mußte. Dazu kam noch die Bestimmung der Bleichordnung, daß jeder Gewerke der Bleichordnung den ihm zugewiesenen Teil der Bleiche mit einer bestimmten Zahl von Leinwandstücken belegen mußte, was nur dadurch geschehen konnte, daß er entweder fremde Ware annahm, oder, wenn diese ausblieb, eigne Ware auf die Bleiche brachte, mochte diese nun selbst fabriziert oder gekauft sein. Die Gewerken, welche in den ältesten Zeiten zum größten Teile wohlhabend waren und dem städtischen Patriziat angehörten, werden schwerlich selbst hinter dem Webstuhl gesessen haben, einfach, weil in jenen Zeiten die Leinweber noch für „unehrlich“ galten; sie mußten also andre Leinweber für sich arbeiten lassen, so daß die Chemnitzer Leinweberei außerordentlich stieg und schon im 15. Jahrhundert eine dominierende Stellung innerhalb der umliegenden Städte einnahm. Die Leinweber von Rochlitz und Mittweida gehörten schon 1456 zur Chemnitzer Zunft, die von Geithain seit 1477, und im nächsten Jahrhunderte mehrte sich die Zahl solcher Städte außerordentlich.

Die Chemnitzer Leinweberei nahm dadurch einen außerordentlichen Aufschwung, und vor dem Dreißigjährigen Kriege konnten ihre Erzeugnisse auf den niederländischen und englischen Märkten mit den Geweben dieser Länder konkurrieren. Noch für den Beginn des 18. Jahrhunderts kann man aus der Zahl der Chemnitzer Leinweber einen ziemlich sicheren Schluß auf den Wohlstand der dortigen Bürgerschaft ziehen. Jetzt ist dieser Industriezweig aus Chemnitz verschwunden, aber er hat noch nachgewirkt bis in unsre Tage; denn er hat jene industrielle Schulung bewirkt, ohne welche eine Bevölkerung die Gunst der Lage und der Naturverhältnisse nicht zu benutzen versteht. Dadurch wurde Chemnitz fähig, in die Reihe der modernen Fabrikstädte zu treten, als mächtige, bisher unbenutzte Naturkräfte in den Dienst des Handels und der Industrie gezogen wurden. Diese Periode beginnt für Chemnitz mit dem Jahre 1799, mit der Anlage der Wöhlerschen Spinnerei. Der rasche Fortschritt auf der neu betretenen Bahn wurde besonders durch die von Napoleon I. 1806 angeordnete Kontinentalsperre begünstigt, wodurch die junge Fabrikstadt wenigstens auf einige Jahre von ihrem gefährlichsten Nebenbuhler, England, befreit wurde. Konnte in dieser Zeit der noch schwache Baum des Chemnitzer Fabrikwesens Wurzel fassen, so wurde sein ferneres Wachstum außerordentlich befördert durch den Anschluß Sachsens an den deutschen Zollverein im Jahre 1834; denn dadurch gewann es mit einem Schlage auf die Dauer ein ausgedehntes Absatzgebiet, das sich seit dem Beginne der Ära der Handelsverträge (1861) erst recht erweitert hat.

Plauen und „Plauensche Ware“. Die erste Fabrikstadt des Vogtlandes hat vor Chemnitz den Vorzug, daß sie von einer schöneren Landschaft umgeben ist als dieses. Plauen liegt in einer freundlichen, kesselartigen Erweiterung des Thales der Weißen Elster, welche hier von links den Syra-, von rechts den Milmesbach aufnimmt, deren Thäler zum Teil sehr tief eingerissen sind, während das Elsterthal selbst meist von sanft ansteigenden Höhen eingeschlossen wird. Dadurch erhält der Boden in seiner Form eine reiche Abwechselung, die den Mangel an dem Wechsel in der Bekleidung vergessen läßt. Für die Stadt erwachsen aus dieser Unebenheit des Bodens, die ihr Bild allerdings zu einem malerischen

macht, viele Unbequemlichkeiten; denn nur derjenige Teil, welcher in der Thalsohle liegt, ist eben; sonst steigen die Gassen auf und ab, und zwar häufig recht steil.

Solange das Vogtland einen besonderen Kreis Sachsens bildete, nämlich bis zum Jahre 1835, solange war Plauen die Hauptstadt desselben, und auch nach dessen Vereinigung mit dem ehemaligen erzgebirgischen Kreise zum Zwickauer „Kreisdirektionsbezirke“, wie man damals in altbüreaukratischem Deutsch sagte, behielt es seinen Rang als wichtigste Stadt des Vogtlandes, da es der Sitz vieler Behörden blieb und mehrere höhere Schulanstalten in seinen Mauern errichtet wurden. Eine Amtshauptmannschaft, ein Hauptsteueramt, eine Handels- und Gewerbekammer, ein Bezirks- und ein Amtsgericht und andre Behörden befinden sich hier; unter den Schulen sind das mit einer Realschule verbundene Gymnasium, das Lehrerseminar, die Baugewerkenschule und die Handelsschule zu nennen. Plauens eigentliches Lebenselement aber ist die Industrie, und ihrer Blüte hat es das rasche Wachstum im Laufe dieses Jahrhunderts zu verdanken. Am Schlusse der Napoleonischen Kriegsperiode im Jahre 1815 zählte es 6806 Einwohner, 1830: 7660, 1834: 9029, 1840: 10152, 1852: 13006, 1861: 16166, 1871: 23369, 1875: 28748, 1880: 35078; es hat also seit 1834 seine Bevölkerung um 288,5 %, seit 1875 um 22 % vermehrt und ist der Einwohnerzahl nach aus der fünften die vierte Stadt Sachsens geworden.

Wie in Chemnitz, so haben sich daher auch hier die Vorstädte weit ausgedehnt, namentlich nach den Bahnhöfen zu; und da die Stadt in den letzten 40 Jahren von mehreren großen Bränden heimgesucht worden ist, so weisen auch die älteren Vorstädte und die innere Stadt vorwiegend neue Häuser auf. Daher erscheint die Stadt nett und schmuck, um so mehr, als die vorherrschende Industrie weniger Lärm, Qualm und trübe Gewässer verursacht, als in Fabrikstädten wie Chemnitz. Das erstreckt sich auch auf die Bevölkerung. Plauens Industrie beschäftigt vorwiegend weibliche Arbeitskräfte und fordert und ermöglicht große Sauberkeit, was man sofort erkennt, wenn man die Straßen der Stadt zur Zeit des Arbeitsbeginnes oder am Feierabend betritt.

Der Name der Stadt und des Schlosses weisen auf slavischen Ursprung hin. Plawe oder Plawna, wie der Name einst lautete, bedeutet eine der Überschwemmung durch einen Fluß ausgesetzte Fläche; daher in einigen Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts der Ausdruck „Stadt czu Plawa“. Das hochgelegene Schloß führt noch denselben Namen, den das alte böhmische Königsschloß in Prag besitzt: es heißt der Hradschin, d. h. Bergfeste. Es wird dadurch wahrscheinlich, daß an derselben Stelle schon vor der Eroberung des jetzigen Vogtlandes durch die Deutschen eine sorbische Befestigung stand; sonst wäre schwerlich dieser Name an der Stelle haften geblieben, wo in der Folge deutsche Herren sich niederließen. Das älteste bekannte Schloß erbaute hier noch vor 1224 der erste Herr Plauens aus dem Geschlechte der Vögte von Weida. Wir kennen schon das Schicksal, welches diesem Schlosse in der Hussitenzeit widerfuhr (s. S. 8), und auch in späteren Fehden und Kriegen ist es wiederholt der Gegenstand erbitterter Kämpfe gewesen. Am 14. Mai 1548 wurde es der Raub eines furchtbaren Brandes und lag nun 122 Jahre in Ruinen; erst Herzog Moritz von Sachsen-Zeitz, der jüngste Sohn Georgs I., welcher bei der vom Vater angeordneten Teilung der Länder unter andern Besitzungen auch das Vogtland erhalten hatte, entschloß sich zum Wiederaufbau, der 1675 vollendet wurde.



Plauen.

Nach dem Rückfalle Plauens an die kursächsische Linie im Jahre 1725 wurde das Schloß der Sitz von Behörden, und der ist es bis jetzt geblieben.

Die zweitürmige Stadt- oder St. Johanniskirche und das durch seinen Giebel ausgezeichnete Rathaus stammen aus dem 16. Jahrhundert. An letzterem befindet sich noch die künstliche Uhr, die sonst bei den Handwerksburschen als das Wahrzeichen Plauens betrachtet wurde. Zwei Löwen schlagen auf der zwischen ihnen sichtbaren Glocke die Viertelstunden, und eine große Kugel, halb blau und halb golden, zeigt genau die Mondphasen an; die menschlichen Figuren, die zum Uhrwerk gehören, bewegten ehemals beim Stundenschlag Arme und Beine.

Unter den neueren Bauwerken zeichnen sich einige Schulen und die Loge aus. Am schönsten ist das Reichspostgebäude, welches durch Sgraffitomalereien und auf dem Mittelbau durch zwei große gußeiserne Adler verziert ist. Auch verschiedene neue Wohn- und Geschäftshäuser lassen deutlich Kunstsinn und Geschmack erkennen.

Eine Industriestadt wurde Plauen schon im Mittelalter, und die Industrie, welche am frühesten hier blühte, war die Tuchmacherei. Daran erinnern noch einige Namen in der Stadt, nämlich die „Rähme" oder die Stelle, wo sonst die Tuchmacher ihre Fabrikate auf Rahmen ausspannten, die „Walkmühle" und die „Walkgasse". Den ersten Aufschwung nahm die Tuchmacherei in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts durch das 1368 auch den nichtfreien Bewohnern erteilte Recht der völlig freien Vererbung ihrer gesamten Habe, welches bis dahin nur den freien Bürgern, gleichsam dem Stadtadel, zugestanden hatte. Wurde dadurch der Stand der Handwerker überhaupt gehoben, so das Gewerbe der Tuchmacher und Wollenweber ganz besonders, und dieses blieb nun über drei Jahrhunderte das Hauptgewerbe der Stadt. Es wurden namentlich braune, blaue und schiefergraue Tuche gefertigt, daneben auch wollene Zeuge, Namens Worsetts, und meistenteils „ins Reich", d. h. nach Franken und Schwaben, vertrieben. Im 18. Jahrhundert ging diese Industrie immer mehr zurück und mußte in den siebziger Jahren desselben einer andern, jungen Industrie weichen.

Diese neue Industrie, welche der Stadt bis in unsre Tage treu geblieben ist, war die Baumwollenindustrie. Sie hielt ihren Einzug in Plauen unter der Regierung des „Vater" August. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts hatten sich schweizerische, nach einer andern Nachricht schwäbische Baumwollenwirker, die wegen der Bedrückung ihres evangelischen Glaubens in der Heimat diese verlassen hatten, in der Nachbarstadt Hof niedergelassen, welche damals zum Markgrafentum Brandenburg-Kulmbach gehörte. Von dort aus wanderten mehrere dieser geschickten und fleißigen Fremdlinge in Plauen ein, wo ihr Gewerbe sehr bald neben der Tuchmacherei heimisch ward. Sie fertigten anfänglich Schlöre (Schleier) oder Stauche zu Kopftüchern, sowie Halstücher für die Frauen, dann ähnliche feine, schleierartige Stoffe oder Flöre zu Türkenbunden oder Turbanen, zu den langen Halskrausen, die im 16. und 17. Jahrhundert modisch waren, und andern Kleidungsstücken. Da diese Stoffe teils schwarz, teils bunt in den Handel kamen, so entstanden zu gleicher Zeit Färbereien in Plauen.

Das Geschäft war in den Händen der sogenannten „Schleierhändler" oder „Schleierherren", welche die rohe Baumwolle einkauften, diese durch Menschenhand spinnen, das Gespinst wirken oder weben und färben ließen und die fertigen Stoffe verkauften. Zum Vertrieb derselben im Inlande dienten

unter anderm die Jahrmärkte der Stadt, die sich schon im 16. Jahrhundert eines starken Besuches erfreuten; doch viel bedeutender war der Absatz nach dem Auslande. Diese Handelsherren traten zu einer Innung zusammen, und durch „Schleierordnungen“ suchte der Rat der Stadt die Fabrikation und den Handel zu regeln. Die erste Schleierordnung wurde am 22. Dezember 1600 erlassen. In ihren 18 Artikeln waren sehr genaue Vorschriften über die Länge, Breite und Güte der Schlöre oder Stauche, ihre Verfertigung durch die Wirker und Wirkerinnen, ihren Vertrieb nach Nürnberg, wie ihren Verkauf auf den Hauptmärkten zu Leipzig und Naumburg u. s. w. enthalten; den Übertretern dieser Bestimmungen drohten sie hohe Geldstrafen an. Die wichtigste Anordnung war die, daß jedes Stück, ehe es zum Verkauf kommen durfte, der „Schau“ unterworfen werden mußte. Zwei Schleierherren und zwei Ratsmitglieder, die Schau- oder Stempelherren, hatten das vorgelegte Stück nach den Anforderungen der Schleierordnung zu prüfen und zu stempeln, nachdem sie es vorschriftsmäßig befunden hatten. Dadurch sollte nicht bloß die Güte des Fabrikates aufrecht erhalten werden, sondern man hoffte auf diesem Wege auch die Fabrikation dieser baumwollenen Waren und den Handel damit womöglich zum Monopol für Plauen zu machen. Im Laufe der Zeit wurde die Schleierordnung erneuert und den veränderten Erfordernissen der Zeitläufte angepaßt, so daß während zwei Jahrhunderten sechs Schleierordnungen gegeben wurden. Außer jenen ersten vom Jahre 1600 waren das die Ordnungen von 1617, 1663, 1687, 1764 und 1774. In der vorletzten wurde der Name „Schleierhändler“ in den nun offiziellen „Baumwollenwarenhändler“ umgewandelt; die letzte galt bis zur Aufhebung der Innung im 19. Jahrhundert.

Die größten Verdienste um die Vervollkommnung und weitere Verbreitung der Baumwollenindustrie in Plauen und andern Orten des Vogtlandes erwarben sich die Leipziger Handelskonsorten Leonhard Zöllner und Johann Philipp Küstner und nach ihrer Trennung ihr bisheriger Buchhalter Johann Friedrich Schildt. Die ersten beiden erhielten 1695 von Herzog Moritz Wilhelm das Privilegium, verschiedenartige baumwollene Zeuge, als Kanevas, Barchent, Kattun, auch halbbaumwollene und halbleinene, sowie halbseidene Waren und baumwollene Tücher in Plauen fertigen zu lassen, und dieses Privilegium ging auch auf ihren Nachfolger Schildt über. Dieser, ein intelligenter, für das Gemeinwohl eifrig thätiger Mann, erweiterte und verbesserte die neue Fabrikation nach verschiedenen Richtungen hin, und er muß daher, wo nicht als der eigentliche Begründer, so doch als der namhafteste Mitbegründer der Plauenschen Weißwarenindustrie angesehen werden. Die Schleierherren waren neidisch auf dieses Privilegium und brachten es dahin, daß es 1715 auf die ganze Schleierinnung übertragen wurde. Dadurch mußte dieser neue Erwerbszweig schnelle Fortschritte machen, zumal man fortdauernd auf Verbesserungen bedacht war und bald mehrere neue Artikel auf den Markt gebracht wurden. So wurden diese Zeuge in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts immer beliebter, und auf allen Märkten waren sie als „Plauensche Ware“ bekannt und sehr gesucht.

Dazu kam 1753 die Errichtung einer Kattunfabrik. Eine Handelsgenossenschaft mehrerer Schleierherren berief zu diesem Zwecke einen tüchtigen, aus Regensburg gebürtigen Kattundrucker, Namens Joh. August Neumeister, nach Plauen, der aus Augsburg und Nürnberg Drucker, Formschneider, Zeichner,

Färber und andre mitbrachte und die neue Fabrik leitete, deren Erzeugnisse sehr bald einen guten Ruf erlangten und die auch unter den Bedrängnissen des kurze Zeit darauf ausbrechenden Siebenjährigen Krieges gut gedieh.

Die Baumwollenweberei war schon lange nicht mehr auf Plauen beschränkt geblieben, sondern hatte sich auch in den umliegenden Ortschaften und den übrigen Städten des Vogtlandes ausgebreitet. Da sich die Weber in den Dörfern von dem in den Städten herrschenden Zunftzwange frei machen konnten, so gestalteten sich ganze Ortschaften zu Weberdörfern um. Je mehr sich die Weberei ausdehnte, desto mehr Hände beschäftigte auch die Spinnerei, bevor die Spinnmaschine erfunden war, und auch daran beteiligten sich die Dörfer. Hier wurde die Baumwollspinnerei als Nebenbeschäftigung betrieben; nach vollbrachter Feldarbeit, an regnerischen Tagen und zur Winterszeit spann alles, und viele wandten sich dem neuen Berufe ganz zu, so daß es 1759 in Lengenfeld an Gesinde und Tagelöhnern fehlte. Vom Beginn des 19. Jahrhunderts an machte die Maschine der menschlichen Hand Konkurrenz, 1800 wurde in Lengenfeld die erste Baumwollspinnmaschine des Vogtlandes aufgestellt. Mit Zähigkeit suchte sich die Handspinnerei gegenüber der Nebenbuhlerin aufrecht zu erhalten, und eine Zeitlang auch mit gutem Erfolg; auf die Dauer war ihr dies jedoch nicht möglich, und um 1823 kam die Handspinnerei entschieden in Verfall. Aber auch die Maschinenspinnerei des Vogtlandes blieb nicht unangefochten, sondern sie wurde durch die englische und Chemnitzer Mitbewerbung hart gedrückt. In den Jahren 1839—1842 gingen im Vogtlande 41 Spinnereien mit 171 000 Spindeln ein, und dieser Rückgang hat bis in die neueste Zeit fortgedauert.

Die Baumwollenweberei bewahrte dagegen ununterbrochen ihren Ruf und ihre Blüte. Nach der Mitte des 8. Jahrzehnts des 18. Jahrhunderts brach ihre „goldene Zeit“ an, denn die „Plauensche Ware“, für deren verschiedene Artikel man die allgemeine Bezeichnung „Musseline“ gebrauchte, fand in der Levante ein neues, sehr konsumtionsfähiges Absatzgebiet. Die Hauptschau in Plauen, die 1715 eingegangen, 1764 aber wiederhergestellt worden war, hatte vollauf zu thun. Während von Plauen allein im Jahre 1775 48 104 Stücke Musselin à 30 Ellen (17 m) zur Schau und Stempelung gebracht worden waren, betrug die Zahl der Stücke 1780 schon 72823, 1785: 120042, 1790: 139245, 1795: 154792. In den zehn Jahren von 1771—1780 hatten 516 165 in Plauen fabrizierte Stücke die Schau passiert, in dem folgenden Jahrzehnt, von 1781—1790, stieg die Zahl auf mehr als das Doppelte, nämlich auf 1 177 586 Stücke, und auf dieser Höhe erhielt sie sich bis zum Ende des Jahrhunderts. So wurde Plauen vorzugsweise eine Fabrik- und Handelsstadt, deren Wohlstand sichtlich zunahm, so daß es gelang, die Kriegsschulden aus dem Siebenjährigen Kriege bis 1779 vollständig zu tilgen. Einige von den Handelsherren schwangen sich selbst zu Erb-, Lehn- und Gerichtsherren von Rittergütern in der Nachbarschaft der Stadt auf; andre wieder — unter ihnen einer, den das Volk nur den Fürsten von Plauen nannte — verwendeten den reichen Gewinn auf die Erbauung neuer schöner Häuser, wozu sich Raum genug darbot, da mit landesherrlicher Erlaubnis schon 1764 der Stadtgraben trocken gelegt und 1786 ein großer Teil der Stadtmauer abgetragen worden war. Vor den Thoren wurden hübsche Gärten mit Gartenhäusern angelegt, und die Stadt gewann ein freundlicheres Aussehen.

Diese gepriesene goldene Zeit Plauens ging aber im Anfange des 19. Jahrhunderts schnell zu Ende. Infolge des zu Wasser und zu Lande ausgebrochenen Krieges der französischen Republik mit der Türkei und England hörte plötzlich der gewinnreiche Absatz der Plauenschen Ware nach der Levante auf; es gingen große Summen verloren, und die Fabrikation kam ins Stocken. Mancher Reiche wurde da unversehens zum armen Manne, mancher Arbeiter, der früher guten Verdienst gehabt, mußte darben, und die Bettelei hatte 1803 so überhand genommen, daß der Stadtrat, um ihr Einhalt zu thun, sich veranlaßt sah, noch einen zweiten Gassen- oder Bettelvogt anzustellen. Wie für Chemnitz, so brachte die napoleonische Kontinentalsperre durch die Verdrängung der englischen Manufakturwaren vom Kontinente auch für Plauen eine Erleichterung, und die Baumwollenindustrie blühte geradezu. Die schon erwähnte Kattunfabrik wurde bedeutend erweitert, und da ihre Fabrikate auf den Messen zu Leipzig und Frankfurt am Main reißend abgingen, entstand bald eine zweite, die nicht minder gute Geschäfte machte. Doch diese gute Zeit dauerte nicht lange, 1810 machten ihr die Kriegsunruhen ein Ende.

Aber gerade in Zeiten der Bedrängnis des einen Industriezweiges wird häufig der Grund zum Aufkommen eines andern gelegt, weil die öffentliche Aufmerksamkeit sich auf alles richtet, was den feiernden Händen Beschäftigung verspricht. So eröffnete sich gerade um das Jahr 1810 ein neuer, bisher noch unbekannter Weg des Erwerbes für Plauens Arbeiterinnen in der Weißstickerei, die von dem 1844 verstorbenen Kaufmanne C. G. Krause und dessen Gattin, geb. Schmid, eingeführt wurde. Letztere hatte die französische Art des Weißstickens mit Platt- und Langstich in ihrer Jugend am Hofe zu Weimar erlernt, und was damals zur Ausfüllung müßiger Stunden gedient hatte, wurde nun ein wichtiger Industriezweig Plauens, der zugleich einen dort erzeugten Stoff weiter verarbeitete. Weniger Bedeutung erlangte die 1807 mit J. Fr. Franke eingewanderte Petinetfabrikation, welche spitzenartige Stoffe lieferte und auch längere Zeit schwunghaft betrieben wurde, aber in den vierziger Jahren nach und nach wieder einging.

Alle diese Bemühungen genügten aber doch nicht, um für den Stillstand der Baumwollwarenmanufaktur während der Kriegsperiode ausreichenden Ersatz zu schaffen, und auch nach dem Ende derselben traten immer wieder Stockungen ein. Man machte verschiedene Versuche, neue Erwerbszweige einzuführen, aber stets vergebens. So faßte die im Jahre 1819 gegründete ökonomische Gesellschaft den Plan, Flachsbau und Leinwandfabrikation im Vogtlande einzuführen, gab ihn aber bald wieder auf. Ebenso mißglückte der 1821 gemachte Versuch, die Tuchmacherei wieder zu beleben und dazu einen von der Regierung genehmigten Wollmarkt in Plauen einzurichten. Erst das Jahr 1834 war für Plauen, genau wie für Chemnitz, wieder ein Wendepunkt, indem auch Plauen für seine Waren durch den Anschluß Sachsens an den Zollverein einen erweiterten Markt gewann. Zu derselben Zeit wurde der Jacquardstuhl eingeführt, was besonders der Gardinenfabrikation zu gute kam, dazu die schweizer Appretur. Diesen und andern wesentlichen Fortschritten in der Fabrikation entsprach auch die Vervollkommnung der Fabrikate, die in steigendem Maße Anerkennung fanden und der Konkurrenz des Auslandes je länger, desto besser standhalten konnten. Daß die von Zeit zu Zeit eintretenden Handelskrisen auf Plauens Industrieverhältnisse

zurückwirkten, war unausbleiblich; waren sie aber überwunden, so pulsierte das gewerbliche Leben um so frischer, je freier es sich infolge der neueren Gesetzgebung, die ihm vollständige Unabhängigkeit von den beschränkenden Bestimmungen der alten Baumwollwaren-Innung brachte, bewegen konnte. In der neuesten Zeit machen sich in der Plauenschen Industrie besonders zwei Charakterzüge geltend, die sie mehr oder weniger mit der Industrie der Gegenwart überhaupt gemein hat, nämlich die immer größere Ausdehnung gewinnende Herrschaft der Maschine und die Abhängigkeit von den unaufhörlich wechselnden Launen der Mode, die bei Plauen um so mehr ins Gewicht fallen müssen, als die Erzeugnisse seiner Industrie nicht der Befriedigung unumgänglicher Bedürfnisse dienen, sondern den Forderungen des Geschmackes, des Putzes und des Luxus entgegenkommen. Dadurch erhält die Industrie Plauens in hohem Grade den Charakter der Unruhe und des ununterbrochenen Flusses aller Verhältnisse, den das ganze industrielle Leben der Gegenwart an sich trägt, der aber auch geeignet ist, alle Kräfte auf das lebhafteste anzuspornen und zu immer besseren Leistungen zu zwingen.

Die Fabrikation der sogenannten „Plauenschen Ware“ umfaßt in erster Linie Gardinen, dann Jakonetts, Batiste, Mulls, Musseline und ähnliche feine, weiche und mehr oder weniger locker gewebte, hauptsächlich zur Kleidung für die Frauen verwendete Baumwollenstoffe, die nicht bloß in Plauen hergestellt werden, sondern in einem ziemlich großen Bezirke, der sich bis nach Auerbach, Netzschkau und Elsterberg erstreckt. Die mechanische Weberei macht jetzt auch auf diesem Gebiete größere Fortschritte, doch lassen sich die feineren Stoffe nur auf dem Handwebstuhle herstellen. Wenn diese Stoffe den Webstuhl verlassen, so sind sie noch ganz unansehnlich und sie müssen sich eine ziemlich harte Behandlung gefallen lassen, ehe sie für den Verbrauch geschickt werden. Sie sind mit einer Menge von Fäserchen bedeckt, die zunächst entfernt werden müssen. Das geschieht in der Sengerei, wo sie in einem finsteren Raume mittels Rollen über eine Reihe von Gasflammen hinweggezogen werden und zwar so schnell, daß sie eben nur von den zarten, vom glatten Grunde abstehenden Fäserchen befreit werden. Das Gewebe ist dadurch etwas vergilbt und kommt von hier in eine der zahlreichen Appreturanstalten Plauens. Dort wird es mit Chlor gebleicht, im Wasser gespült, auf Zentrifugaltrockenmaschinen rasch bis zu einem gewissen Grade getrocknet und dann gestärkt. Das letztere wird durch Walzen besorgt, die mit Stärke bestrichen sind und zwischen denen die Stoffe hindurchgetrieben werden. Hierauf spannt man diese in der Trockenstube auf große Rahmen, mangelt sie, sobald sie gehörig trocken sind, und bringt sie endlich, um sie noch mehr zu glätten, in eine hydraulische Presse.

Die Gardinen liefert Plauen in verschiedenen Arten, als Mull-, Sieb-, Gaze- und Zwirngardinen, uud die Stätten, wo sie entstehen, sind auch große Etablissements, in denen der Maschinenarbeit möglichst viel überlassen wird. Durch das „Wiebeln“ von schadhaften Stellen, das Bogen der Gardinenkanten und das Ausschneiden des Mulls bei den Mullgardinen beschäftigen diese Fabriken jedoch auch viele Frauen- und Mädchenhände. Neuerdings ist auch die eine dieser Handarbeiten, die Bogerei, wesentlich beschränkt worden. Im Jahre 1877 wurde zur Ausführung dieser Arbeit eine Maschine, die Guttmannsche Bogmaschine, benutzt, wodurch die Bogerei durch Kinder, die bis dahin vielfach dazu verwendet worden waren, ganz aufhörte, und die Handbogerei fristete im übrigen

ihr Dasein lediglich infolge des Umstandes, daß die mit der Maschine hergestellte Naht doch nicht die Festigkeit der Handnaht erreichte und einzelne Fabrikanten deshalb grundsätzlich letztere beibehielten. 1879 wurde aber eine neue Bogmaschine von E. Cornely in Paris bekannt, die, mit Dampf betrieben, nicht nur außerordentlich rasch arbeitete, sondern auch einen sehr haltbaren und zugleich schönen, runden Bogen lieferte, und damit ist der Grund gelegt worden, um der Handbogerei vollständig ein Ende zu machen. Die Gardinenfabrikation wird besonders von der englischen Konkurrenz bedrängt. Von dieser hofften die Fabrikanten befreit zu werden, als mit der Einführung des neuen Zollsystems im Jahre 1880 ein erhöhter Zoll auf Gardinen gelegt wurde; aber nun errichteten englische Unternehmer in Plauen und an andern Orten große Fabriken, in denen sie Gardinenstühle aufstellten, um mit diesen, von denen jeder einzelne schon ein ansehnliches Kapital darstellt, die englischen Gardinen in großen Mengen zu weben. Ein einziger englischer Gardinenstuhl erzeugt jährlich im Durchschnitt bei täglich zwanzigstündiger Arbeit für 36 000 Mark Ware.

Die Weißstickerei steht in engem Zusammenhange mit der Fabrikation der „Plauenschen Ware", denn diese liefert den Rohstoff für jene, mit Ausnahme der feinen Linontücher, für welche alljährlich viele tausend Mark nach Frankreich und Belgien wandern. Von Plauen hat sich die Weißstickerei über das ganze Vogtland und nach den benachbarten Gegenden des Erzgebirges, wie Eibenstock, Johanngeorgenstadt, Schneeberg, Neustädtel und andern Orten, verbreitet. Plauen ist der Mittelpunkt und Hauptplatz, hier befinden sich die größten Stickereigeschäfte. Die Fabrikanten verteilen das Zeug, welches gestickt werden soll, „das Restel", an die Stickerinnen. Darauf ist das Muster mit blauer Farbe vorgedruckt, und zwar durch folgendes Verfahren. Das Werk des Musterzeichners wird mit Hilfe einer „Tippelmaschine" durchlöchert. Letztere besteht aus einer Nadel, die sich blitzschnell auf und ab bewegt, und unter ihr führt ein Arbeiter das Papier, worauf das Muster gezeichnet ist, derartig hin, daß dessen sämtliche Linien in Reihen feiner Punkte aufgelöst sind. Wird das so durchstochene Papier auf das Gewebe gelegt und mit Farbe bestrichen, so paust sich durch die Nadelstiche die Zeichnung in feinen Punkten durch und beschreibt in andeutenden punktierten Linien die Ranken und Schnörkel, welche die Phantasie des Zeichners ersann.

Das „Restel" wird auf einen kreisrunden, horizontalen Stickrahmen gespannt, und nun geht die Stickerin an die Arbeit. Sie braucht nur wenig Werkzeuge: einige Nadeln, eine Schere, ein Messer oder „Schnitzerl" und ein „Böhrl" aus Horn zum Durchbrechen der offenen Stellen genügen ihr. Solange die Sonne leidlich Licht spendet und im Winter beim Scheine der Lampe, deren Strahlen durch Glaskugeln, die mit Wasser gefüllt sind, gesammelt werden, sitzen in manchem Stübchen um den Tisch vier bis fünf Stickerinnen und Sticker; denn auch Jünglinge und Männer beteiligen sich an dieser Arbeit, besonders im Winter, wo bei Maurern, Zimmerleuten und andern im Freien hantierenden Arbeitern der Verdienst aufhört.

Aber auch dieser Industrie hat sich die Maschine bemächtigt. 1857 wurde die erste Stickmaschine aus der Schweiz in Plauen eingeführt, ihr folgten bald mehr, und besonders in den letzten Jahren sind sehr viele Stickmaschinen in Plauen selbst und im ganzen Bezirke aufgestellt worden. Sie sind jetzt sächsisches

Fabrikat. 1860 begann eine Fabrik in Kändler bei Limbach mit ihrer Herstellung, die größte Stickmaschinenfabrik aber entstand in Kappel, einem westlichen Vororte von Chemnitz. Jetzt gibt es auch im Gebiete der Stickerei zwei derartige Fabriken, eine in Plauen und eine in Auerbach. Die Stickmaschine wird von einem Arbeiter regiert, dem ein jüngerer Gehilfe oder ein Mädchen zur Hand geht. Durch einen Hebel, den er mit den Füßen tritt, setzt er zwei in Schienen laufende breite Wagen, die Hauptteile der Maschine, gegeneinander in Bewegung. Jeder derselben hat eine Reihe von einigen hundert Zangen, und zwischen diesen beiden einander gegenüberstehenden Zangenreihen ist in einem Rahmen der Stoff ausgespannt, welcher bestickt werden soll. Die Zangen der einen Reihe halten kurze, an beiden Enden zugespitzte Nadeln, die in der Mitte das Öhr mit dem Faden haben. Jetzt bewegt der Sticker den Wagen, dessen Zangen die Nadeln halten, gegen den straffen Stoff, in den die Nadeln bis zu ihrer Mitte hineingestochen werden; dann fassen die Zangen des zweiten Wagens das andre Ende der Nadeln, ziehen sie vollends durch den Stoff hindurch und den Faden straff, und ein Stich ist von sämtlichen Nadeln vollendet. Nun beginnt der zweite Wagen dasselbe Spiel, und so entsteht hin und zurück ein Stich des Musters nach dem andern. Letzteres hat der Sticker in vielfach vergrößerter Zeichnung vor sich, auf der jeder Stich, der gemacht werden soll, genau markiert ist. Indem er mit der linken Hand auf einen bestimmten Punkt der Zeichnung einen Griffel einstellt, der mit einer Zusammenstellung von Hebeln, dem sogenannten Storchschnabel, in Verbindung steht, bewegt er den Stoffrahmen so, daß die Nadeln den Stoff immer genau an der Stelle treffen, wo sie ihn treffen sollen. Eine solche Maschine hat 200—500 Nadeln, und so vielmal wird durch sie das Muster auf einmal hergestellt; sie eignet sich also nur zur Anfertigung von solchen Weißstickereien, bei denen dasselbe Muster sich stetig wiederholt, und läßt der Handstickerei noch ein weites Feld.

Der Hauptartikel, den die Weißstickerei liefert, sind Streifen und Einsätze gewöhnlicher und feinerer Sorte mit ihren Bogen, Zacken und ihren zu den verschiedensten Figuren geordneten, umrandeten Löchern, wie sie an der Wäsche und Kleidung für Frauen und Kinder so vielfach verwendet werden. Daher gehören auch die Damenkonfektionsgeschäfte zu den Hauptkunden der Plauenschen Stickereigeschäfte. Mit farbigem Garn werden auf weißem oder auch farbigem Stoffe Blumen- und Laubgewinde hergestellt, die ebenso der Konfektion dienen, wie farbige Dessins, namentlich Streublümchen, auf grauem Leinen. Auch Taschentücher und Einsätze für Herrenhemden werden gestickt, ferner Monogramme auf Taschentücher, letzteres ein Monopol der Handstickerei. Dazu kommen alle jene zahllosen Putzartikel, Kragen, Manschetten, Schleier, Tücher, Besätze, Mantillen u. s. w., die unsrer Frauenwelt unentbehrlich geworden sind. Zu ihnen gesellten sich 1880 die sogenannten Tüll- oder gestickten Spitzen, die auf glatten Tüll gestickt wurden und durch ihre geschmackvollen Muster sofort in Frankreich und England den Markt eroberten und sich sehr bald auch in Deutschland Bahn brachen.

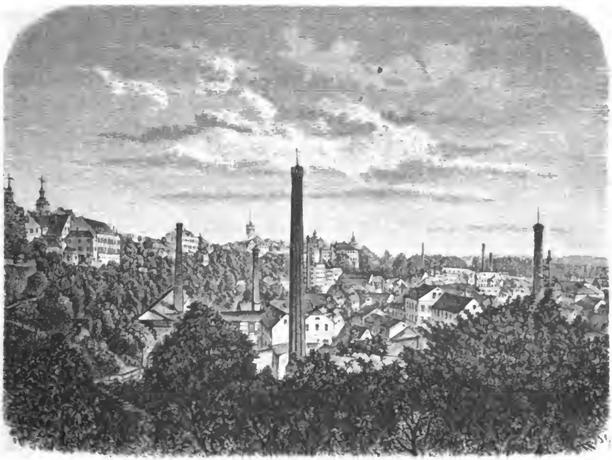
Eine besondere Art des Stickens ist das Tamburieren, das mit der Häkelnadel ausgeführt wird. Auf diese Weise werden Krawatten in Mull und Tüll und Taschentücher gefertigt, und unter der Tamburiermaschine entstehen die verschlungenen Linien, mit denen Schürzen, Kinderkleider und Lätzchen verziert sind. Dieser Zweig der Stickerei wird weniger in Plauen als in Eibenstock betrieben.

So mannigfaltig die Artikel sind, welche die Plauensche Stickerei hervorbringt, so wechselnd sind sie auch. Was heute allgemein gefällt, danach wird oft schon nach einem Jahre nur noch wenig gefragt; eine Ware tritt auf dem Markte in den Hintergrund, neue tauchen plötzlich auf, manche verschwinden ganz, erscheinen aber zuweilen nach einer Reihe von Jahren wieder, wenn auch in veränderter Form. Daher ist die Plauensche Stickerei noch öfter Wechselfällen ausgesetzt als die Strumpf- und Wirkwarenindustrie des Chemnitzer Bezirkes; die Mode ist dort weit tyrannischer als hier. Und erscheint das nicht natürlich, wenn wir bedenken, daß es fast ausschließlich die Frauenwelt ist, in deren Dienste die Stickerei steht?

Im Gefolge der Weißstickerei hat sich in Plauen und andern Orten des Vogtlandes und Erzgebirges, besonders in Klingenthal, Auerbach, Rodewisch, Lengenfeld und Schneeberg, als neuer Industriezweig die Konfektion für Frauenartikel entwickelt. Nichts lag näher als dies; denn so gut man den Berliner und andern Fabrikanten solcher Waren die vielen Arten von Stickereien lieferte, die dazu nötig sind, ebenso gut konnte man sie zur Anfertigung derselben im Ursprungsgebiete selbst verwenden. Zum Teil werden durch diesen Zweig dieselben Waren gefertigt, wie in der Weißstickerei, nur in andrer Weise: statt mit der Stick- und Häkelnadel, der Stick- und Tamburiermaschine wird mit Nähnadel und Nähmaschine gearbeitet; Leinwand und Schirting, die solide Grundlage vieler Artikel, werden mit Spitzen, Rüschen und Band besetzt, und aus letzteren allein jene leichten und duftigen Vorsteckschleifen, Fichus und Barben zusammengesetzt, die im Salon, im Theater und Konzert und auf Bällen unsre Frauen und Jungfrauen anmutig kleiden. In großen Massen liefert der Plauensche Bezirk Kragen, Manschetten und Krawatten, Schürzen und Unterröcke, Taschentücher sowie die verschiedensten Kinderartikel, als Kleidchen, Schürzchen, Kräuschen, Lätzchen u. s. w. Als besondere Arbeiter werden in dieser Industrie Knopflochstepper beschäftigt, und zur Vollendung der Waren sind Plättereien entstanden.

Endlich ist noch eine Gruppe von Industriezweigen zu nennen, welche den verschiedenartigen Waren, welche das Vogtland erzeugt, die Vollendung geben, nämlich die Färberei, Bleicherei, Druckerei und Appretur. Die Anstalten dafür genießen weithin einen guten Ruf, so daß nicht bloß vogtländische Stoffe dort bearbeitet werden, sondern auch fremde Fabrikate, die oft aus weiter Ferne einzig zu diesem Zwecke dorthin kommen. Deutsche Grossisten beziehen aus England große Partien von rohen Gardinen, die sie in Plauenschen Etablissements bleichen und appretieren lassen; auch für Hamburg und die Schweiz werden viele Baumwollenwaren „veredelt", mit welchem Ausdrucke man alle die genannten Thätigkeiten zusammenfaßt. Am stärksten war dieser Veredelungsverkehr bis vor wenig Jahren mit Österreich, für dessen Fabrikanten es häufig vorteilhafter war, ihre Baumwollenwaren nach Sachsen zu schicken und hier bedrucken oder färben zu lassen, als hierzu die Heimat zu wählen, trotz der Transportkosten hin und zurück. Das war aber nur möglich, wenn bei der Einfuhr nach Sachsen und der Wiedereinfuhr nach Österreich diese Länder von der Erhebung eines Zolles auf solche Waren absahen; als daher Österreich im Jahre 1880 den Veredelungsverkehr mit dem Deutschen Reiche erschwerte, indem es einen Veredelungszoll auf gebleichte Gewebe legte, sank dieser Verkehr sofort bedeutend.

Der Handel von Plauen ist bedeutend, eine Folge der günstigen Lage der Stadt. Schon in den Schlußjahrhunderten des Mittelalters berührte ein Straßenzug Plauen, der vom südlichen nach dem nördlichen Deutschland, von Franken und Schwaben nach dem Oster- und Meißner Lande führte. Drei Eisenbahnen beleben jetzt Plauens Handel und Verkehr: die sächsisch-bayrische Staatsbahn, die Bahn nach Greiz und die nach Hof. Bedeutend ist Plauen als Viehmarkt; alljährlich werden hier an 10000 Stück Vieh, meist Rinder, dann Schweine und wenig Schafe, zum Verkauf ausgeboten. Die Zahl betrug 1877: 8200, 1878: 13200, 1879: 11700, 1880: 9900. Von Plauen aus wird endlich nicht bloß fast das ganze Vogtland, sondern auch das Grenzgebiet der benachbarten Länder mit Kolonialwaren versorgt.



Glauchau vom Wehrdigt aus.

Glauchau und Meerane. In jedem Lehrbuche der Geographie von Sachsen werden als ein besonderer Teil des Landes, der sich eine gewisse Selbstständigkeit gegenüber der sächsischen Regierung bewahrt hat, die fürstlich und gräflich Schönburgischen Rezeßherrschaften erwähnt. Sie bilden zwei Gebiete im Nordwesten der Zwickauer Kreishauptmannschaft, von denen das größere nördlich, das kleinere südlich von Zwickau liegt; die Zwickauer Mulde fließt durch beide, doch so, daß auf ihrem linken Ufer nur unbedeutende Teile der Herrschaften liegen.

Die Fürsten und Grafen von Schönburg waren ursprünglich reichsunmittelbar. Sie gerieten im Laufe der Zeit in Streitigkeiten mit den Wettinern, von deren Ländern ihre Besitzungen rings eingeschlossen waren, und welche Lehnsrechte über die Schönburgischen Besitzungen geltend machen wollten. Nach

vielem Zank und Verdruß kam endlich im Jahre 1740 zwischen den beiden streitenden Parteien ein Rezeß zustande, nach dem die Herrschaften den Namen erhalten haben. Darin wurden die Verhältnisse der Schönburgischen Herrschaften zu Sachsen genau festgesetzt. Die Schönburger sollten die hergebrachte Reichsstandschaft behalten, mußten aber Sachsen das Recht der Landeshoheit über ihr Gebiet zuerkennen; es wurde ihnen die gemeinsame Regierung, die sogenannte Gesamtregierung zu Glauchau, und das dasige Konsistorium zugesichert, auch behielten sie die Rechtspflege. Es wurde ihnen gestattet, gewisse Steuern zu erheben, doch mußten sie davon ein Drittel an die erzgebirgische Kreissteuereinnahme abliefern. Sie hatten das erforderliche Militär zu stellen, aber dasselbe durfte nicht außerhalb des Kurfürstentums geführt werden. Ferner bekamen sie das Recht, Privilegien zu erteilen, Strafen zu erlassen oder zu mildern, den Unterthaneneid zu fordern und Obrigkeiten einzusetzen. Ihrem Hause gebührte in ihrem Gebiete neben dem Kurhause die Landestrauer, sie konnten die Geistlichen einsetzen und entlassen, und es sollte auch für sie das Kirchengebet gehalten werden, jedoch erst nach demjenigen für das kurfürstliche Haus.

Als das Königreich Sachsen 1831 eine konstitutionelle Verfassung erhielt, mußten die mit dem Hause Schönburg geschlossenen Verträge mit dieser in Übereinstimmung gebracht werden, und so wurde 1835 ein neuer Rezeß abgeschlossen, der noch in Gültigkeit ist, aber durch neuere Verträge, welche durch die Zeitverhältnisse notwendig geworden waren, abgeändert wurde. Seit dem 1. Juni 1865 ist die Gerichtsverfassung in den Schönburgischen Rezeßherrschaften dieselbe wie im übrigen Sachsen, und die ihm noch zustehende freiwillige Gerichtsbarkeit trat das Haus Schönburg 1878 gegen eine Entschädigung von $1\frac{1}{2}$ Million Mark an den sächsischen Staat ab.

Diese Schönburgischen Rezeßherrschaften gehören zu den industriellsten Gebieten Sachsens und besitzen daher auch die dichteste Bevölkerung. Die beiden größten Städte, Glauchau und Meerane, schließen sich in ihrer Bedeutung als Fabrikstädte unmittelbar an Chemnitz und Plauen an und haben in verhältnismäßig kurzer Zeit einen beinahe beispiellosen Aufschwung genommen.

Von diesen beiden Schwesterstädten ist Glauchau die schönere und freundlichere. Es liegt im nördlichen Teile des Beckens, in das die Mulde oberhalb Zwickau eingetreten ist, teils in der Muldenaue, teils auf der Höhe des rechten Ufers, das sich hier kurz, aber meist steil erhebt. Die Mulde selbst bleibt dem Fuße der Höhen fern, aber der Mühlgraben geht daran hin, und auf der dadurch gebildeten Insel liegt der Teil der Stadt, welcher als der „Wehrdigt" bezeichnet wird und sich neuerdings auch auf das linke Muldenufer ausgedehnt hat. Die eigentliche, innere Stadt ist hügelig, und Glauchau rühmte sich daher früher, gleich Rom eine Siebenhügelstadt zu sein. Kleine, wasserlose Gründe gliedern den Boden, und man macht daher die eigentümliche Unterscheidung von Wasser- und Landbrücken, von denen jene über die Mulde, diese über die Gründe und den Schloßgraben führen. Die reich mit Giebeln versehenen Schloßgebäude zerfallen durch einen Graben in zwei Abteilungen, das vordere und das hintere Schloß, ersteres nach dem Flusse, dieses nach der Stadt zu gelegen, die Stammschlösser der beiden Schönburgischen Linien Vorder- und Hinterglauchau. Flußaufwärts ziehen sich auf der Höhe und am Abhange die schönen Anlagen des Schloßparkes hin, auch die Abhänge der Gründe sind mit Bäumen und Gesträuch

bedeckt, und nach außen stehen Villen in wohlgepflegten Gärten. Diese Anlagen und die in der Mehrzahl zwar einfachen, aber netten Häuser geben der Stadt ein sehr freundliches Aussehen, wodurch sie sich von der Schwesterstadt Meerane vorteilhaft unterscheidet. Man merkt in Glauchau bald, daß es nicht eine reine Fabrikstadt, sondern auch der Sitz eines hochadligen Geschlechtes und mehrerer Behörden ist.

Glauchau war sonst ein unbedeutendes Städtchen, dessen Einwohner ursprünglich mehr Ackerbau und Viehzucht als Gewerbe trieben und daran zum Teil anch dann noch festhielten, als sich die Innungen bildeten. Schwere Zeiten veranlaßten manchen Bürger, seine Äcker zu verkaufen, was sich namentlich die Bewohner der angrenzenden Dörfer zu nutze machten. Solche Bürger waren nun auf das Gewerbe allein angewiesen, so daß dieses eine größere Bedeutung erlangte. Eins der frühesten Gewerbe war die Tuchmacherei, welche namentlich feine schwarze Tuche lieferte, wie sie die Altenburger Bauern trugen. Im 17. Jahrhundert traten besonders die Strumpfwirker auf, und im 18. war das Gewerbe der Nadler oder „Nadelstecker“ eins der hauptsächlichsten. Ihre Steck- und Stricknadeln fanden nicht bloß auf der Messe starken Absatz, sondern auch außerhalb derselben, und wurden in großen Kisten versendet.

Zu einer Fabrikstadt hat sich Glauchau erst in der neueren Zeit entwickelt, obgleich eine Bedingung dazu, die Wasserkraft, von jeher vorhanden war. Diese wurde auch frühzeitig zum Betriebe verschiedener Mühlen benutzt, aber ein eigentliches Fabrikwesen entstand im Wehrdigt, der dafür am geeignetsten war und heute der Hauptsitz desselben ist, sehr spät. Ein Hindernis waren die Überschwemmungen, welche denselben bei jedem Hochwasser trafen; jetzt ist diese Gefahr durch Flußregulierungen sehr vermindert. Die Hauptursache war aber die Entfernung der Stadt von den beiden schon öfter erwähnten Reichsstraßen von Schlesien und Leipzig nach Franken. Noch bis in unser Jahrhundert wurden die für Glauchau bestimmten Postsachen nur zweimal in der Woche von Lichtenstein, Zwickau und Gößnitz abgefertigt; es wurde als ein Fortschritt begrüßt, als 1820 die Fahrpost von Zwickau nach Leipzig wöchentlich viermal verkehrte und ebenso oft die Abholung der Postsendungen in Gößnitz gestattete; und etwas Außerordentliches glaubte man erreicht zu haben, als die Stadt eine eigne Post erhielt. Die neue Zeit beginnt für sie mit dem Jahre 1858, in welcher die Eisenbahnlinie von Chemnitz über Glauchau nach Zwickau nebst der Flügelbahn über Meerane nach Gößnitz an der sächsisch-bayrischen Staatsbahn eröffnet wurde. Weitere Vorteile brachten der Stadt die Linie von Gößnitz nach Gera und die Muldenthalbahn von Glauchau nach Wurzen, jene 1865, diese zehn Jahre später eröffnet.

Daß Glauchau in seiner heutigen Gestalt vorzugsweise ein Werk der Neuzeit und zum Teil der jüngsten Zeit sein muß, erkennt man aus der Zunahme seiner Bevölkerung im Laufe unsres Jahrhunderts und vor allem seit den fünfziger Jahren. Im Jahre 1818 zählte es nur 3500 Einwohner; 1834 war ihre Zahl auf 6296 gestiegen, 1840 auf 7447, 1849 auf 10350; 1861 betrug sie 16645, 1864: 19299, 1867: 19868, 1871: 22036, 1875: 21743, 1880: 21358. Aus diesen Zahlen geht zugleich die sprungweise Entwickelung von 1861—1871 hervor und der darauffolgende Rückgang der bis zur Gegenwart fortdauert; denn nach einer vorläufigen Mitteilung über die

zum Zwecke der Erhebung einer Berufsstatistik am 5. Juni 1882 vorgenommene Zählung ist die Zahl der Einwohner bis auf 20760 gesunken. Diese Resultate der verschiedenen Zählungen sind ein treues Spiegelbild der Geschichte der industriellen Verhältnisse Glauchaus, und ebenso der Stelle, welche es zu verschiedenen Zeiten in der Rangordnung der sächsischen Städte eingenommen hat. 1854 war es der Einwohnerzahl nach die zwölfte Stadt des Landes, 1855 die siebente, 1861 erhob es sich zur sechsten und 1864 zur fünften. Seitdem ist es 1875 zur siebenten und 1880 zur neunten Stelle herabgesunken.

Glauchau ist gleich seiner Schwester Meerane eine Weberstadt, die sich im Laufe der Zeit ganz verschiedenen Zweigen der Industrie zugewandt hat. Neben der schon genannten Tuchmacherei wurde die Leinweberei getrieben. 1528 entstand die Leinweberinnung, welche eine „Schau“ einrichtete. Jeder Meister mußte die von ihm verfertigte Ware auf die Schautafel bringen, wo sie „geschauet“ und mit dem Handwerksstempel, wie mit dem Zeichen des Meisters und später auch mit dem Stadtwappen versehen wurde. Hatte das Stück nicht die gehörige Länge und Breite, so mußte der Meister Strafe zahlen, und entsprach es in der Qualität nicht den Vorschriften der Innung, so durfte es nicht verkauft werden. Mit der Zeit wurden diese Bestimmungen sehr lässig gehandhabt; man schlug den Stempel ohne jegliche Prüfung auf die Leinwand, wenn nur die üblichen Gebühren bezahlt waren, und im Meisterhause zu Glauchau konnte es sogar vorkommen, daß die Waren durch Kinder mit dem Stempel versehen wurden. Die Grossisten beschwerten sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, daß Stücke, die sie im Vertrauen auf den Stempel gekauft, um eine, ja um zwei Ellen zu kurz befunden worden seien; soweit sei es bereits gekommen, daß niemand mehr Glauchauische Ware kaufen wolle. Auf Veranlassung der Obrigkeit ging daher das Schauamt, das bis in das vierte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts bestanden hat, mit Strenge gegen die eingerissenen Mißbräuche vor.

Die Glauchauer Weber schickten anfangs ihre Leinwand gleich ihren Gewerbsgenossen in andern sächsischen Städten nach Leipzig, wo sie durch Nürnberger Kaufleute aufgekauft wurde; denn in der Jugendzeit der Glauchauer Innung behaupteten die süddeutschen Reichsstädte noch ihre Bedeutung für den Handel des inneren Deutschlands. Als dieses jedoch durch den Dreißigjährigen Krieg verödet war und sich die Folgen der im Beginne der neuen Zeit entdeckten neuen Handelswege immer mehr geltend machten, trat Leipzig mit dem Norden, insbesondere mit Hamburg, in Verbindung, und dorthin wanderte nun auch die Glauchauer Leinwand, um von hier nach Holland und England und dann in überseeische Länder gebracht zu werden. Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts blühte jedoch in Irland die Leinenindustrie auf, und auch deutsche Staaten, besonders Preußen, verschlossen ihre Grenzen gegen auswärtige Waren, um ihre inländischen Manufakturen in die Höhe zu bringen. Zudem verdrängten die Wollen- und Baumwollenstoffe immer mehr die Leinenwaren. Da verfiel die Leinweberei in Glauchau, und viele Meister mußten ihr Brot vor den Thüren fremder Leute suchen.

Die Weberei wollener Stoffe, nicht der eigentlichen Tuche, war hauptsächlich durch die Fürsorge des Kurfürsten August in Sachsen aufgekommen, der aus den Niederlanden Weber kommen ließ, welche die sächsischen Weber

anlernen sollten. Auch in Glauchau bemächtigten sich die Weber des neuen Gewerbzweiges und richteten Werkstätten mit Wollkämmen, Spinnen, Kartätschen und Krempeln ein. Die Weberei von Baumwollwaren begann in Glauchau 1713. Sie entwickelte sich noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts zur Großindustrie, und dadurch wurde der Grund zu der späteren industriellen Bedeutung der Stadt gelegt. Der kleine Weber konnte sich den in fernen Ländern erzeugten Rohstoff nicht verschaffen, und es legten sich daher vermögende Leute ins Mittel, die von griechischen Kaufleuten, die sich in Chemnitz aufhielten, die Baumwolle, von welcher der Zentner 100 Thaler kostete, kauften, sie krempeln und spinnen und das Garn verweben ließen. Dadurch wurden viele Hände beschäftigt; denn weil man die Spinnmaschine noch nicht kannte, brauchte ein thätiger Weber allein das Garn von zehn Spinnern.

Aber die englische Konkurrenz bedrängte bald auch diese junge Industrie, und nicht eher konnte sie sich derselben erwehren, als bis sie ebenfalls die großen englischen Erfindungen der Schnellschütze, der Spinnmaschine und des mechanischen Webstuhles anwandte. Damit wurde das Eintreten neuer Großhändler als Vermittler zwischen Produzent und Konsument notwendig, und es thaten sich neue Firmen auf, besonders im Anfange des 19. Jahrhunderts. Ein großes Verdienst erwarb sich die 1770 gegründete Hermannsche Handlung, die durch ihre Solidität sich und also auch den Glauchauer Webern einen sehr weiten Absatzbezirk erwarb.

Die Stoffe, welche in Glauchau gewebt wurden, gewannen eine immer größere Mannigfaltigkeit. Um 1760 waren baumwollene Bettzeuge und andre ordinäre Waren, als weißer Kattun, Schürzen und Halstücher, die wichtigsten; um 1800 wurden große Mengen von Pikee, Barchent, Manchester, Kammertuch und Molton gefertigt. In Futterkattunen hatte Glauchau im Anfange der zwanziger Jahre unsres Jahrhunderts den Vorrang vor allen sächsischen Städten, und ebenso in den nicht lange vorher eingeführten ganzwollenen Waren, besonders aus Kammgarn. Zu gleicher Zeit kamen die halbwollenen Westenstoffe in Aufnahme; auf die „goldene Westenzeit“, in welcher dem Weber wie dem Kaufmanne das Glück lachte, blickten lange alle, welche sie erlebt hatten, wie auf ein verlorenes Paradies zurück. Sie schloß mit dem Jahre 1829; denn 1830 kamen in Elberfeld Westenstoffe auf, welche ganz aus Seide gewebt waren und soviel Anklang fanden, daß sie die Glauchauer halbwollenen bald verdrängten.

Der Wendepunkt für die Glauchauer Industrie waren die dreißiger Jahre. 1830 begann man feinere Wollenstoffe, Tibet und Merino, zu fertigen, 1833 wurde die Schnellschütze eingeführt und 1838 die erste Jacquardmaschine aufgestellt; man webte karierte Westenstoffe in Halbwolle mit und ohne Seide, großblumige Damaste und andre mehr komplizierte Stoffe; die Nebenbranchen der Weberei, das Bleichen, Färben und Appretieren, hatten sich am Orte vervollkommnet. Jetzt waren alle äußeren Bedingungen erfüllt, welche erforderlich waren, damit Glauchaus Weberei sich zur Kunstweberei entwickeln konnte. Je ausschließlicher sie sich auf die Herstellung der Kunstgewebe mit ihren mannigfaltigen Mustern und ihrem Farbenreichtum verlegte, desto schneller wuchs sie, und das ist der Charakter, welcher ihr von 1840—1880 so hohen Ruf verschafft hat.

Unter dieser neuen Richtung konnte das frühere Verhältnis der Fabrikanten zu den Webermeistern nicht fortdauern. Die geschicktesten Meister fertigten

vorher ihre Waren nach eignen Ideen oder auf Verabredung mit den Kaufleuten und übergaben diesen die gefertigten Stoffe zum Verkaufe auf Messen oder Geschäftsreisen, während die eingegangenen Aufträge dem Weber als Muster übergeben wurden. Dieser kaufte nun bei dem Kaufmanne, von dem er den Auftrag erhalten hatte, oder bei einem Garnhändler das Garn und fertigte die Waren. Aber schon in den dreißiger Jahren hatten es einzelne Häuser aufgegeben, vom Weber zu kaufen, sondern sie lieferten demselben Kette und Schußgarn nach Gewicht, und ebenso wurde die daraus gefertigte Ware gewogen. Entsprach dieselbe jedoch den Anforderungen nicht, so konnte sie zurückgewiesen werden. Der Weber wurde für seine Arbeit nach dem Stück bezahlt. Diese Einrichtung wurde nunmehr allgemein, und zu gleicher Zeit wurde die Erfindung oder Auswahl des Musters nicht mehr dem Weber überlassen, sondern der Kaufmann oder Fabrikant bestimmte es. Dazu führte die große Mannigfaltigkeit der Muster, die durch die Verbindung von Garnen der verschiedensten Stärke möglich wurde. Die Hauptkunst bestand nun darin, sich mit den Liebhabereien der Käufer bekannt zu machen und danach die Musterproben zusammenzustellen, die von den Reisenden allerwärts vorgelegt wurden. Sobald die Bestellungen erfolgten, wurde den Webern die Arbeit übergeben. Das Unangenehme für den Weber ist bei dieser Art des Betriebes, daß für ihn schwere Pausen in der Arbeit eintreten, weil in der Zeit von der Aussendung der Muster bis zum Eingange der Bestellungen die Arbeit ruht.

Zu dieser inneren Entwickelung der Glauchauer Industrie kam auch noch ein uns schon von Chemnitz und Plauen her bekannter Umstand, nämlich der Eintritt Sachsens in den Zollverein am 1. Januar 1834. Nun fanden ihre Produkte den Weg auf den Weltmarkt. Hamburger Grossisten traten mit Glauchauer Häusern in Verbindung, und durch sie wurden die Glauchauer Waren nach den Vereinigten Staaten, Mexiko, Westindien und Brasilien, nach Ostindien und später auch nach Japan und China ausgeführt; vom australischen Melbourne im Westen bis zum russischen Moskau im Osten fanden sich zahlreiche Käufer. Ein nie gekanntes Leben entstand in Glauchau; alles war eifrig thätig, und viele neue Firmen entstanden, meist von Webermeistern gegründet. Die vielen Aufträge konnten gar nicht alle in Glauchau allein ausgeführt werden, daher erhielt eine Menge andrer Ortschaften Anteil an dem neuen Leben. Der ganze Mülsengrund bis nach Hartenstein hinauf gab seine Barchent- und Kattunweberei auf und stellte sich in den Dienst der Glauchauer Industrie, welche auch die Umgebung von Zwickau, die Städte an der Zwickauer Mulde und Zschopau und Orte im Vogtlande beschäftigte; ja 1856 und 1857 wuchs der Bedarf so, daß auch Oberfranken mit Hof, Gefell, Kulmbach u. s. w. in den Arbeitskreis hereingezogen wurde. Viele auswärtige Weber zogen es vor, mit den Geschäftshäusern in Glauchau unmittelbar, statt durch Faktore in Verbindung zu treten und zogen daher ganz nach Glauchau, wo sie ungehindert Aufnahme fanden.

Die Glauchauer Stoffe, halbwollene und wollene, auch mit Seide gemischte Zeuge für Damenkleider und Mäntel, errangen unterdes einen Sieg nach dem andern; sie schlugen sogar England und Frankreich aus dem Felde, und es liefen Bestellungen aus diesen Ländern selbst ein. Doch im 7. und 8. Jahrzehnt des Jahrhunderts änderten sich die Verhältnisse wieder. Die Unsicherheit der politischen Verhältnisse nach dem Jahre 1866, der „Krach" des Jahres

1873 und die in seinem Gefolge auftretende Handels- und Industriekrisis, welche das Geschäft unsicher machte, sowie die Hartnäckigkeit, mit welcher die nordamerikanische Union bei ihren hohen Zöllen verharrte, zogen die Glauchauer Weberei in Mitleidenschaft. Dazu kam die Ungunst der Mode. Letztere wandte sich am Ende der siebziger Jahre von den bunten Kunstgeweben, den vorzüglichsten Leistungen Glauchaus, mehr den einfachen, einfarbigen Stoffen zu, in denen die Konkurrenz und Produktion eine viel größere ist als in jenen, bei der fast in jeder neuen Saison auch neue, oft schwer zu beschaffende Materialien aller Art und die kompliziertesten Stuhlvorrichtungen angewendet werden müssen. Man sucht sich mit den neuen Verhältnissen abzufinden, indem man mechanische Webereien einrichtet und sich auch der Fabrikation der neuen Stoffe zuwendet; aber das hat auch seine großen Schwierigkeiten, denn es ist nicht leicht, die ganzen Geschäftseinrichtungen dem neuen Zweige anzupassen.

Mit der Weberei haben sich in Glauchau auch diejenigen Gewerbszweige entwickelt, welche die rohen Gewebe veredeln, nämlich Färberei, Bleicherei, Druckerei und Appretur, und zwar in einer dem lebhaften Betriebe der Weberei entsprechenden Ausdehnung, so daß Chemnitz auf diesem Felde von Glauchau überflügelt worden ist. Sie haben sich vorzugsweise in dem Wehrdigt angesiedelt, wo sie ihr Element, das Wasser, in bequemster Nähe haben. Das schmutzige Wasser des Mühlgrabens erinnert den Fremden sehr bald an ihr Vorhandensein. —

Außer der Gewebsindustrie wird in Glauchau und der Umgegend noch die Korbflechterei betrieben; die Dörfer fertigen gröbere Waren, wie Kohlen- und Tragkörbe, die Stadt selbst liefert meist Wagen-, Möbel- und feine Korbarbeit. Die Grundlage dieser Industrie ist der Anbau von Zennen oder Korbmacherweiden in der Muldenaue zwischen Glauchau und Zwickau, der sehr lohnend ist, aber freilich große Sorgfalt und viel Arbeitskraft erfordert. Wenn im Mai der Saft in die Weidenruten tritt, werden sie in einer Länge von 2½ bis 3½ m abgeschnitten, dann geschält, in einem gemauerten Kasten geschwefelt und an die Sonne gelegt. Was nicht an Ort und Stelle verarbeitet wird, verkauft man nach Böhmen und Bayern. Noch mehr Verwendung werden die Weiden in der Heimat finden, wenn den Bemühungen der Regierung, im Mülsengrunde die Korbflechterei einzuführen, der Erfolg zu teil wird, den sie verdienen; denn in diesem dichtbevölkerten Grunde, einem rechten Seitenthale der Mulde zwischen Glauchau und Zwickau, ist die Handweberei, bisher die Hauptbeschäftigung, in harte Bedrängnis geraten und daher die Einführung andrer Industriezweige sehr zu wünschen. —

Meerane ist in industrieller Beziehung das genaue Ebenbild von Glauchau, unterscheidet sich von diesem aber wesentlich in seinem Äußern. Es liegt zwar auch auf Hügeln, die in der alten Stadt von dem Dietrichsbache und seinem Zuflusse, dem Seifertitzbache, eingeschlossen werden und außerdem rechts von jenem und links von diesem sich erheben; jedoch wird dadurch der Stadt nichts Anmutiges, nichts Malerisches verliehen. Es fehlt am Grün, das in Glauchau die Stadt durchzieht und umgibt; die Häuser sind größtenteils von nüchterner Bauart und wenig freundlichem Äußern und verraten in ihrem ganzen Aussehen, daß sie gleich Pilzen rasch aufgeschossen sind, um das Wohnungsbedürfnis einer besonders in den wenig bemittelten Klassen schnell anwachsenden

Bevölkerung zu befriedigen. So erhält Meerane den Charakter der reinen Industriestadt, der bei Glauchau bedeutend gemildert ist. Dieser Eindruck wird verstärkt, wenn man die Stadt von außen überblickt. Wenig Gebäude treten aus der gleichmäßig die Hügel und die Thäler bedeckenden Masse der Häuser heraus, und dieses sind einige Fabriken, vor allem die große mechanische Weberei von C. F. Schmieder, welche die ganze Stadt beherrscht. Ihnen gegenüber konnte die innen und außen unansehnliche alte Kirche nicht aufkommen; doch ist diese 1882 eingerissen worden, um einer neuen Platz zu machen.

Die Vergrößerung der Stadt begann hauptsächlich um 1850. Von da an strebte man, gerade, zweckmäßig gelegene und breite Straßen sowie freie Plätze zu gewinnen. Allerdings machte es oft große Mühe, die Neubauten mit den älteren Häusern in eine gerade Richtung zu bringen, und es war auch nicht überall möglich; daher hat manche im übrigen gerade und breite Straße hier und da Ecken und engere Stellen. Einen freundlicheren Eindruck machen die mehr nach außen gelegenen Teile, wo die Fabrikanten ihre villenartigen Wohnhäuser haben, oder die Straßen im Westen, wo einfache Häuser von kleinen Gärten umgeben sind.

Meerane — so schreibt sich die Stadt seit 1852 nach dem Beschlusse der städtischen Behörden, während bis dahin der Stadtrat „Merane", die Post „Meerane" und die Geschäftswelt „Meerana" schrieb — zeigt sich auch darin noch mehr denn Glauchau als reine Fabrikstadt, daß die Bevölkerung hier nicht nur, wie dort, sehr rasch gewesen ist, sondern darin auch jenes überholt hat. Die Einwohnerzahl betrug 1801: 2121, 1815: 2438, 1834: 4172, 1840: 5319, 1849: 7337, 1861: 13626, 1864: 15714, 1867: 16904, 1871: 19187, 1875: 21277, 1880: 22293. Während es 1834 nach seiner Einwohnerzahl erst die achtundzwanzigste in der Reihenfolge der sächsischen Städte war, erlangte es 1852 die dreizehnte, 1855 die zehnte, 1858 die neunte und 1861 die achte Stelle, die es bis jetzt behauptet hat. Nach der Zunahme in Prozenten seit 1834 ist es die erste Stadt Sachsens, denn seitdem vermehrte sich seine Bevölkerung bis 1880 um $434{,}_{34}$ %, eine Zunahme, die keine andre Stadt Sachsens aufzuweisen hat und nur in den Vororten von Dresden, Leipzig und Chemnitz größer gewesen ist. Dieses rasche prozentale Wachstum ist ganz plötzlich eingetreten; denn 1855 war es noch hinsichtlich der Zunahme nach Prozenten der 75. Ort in Sachsen, und 1858 schon der erste. Die Abnahme der Einwohnerzahl in den siebziger Jahren zeigt sich bei ihm nicht; diese ist erst nach dem Jahre 1880 eingetreten, denn nach dem vorläufigen Resultate der Zählung für die Zwecke der Berufsstatistik vom 5. Juni 1882 ist die Einwohnerzahl in dieser Zeit auf 21406 zurückgegangen.

Die Weberei hat sich in Meerane langsamer als in Glauchau entwickelt und den Antrieb zu ihrem Aufschwunge in der Neuzeit von diesem bekommen. Die ältesten Nachweise von dem Bestehen einer Weberinnung in Meerane datieren erst vom Jahre 1620; im Jahre 1718 gab es in der Stadt 40 Weber. Während in Glauchau der Großhandel in Webwaren schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts aufkam und in der zweiten schnell wuchs, wurde in Meerane das erste Handelshaus nicht eher als 1750 gegründet, und die zwei Häuser, die daraus später hervorgingen, waren bis 1820 in der Stadt die einzigen Fabrikhandelsgeschäfte. Sie führten nur sogenannte wollene Zeugwaren,

als Kamelotts, Bombasins, Berkans, später auch Merinos, deren Weberei in der Mitte des 16. Jahrhunderts zunächst in Gera eingeführt worden war und sich von da aus über Ronneburg und Schmölln nach Meerane verpflanzt hatte. In der „Westenzeit“ Glauchaus blühte in Meerane die Fabrikation wollener Frauenhalstücher, die 1820 begonnen hatte und als die Basis der jetzigen Größe der Meeraner Weberei anzusehen ist. Diese Tücher wurden erst nur gefärbt, und zwar scharlach, karmesin, zitronengelb und hellblau, bald aber auch gemustert. Sie fanden großen Beifall und veranlaßten daher die Gründung neuer Firmen, so daß am Ende des dritten Jahrzehnts, wo die Blütezeit dieses Artikels vorüber war, die Zahl der Fabrikanten auf 10—15 gestiegen war. Diese verlegten sich nun auf die Fabrikation von Zeugwaren in Wolle und Baumwolle, zunächst der karierten Merinos. 1842—1847 kauften Meeraner Häuser zu ihren eignen Stoffen die neuen, die Glauchau fabrizierte, und bezogen damit die Leipziger Messen. Bald aber machten sie sich von ihrer Nachbarin unabhängig, indem sie 1848 begannen, diese Stoffe selbst, aber in geringerer Güte und daher billiger, herzustellen und dadurch Konkurrenten Glauchaus wurden.

Die neue Industrie gewann auch in Meerane schnell einen außerordentlichen Umfang. Bis 1860 blieb sie reine Hausindustrie, dann entstanden mechanische Webereien. Vor 1820 hatte Meerane für Handlungen in Rochlitz, Penig, Burgstädtel, Glauchau und Gera unter vieler Mühe arbeiten oder an dieselben die aus selbst gekauften Garnen gefertigten Waren verkaufen müssen; seit Einführung der neuen Stoffe dagegen hat es wie Glauchau die Arbeitskräfte in der ganzen Umgegend bis in das Vogtland und Bayern hinein sich dienstbar gemacht, in einem Kreise, der sich, die äußersten Endpunkte nach den vier Himmelsgegenden angenommen, auf ungefähr 200 Quadratmeilen schätzen läßt. Die in weiterer Entfernung von Meerane wohnenden Weber erhalten aber ihre Beschäftigung nicht direkt vom Fabrikanten, sondern durch sogenannte Faktore. Diese nehmen vom Fabrikanten die gefärbten Garne in größeren Quantitäten in Empfang und verteilen dieselben in ihrem Wohnorte oder dessen Umgebung an die einzelnen Weber, empfangen von diesen die daraus nach Vorschrift gefertigten Stoffe und führen solche dem Fabrikanten zu.

Die Artikel, die in Meerane gewebt werden, sind dieselben wie in Glauchau: wollene und halbwollene Damenkleiderstoffe, die zum Teil mit Seide verziert sind. Dazu kommen noch einige verwandte Artikel, als Tücher, Shawls und andre. Ihre Absatzgebiete finden wir in allen Weltteilen. In erster Reihe steht das Deutsche Reich. Unter den übrigen europäischen Ländern sind England, Schweden und Norwegen, Holland, Frankreich, die Schweiz, Italien, Österreich und Rußland Abnehmer. Geringer ist die Ausfuhr nach der Türkei, Griechenland, Rumänien, Belgien, Spanien und Portugal. Was England und Frankreich beziehen, ist zum Teil für den Transithandel bestimmt, z. B. nach Südamerika. Der überseeische Export Meeranes begann um 1840, nahm aber erst in den fünfziger Jahren einen größeren Umfang an. Nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika war die Ausfuhr besonders 1855—1865 sehr bedeutend, nahm aber dann infolge des hohen, gegen 70% betragenden Schutzzolles sehr ab. Auch nach Japan gingen viele Waren, doch hörte dies 1869 fast gänzlich auf.

Der Weg, auf dem sonst die Waren den meisten Absatz fanden, waren die Messen in Leipzig, Braunschweig, Frankfurt am Main und Frankfurt an der Oder. Jetzt ist der Meßverkauf sehr zurückgegangen, und mehrere, selbst größere Häuser führen gar kein Lager mehr zu den Messen. Um so größer ist dagegen der Absatz durch Reisende und Agenten; auch kommen viele Großhändler des In- und Auslandes nach Meerane selbst, um einen ansehnlichen Teil ihres Bedarfes am Platze selbst zu entnehmen.

Dieselben Übelstände, mit denen in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre die Glauchauer Weberei zu kämpfen hatte, bedrängten auch die Meeraner. Letztere hatte besonders einen harten Kampf mit der nordfranzösischen Fabrikstadt Roubaix zu bestehen. Dort werden nämlich die Beigestoffe gewebt, die auch Meerane in den Kreis seiner Fabrikate aufgenommen hat; während nun Roubaix die Gespinste, die sich zu diesen Stoffen am besten eignen, gleich am Orte selbst hat, muß Meerane sie erst von dort beziehen.

Die Nebenzweige der Weberei haben in Meerane ebenso gut einen günstigen Boden gefunden wie in Glauchau. Die Färbereien liegen am Dietrichs- und Seifertitzbache und dem Meerchen, zu dem sich die ersten beiden innerhalb der Stadt vereinigen, und das seinen Lauf außerhalb derselben bis zur Pleiße bei Gößnitz fortsetzt. Das Wasser dieser Bäche wird durch die Färbereien sehr getrübt. Neben der Färberei ist die Garndruckerei heimisch und wird teils in den Färbereien als Nebenzweig, teils selbständig betrieben. Die Appretur wird ebenfalls in großen Etablissements selbständig betrieben, da nur die größte mechanische Weberei eine eigne Appreturanstalt besitzt. Die Stoffe, welche in Tausenden von Mustern gewebt sind und Hunderte von Namen führen, kommen vom Webstuhle in diese Anstalten und werden hier geschoren, gedämpft, gepreßt und sonstwie appretiert, um dem Käufer in möglichst elegantem Aussehen überliefert zu werden.

Die große Ausdehnung der Manufakturwarenfabrikation hat aber noch einen andern Geschäftszweig mit in Aufschwung gebracht, das Agenturgeschäft für die Spinnereibranche. Eine große Anzahl von Agenten wohnt am Platze, um den Verkauf von baumwollenen, wollenen und halbwollenen Garnen und von Seide zu vermitteln, und sie vertreten dabei deutsche, englische, belgische, französische und schweizerische Spinnereien.

So ist auch Meerane ein Beispiel für die Mannigfaltigkeit, mit welcher sich die erzgebirgische Industrie in einem und demselben Zweige entwickelt hat, aber auch für die harten Kämpfe, die sie Jahrhunderte hindurch hat führen müssen. Gerade dadurch hat sie jedoch ihre Kräfte gestärkt und geschult, und das gibt die Gewähr, daß sie aus allen Krisen nur um so größer hervorgehen wird.



Barbara Uttmann, das Klöppeln lehrend.

Andre Industriezweige im Erzgebirge.

Barbara Uttmann und das Spitzenklöppeln. — Der Rechenmeister Adam Riese. — Der Jugendschriftsteller Christian Felix Weiße. — Die Posamentenfabrikation. — Markneukirchen, das sächsische Cremona. — Holzarbeiten und Spielwaren in Seiffen und Grünhainichen. — Die Strohflechterei.

Barbara Uttmann und das Spitzenklöppeln. Auf dem Kirchhofe hinter der Hospitalkirche zu Annaberg im Erzgebirge steht ein einfaches Denkmal, auf dessen Vorderseite eine Nische, die den größten Teil derselben einnimmt, ein Relief enthält, welches eine weibliche, mit Klöppeln beschäftigte Figur darstellt. Als Sitz dient ihr ein Bienenkorb. Vor ihr steht ein geflügelter Genius, welcher im Begriff ist, ihr mit der Rechten den Lorbeer aufs Haupt zu setzen, und im linken Arm ein Füllhorn mit Blüten und Früchten hält. Auf der Rückseite erblickt man Anker, Merkurstab und Warenballen, und unter diesen Symbolen des Handels einen zweiten Lorbeerkranz und die Inschrift:

„Ein thätiger Geist, eine sinnige Hand,
Sie ziehen den Segen ins Vaterland.“

Eine Inschrift unter der Nische auf der Vorderseite erzählt uns, daß das Denkmal Barbara Uttmann gewidmet ist, und bezeichnet diese als die Erfinderin des Spitzenklöppelns. Obgleich die edle Frau schon seit mehr als 300 Jahren an dieser Stelle ruht, schmückt doch das Denkmal kaum seit einem halben Jahrhundert ihr Grab, das bis dahin nur durch eine messingene Platte gekennzeichnet war. Im Jahre 1834 ließ August Eisenstuck, das damalige Haupt

eines seit 1747 in Annaberg bestehenden Handelshauses, dieses Denkmal aus Sandstein durch den Dresdener Bildhauer Pettrich errichten und brachte auf diese Weise der Wohlthäterin des Erzgebirges für sein Haus, das dem Vertriebe von Spitzen und Posamenten seinen Reichtum verdankt, für seine Stadt und das ganze Gebirge den Dank dar, welchen sie wohl verdient hat; denn ihre Kunst hat durch Jahrhunderte hindurch viel tausend Hände beschäftigt und viele Sorgen bannen helfen und thut es heute noch.

Über das Leben von Barbara Uttmann ist nur wenig bekannt, und dieses Wenige ist nicht immer sicher. Sie stammte aus einer Nürnberger Familie, welche des Bergbaues wegen nach dem Erzgebirge gekommen war, wie das in jener Zeit sehr häufig geschah, und sich zu Elterlein niedergelassen hatte, einem Städtchen westlich von Annaberg, welchem sie ihren Namen gegeben oder von welchem sie wahrscheinlicher den Namen angenommen hat. Durch den Bergbau wurde die Familie reich, besonders Heinrich von Elterlein, der 1485 in Nürnberg geboren worden war. Im Jahre 1526 zog er als Bergzehntner nach Annaberg, wo seit 1497 schon sein älterer Bruder Johann von Elterlein als Bergamtsverwalter lebte und längere Zeit auch Ämter beim Rate inne hatte.

Heinrich von Elterlein hatte eine Tochter, mit Namen Barbara, geboren im Jahre 1514 in Elterlein. Sie vermählte sich nach der einen Angabe 1531, nach der andern 1535 mit Christoph Uttmann in Annaberg, einem reichen Bergherrn, der aus Löwenberg in Schlesien stammte, verlor ihren Gatten aber schon 1553 durch den Tod. Auf sich selbst angewiesen, scheint sie mit Umsicht ihr großes Vermögen verwaltet und eine große Thätigkeit entfaltet zu haben. Das können wir aus einem Privilegium schließen, das ihr Kurfürst August 1560 erteilte, und nach welchem ihr der Kupferkauf im oberen Erzgebirge auf etliche Jahre „verschrieben" wurde. Das Silber, das sich in dem ihr gelieferten Kupfer fände, sollte ihr vom Zehntner etwas teurer als den andern Gewerken bezahlt werden, was von diesen mannigfach angefochten wurde.

In diese Zeit fällt auch die Einführung des Spitzenklöppelns im Erzgebirge, für welche gewöhnlich das Jahr 1561 angegeben wird. Die Inschrift an ihrem Denkmale bezeichnet zwar, wie schon angeführt wurde, Barbara Uttmann als die Erfinderin dieser Kunst, aber um jene Zeit war sie in andern Ländern schon bekannt, besonders in den Niederlanden; denn schon auf einem Altarbilde in Löwen, das aus dem Jahre 1495 stammt, ist eine Klöpplerin dargestellt, und in Frankreich werden „Dentelles" oder mit Klöppeln gefertigte Spitzen 1545 erwähnt. Vorher hatte man nur genähte und gestickte Spitzen; die Nonnenklöster waren im Mittelalter die Stätten, wo mit emsiger, sorgfältiger Arbeit dieser zierliche Schmuck in großen Mengen gefertigt wurde.

Wenn demnach Barbara Uttmann mit Gewißheit auch nur das Verdienst zugesprochen werden kann, daß sie den Anstoß zur Einführung des Spitzenklöppelns im Erzgebirge gegeben hat, so ist doch dieses schon groß genug, um die dankbare Verehrung zu rechtfertigen, welche die erzgebirgische Bevölkerung ihrem Andenken widmet; denn die Bedeutung dieser Beschäftigung erkannt und für ihre Ausbreitung gewirkt zu haben, muß ihr ebenso hoch angerechnet werden, als wenn sie die Erfinderin selbst wäre. Wir wissen schon, daß die Ergiebigkeit des Silberbergbaues im Erzgebirge rasch sank und ärmliche Löhne die Folge davon waren. Der Feldbau konnte keinen genügenden Ersatz bieten,

zumal man ihn auch nicht den Frauen überlassen konnte; die Frauen und Kinder aber mußten mit verdienen helfen, wenn die Familie bestehen wollte. Was hätte sich dazu besser eignen können, als das Spitzenklöppeln, das nichts erfordert als Beweglichkeit, Geschicklichkeit und Sicherheit der Finger, Eigenschaften, welche gerade die sonst schwache Hand der Frauen, Mädchen und Kinder in ausgezeichneter Weise zu erlangen vermag?

Nach der allgemeinen Annahme lernte Barbara Uttmann das Klöppeln von einer Brabanterin, die wegen der Bedrückung ihres evangelischen Glaubens ihre Heimat verlassen und in Barbaras Hause freundliche Aufnahme gefunden hatte. Unter den wenigen Habseligkeiten, die sie bei ihrer Flucht hatte mitnehmen können, befand sich das Klöppelkissen, und im Gebrauche dieses Werkzeuges unterrichtete sie ihre Wohlthäterin: sie hat sicher nicht geahnt, welche weittragenden Folgen diese scheinbar unbedeutende Dankbezeigung für das Land gewinnen sollte, dessen Gastfreundschaft sie genoß. Gegen jene Annahme wird eingewendet, daß Herzog Alba, dessen grausame Maßregeln die fleißigen und betriebsamen Niederländer scharenweise zur Flucht in fremde Länder trieben, erst im Jahre 1567 nach den Niederlanden gekommen sei, während die Einführung des Spitzenklöppelns in Sachsen ohne Widerspruch in das Jahr 1561 verlegt werde. Dieses Bedenken ist zwar begründet; aber ebenso muß beachtet werden, daß schon unter Karl V. versucht wurde, die reformatorische Bewegung in den Niederlanden durch Gewaltmaßregeln zu unterdrücken, und daß eine der ersten Regierungshandlungen seines Sohnes Philipp bei seiner Thronbesteigung im Jahre 1556 die Erneuerung der schon früher gegen das Einschleichen der neuen Lehre erlassenen Ketzergesetze war. Es ist daher recht wohl denkbar, daß schon damals viele ihrer Heimat, die sie in ihrem Glauben nicht mehr schützte, den Rücken kehrten.

Zu Barbaras Lebzeiten war allerdings die Frage nach neuen Erwerbszweigen im oberen Erzgebirge noch zu keiner brennenden geworden; denn als die edle Frau am 14. Januar 1575 starb, fehlten gegen 20 Jahre an der Vollendung des ersten Jahrhunderts seit Annabergs Gründung, und die Stadt befand sich noch in ihrer Blütezeit.

Annaberg verdankt seine Gründung ebenso der Entdeckung von Silbererzen, wie vor ihm Freiberg und Schneeberg und nach ihm Marienberg. Am linken Ufer der Sehma, Annaberg gegenüber, liegt das Dorf Frohnau in einem Thale, das im Süden vom Schotten-, im Norden vom Schreckenberge eingeschlossen wird. An letzterem schürfte am 27. Oktober 1492 Kaspar Nietzelt oder Nitzelt, ein Frohnauer Bergmann, und fand Silbererz. Die Sage hat auch die Geschichte dieser Entdeckung ausgeschmückt. Danach ging Nietzelt am Vorabende des Fronleichnamsfestes nach der nahen Sehma, um sich dort für den Festtag ein Gericht Fische zu fangen. Er wollte das Wasser etwas trübe machen und wühlte daher mit einem Stocke am Rande unter dem Wasser. Dadurch fiel plötzlich ein Stückchen am Uferrand herab, und es wurde ein Gestein bloßgelegt, das durch seine grünliche Farbe dem Bergmann sofort auffiel. Als er etwas davon in die Hand nahm, bemerkte er, daß es schwerer als das übrige Erdreich war; er nahm etwas davon mit nach Hause und ließ es in Geyer probieren, wobei es sich als reiches Silbererz herausstellte. Nun mutete Nietzelt und legte einen Stollen an, durch den er große Ausbeute gewann. Sein Glück lockte

15*

andre Leute herbei, und bald regte sich nicht bloß auf und im Schreckenberg, sondern auch auf seinem Nachbar, dem Schottenberge, bergmännisches Leben.

Da Frohnau bald nicht mehr genügenden Raum bot für die vielen, welche das neu entstandene Bergwesen herbeizog, so dachte man an die Gründung einer Stadt, die auch am 21. September 1496 beschlossen wurde, und noch an demselben Tage legte man den Grundstein. Doch nicht bei den Silbergruben am Schreckenberge wählte man für sie den Platz, sondern an sicherer Stelle, hoch oben auf der rechten Seite des Sehmathales, auf dem Rande der Hochebene, die sich an den Westfuß des Pöhlberges anschließt. Das war damals eine unheimliche Gegend, nichts als finsterer Wald, voll Steinblöcke und Felsen, und in denselben Bären und Wölfe. Allerhand abenteuerliches Volk hatte diese Wildnis aufgesucht und machte die Gegend unsicher, die daher allgemein nur die „wilde Ecke" hieß. Doch schnell hielt in dieser Einöde die Kultur ihren Einzug. Noch im Herbste des genannten Jahres fielen die Bäume, der als Stadtumfang bezeichnete Raum wurde möglichst geebnet, Gassen und Markt wurden abgesteckt, und im Frühjahr 1497 begann der Bau der Stadt und wurde so eifrig betrieben, daß schon am 29. September das erste Haus gehoben werden konnte.

Im Oktober des Jahres 1497 kam Herzog Georg der Bärtige, der für seinen im Kriege gegen die Friesen abwesenden Vater, Albrecht den Beherzten, die Regierung führte, selbst in die neue Stadt und verlieh ihr in einem besonderen Erlaß am 28. Oktober desselben Jahres ein Privilegium, nach welchem die Stadt den Namen „Neue Stadt" empfing und mit mancherlei Rechten begabt wurde, wie dies in jener Zeit üblich war. Bald verwandelte sich der Name in „Neustadt am Schreckenberge", und zuletzt blieb nur noch „Schreckenberg" übrig. Die Zahl der Häuser vermehrte sich, aber der Name gefiel weder den Bürgern, noch dem Herzoge. Georg der Bärtige wandte sich daher an den Kaiser Maximilian, der durch ein Privilegium vom 22. März 1501 gestattete, daß sich die Stadt St. Annaberg nenne, und ihr ein Wappen verlieh, in dessen Schilde über Eisen und Fäustel zwei Bergleute das Bildnis der heiligen Anna, der Mutter Marias, halten, die auf dem rechten Arme das Jesuskind, auf dem linken Maria trägt. Daß Georg die Großmutter Christi zur Schutzheiligen der jungen Bergstadt erwählte, wie er ihr auch schon die Kirche derselben geweiht hatte, kam daher, daß erst kurz vorher im Meißnischen die Verehrung dieser Heiligen mehr in Aufnahme gekommen war, seit Friedrich der Weise sie besonders begünstigt hatte und auf seinen Wunsch einige Münzen mit der Umschrift: „Hilf, Sancta Anna!" versehen worden waren. Annaberg war also die erste der sogenannten heiligen Familie der Bergstädte, die nach den Eltern und Großeltern Christi benannt worden: Annaberg nach der Großmutter, das böhmische Joachimsthal nach dem Großvater, Jöhstadt (eigentlich Josephsstadt) und Marienberg nach Vater und Mutter.

Während des 16. Jahrhunderts war der Annaberger Bergbau am ergiebigsten und die Ausbeute so reich, daß es oft nicht möglich war, sie rechtzeitig zu vermünzen, und sie in sogenannten Silberkuchen verteilt werden mußte. Das brachte viele Unbequemlichkeiten mit sich, denn um sie gewechselt zu erhalten, mußte man nach Frankfurt am Main wandern. Besonders die minder Wohlhabenden hatten darunter zu leiden, denn sie fielen leicht in die Hände des

Wucherers. Man erkennt das aus einer Urkunde, nach welcher sich aus diesem Grunde eine Schustersfrau zu Annaberg in einem Schreiben an Herzog Albrecht den Beherzten wandte und darüber Beschwerde führte, daß sie, die Armen, Silberkuchen, die Reichen und Vornehmen aber gemünztes Geld erhielten. Daher wurde die Münze, die man nach der Auffindung des Silbererzes in unmittelbarer Nähe der Bergwerke, nämlich in der Mühle zu Frohnau, eingerichtet hatte, bald nach Annaberg verlegt, wo ihr mehr Raum zu Gebote stand und sie daher den Anforderungen, welche der reiche Bergsegen an sie stellte, besser gerecht werden konnte. Hier blieb sie bis 1558 und wurde dann ganz aufgelöst, weil Kurfürst August sämtliche Münzstätten in Dresden vereinigte; nur zur Kipper- und Wipperzeit, als die Münzen weit unter dem ihnen gebührenden Feingehalt ausgeprägt wurden, hatte Annaberg noch einmal zwei Jahre lang (1621—1623) eine Münzstätte.

In der Annaberger Münze wurden von 1498 an die bekannten „Schreckenberger" geschlagen, die auch „Mühlsteine" oder „Engelsgroschen" hießen, und von denen einer 37 ½ Pfennige nach unserm Gelde wert war. Mühlsteine wurden sie nach der Frohnauer Mühle genannt, wo ja anfänglich die Münzstätte war; den Namen Schreckenberger gab man ihnen nach der Stelle, wo das meiste Silber gefunden wurde, und nach dem ersten Namen der neuen Stadt, und als Engelsgroschen bezeichnet man sie wegen ihres Gepräges, in welchem ein Engel das kursächsische, herzoglich sächsische oder andre Wappen hält. Diese Münzen wurden bald sehr bekannt und beliebt, und weit und breit wandte man das Sprichwort an:

„Bist ein reicher Annaberger,
Hast den Sack voll Schreckenberger!"

Noch ergiebiger als die Gruben auf dem Schrecken- und Schottenberge waren diejenigen, in welchen man den Erzgängen auf der rechten Seite der Sehma südlich von Annaberg folgte. Hier spendete die Fundgrube „Himmlisch Heer" bei Cunnersdorf den größten Reichtum. Sie war 1536—1593 im Gange und lieferte in dieser Zeit 1848000 Mark Ausbeute. Ihre Glanzperiode fällt in die ersten beiden Jahre, in denen ungeheure Ausbeuten an die Gewerken verteilt werden konnten.

Dieser ihnen plötzlich zufallende Reichtum machte die Bergherren übermütig und üppig. Von einem derselben, mit Namen Kaspar Kirschner oder Kürschner, erzählt ein Annaberger Chronist: „Im Jahre 1544 speisete er bei dem Ratsmahl Wildbret und Fische, Malvasier, Rheinfall, auf das prächtigste; des Abends ließ er Met auftragen, und Sonntags darauf traktierte er und sein Weib die Weiber, so daß man sie und ihre Männer auf Schlitten hat heimfahren müssen. Wenn er sich ins Bad begeben wollen, ist er auf einem kostbaren Pferde geritten, mit vielen Dienern umgeben. Im Bade trug man ihm ein Becken mit Malvasier angefüllet und Semmel auf Kohlen geröstet vor, damit man ihm die Fußsohlen reiben mußte, den Appetit zum Essen und Trinken zu befördern. So oft als er im Bade war, versammelten sich viele arme Leute, welche das in Wein eingeweichte Semmelbrot zu sich nahmen und sich damit ergötzten. Im Jahre 1554 wog er sich mit Heinrich Körndörfern allhier in der Stadt-Ratswage, da wog der eine 2 Zentner 15 Pfund, der andre 2 Zentner 12 Pfund." Aber seine Verschwendung und die großen Summen, die er für

öffentliche Zwecke aufwandte, brachten diesen reichen Mann zuletzt an den Bettelstab, er mußte vor den Kirchen- und Hausthüren und auf den Hochzeiten Almosen sammeln.

Aber diese guten Zeiten nahmen in Annaberg ebenso ein Ende, wie in Freiberg und andern Bergstädten des Erzgebirges. Man trieb eben auch dort nur Raubbau und dachte nicht an die Zukunft, daher verminderte sich die Ergiebigkeit der Gruben zusehends. Dazu kamen schwere Heimsuchungen durch Brandunglück. 1604 vernichtete eine große Feuersbrunst fast alle öffentlichen Gebäude und 700 andre Häuser, 1630 fielen dem verzehrenden Elemente abermals 300 Häuser zum Opfer. Der Dreißigjährige Krieg verschonte die Stadt mit seinen Plagen auch nicht. Dadurch wurde ihr Wohlstand auf das tiefste erschüttert, und nun erst zeigte es sich, welch hohe Wohlthat Barbara Uttmann dem Erzgebirge durch die Einführung des Spitzenklöppens erwiesen hatte. Nicht bloß in Annaberg, sondern überall im Erzgebirge, das zum größten Teile Annabergs Schicksal teilte, regten sich viele Tausende von fleißigen Händen im Dienste der neuen Industrie, und zwar mit solchem Erfolge, daß die Spitzen des Erzgebirges in kurzer Zeit weit und breit bekannt wurden und sich ihr Ruf trotz des schwerfälligen Verkehrs jener Zeiten bis nach Schottland verbreitete. Das veranlaßte schottische Spitzenhändler, nach dem Erzgebirge zu reisen, und besonders Annaberg zog deren viele herbei. Schon 1601 ließ sich der schottische Kaufmann Albrecht Cunningham dort nieder, und nach ihm erhielten die daselbst geklöppelten Spitzen, die er in den Handel brachte, den Namen Schottenborten, und die Spitzenhändler hießen Spitzenschotten.

Von Annaberg breitete sich das Spitzenklöppeln zunächst nach den übrigen Bergstädten aus. Da es als ein städtisches Gewerbe betrachtet wurde, mußten Dorfbewohner, die es betreiben wollten, laut einer Verordnung vom Jahre 1609 eine Abgabe, das sogenannte Klöppelgeld, entrichten, was jedoch der Ausbreitung durchaus nicht hinderlich war. Es gibt wohl auch keine Arbeit, die für die Verhältnisse des dicht bevölkerten Erzgebirges geeigneter wäre. Das Arbeitsgerät, das Material und die fertige Ware erfordern einen ganz geringen Raum und erstere sind für eine geringe Summe zu beschaffen. Die Anstelligkeit des erzgebirgischen Stammes für mechanische Fertigkeiten kam der neuen Beschäftigung besonders zu gute, und bei der Neigung desselben zur Geselligkeit mußte ihm eine Arbeit gefallen, welche dann und wann ein Zwiegespräch und das Ausspinnen von Nebengedanken gestattet. Welch eine Pein müßte es für die Erzgebirgerinnen sein, wenn ihrer mehrere, durch die Wohnungsverhältnisse in denselben kleinen Raum gebannt, bei ihrem Tagewerke alle Gespräche vermeiden müßten! So oft es daher angeht, scharen sie sich gesellig zusammen, im Sommer vor den Thüren ihrer Wohnungen, in den Winterabenden um den Klöppelstock, ein Gestelle, auf welches jede die mit Wasser gefüllte Glaskugel setzt, um das Licht des einzigen Lämpchens, das allen leuchtet, auf ihre Arbeit zu konzentrieren.

Der Hauptapparat beim Klöppeln ist der Klöppelsack, ein cylinderförmiges Kissen, über welches der Klöppelbrief gespannt wird. Letzterer ist ein Streifen Papier, auf dem das Muster vorgezeichnet ist. Das Werkzeug, mit dem die Klöpplerin arbeitet, besteht in Holzstäbchen, die etwa 10 cm lang und ganz in der Form von Trommelklöppeln gedrechselt sind. Das sind die Klöppel, um deren dünneres Ende die Fäden gewunden werden, die zur Herstellung der

Spitze erforderlich sind. Um diese Fäden rein zu erhalten, wird über den Klöppel eine dünne hölzerne Hülse gesteckt, das „Tütle“ genannt. So viele Fäden nun, als das Muster erfordert, werden auf ebenso viele Klöppel gebracht, ihre freien Enden in einen Knoten geschürzt und auf dem Kissen befestigt, an dem die Klöppel herabhängen. Deren Zahl ist um so größer, je breiter die Spitze ist; bei gewöhnlichen Spitzen sind 30, 40 und 50, bei breiten bis gegen 100 Paare nötig. Das Klöppeln selbst ist eigentlich nichts, als eine künstliche Art zu flechten. Die Arbeiterin ergreift bald mit der rechten, bald mit der linken Hand hier ein Klöppelpaar und dort ein andres, wickelt durch gewandte Drehung der Klöppel ein Stück des Fadens ab und kreuzt die Fäden durch einen „Schlag“ zu einer Art Knoten. Dadurch werden Maschen gebildet, immer eine nach der andern nach Anleitung des Klöppelbriefes, auf dem sie mittels Stecknadeln befestigt werden, so daß das Kissen an der Stelle, wo gearbeitet wird, mit Nadeln dicht gespickt erscheint und man bei schwierigen Mustern nicht begreift, wie es möglich ist, daß sich die Arbeiterin in diesem Labyrinth zurechtfindet. Mit der fortschreitenden Arbeit rückt auch das Heer der Nadeln immer weiter vor, indem dieselben vom fertigen Teile der Spitze, wo sie überflüssig geworden sind, nach vorn gesteckt werden. Ebenso erstaunlich ist die Sicherheit, mit welcher die Klöpplerin in aller Geschwindigkeit unter der großen Menge immer dasjenige Klöppelpaar herausfindet, mit dem sie gerade arbeiten muß. Diejenigen Paare, welche eben gebraucht worden und auf einige Zeit entbehrlich sind, werden mittels größerer Aufstecknadeln seitlich auf dem Kissen festgesteckt. „Das federleichte und blitzschnelle Spiel der klöppelnden Hände“, sagt Berthold Sigismund, „erinnert eben so sehr an die Fingerfertigkeit der musikalischen Virtuosen, als an die der Taschenspieler.“

Eine solche Fingerfertigkeit kann nur durch lange, schon in der frühesten Jugend begonnene Übung erlangt werden. Mit vier bis fünf Jahren machen die Kinder häufig ihre ersten Versuche, und wenigstens besuchen sie auch sehr bald die Klöppelschule, wenn sie einmal in die Elementarschule aufgenommen sind, und bringen darin den größten Teil ihrer freien Zeit zu. Um nämlich eine bessere Schulung der Klöpplerinnen zu erreichen und die Einführung neuer Klöppelweisen zu erleichtern, hat die sächsische Regierung die Errichtung von Klöppelschulen befördert und unterstützt letztere regelmäßig. Den Anlaß dazu gab der Kaufmann Schreiber in Dresden. Um das Klöppeln der Brüsseler Spitzen in Sachsen einzuführen, unternahm dieser 1843 mit einem Knaben, welcher ihm als vorzüglich geschickter Klöppler bekannt war, eine Reise nach Holland, Belgien und Frankreich. Nachdem er sich eine genaue Kenntnis der dortigen Fabrikationsweise verschafft hatte, wurde auf seine Veranlassung 1844 in Oberwiesenthal eine Unterrichtsanstalt eröffnet, in welcher besonders das Klöppeln von Brüsseler Spitzen geübt ward, und die vor allem den Zweck verfolgte, Lehrerinnen dafür auszubilden. Noch in demselben Jahre wurde eine Klöppelschule in Crottendorf eingerichtet, und nun folgten zahlreiche andre Orte nach. Im Bezirke der Handels- und Gewerbekammer zu Plauen gab es 1880 21 Klöppelschulen in den Städten Schwarzenberg, Aue, Grünhain, Neustädtel und Schneeberg und in 13 Dörfern in der Gegend von Schwarzenberg, Schneeberg und südlich von Zwickau, darunter Planitz mit zwei und Rittersgrün mit drei Schulen. In diesen Schulen wird vor allen Dingen auf eine tüchtige technische Ausbildung der

Schüler gesehen; aber da die gefertigten Spitzen verkauft werden, so wird von ihnen auch etwas verdient. In allen zusammen wurden in dem genannten Jahre 1222 Klöppelschüler unterrichtet, die zusammen 21116 Mark verdienten. Wenn davon auch nur 17 Mark 28 Pfennige auf einen Schüler kommen, so ist das doch schon für einen erzgebirgischen Haushalt eine nicht zu verachtende Summe. Ein großer Teil des Verdienstes, 7791 Mark, wurde zu Spareinlagen verwendet. Auch im Chemnitzer Bezirke sind solche Schulen vorhanden, wenn auch nicht so viel als im Plauenschen; sie zählten 1878 479 Schüler, deren Gesamtverdienst 8706 Mark betrug, und die Spareinlagen erreichten die Höhe von 1999 Mark.

Von großer Bedeutung für die Zukunft der sächsischen Spitzenindustrie verspricht die Spitzenklöppel-Musterschule zu werden, die am 19. Mai 1878 in Schneeberg eröffnet worden ist und einen doppelten Zweck verfolgt. Sie will nämlich in erster Linie befähigte und strebsame Klöpplerinnen, welche der Volksschule entwachsen sind, im Spitzenklöppeln weiter ausbilden, sie namentlich auch zur Herstellung besserer und neuerer Spitzengattungen anleiten und dadurch zugleich befähigen, Stellen als Lehrerinnen an den Klöppelschulen zu übernehmen; daneben ist sie aber auch bestrebt, durch die Ausstellung und Verbreitung besserer Muster auf die Hebung der Spitzenindustrie im Lande hinzuwirken. Letzteres sucht sie besonders dadurch zu erreichen, daß sie Prachtwerke auslegt, durch deren Studium die Fabrikanten zu guten, geschmackvollen Mustern gelangen können. Gleich im ersten Jahre war der Erfolg ein günstiger. Die Schülerinnen wurden mit dem Klöppeln der neuesten, geschmackvollsten und schwierigsten Spitzengattungen beschäftigt, worin Barben und Taschentücher bis zu 300 Mark Arbeitslohn und Spitzen zu 120 Mark für den Meter in zufriedenstellender Weise gearbeitet wurden. Damit war das Vorurteil vieler Spitzenfabrikanten, daß unsre sächsischen Arbeiterinnen so kostbare Spitzen, wie in Frankreich und Belgien gefertigt werden, nicht klöppeln könnten oder wollten, gründlich widerlegt.

Das ist auch der richtige Weg, auf welchem die Spitzenindustrie des Erzgebirges ihre alte Bedeutung wiedererlangen kann, die sie im Laufe des 19. Jahrhunderts verloren hat. Auch ihr machte die Maschine zu schaffen. 1808 erfand Heathcoat in Nottingham die Bobbinetmaschine, auf welcher ein dem geklöppelten Spitzengrund ähnliches Gewebe hergestellt werden konnte. Sie wurde vervollkommnet und auch mit der Jacquardmaschine verbunden und war nun im stande, auch gemusterte Spitzen zu liefern. Diese sanken natürlich im Preise, und damit wurde auch der Verdienst der Klöpplerinnen immer geringer. In früheren Jahrhunderten wird derselbe zu 8—10 guten Groschen (1 Mark bis 1 Mark 25 Pfennige) für den Tag angegeben, was bei dem damaligen hohen Werte des Geldes reichlich genannt werden muß, und noch im Anfange unsres Jahrhunderts konnte es eine sehr geschickte Arbeiterin bis zu 1 Mark 20—40 Pfennigen bringen. Ende der fünfziger Jahre erreichte eine solche durch die angestrengteste Arbeit vom Morgengrauen bis in die späte Nacht nur 60 Pfennige, die meisten Klöpplerinnen aber verdienten die ganze Woche hindurch nur etwa 2 Mark. 1876 konnte eine geschickte Hand höchstens 50 Pfennige verdienen, in den nächsten Jahren gar nur 20—30 Pfennige, wenigstens bei den gewöhnlichen oder den von der Mode vernachlässigten Spitzen. Weiteres Hindernis des Gedeihens war die Konkurrenz Frankreichs und Belgiens, deren Arbeiter auf

die Herstellung der lohnenderen Gattungen mehr eingeübt sind und auch ein besseres Rohmaterial zur Verfügung haben.

Infolge dieser Verhältnisse ist die Zahl der in dieser Industrie beschäftigten Personen in der neueren Zeit stetig zurückgegangen. Gegen Ende des vierten Jahrzehnts schätzte man die Zahl der ständigen Klöppler und Klöpplerinnen auf 50000, wozu im Winter noch 20000 außerordentliche kamen; 20 Jahre später rechnete man die Gesamtzahl für die Sommerzeit nur noch auf 35—40000 und um die Mitte des achten Jahrzehnts auf 24000. Sie sind über den ganzen südwestlichen Teil des Erzgebirges verteilt; denn das Gebiet des Spitzenklöppelns reicht von der böhmischen Grenze im Süden bis Drebach und Gelenau bei Thum, Zwönitz, Schneeberg und Planitz bei Zwickau im Norden, und von der oberen Flöha im Osten bis Zwota und Auerbach, also bis ins Vogtland hinein im Westen. Trotz aller Bedrängnisse wird sich diese Industrie auch ferner im Erzgebirge erhalten; denn sie gestattet die Verwendung selbst der schwächsten Arbeitskräfte, und da sich die Bevölkerung ganz und gar in sie eingelebt hat, so kehrt sie immer wieder zu derselben zurück, wenn andre Industrien daniederliegen oder zu Grunde gehen. Ist der Verdienst auch ein kümmerlicher, so ist er doch besser als gar keiner. Freilich hat der öftere Übergang zu andern Beschäftigungen für die Spitzenindustrie den Nachteil, daß die Klöpplerinnen dadurch an Geschicklichkeit mehr oder weniger verlieren. Am sichersten wird daher den Übelständen, an welchen die Spitzenklöppelei krankt, abgeholfen werden, wenn die Bestrebungen, durch die Herstellung feinerer Waren der Konkurrenz mit der Maschine mehr und mehr auszuweichen, den Erfolg haben, den sie verdienen.

Der Vertrieb der Spitzen im Handel ist ähnlich organisiert, wie derjenige der Stickereien im Vogtlande. Früher wurden Spitzenmärkte abgehalten, wo die selbständigen Klöppler ihre Erzeugnisse feilhielten; am berühmtesten war der Spitzenmarkt zu Annaberg. Jetzt arbeitet der Klöppler fast ausschließlich für fremde Rechnung. Die großen Arbeitgeber, die Fabrikanten, Verleger oder Spitzenherren, die vorzüglich in Annaberg und Schneeberg wohnen, schicken den Arbeiterinnen Material und Muster ins Haus und lassen die fertigen Waren durch sogenannte Faktore aufsammeln. Diese Art des Vertriebes mag ihre Schattenseiten haben; aber sie ist in unsrer Zeit, wo der Weltmarkt jeden bedeutenderen Zweig der Industrie beeinflußt, im großen und ganzen die einzig mögliche, denn nur so kann der Massenproduktion Absatz verschafft werden, zumal bei der Verschiedenheit der Produkte, die von den verschiedenen Orten geliefert werden. In jedem Orte wiegt die Fabrikation einer bestimmten Art von Spitzen vor. So liefern Schwarzenberg, Ober- und Unterwiesenthal hauptsächlich Blonden (seidene Spitzen), Auerbach und Schönheide Guipurespitzen, Marienberg und Johanngeorgenstadt Band- und Roßhaarspitzen, Crottendorf Bett-, Annaberg Kirchenspitzen u. s. w. Bei solcher Zersplitterung ist es nur dem Großhändler, der ein weites Marktgebiet überblickt, möglich, für jede Art den Absatzweg aufzufinden; er merkt auch am schnellsten, welchen Spitzen das Publikum seine Gunst entzieht und zuwendet und kann daher am ehesten auf eine Veränderung in der Produktion hinwirken.

Ein eigentümlicher Zweig des Spitzenklöppelns, der zwar schon seit einer langen Reihe von Jahren im Erzgebirge betrieben worden ist, aber erst seit wenigen Jahren eine größere Bedeutung erlangt hat, ist die Fabrikation von

Haarspitzen oder Haartüllen, die ihren Sitz in dem ungefähr in der Mitte zwischen Schneeberg und Auerbach gelegenen Dorfe Rothenkirchen hat. Weiße Menschenhaare werden auf dem Klöppelsacke zu einer Spitze mit ganz einfachem Tüllgrunde verarbeitet, welche ausschließlich zu Perückenböden verwendet und daher mit der Haut in Übereinstimmung, also weiß sein muß.

Diese Haarspitze bietet uns ein Beispiel, wie scheinbar unbedeutende Artikel einen ganz neuen Industriezweig hervorrufen können, sobald durch sie ein vorhandenes Bedürfnis besser als bisher befriedigt oder ein schlummerndes geweckt wird; denn wer hätte wohl je daran gedacht, daß ein so einfacher und anscheinend wenig gebrauchter Gegenstand, wie der Boden der Perücke, für ganze Ortschaften von Bedeutung werden könnte? Die Geschichte dieses Industriezweiges lehrt uns zugleich, wie leicht es geschehen kann, daß über den Anfang irgend einer Industrie nichts Zuverlässiges bekannt ist. Die Haarspitze ist wenige Jahrzehnte alt, und doch kann uns über den Erfinder und die Zeit der Erfindung nichts völlig Sicheres mitgeteilt werden. Sie „soll“ von einer in Paris lebenden Frau erfunden, „soll“ in der Normandie geklöppelt und 1853 von einem Pariser Coiffeur zuerst verwendet worden sein. Etwa um das Jahr 1860 wurde der Artikel von einer Firma in Oberwiesenthal und 1864 von einem Spitzengeschäfte in Rothenkirchen im Erzgebirge eingeführt; seine Herstellung hat aber, und zwar in letzterem Orte, erst seit 1875 und 1876 einen größeren Umfang angenommen. Das Rothenkirchener Haus hatte lange Jahre hindurch diesen Zweig nur mit 8—9 Arbeitern betrieben; aber in den genannten Jahren verwandte es infolge des schlechten Geschäftsganges in dem sonstigen Spitzengeschäfte mehr Mühe darauf, und dadurch gelang es bald, nicht nur die französische Konkurrenz aus Deutschland zu verdrängen, sondern auch nach allen Weltgegenden hin, insbesondere nach Amerika und sogar nach Frankreich selbst zu exportieren. Die Mehrzahl der Klöpplerinnen in Rothenkirchen und den umliegenden Dörfern, also sicher mehrere Hundert, beschäftigte sich 1880 ausschließlich mit der Klöppelei der Haartülle und verdiente dabei je nach den Stücken bis $1\frac{1}{2}$ Mark, jedenfalls 1 Mark, Kinder 40—80 Pfennige täglich. Es werden an hundert Muster, von ganzer Größe des Kopfes bis zu den kleinsten Flächen, gearbeitet. Schon 1880 entstanden in Rothenkirchen neben dem alten noch zwei neue Geschäfte dieser Art.

Adam Riese. Der Leser folge mir nun noch einmal nach Annaberg auf den Kirchhof, wo Barbara Uttmann ruht. Nicht weit von ihrem Grabe steht eine alte Linde, die häufig mit einem Bürger Annabergs in Verbindung gebracht worden ist, welcher nicht geringeren Ruhm erlangt hat, als Barbara Uttmann, nämlich mit Adam Riese. Der Stamm jener Linde teilt sich in einer Höhe von noch nicht 2 m in eine Anzahl wagerecht abstehender Äste, aus denen an verschiedenen Stellen andre Äste hervorgewachsen sind, die wie kleinere Stämme aussehen und senkrecht aufragen. Diese würden von den Ästen nicht getragen werden können, wenn sie nicht von Balken unterstützt wären, die auf zwölf hölzernen und elf steinernen Säulen ruhen. Die sonderbare Bildung der unteren Äste hat den Glauben veranlaßt, diese Linde sei verkehrt, mit den Ästen nach unten und den Wurzeln nach oben gepflanzt worden, und letztere hätten sich zu Ästen entwickelt. Die Sage erzählt als Anlaß zu dieser Pflanzungsweise, daß ein Mann, welcher an der Lehre von der Auferstehung zweifelte,

durch dieselbe habe bekehrt werden sollen, und dieser Zweifler soll niemand anders gewesen sein als Adam Riese. Doch die älteste bekannte Form dieser Sage erwähnt ihn gar nicht. Danach hatte ein Mann in Annaberg einen ruchlosen Sohn, welcher sonderlich nicht an die Auferstehung der Toten glauben wollte. Ein Priester gab sich alle Mühe, ihn auf bessere Gedanken zu bringen, ging deswegen mit ihm auf den Kirchhof und stellte ihm vor, daß dieser das Feld des Herrn sei; wie der ausgestreute Same auf dem Felde aufgehe und hervorwachse, so würden auch die Begrabenen am jüngsten Tage wieder aus der Erde hervorkommen.



Denkmal der Barbara Uttmann.

Darauf erblickte der junge Mensch eine Linde und sagte zum Priester: „So wenig als diese Linde, wenn man sie ausreißen und umgekehrt wieder in die Erde setzen wollte, von neuem ausschlagen würde, so wenig werden auch diejenigen, welche einmal tot sind, wiederum lebendig werden und auferstehen.“ In seinem Eifer riß der Geistliche die junge Linde aus der Erde und pflanzte sie verkehrt wieder ein, indem er hoffte, Gott werde ein Zeichen seiner Allmacht geben und die Linde so wachsen lassen. Das geschah auch, und der Zweifler bekehrte sich von seinem Unglauben.

Jener Zweifler ist Adam Riese also nicht gewesen. Er war ein tüchtiger Rechenmeister und ist als solcher durch sein Rechenbuch, das vielleicht das erste

deutsche gewesen ist, berühmt geworden. „Nach Adam Riese“ — „Nach Adam Rieses Rechenbuch“ sind sprichwörtliche Redensarten, die man heute noch anwendet, um die Richtigkeit eines ausgeführten Rechenexempels zu bekräftigen. Wie Barbara Uttmann, so war auch er kein Annaberger Kind und konnte es schon darum nicht sein, weil 1492, wo er geboren wurde, Annaberg noch gar nicht bestand. Er stammt wahrscheinlich aus Staffelstein in Franken, und wir erfahren von ihm nicht eher etwas, als bis er 1522 zu Erfurt sein kleines Rechenbuch drucken läßt unter dem Titel: „Rechenung auff der Linien vnd Federn“, was soviel heißt, als Rechnung auf einem Rechenbrette mit Zahlpfennigen und Rechnung mit Ziffern. Ob Riese damals schon in Annaberg war, ist nicht gewiß, sicher aber war er 1525 da. Er bekleidete 1528—1530 das Amt eines Rezeßschreibers beim dortigen Bergwesen und hatte als solcher die geführten Rechnungen zu prüfen, die Extrakte über das Ausbringen der Erze anzufertigen und die geschlossene Ausbeute in ein Buch, das Rezeßbuch, einzutragen. Hierauf wurde er Gegenschreiber und mußte das Gegenbuch führen, d. i. das Buch, in welches die Namen der Gewerken eingetragen werden, die an den verschiedenen Gruben Kuxe haben. Nebenbei hatte er auch eine Privatschule, in welcher er seine Rechenkunst lehrte.

Außer dem kleinen Rechenbuche gab der Rechenmeister auch ein großes, die „Practica“, heraus, welches 1550 in Leipzig erschien. Sein drittes Werk, die „Coss“ (von dem italienischen regola de la cosa, d. i. Algebra) betitelt, ist nicht gedruckt worden und liegt als Manuskript auf der königlichen Bibliothek in Dresden.

Adam Riese starb im Jahre 1559; sein Geist jedoch lebte in seinen Söhnen Abraham und Jakob fort, die beide als Rechenmeister genannt werden. An den Vater erinnert noch die nach ihm benannte Riesenburg, ein Vorwerk, das er 1539 kaufte. Es liegt nordöstlich von Annaberg und seitwärts von der Straße nach Wolkenstein, doch stehen die ursprünglichen Gebäude nicht mehr, die wegen ihrer Festigkeit auch „Burg“ genannt wurden. Im Jahre 1641 wurde es durch die Schweden verbrannt, und die Trümmer waren schon 1746 nur zwei Geschoß hoch. Die Stelle des Vorwerkes wird aber heute noch durch ein stattliches Bauerngut bezeichnet, das den Namen Riesenburg geerbt hat.

Christian Felix Weiße. Während Barbara Uttmann und Adam Riese zwar von auswärts stammten, aber in Annaberg die Stätte ihres Wirkens fanden, wurde der Dichter und Jugendschriftsteller Christian Felix Weiße wohl in Annaberg geboren, er verließ aber sehr jung die Stadt. Am 28. Januar 1726 erblickte er das Licht der Welt. Erst im Jahre zuvor war sein Vater, ein tüchtiger Schulmann, von Chemnitz nach Annaberg versetzt worden, und bereits nach einem halben Jahre wurde derselbe nach Altenburg als Direktor des dortigen Gymnasiums berufen, starb aber schon, als Christian Felix Weiße noch nicht vier Jahre alt war. Die Mutter sorgte für eine gute Erziehung, und 1745 bezog er die Universität Leipzig, um Theologie und Philologie zu studieren. Eine innige Freundschaft verband ihn hier mit Lessing, der sein Studiengenosse war, und mit dem er die Leidenschaft für das Theater teilte. Beide versuchten sich auch in der dramatischen Dichtung, aber mit verschiedenem Erfolge; denn während Lessing der Reformator des deutschen Schauspiels wurde und durch seine Dramen dauernd auf den Geist seiner Nation gewirkt hat und noch wirkt,

sind seines Freundes Werke schnell der Vergessenheit anheimgefallen. Um so größer war sein Verdienst um einen Litteraturzweig, zu dem er in Deutschland den ersten Anstoß gegeben und der sich seitdem zu einem großartigen Umfange erhoben hat, nämlich die Jugendschriften. Als Kreissteuereinnehmer in Leipzig, welche Stelle er seit 1762 inne hatte, begann er vom Oktober 1775 an ein Wochenblatt, das bald in eine Vierteljahrsschrift umgewandelt wurde, unter dem Titel: „Der Kinderfreund" herauszugeben. Die eigentümliche Form, in welcher er darin Belehrung und Unterhaltung darbot, verschaffte dieser Zeitschrift für die Jugend in kurzer Zeit einen außerordentlichen Beifall.

Hören wir, was uns Weiße selbst, von sich in der dritten Person redend, in seiner „Selbstbiographie" darüber mitteilt!



Adam Riese.

„Das Mittel, den Kinderfreund schon durch die Form anziehend zu machen, entlehnte Weiße von dem englischen „Zuschauer". Er hatte bemerkt, daß dieser einen Teil des erhaltenen Beifalls dem Umstande verdankte, daß er gleich anfangs mehrere Personen mit bestimmten Charakteren eingeführt hatte, aus deren Munde die verschiedenen Urteile über Menschen und Begebenheiten lieber angehört wurden, als wenn der Verfasser sie in eigner Person vorgetragen hätte. Es war durch dieses Mittel Handlung und Leben in die Unterhaltung gebracht. Weiße schilderte daher zur Einleitung in seinem Kinderfreund eine bürgerliche Familie von Eltern, Kindern und Hausfreunden, welche sich alle untereinander und voneinander in ihrer Denk- und Sinnesart, in ihren Neigungen, Sitten und Lieblingsbeschäftigungen hinlänglich und genau unterschieden. Der ganze Stoff der Belehrung für die Jugend, der bearbeitet ward, erschien als Unterhaltung dieser Familie, an welcher jedes Glied nach seiner Weise Anteil nahm. Es gelang ihm, die Leser für diese Familie einzunehmen und, beinahe mehr als ihm lieb war, die Täuschung hervorzubringen, daß es seine Familie selbst sei,

deren Leben und Handeln, Lehren und Lernen, deren Beschäftigungen und Vergnügungen geschildert wurden. Die junge Welt und zum Teil ihre Lehrer und Eltern waren so gewiß überzeugt, daß das Personal des Kinderfreundes aus wirklich vorhandenen Personen und Persönchen bestehe, daß Weiße von Fremden sehr oft, wenn seine Kinder erschienen, gefragt ward, welches Karl, Lottchen u. s. w. sei, daß Briefe an seine Kinder unter den aus dem „Kinderfreunde" vermeintlich bekannten Namen geschrieben, ja selbst einige Geschenke geschickt wurden."

Der „Kinderfreund" drang in alle Schichten der Bevölkerung ein und fand seinen Weg auch ins Ausland. In Paris entnahm ihm ein Mr. Berquin zu seinem „Ami des enfants" nicht nur die Idee, sondern auch einen großen Teil des Inhalts; Weiße mußte ihn den Prinzessinnen von England und der Königin von Neapel schicken. In Österreich ward er in vielen Tausenden von Exemplaren nachgedruckt, und in einer Flut von Kinderschriften wurde er nachgeahmt, so daß bald in jedem Meßverzeichnisse der Artikel „Jugendschriften" einer der stärksten war. Selbst Söhne deutscher Fürsten schrieben Briefe voller Dankbarkeit an Weiße, und sein pädagogischer Ruf verbreitete sich so, daß man sich sogar aus fremden Ländern an ihn wandte, um Hofmeister durch ihn zu erhalten.

In der Zeit von 1775—1782 erschienen 24 Bände des „Kinderfreundes", und ihnen folgten 1783—1792 zwölf Bände unter dem Titel: „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes", worin Weiße die Familie, welche sich bisher im häuslichen Kreise unterhalten hatte, getrennt werden ließ, da ja doch die Kinder im Laufe der Jahre erwachsen waren; er kleidete demnach die weiteren Belehrungen, die er nun auch für die reifere Jugend bestimmte, in einen Briefwechsel jener Familie ein, deren Glieder er in die verschiedensten Verhältnisse kommen ließ. Auch diese Zeitschrift erfreute sich der Gunst der lesenden Jugend, wenn sie auch nicht mit der Begeisterung aufgenommen wurde, wie die erste.

Noch im hohen Alter beteiligte sich Weiße trotz der Beschwerden, die ihn später heimsuchten, und ungeachtet des Leides, das sein Familienleben trübte, lebhaft an dem litterarischen Leben Deutschlands, bis der Tod am 16. Dezember 1804 seiner Thätigkeit ein Ziel setzte. So kurz auch die Zeit gewesen ist, die er in Annaberg verlebt hat, so hat ihm doch die Stadt als einem ihrer Kinder ein treues Andenken bewahrt. Das beste Zeugnis dafür ist die Weißesche Stiftung, die an seinem hundertjährigen Geburtstage ins Leben gerufen wurde und sich die Aufgabe gestellt hat, arme, verlassene und der Gefahr der Verwilderung ausgesetzte Kinder in Aufsicht zu nehmen und rechtschaffenen Eltern gegen ein Verpflegungsgeld zur Erziehung zu übergeben.

Die Posamentenfabrikation. In dem Gebiete des Spitzenklöppelns hat sich eine andre Industrie niedergelassen, die ziemlich dieselben Schicksale erlebt hat, wie jene: das ist die Posamentenfabrikation. Sie ist fast so alt als das Spitzenklöppeln und hat ihren Ausgangspunkt in unmittelbarer Nähe der Stelle, von welcher sich dieses über das Erzgebirge verbreitete. Sie entstand zuerst in Buchholz, einem jetzt 6539 Einwohner zählenden Städtchen, welches sich gleich südlich von Annaberg, aber am entgegengesetzten, linken Ufer der Sehma ausdehnt. Es verdankt seine Entstehung auch der Auffindung der Silbererze im Gebiete der Sehma und wurde 1504, also nur acht Jahre später als Annaberg gegründet, aber nicht, wie dieses, auf einem völlig unbebauten

Platze; denn schon im Laufe des 15. Jahrhunderts hatten der Zinnbergbau, der an dem Schottenberge betrieben wurde, und die Zinnseifenwerke, die südlich davon in dem danach benannten Seifenwalde entstanden waren, die ersten Ansiedelungen auf dem Platze des heutigen Buchholz hervorgerufen. Erst die Auffindung des Silbers veranlaßte Friedrich den Weisen, den damaligen Kurfürsten von Sachsen, dem Orte 1504 das Stadtrecht zu verleihen. Buchholz ist danach als Ansiedelung älter, als Stadt aber jünger als Annaberg. Daraus erklärt sich das Sprichwort: „Du bist so alt, als Buchholz“, welches früher in Gebrauch war, um etwas Altes zu bezeichnen.

Daß man so nahe der eben erst gegründeten Bergstadt Annaberg eine neue entstehen ließ, hat seinen Grund in den damaligen Grenzverhältnissen. Bei der Länderteilung im Jahre 1485 wurde ein Stück des Sehmalaufes als Grenze festgesetzt, so daß das rechte Ufer mit dem heutigen Annaberg zum Gebiete der Albertinischen Linie oder zum Herzogtume Sachsen gehörte, das linke Ufer dagegen mit den Ansiedelungen im Buchholz unter der Herrschaft der Ernestinischen Linie oder des Kurfürsten von Sachsen stand. Der Name war schon vor den Ansiedelungen vorhanden, denn die Bergleute erbauten sich die Hütten, deren sie bedurften, in dem hier gelegenen Buchholze, das zu den umfangreichen Besitzungen des Grünhainer Klosters gehörte und von den Schlettauern als Viehweide benutzt wurde. Im Anfange des 16. Jahrhunderts wählte man die heilige Katharina zur Patronin des Ortes, der später auch die Kirche geweiht wurde, und daher erhielt er bei der Erhebung zur Stadt den Namen „Sankt Katharinenberg im Buchholz“, der später zu der heutigen Form abgekürzt wurde.

Die Entstehungsweise von Buchholz merkt man der Stadt zum Teil heute noch an. Die Bergleute legten ihre kleinen Häuser willkürlich an den Stellen an, die ihnen für ihre persönlichen Verhältnisse am passendsten erschienen, und es war später schwierig, einen regelmäßigen Plan den schon vorhandenen Stadtteilen anzupassen. Daher ist Buchholz der bergigste Ort Sachsens; die Häuser liegen meist einzeln auf und an dem Schottenberge, und zwar oft so eng, daß sie nicht einmal Höfe haben.

Buchholz hatte noch kein Jahrhundert als Stadt bestanden, als dort die Posamentenfabrikation aufkam, nicht ganz dreißig Jahre später, nachdem in Annaberg das Spitzenklöppeln eingeführt worden war. Den Anlaß dazu gab Georg Einenkel, ein Posamentier aus Dinkelsbühl an der Wörnitz im bayrischen Regierungsbezirke Mittelfranken, der sich im Jahre 1589 in Buchholz niederließ; nach andrer Angabe jedoch waren es niederländische, durch Albas grausame Verfolgungen vertriebene Seidenweber, welche zu der neuen Industrie den Grund legten. Dieselbe breitete sich rasch aus, zunächst in dem benachbarten Annaberg, von dem die jüngere Stadt dafür das Spitzenklöppeln eintauschte, und dann nach immer entfernteren Orten, wie Schlettau, Scheibenberg, Geyer, Thum, Ehrenfriedersdorf und Wolkenstein, also in dem Gebiete zwischen der Zschopau und ihrem Nebenflusse Pöhl im Osten und der Zwönitz im Westen, oder in der östlichen Hälfte der Spitzenzone. Dieser Bezirk ist heute noch der Hauptsitz des Posamentierens, das sich aber bis in die jüngste Vergangenheit von ihm aus noch weiter nach Süden, Westen und Osten verbreitet hat, nämlich nach Bärenstein, Oberwiesenthal, Johanngeorgenstadt, Eibenstock und Auerbach einer-, Frauenstein und Dippoldiswalde anderseits.

Es sind nur wenig und dazu nahe verwandte Zwecke, für welche diese Industrie arbeitet, und doch sind die Artikel, welche sie liefert, außerordentlich mannigfaltig. Mit den Ausdrücken „säumen, besetzen, einfassen“ ist der Kreis ihrer Aufgaben erschöpft, aber die verschiedene Art und Weise, wie sie denselben gerecht wird, spottet des Versuches einer genauen Beschreibung. Wo es gilt, einer Kante oder einem Saume ein gefälliges Ansehen zu verleihen, eine Naht zu verdecken oder eine Fläche zu verzieren, kommt die Posamentiererei mit ihren Erzeugnissen zu Hilfe. Vor allen Dingen befaßt sie sich mit der Garnierung der Kleidung unsrer Damen und alles dessen, was der Obhut der letzteren anvertraut ist, als der Möbel, Gardinen, Teppiche und andrer Dinge; aber auch die Männerwelt kann sie nicht ganz entbehren, besonders soweit sie Uniform und Livree trägt, und für den Schmuck- der Wagen- und Pferdegeschirre sorgt sie ebenfalls. Alle Gespinste, Seide, Wolle und Baumwolle, weiß sie zu verwenden; mit echten und leonischen Gold- und Silberfäden schmückt sie dieselben aus. Das einfachste ihrer Erzeugnisse sind Schnuren der verschiedensten Art. Daran schließen sich Fransen aus Fäden, Schnüren, schmalen Bändern, raupenartiger Chenille und wie alle die Materialien heißen mögen, aus denen jene gearbeitet werden. Aus Gold- und Silbergespinsten fertigt der Posamentier Tressen, Borten und Litzen, und in vielfacher Form wird die Gimpe oder der Gorl verwendet, Baumwollfäden, die mit farbiger Seide übersponnen worden sind, ebenso die platten, feinen Schnüre der Soutache. Der Handschuh- und Strumpffabrikation werden Gummiborten geliefert, zahlreiche Hände häkeln Knöpfe oder verarbeiten zu allerhand Besätzen die gewöhnlichen Glas- und die röhrenförmigen Schmelzperlen.

Von dem Schicksale der übrigen erzgebirgischen und vogtländischen Hausindustrien ist auch die Posamentenfabrikation nicht verschont geblieben. Auch sie hat den Kampf mit der Maschine bestehen müssen und muß ihn zum Teil noch bestehen, und der Wechsel der Mode bringt auch sie häufig in Bedrängnis. Die Posamentierer begegneten der Maschine von vornherein mit Mißtrauen. Infolge ihrer Beschwerden wurden die Bandmühlen, die sie in ihrer damals mit der Posamentiererei verbundenen Bandweberei zu beeinträchtigen drohten, in Holland und Deutschland schon im 17. Jahrhundert verboten, und wo sie trotzdem bestanden, wandte sich der Zorn der Posamentierer gegen sie. So zerstörten sie 1702 eine Bandmühle in Zschopau. Aber die Maschine brach sich unaufhaltsam Bahn, der Verdienst sank immer mehr, und in den fünfziger Jahren unsres Jahrhunderts bis in den Anfang der sechziger hinein schien es, als müßte dieser Zweig der erzgebirgischen Industrie gänzlich erlöschen. Damals waren die Stuben der Posamentierer die ärmlichsten, ihre Kleider die dürftigsten, ihre Gesichter die bleichsten, ihre Körper die ärmlichst ernährten des ganzen Erzgebirges.

In Geyer, wo hauptsächlich Fransen gefertigt wurden, verdiente mancher Meister, der sein Schiffchen täglich 18—20000mal warf, kaum 3 Mark in der Woche; ein Stück (gegen 17 m) einer einfachen Fransenart wurde mit 27 Pfennigen gelohnt, und davon konnte er täglich zwei Stück fertig bringen. Viele sahen damals die Lage der Posamentenindustrie für hoffnungslos an und erblickten für die Arbeiter keinen andern Ausweg aus ihrem Elende, als daß sie sich andern Beschäftigungen zuwendeten.

Doch die Einführung der Gewerbefreiheit in Sachsen am 1. Januar 1862 ermöglichte der Industrie wieder ein besseres Gedeihen, und als 1866 durch die Eröffnung der Eisenbahn von Chemnitz nach Annaberg der Absatz erleichtert wurde, blühte sie auch wieder auf und breitete sich aus. Um 1875 wurden darin im Erzgebirge an 20000 Arbeiter und Arbeiterinnen jedes Alters beschäftigt, also fast dreimal mehr als 1849, wo ihre Zahl nur etwas über 6000 betrug. Mit den Maschinen haben sie sich ausgesöhnt, denn sie benutzten deren in jener Zeit nicht weniger als 2250 von verschiedener Art, die in Annaberg und einigen Nachbardörfern, z. B. in Geyersdorf, gebaut werden. Auch eine Posamentierschule, die in Buchholz aus Mitteln der Stadt und der Regierung und durch Legatzinsen unterhalten wird, trägt nicht wenig zur Hebung des Gewerbes bei. Wenn es auch vielfachen Schwankungen unterworfen ist, welche von den Veränderungen auf dem Weltmarkte herbeigeführt werden, so findet sich an Stelle eines im Begehr zurückgehenden Artikels immer wieder ein andrer, der die freiwerdenden Arbeitskräfte in seinen Dienst zieht. Die Organisation der Arbeit befördert dies. Der sogenannte Verleger, welcher den Arbeitern das Material zu den Artikeln liefert, die sie für ihn fertigen und diese später in den Handel bringt, kann viel für die Einführung neuer Artikel thun, die von der Mode verlangt werden und deshalb besseren Verdienst gewähren.

Markneukirchen, das sächsische Cremona. Wie fruchtbar das obere Erzgebirge mit seinem Anhängsel, dem Vogtlande, als Boden für alle Arten der Industrie ist, bei welcher der Hand stets die Hauptarbeit zufällt, dafür ist die Instrumentenfabrikation ein sprechender Beweis. Von einem kleinen Anfange ausgehend, hat sie sich im Lauf der Zeit immer mehr entwickelt, alle Hindernisse, die ihr entgegentraten, siegreich überwunden und daraus stets nur neue Kraft für einen höheren Aufschwung gewonnen. Mit einem Zweige, der Fabrikation von Streichinstrumenten, begann diese Richtung des industriellen Lebens, dieser aber hatte einen nach dem andern im Gefolge, und einer ganzen Landschaft ist dadurch ein eigentümlicher gewerblicher Charakter aufgeprägt worden. Von diesem abgelegenen Gebirgswinkel aus gehen jetzt Musikinstrumente aller Art über die ganze Erde und befriedigen sowohl das Bedürfnis des einfachen Naturkindes, als auch die höchsten Anforderungen des feingebildeten Kunstjüngers.

Der Ausgangs- und Mittelpunkt der Instrumentenfabrikation im sächsischen Vogtlande ist Markneukirchen, die südlichste Stadt Sachsens, am Schwarzbache gelegen, der zuweilen auch als Neukirchener Elster bezeichnet wird und bei Adorf in die Weiße Elster mündet. Der 5390 Einwohner zählenden Stadt sieht man ihr Alter nicht an; denn infolge eines großen Brandes, von dem sie im Jahre 1840 heimgesucht wurde, hat sie ein sehr freundliches Ansehen erhalten. Sie kommt zuerst 1357 als ein an die Markgrafen von Meißen abgetretenes Städtlein Neuenkirchen (Niewenkirchen, Nüwenkircken) vor. Dieser Name wurde in Neukirchen abgekürzt und erst in späterer Zeit in Markneukirchen verwandelt, um den Ort von vielen andern Neukirchen zu unterscheiden, und es sollte dadurch jedenfalls auf seine Lage an der Grenze hingedeutet werden. 1627 erhielt es von Johann Georg I. Stadtgerechtigkeit.

Nach der gewöhnlichen Anschauung haben böhmische Exulanten, die nach dem Dreißigjährigen Kriege um ihres evangelischen Glaubens willen aus ihrer

Heimat vertrieben worden waren und sich in Markneukirchen niedergelassen hatten, hier den Geigenbau zuerst eingeführt. Dafür spricht eine Nachricht aus dem Jahre 1680, nach welcher sich die Geigenmacher, „vor nicht langer Zeit eingewanderte Exulanten, etwa neun bis zehn“, die Erlaubnis erbaten, in der Kirche eine besondere Empore für sich erbauen zu dürfen. Auch die Namensverwandtschaft mehrerer Gewerbsfamilien in Markneukirchen mit Firmen, die noch heute im benachbarten Böhmen bestehen, weisen auf den böhmischen Ursprung dieses Industriezweiges hin. Er behielt in der neuen Heimat den Charakter bei, den er nach der Mitte des 16. Jahrhunderts angenommen hatte. Während Musikinstrumente im allgemeinen, besonders Blasinstrumente, früher fast ausschließlich von einzelnen Fabrikanten gefertigt wurden, die in größeren Städten, namentlich in Wien, Prag, Berlin, Dresden, Leipzig, München, Mainz, Hannover u. s. w. lebten, bildete die Violinfabrikation sehr bald einen besonderen Industriezweig ganzer Ortschaften und Gegenden, die besonders in Cremona in Oberitalien, in Tirol, Salzburg und Böhmen heimisch war.

Die Markneukirchner Geigenhändler suchten bald den auswärtigen Markt auf, was ihnen durch die schlechten Verkehrswege bis in unser Jahrhundert sehr erschwert wurde. Erst 1835 wurde eine Chaussee von Markneukirchen nach Ölsnitz gebaut. Bis dahin war es eine gewöhnliche Troſtrede der Markneukirchner: „Wenn wir unsre Waren nur erst bis nach Ölsnitz haben, dann kommen sie auch bis nach Amerika.“

Theodor Berthold und Moritz Fürstenau schildern uns in ihrem Büchlein: „Die Fabrikation musikalischer Instrumente und einzelner Bestandteile derselben im königlich sächsischen Vogtlande“ (1876) diesen Industriezweig sehr eingehend und verschaffen uns darin einen lehrreichen Einblick in die Entwickelung desselben und des Handels mit seinen Erzeugnissen. Nach ihren und einigen neueren Berichten habe ich das folgende Charakterbild bearbeitet.

Die ersten Geigenhändler mußten sich in primitivster Art behelfen, um für ihre Waren spärlichen Absatz zu finden. Mit dem Schiebekarren, dem Ranzen oder dem sogenannten Reff durchzogen sie das Land weit und breit, besuchten die Messen und Märkte größerer Städte und kamen sogar bis an die Ufer der Nordsee. Manche von ihnen haben den Grund zu Geschäftshäusern gelegt, die jetzt noch in hoher Blüte stehen; sie waren aber auch tapfere Pioniere für die weitere Ausbildung der von ihnen vertretenen Industrie. Um nämlich der Nachfrage ihrer Abnehmer vollständig genügen zu können, waren sie genötigt, neben ihren Geigen und Bässen noch andre Instrumente und verschiedene in ihr Geschäft einschlagende Artikel bei sich zu führen, welche sie erst von Leipzig, Dresden, Prag und andern Orten beziehen mußten. Das veranlaßte bald junge Leute von Markneukirchen, in die Fremde zu gehen und dort die Fabrikation dieser Artikel, namentlich der Holz- und Messingblasinstrumente, zu erlernen und dann nach der Heimat zu verpflanzen und hier zu vervollkommnen. Dazu trugen auch die Geigenhändler nicht wenig bei; denn was sie auf ihren Reisen und bei ihrem Verkehr mit Musikern sahen, das teilten sie zu Hause den Geigenbauern mit, die dadurch mit den Anforderungen, welche die musikalische Welt an die Instrumente stellte, vertraut blieben. Auf diese Weise ist nach und nach die Fabrikation sämtlicher Musikinstrumente im Vogtlande eingeführt worden, und Markneukirchen, das von jeher besonders den Bau von Streichinstrumenten

und die damit zusammenhängenden Zweige gepflegt hat, verdient sehr wohl den Namen des „sächsischen Cremona“, der ihm meines Wissens zuerst in einer Reihe von Aufsätzen beigelegt worden ist, welche das „Leipziger Tageblatt“ im Laufe des Jahres 1882 veröffentlichte.

Schon im Jahre 1800 gingen die Markneukirchner Musikinstrumente nicht bloß nach allen Gegenden Deutschlands, sondern auch nach der Schweiz, Frankreich, Holland, England, Dänemark, Norwegen, Schweden, Rußland und Polen direkt, nach Spanien, Portugal, der Türkei und Amerika durch Spediteure. So war aus dem einfachen Hausierhandel ein Welthandel geworden. Besonders Amerika wurde Hauptabsatzgebiet für die vogtländischen Instrumente. Schon seit der Mitte des 18. Jahrhunderts waren sie dorthin gesandt worden, jedoch nicht direkt, sondern als Sonneberger und Nürnberger Waren durch Kaufleute dieser alten Spielwarenstädte. Der direkte Verkehr mit Amerika begann um das Jahr 1805, in welchem ein Markneukirchner Schuhmacher, Namens Gottlob Paulus, nach Amerika ging, sich dort der Herrnhutergemeinde in Bethlehem anschloß und bald einen kleinen Handel mit Musikinstrumenten anfing, die er sich von Markneukirchen schicken ließ. Er berief 1816 seinen Neffen Heinrich Gütter zu sich und vergrößerte sein Geschäft bedeutend. Andre Landsleute folgten, und die von ihnen angeknüpften Handelsverbindungen zwischen der alten und neuen Heimat wurden bald ganz regelmäßig. New York und Philadelphia wurden die Hauptplätze für den Import, und von dort aus wurden die Waren weiter nach dem Süden und nach Brasilien versendet, woraus später ebenfalls direkte Handelsverbindungen entstanden, so daß jetzt die vogtländischen Fabrikate unmittelbar nach allen bekannten Gegenden Amerikas gehen.

Von Markneukirchen hat sich die Instrumentenfabrikation nach den Dörfern der Umgegend verbreitet, welche zum größten Teile für die Markneukirchner Fabrikanten und Händler arbeiten; auch die Städte Adorf und Schöneck mit einer Anzahl benachbarter Dörfer nehmen an Markneukirchens Industrie teil, so daß für diese außer den drei Städten im Jahre 1875 noch 21 Dörfer beschäftigt waren. Klingenthal, nordöstlich von Markneukirchen gelegen, bildet einen zweiten Mittelpunkt derselben Industrie, um den sich 12 andre Ortschaften scharen, und im benachbarten Böhmen sind um Schönbach und Graslitz ähnliche Bezirke, die teilweise für die sächsischen arbeiten.

Der Charakter der Hausindustrie ist dort überall noch vorherrschend. Die Meister fertigen in ihrer Werkstatt bald allein, bald mit Gesellen und Lehrlingen die Instrumente und verkaufen sie meist an die großen Handelsfirmen. Geschlossene Etablissements bestehen in Markneukirchen nur zwei für Messinginstrumente (M. Schuster jun. und Paulus & Schuster), in Klingenthal drei größere (Herold, Dörffel & Steinfelser, Leiterd) für Harmonikas, Akkordions und ähnliche Instrumente. Früher entnahmen die Arbeiter das Rohmaterial mehr von den Fabrikanten und ließen sich den Kaufpreis desselben bei der Ablieferung der Ware abrechnen; jetzt hat das so gut wie vollständig aufgehört, indem der Verkauf von Rohstoffen in die Hände besonderer Kaufleute übergegangen ist, die sofortige Bezahlung verlangen.

Das Geschäft auf den Messen ist nicht mehr bedeutend. Nur wenige Firmen beziehen die Messen zu Leipzig, Frankfurt a. M., Frankfurt a. d. O. und Braunschweig, und zwar meist nur mit Musterlagern. Die größeren Geschäfte

haben Agenten in Frankreich, England und Amerika, im ganzen aber ist das Kommissions- und Agenturwesen wenig entwickelt. Das Hauptgeschäft wird durch überseeische Einkäufer am Platze selbst gemacht. Es sind deren oft zwei oder drei zu gleicher Zeit am Orte, ebenso aus Deutschland und verschiedenen Ländern des Kontinents, sowie aus England.

In Markneukirchen und seinem Bezirke werden alle Instrumente gefertigt, die zur Ausstattung eines vollständigen Musikchors gehören, und alles, was damit zusammenhängt. Obenan stehen die Streich- und Schlaginstrumente, vor allen Dingen die Violinen, deren Fabrikation ja den Anfang der Markneukirchner Industrie gebildet und ununterbrochen zugenommen hat. Die Zahl der Geigenmacher stieg von 9—10, die 1680 erwähnt werden, auf 78 im Jahre 1800 und 100 im Jahre 1821; jetzt gibt es 62 Werkstätten für den Geigenbau, von denen einige oft acht oder noch mehr Arbeitskräfte beschäftigen. Das Streben ist von jeher darauf gerichtet gewesen, immer bessere Fabrikate zu liefern. Im vorigen Jahrhundert war dafür Johann Tängel aus Danzig thätig, der seinem Gewerbe namentlich dadurch nützte, daß er einen neuen, vorzüglichen Lack verwenden lehrte. Nachdem er beinahe 60 Jahre in der Stadt gelebt hatte, starb er 1757 in hohem Alter. Die größten Fortschritte sind aber erst in neuerer Zeit gemacht worden. Früher versuchten die Markneukirchner vergebens, es den Mittenwalder Instrumentenmachern gleichzuthun, denen Bayerns König Max II. eine Geigenmacherschule gründete und zum Studium die vorzüglichsten Instrumente der alten italienischen und tirolischen Meister, eines Stradivari, Guarneri, Amati, Maggini, Stainer und andrer, kaufte, und denen auch jeder Baum, der ihnen in einem Staats- oder Privatwalde für ihre Zwecke passend erscheint, zu dem von einem königlichen Förster abgeschätzten Werte abgelassen werden muß. Die Markneukirchner dagegen arbeiteten nur nach deutschen Modellen, die in bezug auf edle Formen und genau berechnete Akustik den Werken jener italienischen Meister nicht gleichkamen.

Das änderte sich jedoch, als junge Leute in die Fremde gingen, dort die bessere Arbeit genau kennen lernten, die Modelle der alten Meister mit nach Hause brachten, sie eifrig studierten und sich durch Fleiß und Ausdauer immer mehr vervollkommneten. Da konnten sie bald mit den Mittenwaldern wetteifern, ja sie haben sie sogar schon überflügelt, sowohl im Ton ihrer Instrumente als auch in deren genauer Vorrichtung, so daß sie sofort vollständig verwendbar sind.

Das Studium der Werke alter, berühmter Geigenmacher hat in Markneukirchen einen besondern Zweig des Geigenbaues hervorgerufen, nämlich die Imitation derselben. Es werden jährlich gegen 1000 Geigen hergestellt, die aufs getreueste denjenigen der alten Meister entsprechen, und solche Violinkopien sind in Rußland schon als echt italienische Instrumente für 200—300 Rubel verkauft worden, obwohl sie erst 8—10 Wochen zuvor in Markneukirchen verfertigt wurden. Aber nicht bloß Form und Ton der alten Muster wissen Markneukirchner Meister zu treffen, sondern sie stellen auch die getreuen Merkmale eines zweihundertjährigen Alters her, so daß schon oft genug selbst Sachverständige derartige Instrumente für echt erklärt haben. Ferner werden alte deutsche Geigen in alte italienische umgearbeitet, und wenn ein solches Instrument einschlägt, wird es von Liebhabern oft sehr teuer bezahlt. Mancher Musiker glaubt im Besitze einer echt italienischen Mustergeige zu sein und hütet doch eine in Markneukirchen gefertigte als seinen größten Schatz.

An die Meister, welche Imitationen fertigen, schließen sich die sogenannten „guten Geigenmacher“ an, welche die besseren Sorten liefern, jährlich etwa 4000 Stück, und eine deutsche Geige selten unter 12—18 Mark an die Händler abgeben. Die Mittelsorten, von denen das Stück schon von 3 Mark an im Preise steht, werden jährlich in einer Menge von etwa 50000 Stück gearbeitet, und die Zahl der ordinären Geigen, die zur Versendung kommen, beträgt jährlich 100—120000 Stück. Im ganzen schickt Markneukirchen im Laufe eines Jahres mindestens 200000 Violinen verschiedener Art, von der feinsten italienischen Geige an bis zur einfachsten Negerfiedel, in alle Länder bis zu den entferntesten Gegenden der Erde. Davon wird aber nur etwa der vierte Teil in Markneukirchen selbst gefertigt, und zwar die guten und ein Teil der Mittelsorten, deren Preise von 36 bis zu 1800 Mark für das Dutzend schwanken; die übrigen entstammen der Umgegend und kommen nur von Markneukirchen aus in den Handel. Schönbach in Böhmen liefert den Händlern manche Arten von Mittelsorten, die nur dort gefertigt werden, während die ordinären Geigen fast sämtlich von Klingenthal und den umliegenden Ortschaften kommen. Die Markneukirchner Händler und Exporteure können diese Sorten nicht von ihren Preiskuranten streichen, wenn sie die ihnen zugehenden Aufträge vollständig ausführen wollen.

In früheren Zeiten konnte sich Klingenthal mit seinen Violinen getrost Markneukirchen zur Seite stellen, und manche hier gefertigte Sorten haben noch heute einen guten Ruf. So werden „Hopfgeigen“ noch in Menge bestellt und geliefert, obgleich der alte Geigenmacher Hopf schon längst im Grabe ruht. Im allgemeinen aber haben sich in Klingenthal die besten Kräfte andern Zweigen der Instrumentenfabrikation zugewandt, und so ist dort nur die Quantität der gefertigten Violinen gewachsen, die Qualität aber zurückgegangen.

Außer den Violinen werden in Markneukirchen auch Bässe und Violoncelli, ferner Guitarren und Zithern gearbeitet. Der Guitarrenbau war ursprünglich ein Nebenzweig der Geigenmacherei, bis um 1820 einige Tischler, die in der Fremde, namentlich in Wien, in dergleichen Werkstätten gearbeitet hatten, anfingen, ihn zu pflegen. Um 1875 wurden jährlich an 1000 Dutzend Guitarren im Werte von 30—1800 Mark das Dutzend gefertigt, darunter solche, die den besten ausländischen Fabrikaten gleichkommen. Der Zitherbau erlangte erst in den vierziger Jahren einige Bedeutung. An 80 Werkstätten mit 1—5 Arbeitskräften sind beschäftigt, diese vier Arten von Instrumenten herzustellen. Endlich ist der Bau von Harfen, Mandolinen, Lauten und Äolsharfen vertreten, wenn auch immer nur durch wenige Instrumentenmacher.

Bei der Geigenmacherei ist die Arbeitsteilung ziemlich vollständig durchgeführt. Die einzelnen Bestandteile werden fast sämtlich in besonderen Werkstätten hergestellt, die sich hauptsächlich in den umliegenden Ortschaften befinden, vor allen Dingen aber in dem böhmischen Schönbach. Hier werden Stege geschnitzt und Wirbel gedreht, dort Hälse, Griffbretter und Saitenhalter gearbeitet; aus besonderen Werkstätten gehen die Böden, Decken und Zargen oder Seitenbretter hervor, und in andern werden diese zu dem eigentlichen Körper der Violine, der „Schachtel“, vereinigt. Die Markneukirchner Instrumentenmacher setzen diese Bestandteile mit den etwa nötigen Nachbesserungen zusammen, lassen sie lackieren und richten sie zum Spielen ein. Manche der einzelnen Bestandteile werden auch als besondere Handelsartikel geführt und nach auswärts verkauft.

Daher gehen durch die Hände der Markneukirchner jährlich ungefähr eine Million Stege im Preise von wenigen Pfennigen für das Dutzend bis zu mehreren Mark für das Stück, 3—4 Millionen Guitarren- und Violinwirbel, ferner 500000 bis 600000 Saitenhalter u. s. w.

Das Material für ihre Produkte fanden die Instrumentenmacher des Vogtlandes ursprünglich in ihren heimischen Bergen; und durch Anpflanzung der wichtigsten Hölzer, besonders des Ahorns, sorgte die Regierung dafür, daß immer wieder neues heranwuchs. Aber gutes Holz ist selten, und so mußte man sich danach auch in andern Gegenden umsehen. Zu den besten Geigen wird Holz aus Siebenbürgen und der Bukowina bezogen, wohin sogar schon Arbeiter geschickt worden sind, um gleich im Walde die passendsten Bäume auszuwählen. Viel Ahornholz, das für den Boden der Violine benutzt wird, kommt aus Tirol; das Fichtenholz, welches für die Decken, also als Resonanzholz dient, vom Böhmerwalde. Dazu kommt aus fremden Weltteilen Eben-, Jakaranda- und Palisanderholz. Furnierschneidereien richten diese Hölzer für den Verbrauch zu; Messing-, Neusilber- und Stahlschrauben für Guitarren und Zithern werden in mehreren Orten fabriziert. Zum Auslegen der Wirbel und andrer Teile werden Perlmutter und die blaue Iris- oder Goldfischmuschel verwendet, Stege schnitzt man häufig aus Elfenbein.

Die Geigenmacherei hat die Bogen- und Saitenfabrikation hervorgerufen. Für Violin-, Cello- und Baßbogen ging lange Zeit viel Geld nach Schmalkalden. In Markneukirchen wurden die ersten Violinbogen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gemacht, und zwar von dem Zimmermann und Musikanten Joseph Ströz aus Bayern, nach dessen Tode (1760) dieser Zweig durch die Bemühungen des Stadtmusikus Schulze und des Tischlers Otto schnelle Fortschritte machte. Jetzt beschäftigen sich in Markneukirchen und der Umgegend an 500 Menschen damit, die im Jahre durchschnittlich 500000 Bogen fertig bringen. Hierbei ist dem Luxus Gelegenheit geboten, sich zu entfalten, indem sowohl der Frosch, mit dem man die Pferdehaare des Bogens spannt, als auch der Kopf am entgegengesetzten Ende entweder mit kostbaren Stoffen, als Gold, Silber, Perlmutter, Goldfischmuschel, Elfenbein u. s. w., kunstvoll ausgelegt oder auch ganz daraus gefertigt werden kann. Für die einfachsten Bogen verwendet man Buchenholz, für bessere aber Eben-, Eisen- und Pferdeholz und für die feinsten Fernambuk- und Schlangenholz. Für letztere steigen die Preise bis zu 1800 Mark das Dutzend, während ein Dutzend Buchenholzbogen schon für 4 Mark 50 Pfennige zu haben ist. Welche Massen von Material selbst die Fabrikation so kleiner Gegenstände verbraucht, erkennt man daraus, daß in der Bogenmacherei jährlich ungefähr 3000 Zentner Eisen- und Pferdeholz, 100 Zentner Fernambuk- und ebensoviel Schlangenholz, 1500 Zentner Ebenholz und für 4000—5000 Mark Buchenholz zur Verarbeitung kommen; zum Beziehen der Bogen bedarf man an 4000 kg Roßhaare und zur Herstellung der „Frösche“ 30000 Knochenröhren.

Noch großartiger ist die Fabrikation von Darmsaiten, die in Markneukirchen um 1730 ihren Anfang nahm und 1777 durch die Gründung der Saitenmacherinnung eine feste Einrichtung bekam. Um die Ware in gutem Rufe zu erhalten, wurde die „Schau und Siegelung“ eingeführt, so daß keine Saite verkauft werden durfte, die nicht vorher die Prüfung von Sachverständigen

bestanden hatte und gestempelt worden war. Die Zahl der Werkstätten, die anfangs nur auf 12 festgesetzt war, mußte bald erweitert werden: 1800 zählte die Innung 36, 1856 schon 60 Meister. Seit 1857—1860 hat sich diese Industrie außerordentlich vergrößert; damit ist aber auch zugleich eine Umwandlung des Kleinbetriebes in den Großbetrieb vor sich gegangen, und zwar in einer Weise, wie es sonst im ganzen Bezirke nicht vorkommt. Den Anlaß dazu hat einzig der Handel mit dem Rohstoffe, den Därmen, gegeben.

Nicht jeder beliebige Darm kann in eine Saite verwandelt werden, welcher der Künstler die Ohr und Gemüt bezaubernden Töne zu entlocken vermag, vor allem nicht, wie man oft noch lesen kann, der Darm der Katzen, Ziegen und andrer Tiere. In Markneukirchen werden nur Schafdärme verarbeitet, und auch diese sind je nach dem Alter und nach der Ernährungsweise der Tiere von verschiedenem Werte. Am gesuchtesten sind die Därme von Lämmern, welche im Sommer bis zum Monate August geschlachtet worden sind; ferner sind die Därme um so brauchbarer, je weniger kultiviert und edel das Schaf ist, und die Güte der Saiten hängt vor allem auch von der Behandlung ab, welche man dem Darme bald nach dem Schlachten der betreffenden Tiere zu teil werden läßt. Die Saitenfabrikation nahm daher in Markneukirchen erst von der Zeit an einen größeren Aufschwung, als die Fabrikanten sich selbst ins Ausland begaben, um gute Bezugsquellen ausfindig zu machen, und für richtige Behandlung der Därme sorgten. Das geschah von 1838 an.

Vorher wurden die Därme aus Böhmen und Bayern bezogen; in dem genannten Jahre aber kam ein Däne nach Markneukirchen, und als die von ihm angebotenen Därme sich brauchbar erwiesen, ging ein Sachverständiger nach Holstein und Dänemark und errichtete eine „Därmeputzerei". Dieser einen folgten mehrere, und nachdem 1855 englische Därme ins Vogtland gekommen waren, entstanden auch in England Därmeputzereien. Die dänischen und englischen Därme sind aber immer mehr in den Hintergrund getreten, seitdem im Jahre 1861 das Innere Rußlands als eine ausgezeichnete Bezugsquelle für Därme erkannt worden ist. Schon nach drei Jahren gab es dort mehr als 20 Därmeputzereien, und nach weniger als 15 Jahren waren fast alle Massenschlächtereien im europäischen Rußland in den Händen Markneukirchens, d. h. sie gaben ihre Schafdärme an die Aufkäufer für diese Stadt ab, und auch aus einem großen Teile des asiatischen Rußland kamen sie dorthin.

In der Zeit vom Frühjahre bis zum Herbste werden die aufgekauften Därme in den genannten Anstalten des innern Rußland gewässert, vom Schleime gereinigt, vorsichtig getrocknet, sortiert, in Schocke gebunden, in Kisten verpackt und so nach ihrem Bestimmungsorte versandt. Das erfordert nicht bloß viele Hände, sondern kostet auch viel Geld, und große Summen müssen erst ausgelegt werden, ehe auch nur mit der eigentlichen Saitenfabrikation begonnen werden kann. Die „kleineren" Saitenmacher, welche nur über ein unbedeutendes Anlagekapital verfügen, müssen daher das Rohmaterial schockweise aus zweiter und dritter Hand entnehmen und können nicht gut mehr mit den „großen" konkurrieren. Einer nach dem andern gibt daher sein Geschäft auf und arbeitet lieber für einen großen Unternehmer.

Wie die Zubereitung der Därme für den Versand vom Ursprungslande nach dem Fabrikationsorte ein unappetitliches Geschäft ist, so hat auch der eine

Teil der Saitenfabrikation durchaus nichts mit jenem feinen, ästhetischen Genusse gemein, den das Fabrikat später dem Ohre und dem Gemüte vermitteln soll. Die Därme werden zuerst schockweise in einer Lauge eingeweicht, einen Tag darin gelassen und dann geschleimt oder von den sich ablösenden Fettteilchen gereinigt. Dann spaltet man sie, indem man sie in zwei Streifen schneidet, und schleimt sie vier Tage lang täglich etwa zweimal wieder. Diese Arbeit besorgen die sogenannten „Schleimmädchen". Die Lauge, die dabei zum Beizen verwendet wird, ist von großem Einflusse auf das Aussehen der Saiten, und auf ihre genaue Zubereitung ist daher die Aufmerksamkeit der Vorsteher von Werkstätten ganz besonders gerichtet.

Etwa acht Tage nach dem Einweichen der Därme werden soviel Teile, als zur Herstellung einer Saite von bestimmter Stärke nötig sind, an Schlingen befestigt, auf Rahmen gezogen und gedreht, hierauf in Schwefeldampf gebleicht und nochmals gedreht. Nun ist die Saite fertig und sie wird zu ihrer Vollendung nur noch getrocknet, womöglich im Sonnenschein, dann geschliffen oder mit Bimsstein abgerieben, mit Glanz versehen, geringelt und zu je 30 Stück oder in „Stock" gebunden, die in den Handel kommen.

Die vogtländischen Darmsaiten gehen nach allen zivilisierten Ländern, namentlich nach Amerika, viele auch als „echt römische"; denn die meisten der letzteren, die in den Handel kommen, werden in Markneukirchen fabriziert, aber von den Ausländern, welche sie beziehen, als echt römische verkauft. Die französischen Saiten übertreffen die vogtländischen zwar an Billigkeit, weil den dortigen Fabrikanten ein billigeres Rohmaterial zu Gebote steht, kommen ihnen aber an Güte und Schönheit nicht gleich. Die Markneukirchner Produktion kann jetzt durchschnittlich auf 6—700000 Stock oder 18—20 Millionen Saiten für das Jahr angenommen werden. Von 1873—1874 kamen 4050000 Stück getrocknete Schafdärme an, wozu ebensoviel Schafe hatten geschlachtet werden müssen.

Zwei wichtige Nebenzweige der Darmsaitenfabrikation sind die Herstellung übersponnener Saiten und die Herstellung seidener Quinten. Für gewisse Saiten der Violinen, Cellos, Bässe, Guitarren, Zithern und Harfen können nicht die bloßen Darmsaiten gebraucht werden, sondern sie müssen übersponnen sein. Als Grundlage dienen solche Saiten, die aus Resten, welche bei der Darmsaitenfabrikation abfallen, gefertigt worden sind oder beim Sortieren den Ansprüchen an Farbe, Durchsichtigkeit und äußerliches Ansehen überhaupt nicht genügen, da dies ja durch das Überspinnen verdeckt wird. Zu letzterem wird entweder leonischer Draht (versilberter und vergoldeter Kupferdraht) oder reiner Silberdraht verwendet. Seidene Quinten oder E-Saiten gebraucht man nur für Violinen, und sie eignen sich vorwiegend für solche Spieler, die ihre Kunst in heißen Lokalen ausüben müssen.

Zu einem Orchester gehören aber nicht bloß Streich-, sondern auch **Blasinstrumente**, und auch diese werden in Markneukirchen gefertigt, mögen es nun Holz- oder Blechblasinstrumente sein. Die Fabrikation der ersteren wurde in der Zeit von 1760—1770 begonnen, indem sich ein gewisser Johann Georg Gütter, welcher in Leipzig und in Hof das Kunstdrechseln erlernt hatte, nach Markneukirchen wandte und dort dieser Kunst Eingang verschaffte. Die Meister, die sich ihr widmeten, hießen die Pfeifenmacher. Ihre Zahl ist in neuerer Zeit zurückgegangen, teils weil die Messinginstrumente immer allgemeiner eingeführt

worden sind, teils aus dem Grunde, daß sich gerade dieser Zweig in der Umgebung der Stadt mehr ausgebreitet hat, als jeder andre; doch ist auch hierfür Markneukirchen der Stapelplatz geblieben, so daß also Flöten aller Art, Klarinetten, Oboen, Fagotte, Bassetthörner, Flageoletts, Stockflöten u. s. w. von hier ihre Reise über die Erde antreten. Zur Herstellung der feineren Instrumente dient Buchsbaum-, Kokos-, Eben- und Grenadillholz, während für die gewöhnlichen Ahorn- und Birnbaum das Material liefern. Gelegentlich werden Flöten und Klarinetten auch ganz von Neusilber oder Messing gefertigt. 1876 wurden im Markneukirchner Gebiet und in der Stadt selbst 17 000 Flöten geliefert, wovon fast die Hälfte, nämlich 8000, für 1—3 Mark pro Stück verkauft wurde; nicht ganz ein Drittel hatte einen Wert von 6 Mark und darüber. Die Preise steigen bis 300 Mark für Flöten mit Elfenbeinkopf und Silbergarnitur, und ähnlich ist es mit den Klarinetten, deren Zahl in dem genannten Jahre 3000 betrug.

Die ersten Messingblasinstrumente, welche in Markneukirchen gefertigt wurden, waren Waldhörner, und dieser ganze Industriezweig hieß daher auch die Waldhornmacherei. Sie ist von Leipzig ins Vogtland verpflanzt worden, und zwar durch ein Markneukirchner Stadtkind, Isaak Eschenbach, der die Waldhornmacherkunst in Leipzig erlernt und sich dann wieder nach seiner Vaterstadt gewandt hatte, um dort ein eignes Geschäft zu gründen. Das geschah in der Mitte des 18. Jahrhunderts, und 1800 gab es schon 15 Meister, welche Messinginstrumente lieferten. Bis in die neueste Zeit hat sich dieser Zweig immer mehr gehoben. Den Hauptanteil daran hat die Umwälzung, welche sich auf dem Gebiete der Orchestermusik vollzog. Bekanntlich gibt eine einfache Trompete von Natur nur eine bestimmte Anzahl von Tönen; die übrigen, sogenannten künstlichen Töne müssen durch das Stopfen des Schallstücks mit der Hand erzeugt werden. Das blieb immer etwas Unsicheres und Schwieriges, und es war daher ein wichtiger Fortschritt, als man zu Anfang dieses Jahrhunderts Tonlöcher mit Klappen anbrachte, durch welche diese künstlichen Töne bequemer und reiner hervorgebracht werden konnten. Bald erfand man auch Ventile, die immer mehr vervollkommnet wurden und den Bau von größeren Instrumenten gestatteten, welche zusammen die ganze Reihe von den tiefsten bis zu den höchsten Tönen enthielten. Das verschaffte den Messingblasinstrumenten auf einmal eine ganz andre Bedeutung, als sie bisher gehabt hatten. Sie konnten nun zum Vortrage jedes beliebigen Musikstückes verwendet werden, und die Folge davon war, daß die Messinginstrumente, die früher in den Musikkorps nur einzeln zur Anwendung gekommen waren, vermehrt wurden und sich bald ganze Korps ausschließlich für Messing- oder Blechmusik bildeten. Der Bedarf an solchen Instrumenten mußte daher bald wachsen.

In Markneukirchen machte man sich schnell mit allen neuen Erfindungen bekannt. Rührige Instrumentenhändler suchten bei auswärtigen Fabrikanten die Neuerungen und Verbesserungen kennen zu lernen, erwarben verbesserte Instrumente zu hohen Preisen und überließen dieselben den Arbeitern der Stadt als Modell. Bald wollten die vorhandenen Arbeitskräfte nicht mehr ausreichen und man sah sich genötigt, nach dem Beispiel Frankreichs und Belgiens Maschinen anzuwenden, was wieder im Anfange der sechziger Jahre die Großindustrie nach sich zog. Es entstanden die beiden Fabriken von M. Schuster jun. und Paulus & Schuster, und auch die Vorsteher der kleineren Werkstätten mußten

darauf bedacht sein, sich durch Arbeitsteilung und Arbeit mit Gas- und Dampfmotoren die Vorteile der großen Fabriken nach Möglichkeit zu nutze zu machen. Die Hausindustrie, der immer noch der größere Teil, etwa drei Viertel aller Arbeitskräfte, angehört, hat daher zeitweilig einen schweren Stand, genießt aber auch die Erleichterung, daß die Arbeiter mancherlei Bestandteile zu den Instrumenten, namentlich Schallbecher und Rohre, in viel besserem Zustande aus den Fabriken beziehen können, als sie dieselben durch Handarbeit herzustellen vermögen.

Mit der Herstellung von Messinginstrumenten beschäftigten sich 1876 in Markneukirchen und der Umgegend 421 männliche Personen. Auch viele weibliche Arbeitskräfte und größere Kinder sind dabei thätig, indem sie das Polieren der Instrumente besorgen. Im nahen Böhmen, besonders in Graslitz und Schönbach, ist dieser Zweig der Instrumentenfabrikation ebenfalls verbreitet, es werden aber dort außer einzelnen Bestandteilen, als Röhren, Haupt- oder Schallstücken oder sogenannten Bechern, Maschinen oder Cylindern und Ventilen u. s. w., zumeist bloß einfache Signalinstrumente und namentlich Kinderposaunen und Kindertrompeten fabriziert, welche mehr unter die Spielwaren zu rechnen sind.

Die Zahl der jährlich zum Versand gelangenden Instrumente wurde 1876 auf 20000 angenommen. Sie gehen nach Rußland, Schweden, Dänemark, Italien, Spanien und andern europäischen Ländern, und in großen Mengen auch über den Ozean, besonders nach Nord- und Südamerika. Über Hamburg nehmen z. B. nicht selten Lieferungen im Betrage von 50—60000 Mark ihren Weg nach überseeischen Plätzen. Die Vorzüglichkeit dieser Instrumente in Bauart, Eleganz und Ton wird in neuerer Zeit immer mehr anerkannt, und Sachverständige haben offen erklärt, daß die Markneukirchner Instrumente erster Qualität den feinsten französischen in keiner Weise nachständen, nur daß letztere in Paris ganz übertrieben teuer bezahlt werden müßten.

Die Instrumentenfabrikation Markneukirchens wäre aber eine lückenhafte, wenn sie nicht alle, auch die kleinsten Bedürfnisse der Musikkorps befriedigte. So werden denn in vier Werkstätten, zum Teil sogar unter Benutzung von Dampfkraft, alle gewünschten Arten von Trommeln gefertigt und den Orchestern zur Erzielung besonderer Effekte Becken, Triangel, Glockenspiele, Schellenbäume und Kastagnetten dargeboten. Selbst Kolophoniumstücke stehen auf der Liste der Markneukirchner Fabrikate. Metronome mit und ohne Uhrwerk, von denen letztere bis zum Ausbruche des deutsch-französischen Krieges im Jahre 1870 fast lediglich aus Paris bezogen werden mußten, kommen jetzt in ansehnlicher Menge aus unserm Cremona.

Der Musiker will sein Instrument außer der Zeit seines Gebrauches auch möglichst vor Schaden sichern, es bequem von einem Orte zum andern befördern, und auch dazu bieten ihm einige der vogtländischen Instrumentenorte die Hand. Tausende von größeren oder kleineren Futteralen für Violinen, Guitarren, Klarinetten, Flöten, Zithern, Blechinstrumente u. s. w. aus Holz und aus Pappe entstehen dort jährlich unter den Händen von Tischlern, Buchbindern und Kartonagenarbeitern. Die verwendeten Hölzer sind bald die gewöhnlichen weichen, bald Kirschbaum-, Nußbaum-, Mahagoni- und Jakarandaholz, und die Preise bewegen sich daher in weiten Grenzen, zwischen 50 und 450 Mark für das Dutzend. Auch die Notenpulte dürfen nicht vergessen werden,

und ebensowenig die Kisten, etwa 8000 an der Zahl, in denen Markneukirchens Produkte alljährlich die Wanderung in die weite Welt antreten.

Eine verwandte und doch auch ganz eigenartige Industrie betreibt der Flecken Klingenthal mit seinen 3386 Einwohnern. Er liegt ostnordöstlich von Markneukirchen, unmittelbar an der böhmischen Grenze im Thale der Zwota, jenes Flüßchens, das, nördlich vom Gebirgskamme entspringend, sich seinen Weg nach Süden zur Eger bahnt. Obwohl Klingenthal zweifellos ein Ort jüngeren Ursprungs ist, so läßt sich doch die Zeit seiner Entstehung nicht nachweisen. Ursprünglich war hier ein Eisenhammer, wegen der Lage in dem von steilen und dunkel bewaldeten Bergen umgebenen Thalkessel „Höllenhammer" genannt, wie überhaupt die ganze Thalsenke in früheren Zeiten mit dem Namen „Hölle" bezeichnet wurde. Der Ort Klingenthal soll durch böhmische Exulanten, die nach der Schlacht am Weißen Berge (1620) ihr Vaterland verlassen mußten, entstanden sein und sowohl seinen Namen als auch sein rasches Aufblühen einem Hammerwerksbesitzer, Namens Klinger, zu verdanken haben, nicht aber ersteren der „klingenden" Industrie, wie häufig gesagt worden ist.

Der älteste und ursprünglichste Artikel der Klingenthaler Industrie ist die Mundharmonika, in ihren einfachsten Formen mehr ein Kinderspielzeug, als ein dem Dienste der ehrsamen Frau Musika geweihtes Instrument. Auf einem schmalen Metallstreifen sind mit dem einen Ende metallene Zungen von verschiedener Länge über länglichen Löchern befestigt, und diese erklingen, sobald der kindliche Musikant die Zellen des Gehäuses, welches den Streifen einschließt, vor seinen blasenden Lippen hin und her wandern läßt. Die einfache Form ist aber sehr vervollkommnet worden, so daß bei dem Spielen der besseren Mundharmonikas schon ein gewisser Grad von Kunstfertigkeit entfaltet werden kann, und es entstanden daraus auch ganz andre Instrumente. Man brachte an dem viereckigen Gehäuse mit den Zungen einen faltigen Blasebalg an, der auf- und niedergezogen wurde, und trieb dadurch die Luft gegen Ventile, welche, durch mit der Hand niedergedrückte Tasten geöffnet, den Wind gegen die Metallzungen trieben und sie zum Tönen brachten. So erhielt man die Ziehharmonika oder das Akkordion, und indem man nun dieses auf einen Tisch stellte, eine Klaviatur anbrachte und den Wind durch ein Trittwerk erzeugte, wurde daraus das Harmonium. Die Akkordions wurden bald in sehr vielen Arten gebaut, anfangs mit 10—12, dann mit 14—20 Tasten und noch mehr, und mit der Vermehrung der Tasten vergrößerte sich auch die Gestalt. In neuerer Zeit hat Klingenthal gerade in diesem Instrument eine starke Konkurrenz mit Fabriken zu bestehen, die in Altenburg, Gera, Berlin, Magdeburg und an andern Orten entstanden sind; doch hat sich seine Industrie einen so sichern Boden geschaffen, daß sie sich davor nicht ernstlich zu fürchten braucht, und besonders beherrscht es den Markt mit seinen Akkordions von sechs- oder achteckiger Form, den sogenannten Konzertinas, fast ausschließlich.

Die Verfertigung dieser Konzertinas bietet ein treffendes Beispiel der weitgehendsten Arbeitsteilung dar. Es ist eine lange Reihe von Arbeiten nötig, um unter Verwendung von verschiedenen Metallen, von Holz, Leder, Gaze und Pappe, von Perlmutter und anderm zur Verzierung dienenden Material ein solches Instrument herzustellen. Da müssen die Zinkplatten, welche die Stimmen aufnehmen sollen, zugeschnitten, gerade gemacht, gepreßt und mit Löchern für

die Drahtnieten versehen werden, die zur Befestigung der Stimmen dienen. Letztere sind kleine Federn, die aus Messing oder Neusilber hergestellt, auf den Platten befestigt und dann abgefeilt werden. Die fertigen Platten werden rein gestimmt, auf die Holzgehäuse geschraubt und nochmals gestimmt. Die Anfertigung des Gehäuses, des Resonanzbodens und des Balgrahmens erfordert wieder besondere Arbeiten; es soll dabei durch Belegen mit Jakarandafurnieren, Anbringen eines Neusilberrandes und Einlegen von Perlmutter, Goldfischmuschel, Neusilber, Tombak, Messing und nachgeahmtem Elfenbein auch der Schönheitssinn seine Rechnung finden. Eine andre Gruppe von Arbeiten besteht in der Anfertigung der kleinen Drahtfedern und Klappen, dem Beledern der Klappendecke, dem Bohren der Löcher für die Klaviatur, der Bezeichnung jedes Loches mit einer Nummer und dem Auskleben mit Gaze. Die Tasten werden dann auf den Klappen befestigt und die Gehäuse beledert, um sie luftdicht zu machen. Die Balgfabrikation zerfällt in das Faltigpressen und Zuschneiden der Pappen, das Aufleimen des Balges, das Färben und Schablonieren des Leders zu den Ecken, das Ausschneiden der Lederdecken und deren Befestigung im Balge. Die Anfertigung der Tasten erfolgt auf verschiedene Weise. Man nimmt dazu entweder nur gewöhnliches Holz, auf welches man Knochenplättchen nietet, oder Neusilber, das man mit Holz ausfüllt, häufig aber auch hohl läßt; ferner kommen massive Elfenbeintasten vor. Sind nun die Luftklappen hergestellt, so erfolgt das „Fertigmachen“.

Für alle diese Arbeiten werden besondere Arbeiter verwendet, manche ist sogar wieder in mehrere Stufen geteilt. Die meisten derselben werden in geschlossenen Fabrikräumen ausgeführt, manche aber fallen der Hausindustrie zu, z. B. das erste Reinstimmen der Platten und das Färben und Schablonieren des Leders. Ferner ist der letzteren das Ausfeilen der Löcher, das Verfertigen der Handriemen, das Anleimen derselben, die Fabrikation der Futterale &c. überlassen. Die gesuchtesten Arbeiter sind gut eingerichtete Stimmer, da deren Beschäftigung mit am schwersten zu erlernen ist, weil dazu nicht bloß musikalisches Gehör erforderlich ist, das in der Klingenthaler Gegend jedem Kinde angeboren zu sein scheint, sondern auch noch viele andre Fertigkeiten erworben werden müssen. Um die auswärtige Konkurrenz bestehen zu können, haben die Klingenthaler Fabrikanten 1879—80 die Federfeilmaschine eingeführt, welche jeden Tag 25—30000 Stück der bestgefeilten Federn für die verschiedenen Arten Harmonikas fertig stellen kann.

Zu der Ausdehnung des Absatzgebietes der Klingenthaler Konzertinas hat ihre große Mannigfaltigkeit, die den verschiedensten Geschmacksrichtungen sich anpaßt, nicht wenig beigetragen, und die Mutter dieser Mannigfaltigkeit war die Not, die erfinderisch macht. Die amerikanische Krisis des Jahres 1857 brachte für Klingenthal große Verluste und Stockungen, die Überproduktion und die geringere Ware andrer Plätze drückten die Preise sehr herab. Da wußten die Klingenthaler Fabrikanten, indem sie teils eignen, teils in den Köpfen ihrer Arbeiter entsprungenen Ideen folgten, ihren Konzertinas die verschiedenartigsten Formen und Verzierungen zu geben, brachten doppelte Töne, Doppel-Oktavstimmungen, das in Amerika beliebte Tremolo an ihnen an und vervollkommneten sie auf alle Weise. Daher werden über 140 verschiedene Sorten gezählt. Zu den größten Firmen von Klingenthal gehören C. G. Herold, Dörfel

& Steinfelser und C. G. Glier sen. Der Export von Konzertinas geht vorwiegend nach England und über dieses nach den englischen Kolonien; die Akkordions haben ihr Hauptabsatzgebiet in Amerika, sowohl in Nord= als in Südamerika.

Die Mundharmonikas werden besonders in dem kaum 2 km nördlich von Klingenthal gelegenen Brunndöbra gefertigt. Dieser Zweig war ebenfalls in den sechziger Jahren im Rückgange und namentlich durch die Wiener Konkurrenz stark bedroht; aber auch er ist auf ähnliche Weise, wie die Fabrikation der Konzertinas, doch wieder zur Blüte gelangt, und zwar hauptsächlich durch die Bemühung eines Mannes, des Fabrikanten Ernst Leiterd. Er führte neu konstruierte Sorten ein, deren Zahl 150 übersteigt, verwendete Metalle, die früher nie benutzt worden waren und die er durch Maschinen und Handpressen bearbeiten ließ, die eigens zu diesem Zwecke erfunden wurden, und eröffnete seinen Fabrikaten neue Absatzwege nach England, Amerika, Australien ꝛc. Er beschäftigte 1875 über 400 Arbeiter, teils in seiner Fabrik, teils in ihren Wohnungen, und produziert jährlich über 650000 Stück Mundharmonikas, von denen das Dutzend einen Wert von 50 Pfennigen bis 120 Mark hat.

In Klingenthal werden auch Drehorgeln, Leierkasten, Melodions und Spieldosen fabriziert, aber in geringerer Menge; endlich beteiligt es sich nebst seiner Umgegend auch an der gesamten Industrie Markneukirchens, so daß es dieses an Vielgestaltigkeit seines industriellen Lebens noch übertrifft.

Zum Schluß sei noch eine Beschäftigung erwähnt, die ein Beispiel dafür liefern kann, daß im industriellen Leben zuweilen ganz zufällige Umstände einen wichtigen Zweig hervorrufen, der rasch emporblüht, ebenso schnell aber wieder zu ganz geringer Bedeutung herabsinkt, wenn es nicht ein dauerndes Bedürfnis ist, welches er zu befriedigen verspricht, oder wenn er nicht wenigstens ein noch schlummerndes Bedürfnis weckt. Dieser Industriezweig ist die Fabrikation von Holzkämmen oder Holz=Aufsteckkämmen für Frauen und entstand 1829 auf eigentümliche Weise. Eine Einwohnerin von Klingenthal hatte sich in einer benachbarten Stadt einen Kamm gekauft, der zufällig zerbrach, wobei es sich herausstellte, daß derselbe nicht von Horn, sondern von Holz war. Ein Geigenmachermeister, welcher die Stücke zu Gesicht bekam, geriet auf die Idee, selbst einen Kamm zu verfertigen. Sie lag für ihn gar nicht so fern, denn er verstand ja Holz auf feinre Weise zu bearbeiten, und vom Schnitzen der Violinstege bis zum Schnitzen eines hölzernen Kammes ist der Weg sicherlich kein weiter; das Ahornholz, das er zu verarbeiten gewöhnt war, mußte auch dafür sich eignen. Es ist daher kein Wunder, daß der Versuch gelang. Dieser erste Schritt führte ihn zu neuen Versuchen, und die sächsische Regierung ermunterte ihn in seinen Bestrebungen durch eine Prämie von 60 Thalern. Die neue Beschäftigung erwies sich als eine sehr lohnende; und nun wandten sich ihr Instrumentenmacher von jeder Gattung, Bergleute, Wald= und Handarbeiter, Frauen und Mädchen zu, welche letzteren sich bis dahin meist durch Spitzenklöppeln und Stickerei ernährt hatten. Die Kämme wurden mit einem besonders bereiteten schwarzen Spirituslack überzogen und fein poliert. Sie waren 5—8 cm hoch und ebenso breit; der obere Teil war entweder glatt oder graviert, bemalt und auch mittels Laubsägearbeit durchbrochen.

Dieser neue Industriezweig erlebte zwei Blüteperioden: von 1830—37 und von 1840 bis in die fünfziger Jahre. In der zweiten Periode gab man

den Kämmen eine kleinere Form, indem man sie nur ungefähr 3—4 cm hoch und breit machte. Man verzierte sie nicht bloß in der bisherigen Art, sondern belegte sie auch mit Glassteinen, Bronze- und weißen oder bunten Bleiplättchen. Sie wurden in ganz Deutschland verkauft und gingen nach dem Norden und Süden Europas, nach Schweden und Italien. Es ist nicht zu hoch gerechnet, wenn man annimmt, daß in der ersten Periode wöchentlich gegen 40000 Dutzend Kämme gefertigt wurden, und in der zweiten Periode waren es weit mehr. Doch so schnell dieser Industriezweig aufblühte, so plötzlich sank er auch wieder herab und jetzt sind durch denselben nur noch wenige Arbeiter beschäftigt.

Holzarbeiten und Spielwaren in Seiffen und Grünhainichen. Zu den unterirdischen Schätzen des Erzgebirges und des Vogtlandes, deren Gewinnung und Verarbeitung den Bewohnern Arbeit und Verdienst gewähren, gesellen sich als eine zweite von der Natur in reicher Fülle gewährte Gabe die ausgedehnten Wälder, welche die höheren Regionen dieser Gebiete bedecken. Wenn sie auf die wirtschaftlichen Verhältnisse auch nicht einen so mächtigen und in die Augen fallenden Einfluß ausgeübt haben als die Mineralschätze, so beruht doch auf ihnen nichtsdestoweniger die Existenz ganzer Bezirke und Bevölkerungskreise, und wohin man sich im oberen Gebirge wenden mag, überall kann man die Beweise für die hohe Bedeutung finden, welche dem Walde in dem Erwerbsleben des Volkes zukommt.

Schon durch die Pflege und die finanzielle Ausnutzung des Waldes wird ein ansehnliches Heer von Arbeitern in Anspruch genommen, und zur Zeit der Beerenreife sind viele Hunderte von Händen beschäftigt, mit einem hölzernen, schaufelartigen Gerät, das unten in einen Kamm ausläuft, Massen von Heidel- und Preißelbeeren zu ernten, die in ganzen Wagenladungen nach dem waldärmeren Niederlande gebracht werden. Was ist aber das gegen die Verarbeitung des den gebirgischen Waldungen entnommenen Holzes! So sehr die Neuzeit auch Kohlenbrennerei, Pechsiederei und Rußbrennerei beschränkt hat, so sind sie doch für einzelne Orte immer noch von Wichtigkeit. In den Thälern schallt dem Wanderer das Geräusch der Sägemühlen entgegen, welche dem Holze die für den Transport und die Verarbeitung bequemere Form geben, und viele Holzstofffabriken sind im Gange, um das Holz in einen Rohstoff für die Papierfabrikation umzuwandeln. Die Hauptbedeutung des Holzreichtums für das Gebirge liegt aber in den fertige Waren liefernden Beschäftigungen, die dadurch hervorgerufen worden sind und teils als Fabrik-, teils als Hausindustrie betrieben werden. Im Westen gründete sich die vogtländische Instrumentenfabrikation ursprünglich auf das Vorhandensein von geeignetem Holz; dasselbe gilt von der Uhrenfabrikation in Carlsfeld südlich von Eibenstock, der Stuhlbauerei in Rabenau, der Kunsttischlerei in Johanngeorgenstadt und von der Zündhölzchenfabrikation. Die Korbmacherei in den großen Dörfern Lauter und Bockau bei Schwarzenberg, von denen jenes 2687, dieses 2254 Einwohner zählt, verarbeitet berindete Fichtenzweige zu Rutenkörben und dünn gespaltenes Fichtenholz zu Spankörben, welche nicht bloß in Deutschland vertrieben, sondern auch exportiert werden, sei es direkt nach England und Frankreich, sei es durch Vermittelung großer bayrischer Häuser.

Aber keiner von allen diesen Industriezweigen, die Instrumentenfabrikation ausgenommen, kommt auch nur im entferntesten der Holz- und Spielwarenfabrikation gleich. Sie ist für das mittlere Erzgebirge dasselbe, was die Instrumentenfabrikation für das Vogtland ist, indem sie in ihrem Bezirke den Charakter des Erwerbslebens der Volksmassen ebenso bestimmt wie diese. Ihr Gebiet sind die Gegenden an der obern Flöha und zwischen dieser und der Zschopau, doch tritt sie verstreut auch im östlichen Erzgebirge auf. Die schönsten Laub- und Nadelwälder schmücken hier die Thalgehänge, es steht also der Industrie verschiedenartiger Rohstoff zu Gebote.

Die Heimat dieser Industrie ist der Flecken Seiffen, südlich von Sayda im südwestlichen Winkel der Kreishauptmannschaft Dresden am Seiffenbache gelegen, einem rechten Nebenbache der Schweinitz, welche die Grenze zwischen Sachsen und Böhmen bildet und sich oberhalb Grünthal (s. S. 50) von links her mit der Flöha vereinigt. Seine Häuser, von 1440 Menschen bewohnt, ziehen sich in langer Reihe teils im engen Thale, teils an und auf den Höhen hin. In der ganzen Gegend sind Halden verstreut, die uns nebst zwei Tagebrüchen oder Bingen an den Bergbau auf Zinn- und Kupfererze erinnern, der in früheren Jahrhunderten hier getrieben wurde. Aber es erging dem Orte, wie vielen andern im Erzgebirge: die Gruben erschöpften sich, die Not klopfte an die Hütten der Bergleute und das Schnitzen und Drechseln, das sie bis dahin zur Ausfüllung ihrer schichtfreien Stunden getrieben hatten, wurde nunmehr ihre Zuflucht im Kampfe ums tägliche Brot. Das war im Anfange des 18. Jahrhunderts. Die Drehbank schnurrte, der Schnitzer grub sich in das weiße Holz; die Leute, an harte Arbeit gewöhnt und über ein billiges Rohmaterial verfügend, konnten die Waren massenhaft zu niedrigen Preisen liefern, und diese wurden daher bald auf allen Märkten ein angesehener Artikel. Anfangs fertigten sie nur hölzerne Hemdknöpfchen, Feder- und Nadelbüchsen; allmählich aber wandten sie sich immer mehr den Spielwaren zu und erwarben sich in deren Herstellung einen ausgezeichneten Ruf, der ihren Produkten den Weg nach fernen Gegenden bahnte und sie zuletzt übers Weltmeer führte. So roh und plump im Anfange die wenigen Arten von Spielzeug waren, die man in Seiffen herstellte, so wurde die „Seiffener Ware" doch wegen ihrer Billigkeit überall lebhaft begehrt, und alle Wochen ging ein vierspänniger Wagen damit einmal nach Nürnberg, einmal nach Leipzig und bald auch nach Hamburg, dem Ausgangspunkte nach den verschiedenen Erdteilen.

Von Seiffen aus verbreitete sich diese Industrie zunächst nach den benachbarten Orten im Seiffener Winkel, nach Heidelberg, den Grenzdörfern Deutscheinsiedel, Deutschneudorf und Deutschkatharinenberg, nach Niederseiffenbach und Neuhausen, dann an der Flöha abwärts nach Olbernhau und Grünhainichen und westlich hinüber nach Pobershau im Süden und Waldkirchen im Norden. Lengefeld und nördlich davon Wünschendorf, beide unweit des linken Thalrandes der Flöha gelegen, schlossen sich an, ebenso Borstendorf in einem rechten Seitenthale und Eppendorf auf halbem Wege von Lengefeld nach Freiberg. Neben den Spielwaren werden in den meisten dieser Ortschaften noch die verschiedensten hölzernen Haus- und Küchengeräte fabriziert, in manchen vorwiegend, wieder andre beschränken sich nur auf diesen Zweig der Holzverarbeitung. Letzteres ist besonders in der Gegend von Zöblitz und Marienberg der Fall, sowie in

einigen Orten des östlichen Erzgebirges, nämlich in Glashütte und Bärenklau an der Wilden Weißeritz und in dem Städtchen Gottleuba am gleichnamigen Flüßchen, schon an der Grenze nach dem Elbsandsteingebirge zu liegend. Viele von den hierher gehörigen Landgemeinden haben eine größere Einwohnerzahl als die Städtchen im östlichen Erzgebirge; so zählt Waldkirchen 1587, Pobershau 1597, Neuhausen 1619, Borstendorf 1786, Grünhainichen 2068, Heidelberg 2073, Eppendorf 2096, Olbernhau 4755 Einwohner.

Die Spielwaren sind beinahe so mannigfaltig als die kindliche Phantasie, die unter Umständen jeden Gegenstand in ein Spielzeug umzuwandeln vermag. Wohnzimmer und Küche, Haus und Hof, Stall und Schuppen, Garten, Feld, Wald und Wiese, Dorf und Stadt, die Verkehrswege und Verkehrsmittel, zahme und wilde Tiere, die verschiedenen Stände, vor allen der Soldatenstand, Hütte, Palast und Kirche, alle dienen sie als Vorbilder, und es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn wir hören, daß die Warenverzeichnisse der großen Spielwarenhändler oder Verleger an 2000 Nummern umfassen.

Die Seiffener Spielwaren beherrschen den Markt durch ihre erstaunlich billigen Preise. Auf Jahrmärkten und in Spielwarenhandlungen werden uns Schachteln voll Soldaten, Bäume, Häuser u. dergl. zu einem Preise angeboten, welcher oft kaum den Wert des Materials zu erreichen scheint. Zu dieser überaus großen Billigkeit trägt das geringe Maß von Ansprüchen, das der erzgebirgische Spielwarendrechsler an das Leben stellt, viel bei; der Hauptgrund aber ist die seit langen Zeiten bis ins kleinste durchgeführte Arbeitsteilung. Diese beginnt schon bei den einzelnen Orten, indem in jedem bestimmte Gattungen vorwiegend gefertigt werden. So liefert Eppendorf meist Möbel, Wünschendorf Schweizerhäuser, Borstendorf Baukästen, Grünhainichen und Waldkirchen Puppenstuben, Kindertheater, Kaufmannsläden, Küchen und dergleichen. Die mannigfaltigsten Arten, nicht bloß aus Holz, sondern auch aus Blech, Guttapercha und Masse, werden in Seiffen, Olbernhau, Heidelberg und Deutscheinsiedel erzeugt, und hier tritt besonders die Arbeitsteilung von Haus zu Haus ein. In dem einen arbeitet man nur Soldaten, im andern nur Zappelmänner, im dritten Häuser; an einer Arbeitsstelle sehen wir jahraus, jahrein nur Pferde, in der zweiten Affen und in einer dritten Vögel aufgehäuft. Auch dabei haben sich die verschiedenen Personen in die einzelnen Verrichtungen geteilt. Die Spielwarenfabrikation gestattet die Verwendung selbst der schwächsten Arbeitskräfte, wenn für sie nur die geeignete Beschäftigung ausgewählt wird, und so sind denn groß und klein, die ganze Familie bei der Arbeit thätig, oft auch schon Kinder im zartesten Alter. Der Vater richtet die Gegenstände, welche gefertigt werden sollen, im groben zu, und Frau und Kinder schnitzen, setzen zusammen, leimen, bemalen, stopfen aus u. s. w.

Ein andres Mittel, Spielwaren in großen Massen und billig herzustellen, ist das Drehen. An der durch Wasser- oder Dampfkraft getriebenen Drehbank befestigt der Dreher eine mehr oder weniger starke Holzscheibe, setzt das meißelartige Werkzeug an, und sofort fliegen die lockeren Späne gleich weißen Bändern durch die Luft. Die Holzplatte nimmt unter seinen Händen in kurzer Zeit eine Gestalt an, mit welcher der Uneingeweihte nichts anzufangen weiß. Es entsteht zuletzt ein breiter Ring oder sogenannter Reifen, welcher auf beiden Seiten mit wulstigen oder kantigen Erhöhungen und bald flach, bald stark gekrümmten

Vertiefungen versehen ist. Erst wenn der Arbeiter mit dem Meißel den Ring zerspaltet, bemerken wir, daß jene Erhöhungen und Vertiefungen so gearbeitet sind, daß sie die Umrisse eines Pferdes, eines Elefanten, eines Kamels u. s. w. vorstellen. In wenig Minuten stehen dutzendweise die rohen Gestalten da, wandern nun in die Hände der Frau und der Kinder, von denen jedes seine besondere Arbeit hat, und die durch geringe Nachhilfe mit dem Schnitzmesser, durch das Schnitzen und Einleimen kleinerer Teile und das Bemalen dem Gegenstande die Vollendung geben. In Seiffen ist fast in jedem Hause ein durch Wasser bewegtes Triebwerk. Wer kein solches besitzt, mietet sich von dem Besitzer eines Drehwerkes eine Drehstelle, deren das Werk oft zwanzig und mehr enthält, nach halben und Viertelstagen, bei knappem Wasser sogar stundenweise. Im Jahre 1880 gab es in Seiffen 240 Dreh- oder Drechselstellen, in Heidelberg 45, in Neuhausen 40, in Deutschneudorf und Deutschkatharinenberg 55, im ganzen Bezirke von Seiffen 675. Manche Gegenstände, wie Becher und Büchsen, kommen gleich fertig von der Drehbank; und es ist äußerst interessant, zu beobachten, wie schnell der rohe Holzkloß durch das von der sichern Hand des Arbeiters geleitete scharfe Instrument innen und außen die Form des Bechers annimmt und sich mit halb erhabenen oder einfachen farbigen Ringen, mit Vertiefungen und kleinen geschnitzten Ornamenten bedeckt. Unter allen Arbeiten ist die des Drehers die wichtigste; es gehört dazu nicht bloß Körperkraft, besonders eine kräftige, feste Hand, sondern auch ein scharfes, geübtes Auge, um an der richtigen Stelle sein Werkzeug ansetzen und den Augenblick wahrnehmen zu können, in welchem das rotierende Holzstück die Form erhalten hat, die er ihm geben will; in der Hand, in den Fingerspitzen muß ihm das Gefühl für die Form sitzen. Die andern Hauptgruppen der Arbeiter sind die Schnitzer, Papier maché-Arbeiter, Blecharbeiter, Maler und Packer; doch zerfällt jede wieder in viele Unterabteilungen. In der neueren Zeit sind auch Anfänge mit dem fabrikmäßigen Betrieb gemacht worden, z. B. in Oberseiffenbach, die besonders moderne Spezialitäten, wie Spiel- und Unterrichtsmittel für Fröbelsche Kindergärten u. s. w., liefern, im übrigen aber sich lieber der Herstellung von Drehwaren für Haus und Küche zuwenden.

Das Holz, welches man bei der Fabrikation der Spielwaren verwendet, vorwiegend Fichten- und Buchenholz, aber auch Erlen- und Ulmenholz, entstammt den heimischen Wäldern; der kostbarere Ahorn dagegen muß fast ausschließlich aus Böhmen bezogen werden.

Die Zahl der Arbeiter belief sich um 1858 im Seiffener Bezirke auf 1500 männliche Erwachsene mit 2500 Angehörigen. 1868 waren von den damaligen 12850 Einwohnern des Gerichtsamtes Sayda, in welchem der Seiffener Bezirk liegt, 4740 Personen, darunter 1868 Kinder bis zu acht, ja bis zu vier Jahren herab, mit der Herstellung oder dem Vertrieb von Holzwaren beschäftigt, ungerechnet diejenigen, welche sich damit nur neben dem Feldbau an Feierabenden oder im Winter befaßten. Es wurden im ganzen 45000 Zentner Waren im Werte von 2100000 Mark aus 4500 Klaftern Holz verfertigt. Für das Jahr 1878 wird die Zahl der im sächsischen Erzgebirge überhaupt in der Spielwarenindustrie beschäftigten Personen auf 10000 angegeben.

Die Arbeiter verkaufen die Waren, zu denen sie sich das Material selbst besorgt haben, meist an die großen Verleger, die hauptsächlich in Seiffen, Olbernhau,

Grünhainichen und Waldkirchen wohnen. Ihre Magazine sind die Sammelbecken, von denen das Spielzeug durch zahlreiche Kanäle nach allen Gegenden abfließt, wo es spielfreudige Kinder gibt, also über die ganze Erde, sowohl in die Paläste und die einfachsten Arbeiterwohnungen unsrer Kulturstaaten als auch in die Hütten der Wilden. Unter den fremden Erdteilen ist Amerika auch für die Erzeugnisse der Spielwarenindustrie ein sehr günstiges Absatzgebiet; in Europa verbreiten sie sich namentlich über Deutschland, Italien, die Schweiz, Belgien, Holland, Frankreich, England, Dänemark, Schweden, Norwegen und Spanien; weniger Eingang finden sie in Rußland, wo die hohen Zölle eine Schranke bilden, und in Österreich, das in Böhmen und Tirol selbst Spielwarenbezirke hat.

Diese ungeheure Verbreitung der erzgebirgischen Spielwaren ist in der Hauptsache die Folge ihrer beispiellosen Billigkeit. Darin liegt aber eine große Gefahr für die ganze Industrie; denn dadurch ist das Einkommen der Arbeiter so tief gesunken, daß es ihnen nur die allerdürftigste Existenz ermöglicht. Das gilt weniger für den Bezirk von Grünhainichen und Waldkirchen, als für die Urheimat der Industrie, für Seiffen und seine Umgebungen. Geradezu erschreckend sind die Ergebnisse, welche dort durch die im Juni 1881 angestellten Ermittelungen zu Tage gefördert worden sind, indem man den durchschnittlichen Wochenverdienst verschiedener Arbeiterfamilien in den Jahren 1875, 1878 und 1881 berechnete. 1875 gab es unter 50 Familien in Seiffen, Niederseiffenbach und Deutscheinsiedel nur 10, in denen der Hausvater und die mitarbeitenden Hausgenossen und Kinder weniger als 10 Mark wöchentlich verdienten; 1881 war die Zahl der letzteren auf 52, also auf mehr als die Hälfte gestiegen. Den höchsten Verdienst errang unter diesen 50 Familien 1875 eine, in welcher $2^1/_4$ Arbeitskräfte Garnwinden fertigten, und nach ihr eine andre mit $3^1/_2$ Arbeitskräften, welche fahrende Vögel arbeitete. In ersterer betrug der Wochenverdienst 1875 49 Mark 60 Pfennige und 1881 9 Mark 60 Pfennige, in letzterer 1875 46 Mark 80 Pfennige und 1881 13 Mark 50 Pfennige. Für die Anfertigung von Viehherden verdiente 1875 eine Familie wöchentlich 9 Mark 90 Pfennige, 1881 5 Mark 70 Pfennige; eine andre für Pferdchen aus Holz erst 28 Mark 80 Pfennige und dann 9 Mark 70 Pfennige. Den niedrigsten Verdienst hatte 1875 und 1881 eine Familie von $2^1/_2$ Arbeitskräften, die Kinderpistolen fertigte, mit 3 Mark 60 Pfennigen im ersten und 1 Mark 40 Pfennigen im letzten Jahre. Man begreift kaum, wie eine solche Familie auch nur die unerläßlichsten Lebensbedürfnisse zu erschwingen vermag. Unter solchen Umständen erscheint die Spielwarenindustrie als ein Unglück für die in derselben aufgewachsene und für dieselbe angelernte Bevölkerung. Dabei kann das Geschäft in Spielwaren ganz gut gehen, denn die Folgen der niedrigen Löhne treffen zumeist den Arbeiter, weniger den Händler. Dieser kauft die Waren von jenem nur zu dem Preise, zu welchem er sie, seinen Gewinn eingerechnet, auf dem Markt abzusetzen hofft, und er kann auch gar nicht anders handeln, wenn er selbst bestehen will.

Was aber sind die Ursachen jener traurigen Lage der Seiffener Arbeiter? Einen Teil der Schuld trägt die Überproduktion, welche den Arbeiter zwingt, seine Ware zu jedem Preise loszuschlagen, den er überhaupt erlangen kann, und die ihren Grund in erster Linie darin hat, daß sich die jungen Arbeitskräfte viel zu zeitig selbständig machen, nämlich sobald sie vom Militärdienst frei geworden sind und nicht selten noch früher. Der junge Mann wird nun der gefährlichste

Konkurrent seines Vaters; denn bei ihm ist er von Jugend auf mit beschäftigt gewesen; er hat nie in fremden, größeren Werkstätten eine Anregung empfangen und kann daher nichts herstellen, als dieselben ordinären Artikel, die sein Vater liefert. Diese üble Gewohnheit, an den althergebrachten, vom Vater auf den Sohn fortgeerbten Formen mit Zähigkeit festzuhalten, ist ein weiterer Grund der ungünstigen Lage der Seiffener Industrie. Ein Spielwarenverfertiger pflegt von seiner seit Geschäftsbeginn hergestellten Ware, die inzwischen vielleicht nicht mehr kurant geblieben ist, erst dann abzugehen, wenn er gar keinen Käufer mehr findet, selbst nicht zu dem Materialpreise. In neuerer Zeit sehen die Käufer viel mehr auf schöne Formen als sonst; und das weiß die thüringische und ausländische Spielwarenindustrie zu benutzen, indem sie diesem Verlangen durch neue, der jeweiligen Geschmacksrichtung angepaßte Muster entgegenkommt, für welche gern höhere Preise gezahlt werden. Im Erzgebirge dagegen bleibt man bei den an und für sich unschönen und namentlich für die Gegenwart gänzlich unbefriedigenden alten Mustern und muß daher durch die niedrigsten Preise die Masse der Käufer anlocken.

Auch die Verleger sind in dieser Hinsicht in ihrer Mehrzahl nicht ohne Schuld. Sie haben das Geschäft zu sehr vom Gesichtspunkte des Handels aus betrachtet und zu wenig die gewerbliche Seite ins Auge gefaßt, ohne zu bedenken, daß dadurch endlich auch ihr Handelsinteresse leiden muß. Sie haben nicht genügend für die Beschaffung neuer Muster gesorgt, ja sie sind teilweise der Einführung von Neuheiten hinderlich gewesen. Ihr Hauptbestreben ist häufig nur darauf gerichtet, um jeden Preis und jedenfalls billiger als irgend eine andre Konkurrenz, die Artikel ältester Form, die nur einen geringen Wert haben, in großen Massen unterzubringen.

Unter diesen Umständen haben die Fachgewerbeschulen, welche die sächsische Regierung in Seiffen und Grünhainichen errichtet und mit ausreichenden Mitteln ausgestattet hat, nicht den günstigen Einfluß auf die Hebung der Spielwarenindustrie ausüben können, welcher von ihnen erwartet werden konnte und der in andern Zweigen der sächsischen Industrie schöne Früchte gezeitigt hat; denn die Hauptsache bei allem derartigen Unterrichte bleibt doch, daß das in der Schule Gelernte und Geübte auch in der Praxis verwendet werde; dazu war aber aus den angeführten Gründen im Erzgebirge bisher nur wenig Gelegenheit. Zudem sind die Fachschulen von denen, für welche sie berechnet sind, nämlich von jungen Leuten reiferen Alters, verhältnismäßig wenig besucht worden, sondern hauptsächlich von Kindern. Der Grund davon liegt auch wieder in den mißlichen Verhältnissen der Bevölkerung; denn bei dem sehr geringen Verdienst, den ihnen die Industrie gewährt, macht es schon etwas aus, ob ein oder gar mehrere Mitglieder der Familie in der Woche eine Anzahl Stunden weniger arbeiten. Es ist daher der gute Wille, die Opferwilligkeit und die vereinigte Anstrengung aller Beteiligten notwendig, wenn die erzgebirgische Spielwarenindustrie nicht bloß lebensfähig bleiben, sondern auch wieder emporblühen, d. h. der in ihr beschäftigten Bevölkerung einen ausreichenden Verdienst verschaffen soll. Daß dieses Ziel nur dann erreicht werden kann, wenn die der Jetztzeit entsprechende Richtung eingeschlagen wird, das zeigt das Gebiet von Grünhainichen, wo die Arbeiter schon bessere Artikel fertigen und ihre Lage infolgedessen eine günstigere ist als in Seiffen und den von diesem abhängenden Orten.

Die übrigen Holzwaren, die in den beiden Spielwarenbezirken gefertigt werden, stehen zunächst den Spielwaren nahe, indem sie, wie Feder- und Schieferkästen und -büchsen, für Kinder bestimmt sind; in Rübenau, südlich von Olbernhau nahe der Grenze, und in Olbernhau selbst werden Tausende von Schachteln hervorgebracht, in denen die Unmassen von Spielzeug, die jährlich aus den Werkstätten hervorgehen, verpackt werden. Aus letzterem Orte und seiner buchenreichen Umgebung stammen fast sämtliche Strumpfwirkerstühle Sachsens; es sind dort innerhalb 80 Jahren etwa 60000 Stück gebaut worden. Noch ein andrer Zweig der Holzindustrie dieses Ortes ist die Holzdrahtzieherei, die unter anderm die schwachen Stäbchen liefert, aus welchen die Tischdecken zur Schonung des Tafeltuches zusammengesetzt werden. Aus Seiffen und seiner Nachbarschaft kommen unter anderm unzählige Dosen, Nadel- und Streichholzbüchschen, Stopfpilze und Garnwinden.

Die größte Mannigfaltigkeit herrscht jedoch in der Gegend von Waldkirchen und Grünhainichen, wo außer Schachteln, Kasten und Kisten jeder Größe Haus- und Küchengeräte aller Art gefertigt werden, als Teller, Quirle, Rühr-, Salz- und Butterlöffel, Mulden, Wurfschaufeln, Kuchendeckel und Kuchenschieben, Dreschflegel, Leitern, Rechen, die verschiedensten Gefäße vom Salzfäßchen bis zum Getreidemaß und Backtrog u. s. w. Dazu kommen noch in Gottleuba und Deutschkatharinenberg Holzartikel für industrielle Zwecke, in Bärenklau Kaffeemühlen und seit dem Jahre 1878 in Glashütte polierte Kästchen und Drehereiartikel. Aus allem geht hervor, daß die Verwendung des Holzes in Sachsens höheren Gebirgsgegenden sehr mannigfaltig und innig mit allen Verhältnissen des dortigen Völkchens verwachsen ist.

Die Strohflechterei. Die Betrachtung der verschiedenartigen Ausnutzung der Bodenerzeugnisse durch die Hausindustrie hat uns von der westlichsten Gebirgsgegend, dem Vogtlande, nach der mittleren und in einzelnen Vorposten schon nach dem östlichen Erzgebirge geführt. Damit sind wir abermals in das Gebiet einer erwähnenswerten erzgebirgischen Hausindustrie eingetreten; während aber in jenen das Produkt des Waldes verarbeitet wird, ist hier das Erzeugnis des Feldes die Grundlage.

Die Strohflechterei, die Hausindnstrie des östlichen Erzgebirges, ist hier vom Kamme an der böhmischen Grenze über den ganzen Nordabhang des Gebirges bis in die Nähe der Elbe, von der Gottleuba im Osten bis zur Wilden Weißeritz im Westen verbreitet. Altenberg und Geising in der Nähe des Gebirgskammes, Lauenstein, Bärenstein, Glashütte und Dohna an oder unweit der Müglitz, Dippoldiswalde an der Wilden Weißeritz, Maxen, Kreischa und Possendorf auf dem Berglande im Norden zwischen beiden Flüssen sind die Hauptsitze dieser Industrie, und die dazwischen liegenden ländlichen Bezirke nehmen lebhaft daran teil. Ein Ableger ist auch nach Freiberg verpflanzt worden, und zwar durch Altenberger Bergleute. Der größte Teil des Gebietes gehört zur Amtshauptmannschaft Dippoldiswalde, das übrige bildet Teile der angrenzenden Amtshauptmannschaften Pirna, Dresden und Freiberg. Besonders in der Amtshauptmannschaft Dippoldiswalde gibt es verhältnismäßig wenige Häuser, in denen nicht geflochten wird.

Die „Strohdörfer" verraten sich als solche von selbst; denn an allen Fenstern stehen Gefäße, in denen Weizenhalme eingeweicht sind, und im Sommer sitzt alt und jung flechtend vor der Thür. Meist sind es Frauen, Mädchen und Kinder, doch beteiligen sich vielfach auch Männer nach Vollendung ihrer Berufsarbeiten an der Flechterei. Die Kinder beginnen diese Kunst meist schon im fünften Jahre; und wie im westlichen Erzgebirge das Klöppeln, so wird ihnen im östlichen das Flechten schon frühzeitig systematisch in besonderen Schulen beigebracht. Solche Strohflechtschulen wurden zuerst in Dippoldiswalde (1836) und Freiberg (1837) gegründet, und ihnen folgten 1878 derartige Anstalten in Altenberg, Geising und Reinhardtsdorf bei Krippen. In diesen fünf Schulen wurden 1880 zusammen 426 Schüler und Schülerinnen unterrichtet. Indem in Reinhardtsdorf eine Flechtschule errichtet wurde, drang die Strohflechterei über das Gebiet des Erzgebirges hinaus in die Sächsische Schweiz. Auch anderwärts hat man früher die Einführung dieser Industrie versucht, so im Vogtlande. Dort entstanden durch die Fürsorge gemeinsinniger Männer 1829 Flechtschulen, zu deren Erhaltung die Stände auf dem Landtage 1830 die Summe von 3000 Mark bewilligten. Man hoffte dadurch dem daniederliegenden Erwerbsleben des Vogtlandes aufzuhelfen; doch dieses besserte sich nach dem Eintritte Sachsens in den Zollverein (1834) von selbst, und damit verschwand auch die Strohflechterei im Vogtlande wieder.

Die Strohflechterei ist in der Gegend von Kreischa wohl schon seit dem 16. Jahrhundert eingebürgert gewesen; wenigstens verpflanzte ein Lockwitzer Schulmeister um 1690 diese Industrie in den Wittenberger Kreis als eine in seiner Gegend seit undenklichen Zeiten heimische Arbeit. Doch ließen die Fabrikate jener Zeit in vieler Hinsicht zu wünschen übrig; man verfertigte nur grobe Strohhüte, sogenannte Kappen, Küpen oder Pferdeköpfe, sowie Tirolerhüte von ungeheurem Umfange und mit herabhängendem Rande, von denen das, was nicht in Sachsen gekauft wurde, nach Norddeutschland abfloß. Allzugroß kann die Beliebtheit dieser Kopfbedeckung in der Heimat nicht gewesen sein; denn noch im Jahre 1711 klagte der luxusfeindliche Prediger Gerber zu Lockwitz, der Luxus setze den Frauen lieber Gold und Seide als Stroh auf den Kopf, und so verfalle das Geschäft der Stroharbeit immer mehr und mehr. Einen größeren Aufschwung nahm alsdann das Strohflechten zu Ende des 18. Jahrhunderts durch die Geschwister Engelhardt aus Dresden, welche eine bessere Behandlung des Strohes lehrten. Besonders in Altenberg, wo sich die früher als Klöpplerinnen arbeitenden Frauen ihm zuwandten, machte es im Anfange unsres Jahrhunderts große Fortschritte, und von dort aus verbreitete es sich weiter.

Das verarbeitete Material ist Weizen-, seltener Roggenstroh, und wird in dem bezeichneten Gebiete selbst gewonnen. Gerade der etwas magere Gebirgsboden bringt im niedrigeren Osten, wo das Klima den Ackerbau nicht so beeinträchtigt als im hohen Westen, ein Stroh hervor, besonders an den Hängen des Müglitzthales, das sich zum Verflechten sehr gut eignet, viel besser als das auf fettem Boden gewachsene, welches sehr leicht schilfig wird. Auf das Einbringen des Strohes muß die größte Sorgfalt verwendet werden, vor dem Naßwerden, ja selbst vor dem nächtlichen Tau muß man es sorgfältig bewahren; denn je feiner, weißer, fleckenloser und geschmeidiger es ist, desto höheren Wert hat das daraus bereitete Geflecht.

Ein zweiter Rohstoff, der in der erzgebirgischen Flechterei erst seit einer kurzen Reihe von Jahren verwendet wird, sind die feinen Holzfäden, die mit hobelartigen Werkzeugen aus weichen Hölzern, als Pappeln, Weiden, Linden und Haseln, erzeugt und nach den sächsischen Strohflechtergegenden von Sparterie- oder Holzgewebearbeitern in der Gegend von Rumburg in Böhmen geliefert werden. Sie werden zu den Bastgeflechten verwendet, deren Anfertigung in der Periode von 1876—1880 sich im Strohflechtbezirk zum erstenmal in größerem Umfange ausbreitete, so daß davon jährlich im Durchschnitt 3—4 Millionen Stück, eins zu 12½ m, fertig werden.

Von dem Stroh, welches zu Geflechten verarbeitet werden soll, werden die Ähren abgeschnitten und dann die Halme so geteilt, daß in den einzelnen Stücken derselben kein Knoten mehr vorhanden ist. Um ihnen eine schöne weiße Farbe zu geben, werden sie in den Schwefelkasten gelegt; dann bringt man sie ins Wasser, um sie noch geschmeidiger zu machen, und endlich „reißt“ man sie mit einem kammartigen Werkzeug aus Stahl der Länge nach in Streifen von verschiedener Breite, je nach der Art des Geflechts, welches man herstellen will. Die Feinheit des Geflechts wird immer nach der Anzahl der Streifen bestimmt, in welche der Halm geteilt worden ist, und man spricht daher von 7—18halmigem Geflecht. Das fertige Geflecht wird gewaschen und nicht selten nochmals geschwefelt, in Stücke verpackt und so in den Handel gebracht. Den größten Teil der Geflechte macht das sogenannte Zackengeflecht aus, weniger begehrt wird jetzt der alte sächsische „Siebenhalm“.

Früher wurden von den Händlern mit Strohgeflechten häufig Klagen darüber laut, daß die Geflechte nicht in der im Handel üblichen Länge abgeliefert würden, sondern kürzer, und daß man sie häufig stark ausdehnte, um ihnen für den Augenblick eine größere Länge zu verleihen.

Diese begründete Klage ist auch in der Gegenwart noch nicht verstummt; und außerdem wirft man den Strohflechterinnen ganz denselben Fehler vor, wie den Seiffener Spielwarenarbeitern, nämlich ihre allzugroße Schwerfälligkeit, welche sie gegenüber der Einführung neuer, weit besser bezahlter Artikel zeigen; nur im äußersten Falle sind sie dazu zu bringen, andre Geflechtsorten zu arbeiten, als sie von Kindheit auf gewöhnt sind.

Diese Geflechte werden an die Strohhutfabrikanten verkauft und zwar zunächst an die heimischen, die besonders in Dresden in großer Anzahl vorhanden sind, außerdem aber hauptsächlich nach Frankreich und Amerika; für Holzbastgeflechte dagegen ist England der Hauptabnehmer.



Auf der Festung Königstein.

Die Sächsische Schweiz.

Der Lauf der Elbe bis zum Elbsandsteingebirge. — Das Elbsandsteingebirge und der Elbdurchbruch. — Felsgestalten und Sandsteinbildungen. — Der Uttewalder und der Liebethaler Grund. — Königstein und Lilienstein.

Der Lauf der Elbe bis zum Elbsandsteingebirge. Unter Deutschlands Strömen ist die Elbe einer der wichtigsten. Auf dem höchsten der deutschen Mittelgebirge entspringend, durchschneidet sie in ihrem Laufe die meisten Formen des deutschen Bodens, und ihr Thal zeigt daher einen außerordentlichen Reichtum an teils wilden oder sonderbaren, teils lieblichen Landschaftsbildern. Ihre Quelle liegt im Gebiete der deutschen Zunge, dann macht sie einen Abstecher in die Region des Slawischen; aber noch ehe sie in das Deutsche Reich eintritt, erklingen schon wieder deutsche Laute an ihren Ufern. Ein reiches geschichtliches Leben hat sich an ihr und in ihrem Gebiete entfaltet und ebensowohl alle Seiten der ruhigen, friedlichen Kulturentwickelung, als die blutigen Kämpfe aufzuweisen, durch welche Nationen und Reiche sich erheben oder dem Verfalle entgegengehen. Endlich bewegt sich auf dem Rücken des Stromes und auf den seinem Thalwege sich anschließenden Schienensträngen ein großartiger Verkehr und macht ihn zur Lebensader eines Gebietes, das sich von der Nordseeküste in südöstlicher

Richtung mitten durch das Deutsche Reich hindurch bis tief nach Böhmen hinein erstreckt. In allen diesen Beziehungen wird die Elbe nur von einem deutschen Strome übertroffen, vom Rhein, dessen würdige Schwester sie ist.

Das Quellgebiet der Elbe ist der südliche Abhang des Riesengebirgskammes vom Reifträger im Westen bis zur Riesen- oder Schneekoppe im Osten. Hier, wo sich das Riesengebirge in seinen großartigen Formen am meisten dem Hochgebirge nähert, sammelt sich in fast 1400 m Meereshöhe auf den Elbwiesen eine Menge offener oder versteckter Wasserfäden zu einem gemeinsamen Rinnsale, zu welchem auch das Wasser aus dem sogenannten Elbbrunnen, einer von Steinen eingefaßten Quelle, abfließt. Erst langsam, dann schneller und in kleinen Kaskaden, gemäß der immer zunehmenden Neigung des Rückens, läuft sie auf diesem abwärts, bis sie sich plötzlich in dem schönen Elbfalle in die Tiefe des Elbgrundes hinabstürzt und in diesem als Elbseifen nach Südosten weiter eilt. Aus unmittelbarer Nähe der Schneekoppe kommt ihr das noch einmal so starke Weißwasser entgegen und vereinigt sich mit ihr. Bis hierher bilden die Thäler beider einen tiefen Riß, von welchem die „Sieben Gründe“ in den Südabhang des Riesenkammes eindringen, und der auf der Südseite vom böhmischen Kamme eingeschlossen wird. Überall erheben sich hier steile Berggehänge, mächtige Felsblöcke erfüllen die Flußbetten, und üppig wuchern großblätterige Pflanzengebilde auf dem feuchten Felsboden.

Aus dem Thale der „Sieben Gründe“ wendet sich die Elbe, indem sie den böhmischen Kamm durchbricht, nach Süden, ihre wilde Natur bewahrend, die sie nicht eher ablegt, als bis sie bei Hohenelbe das Gebirge verläßt und in ein Hügelland eintritt, das sie in südöstlicher Richtung bis Josephstadt durchfließt. Schon vorher hat sie von links die Aupa aufgenommen und erreicht nun das Becken des nordöstlichen Böhmens mit seinen weiten Flußauen und seinen Bodenwellen zwischen dem Geäder der Elbezuflüsse. In südlichem Laufe geht sie vor Königgrätz vorbei, wo ihr von links die Adler oder Erlitz zufließt, und wendet sich dann vom Eisenbahnknotenpunkte Pardubitz nach Westen bis nach Kollin. Dort schlägt sie die Hauptrichtung der deutschen Ströme, die nordwestliche, ein, von der sie von nun an immer nur auf kurze Strecken abweicht. Von rechts nimmt sie unterdes die Iser auf, und bei Melnik empfängt sie von links die Moldau, ihre stärkere Schwester, nachdem diese einen Weg von 452 km zurückgelegt hat, während die Länge der Elbe bis zur Vereinigungsstelle nur 307 km beträgt. Die Moldau ist schon von Budweis an schiffbar, und bei Prag beginnt sie Dampfschiffe zu tragen. Diese Eigenschaft teilt sie bei Melnik der Elbe mit, welche bis dorthin einzig zum Flößen benutzt werden kann, oberhalb Josephstadt nur für loses, aber von Josephstadt und Königgrätz an für gebundenes Holz.

Die Ufer der Elbe werden nun wieder etwas höher, besonders auf der rechten Seite, und sie tritt in das korn-, obst- und weinreiche „böhmische Paradies“, in welchem sich gegenüber dem auf dem rechten Ufer gelegenen Leitmeritz die Eger mit ihr vereinigt. Sie hat hier den Nordwestrand der böhmischen Ebene erreicht und wird von hier ab in eine westliche Richtung gedrängt, bis sie bei Lowositz die Stelle findet, wo sie in das sich ihr entgegenstellende Mittelgebirge eindringen kann.

Das ganze Gebiet, welches sie bis zu dieser Stelle in einem großen, nach Süden geschlossenen Bogen umfließt, ist mit Blut getränkt, besonders durch die

Kämpfe zwischen den beiden Vormächten des alten deutschen Bundes. Bei Sorr, Lowositz und Kollin tobte der Kampf zwischen Preußen und Österreich im vorigen, bei Nachod, Skalitz, Gitschin und vor allem bei Königgrätz in unserm Jahrhundert.

In nördlichem Laufe durchbricht die Elbe von Lowositz an das Mittelgebirge in einem Thale, welches an Naturschönheiten mit dem des Rheins wetteifern darf. Der Strom läßt auf der schmalen Thalsohle nur kleinen, in die Länge gedehnten Ortschaften Raum, die halb im Grün der Obstbäume versteckt sind, und deren saftige Wiesen und fruchtbare Felder teils den Rest der Thalsohle bedecken, teils gleich den Weinbergen sich an den unteren Gehängen der Thalseiten hinanziehen. In den mannigfaltigsten Formen erheben sich letztere. Bald steigen sie in sanft geschwungenen Linien auf, bald treten sie in jähem Absturze an den Strom heran; hier weichen sie zurück, indem sie kleinere Buchten umschließen, dort treten sie nach Art der Vorgebirge stark hervor. Der Wald bekleidet sie von oben her in reichem Wechsel und erfüllt die schmalen Thäler, in denen man, aufwärts steigend, auf die Hochebene gelangt, wo der Blick von den regelmäßigen Kegeln des Mittelgebirges gefesselt wird. Auch der Duft der Romantik fehlt diesem Teile des Elblaufes nicht: oberhalb Außig spiegelt sich auf der rechten Seite in den Fluten des Stromes die Burg Schreckenstein, die „Lurlei der Elbe“.

Bei Außig wendet sich unser Strom für kurze Zeit nach Osten; und an der Außenseite des dadurch gebildeten Winkels mündet von links die Biela ein, deren Thal von dieser Stelle aus einen Weg nach dem nordwestlichen, vom Erz- und vom Mittelgebirge eingeschlossenen Becken Böhmens bahnt. Die Braunkohlen dieses Beckens haben das Aufblühen Außigs als Fabrik- und Handelsplatz zur Folge gehabt; sie gelangen durch jenes Thal an das Außiger Elbufer, wo sie auf Elbfahrzeuge verladen werden, um die Reise stromabwärts bis weit in die norddeutsche Tiefebene hinein anzutreten. Bei Außig beginnt daher auch die größere Schiffahrt auf der Elbe, welche durch die bis Hamburg reichende Kette wesentlich befördert wird.

Wo die Schwesterorte Tetschen rechts und Bodenbach links den Elbstrom einschließen, hat dieser den Durchbruch durch das Mittelgebirge vollendet. Doch er darf nicht rasten, denn sofort stellt sich seinem Laufe als neues Hindernis das Elbsandsteingebirge in den Weg, und es gilt, auch diesem obzusiegen.

Das Elbsandsteingebirge und der Elbdurchbruch. Wenn schon das Erzgebirge in seinen äußeren Umrissen wenig scharf begrenzt erscheint, so ist das noch viel weniger bei dem Elbsandsteingebirge der Fall, das sich ihm im Nordosten anschließt. Wie dieses im Westen durch kein in die Augen fallendes Merkmal von jenem geschieden ist (s. S. 35), so verschwimmt es auch im Osten unmerklich mit dem Berglande, das wir gewöhnlich als Lausitzer Gebirge bezeichnen. Lassen wir den Namen maßgebend für die Grenzbestimmung sein, so gehört hierher das zusammenhängende Sandsteingebiet, das sich zu beiden Seiten der Elbe ausdehnt, auf der linken in größerer Breite als auf der rechten. Es reicht im Nordwesten bis Pirna und wird im Nordosten von einer Linie begrenzt, die von Dittersbach, nördlich von Pirna an der Wesenitz gelegen, in südöstlicher Richtung und ziemlich parallel mit der Elbthalspalte über Hohnstein am Polenzthale und Altendorf auf dem Plateau zwischen der Sebnitz und der

Kirnitzsch zu letzterem Flusse geht und sich dann meist wenig nördlich von demselben bis in die Nähe seiner Quelle in Böhmen zieht. Im Südosten reicht das Sandsteingebiet bis Bodenbach und Tetschen, und von hier verläuft seine Grenze nach Westen hin bis nach dem südwestlich von dem Schneeberg gelegenen böhmischen Dorfe Tyssa, nach Osten aber bis in die Gegend von Böhmisch-Kamnitz. Betrachten wir letztere Linie als die Basis und Pirna als die Spitze eines Dreiecks, so umfaßt dieses ungefähr das, was man gewöhnlich als Elbsandsteingebirge bezeichnet. Es ist ein Keil, der in nordwestlicher Richtung zwischen das Erzgebirge und das sudetische Gebirgssystem eingetrieben ist, enthält aber nicht das ganze Sandsteingebiet; denn dieses setzt sich jenseit des Ostflügels des böhmischen Mittelgebirges weiter nach Südosten fort und begleitet den ganzen Südwestabhang der Sudeten.

Das Elbsandsteingebirge zeigt nicht den Charakter eines Grenzwalles, wie das Erzgebirge; denn es hat zwar nach Süden zu stellenweise, besonders westlich von Bodenbach, einen mauerähnlichen Absturz, doch von diesem hält sich die Grenze zwischen Böhmen und Sachsen ziemlich fern; sie zieht sich vielmehr weiter nördlich vom Südende durch das Sandsteingebiet, ohne sich viel um die natürlichen Linien zu kümmern. Nur dem Elblaufe folgt sie auf eine kurze Strecke, zwischen dem böhmischen Niedergrund und dem sächsischen Schmilka, und im Osten auf längerem Wege der Kirnitzsch. Ebensowenig gleicht das Elbsandsteingebirge einer von Norden her langsam aufsteigenden Rampe, sondern es bildet ein Plateau, das als ein breiter Damm den Verbindungskanal erfüllt, der am Ende der Kreidezeit die böhmische Bucht mit dem das heutige Norddeutschland bedeckenden Meere in der Richtung des jetzigen Elbthales verband.

Das Material, aus welchem dieses Plateau aufgebaut ist, besteht fast ausnahmslos aus ungeheuren Massen von Quarzkörnchen, die meist außerordentlich fein, selten gröberer Art sind. Die gröbsten Körner, bis zur Größe einer kleinen Erbse, kommen hauptsächlich in den obersten Lagen der Felsmassen vor. Zwischen diese Sandmassen ist ein thoniges, bisweilen auch kieseliges Bindemittel eingedrungen und hat sie zu dem mehr oder weniger weißen Gestein verbunden, das wir als Sandstein bezeichnen, sie aber auch gelblich, rötlich oder bräunlich gefärbt, wenn es eisenschüssig war. Die Versteinerungen, welche der Sandstein enthält, beweisen, daß er ein Meeresgebilde ist, und daß er sich in langen Zeiträumen in völlig ungestörter Weise aus den Meeresfluten hat niederschlagen können, erkennt man aus seiner völlig regelmäßigen, vorwiegend horizontalen Schichtung. Dazu kommt noch seine Neigung, sich vertikal zu zerklüften, und so erklärt es sich, daß Felsen und Wände, welche er bildet, aus riesigen Quadern aufgebaut zu sein scheinen, weshalb er auch als Quadersandstein bezeichnet wird.

Als am Schlusse der Kreideperiode eine andre Verteilung von Land und Meer eintrat, gelangte der Quadersandstein aufs Trockene, und diejenigen Teile, welche in die erzgebirgische Richtung fallen, die südlichen nämlich, wurden gehoben und erhielten daher eine etwas schräge Schichtenlage. Das Ganze bildete ein einförmiges Plateau im Niveau des Königsteins und Liliensteins, auf welchem die Elbe dahinströmte, damals jedenfalls noch der Abfluß eines böhmischen Seebeckens. Wo jetzt Pirna liegt, stürzte sie sich über den steilen Rand des Plateaus herab; ihre Wassermassen unterwühlten dort die Felsenbank, das Gestein brach zusammen, wurde zu kleineren Brocken und Sand zermalmt und fortgeführt.



Aussicht von der Bastei.

So grub sich die Elbe, ihren Fall nach rückwärts verschiebend, wie es der Niagara heute noch thut, ihr Thal in den Sandstein ein, bis bei Tetschen der letzte Damm des böhmischen Elbsees zusammenstürzte und dieser sich durch die tiefe Schlucht entleerte. Das neue Bett der Elbe liegt über 270 m tiefer als das ursprüngliche. Auf dieselbe Weise konnten nun auch die jetzigen Nebenflüsse der Elbe von ihr aus aufwärts ihre Thäler in den Sandstein einwühlen, und so entstanden die zahlreichen Schluchtenthäler mit senkrechten Felswänden, die das Sandsteingebiet durchfurchen.

Diese zerstörende Arbeit des Wassers kann jedoch nicht ununterbrochen und gleichmäßig vor sich gegangen sein. Links von der Elbe gewahrt man ganz deutlich ein Plateau, das durch die erwähnten Thäler in viele Teile zerschnitten und von so gleichmäßiger Höhe ist, daß man jene Thäler von weitem kaum mit den Augen zu verfolgen vermag. Auf dem Plateau erheben sich vereinzelte Tafelberge, deren tischähnliche Platten von verschiedener Größe und verschiedener horizontaler Gestaltung in senkrechten Felswänden abstürzen, welche etwa in halber Höhe in einen schrägen Abhang übergehen, der aus Schuttmassen gebildet ist. Sie tragen gewöhnlich den Namen Stein, z. B. Königstein, Papststein, Pfaffenstein, Zirkelstein, großer und kleiner Zschirnstein, großer und kleiner Bärenstein u. s. w. Dieselbe Form haben Quirl und Gohrisch, und zu ihnen gesellt sich auf dem rechten Ufer der Elbe der Lilienstein. Alle diese „Steine“ beweisen durch die ungestörte Schichtung ihrer Sandsteinmassen, daß sie nicht etwa durch irgend welche Kraft aus niedrigerem Niveau bis zu ihrer gegenwärtigen Höhe emporgehoben worden sind, sondern letztere von jeher besessen haben und daher nichts als die Reste von Schichtenreihen sind, die im übrigen bis zum Niveau der Hochebene der Jetztzeit hinweggeschwemmt wurden. Daran muß sich in einer ferneren Periode die Ausnagung der Schluchten geschlossen haben, welche die Hochebene durchschneiden. Die Flächen der letzteren, auf welchem sich die Tafelberge erheben, werden sehr bezeichnend „Ebenheiten“ genannt, und diesen Namen führt sogar ein Dorf, welches auf der Hochfläche am südwestlichen Fuße des Liliensteins liegt.

Diese Terrassenbildung merkt man auch in den Teilen des Sandsteingebietes, welche sich auf dem rechten Ufer der Elbe ausdehnen, indem die Berge und Felswände sich oft etagenartig in zwei Stufen erheben. Im allgemeinen aber ist hier der Charakter der Hochebene fast gänzlich verwischt. Eine große Menge von engen, steilwandigen Gründen, die sich vielfach verzweigen, dringt in die Sandsteinwelt ein, gleich ausgetrockneten Fjorden; die schmalen Felskämme, die von den Massivs nach allen Seiten ausstrahlen, sind häufig von Schluchten durchbrochen und oft in lauter einzelne Felskegel aufgelöst. Dieser ganze Terrainabschnitt, besonders östlich von Schandau, ist ein wahres Labyrinth von schmalen Felsengassen und Felsengraten, hohlwegähnlichen, nur bis zu geringer Tiefe eingeschnittenen Furchen und langen, tiefen Durchbruchsthälern, hoch und kühn aufragenden Steinsäulen und breit hingepflanzten Steinmassen; es ist beinahe aller Zusammenhang aufgehoben, alles ist isoliert, die größte Willkür scheint überall gewaltet zu haben.

So sehr aber auch der Sandstein in unserm Gebiete herrscht, so bestimmt er doch nicht ausschließlich die Form der Landschaft. Ein vulkanisches Gestein, der Basalt, hat ihn an vielen Stellen durchbrochen und sich der Tafelplatte

der Sandsteinberge in Form eines niedrigen Kegels mit breiter Basis aufgelagert, ist jedoch zuweilen auch am Fuße der Berge hervorgetreten. Jene Berge sind schon durch ihre Form leicht aus der Menge der übrigen herauszufinden; sie bringen einigen Schwung in die sonst eckigen und geradlinigen Gestalten. Das passendste Beispiel hierfür liefern der große und der kleine Winterberg, ersterer 556 m, dieser 505 m hoch. Beide zusammen machen aus der Ferne den Eindruck eines sanft geschwungenen Rückens, der an den Enden in flachkegeligen Gipfeln endigt. Wer auf dem vielbegangenen Wege vom Kuhstall an dem kleinen Winterberge vorbei zum großen hinansteigt, merkt am Beginne des letzten Abschnittes sofort den Wechsel des Gesteins. Der Weg, der ihn vom kleinen Winterberge her am Rande der Wände in gleicher Höhe hingeführt hat, fängt an zu steigen; der nackte Felsboden oder der lockere Sand von heller Färbung, aus denen er bis dahin bestand, macht einem Wege auf schwärzlichem Boden mit dunkelfarbigen, abgerundeten Steinchen Platz; während jener Teil selbst bei andauerndem Regen ziemlich trocken bleibt, da alles von den Wolken herabgesendete Wasser sofort von dem Sande aufgesogen wird und in den Spalten des Gesteins abwärts sickert, hält hier die Feuchtigkeit noch an, nachdem der Regen schon längere Zeit aufgehört hat; und endlich tritt an Stelle des Nadelholzes Buchenwald.

Der schönste Basaltkegel des Elbsandsteingebirges ist der Rosenberg in Böhmen, welcher dem Plateau nordöstlich von Tetschen aufgesetzt und von jedem hervorragenden Aussichtspunkte des Gebietes aus derart wahrzunehmen ist, daß er sofort auffällt; denn er erhebt sich frei und ohne Nachbarn und liegt ziemlich genau in der Verlängerung der Thalspalte der Elbe von Pirna bis Schandau und der niedrigen Ebenheiten links von der Elbe. — Niedrigere Kuppen von Basalt befinden sich westlich vom Rosenberge und östlich von den beiden Winterbergen. In der westlichen Hälfte des Gebirges ist der Cottaer Spitzberg (391 m) südlich von Pirna auf der linken Seite des Gottleubathales der bedeutendste, wird aber an Höhe von dem weiter südlich gleich jenseit der Grenze in Böhmen und außerhalb der Sandsteinregion liegenden Sattelberge oder Schönwalder Spitzberge (721 m) übertroffen. Letzterer ist dadurch interessant, daß er aus einer mitten in den erzgebirgischen Gneis gebetteten Sandsteinscholle besteht, welche der Basalt so durchbrochen hat, daß er zwei Spitzen bildet, die durch eine sanfte Einsattelung mehr verbunden als getrennt sind. Auch auf dem großen Zschirnstein (561 m) ist der Sandstein in der Mitte von Basalt überlagert, und ebenso tritt derselbe am nordöstlichen Fuße dieses Berges und am östlichen Fuße des Gohrisch auf.

Für das Elbsandsteingebirge, dessen Formen wir jetzt im allgemeinen kennen gelernt haben, ist eine längere Zeit hindurch auch der Name Meißner Hochland gebräuchlich gewesen, weil es den höchsten Teil des früheren meißnischen Kreises bildet; viel bekannter aber ist es unter dem Namen der Sächsischen Schweiz, der besser Sächsisch-böhmische Schweiz lauten müßte, da ein ansehnlicher Teil mit einigen der besuchtesten Punkte die Mitte des nördlichen Randes von Böhmen erfüllt. Ob dieses Namens hat das Gebirge manchen Spott über sich ergehen lassen müssen. Diese Hochflächen, die sich nur wenige hundert Meter über den Meeresspiegel erheben, mit ihren nicht viel höheren Bergen will man mit den Gebirgsmassen der Schweiz und ihren Riesengipfeln, diese zwar seltsamen,

aber doch nirgends großartigen Felsgebilde mit den kolossalen Felsenmassen der Alpen vergleichen? Nehmen sie sich diesen gegenüber nicht aus wie niedliches Kinderspielzeug, das der Drechsler in einer Anwandlung von sonderbarer Laune schuf, oder wie das zackige Werk des Zuckerbäckers? Und wo bleiben die schäumenden Gießbäche, die lauttosenden Wasserfälle, die blauen Gletscher und die im Lichte der untergehenden Sonne erglühenden Firnfelder? Wo die grünen Matten mit ihren Enzianen, die Alpenrose und das Edelweiß, endlich die so übermütig jodelnden Sennerinnen und der Klang der Herdenglocken?

Alles das findet man allerdings in der Sächsischen Schweiz nicht, ausgenommen etwa das Edelweiß, das man seit einer 1878 vom Landschaftsgärtner Eck in Blasewitz bei Dresden gegebenen Anregung in der Sächsischen Schweiz heimisch zu machen gesucht hat. Und doch sind es gerade Schweizer gewesen, durch die an der Neige des vorigen und am Beginn dieses Jahrhunderts der jetzt soviel angefochtene Name zuerst aufgekommen ist. Durch die Vereinigung des Wilden und Grausigen mit dem Lieblichen und Sanften wurden sie an ihr Vaterland erinnert; das Felsenwirrsal mit seinen wunderbaren Formen erschien ihnen als ein verkleinertes Abbild ihrer Heimat. „Ach, hier seh' ich mein Vaterland wieder! das ist ganz mein Vaterland!" rief einer von diesen Schweizern aus, als ihn der bekannte Pastor Götzinger auf die Höhe des Kuhstallfelsens führte und er von hier aus den Blick über die zerklüftete Felsenwelt schweifen ließ. „Das setze ich für diejenigen hinzu, denen die Benennung der Gegend: die Sächsische Schweiz, noch nicht behagen will", sagt Götzinger; also hat schon damals der neue Name Widerspruch erregt. Es waren übrigens nicht gewöhnliche Leute, welche ihn aufbrachten, sondern Männer, denen man ein Urteil über landschaftliche Schönheit zutrauen muß; denn wie Professor S. Ruge in Dresden überzeugend nachgewiesen hat, waren es wahrscheinlich die beiden im vorigen Jahrhundert an die Dresdener Kunstakademie berufenen schweizerischen Künstler, der Maler Anton Graff (gest. 1813) und der Kupferstecher Adrian Zingg (gest. 1816), die bei ihren Studienreisen in der Felsenwildnis des Elbsandsteingebirges dessen eigentümliche Reize kennen lernten und für dasselbe zuerst jenen Namen gebrauchten. Dieser hat sich allem Widerspruche zum Trotz völlig eingebürgert und wird auch nicht wieder auszurotten sein. Unter allen Gegenden der deutschen Mittelgebirge und der norddeutschen Landrücken, denen man den Namen „Schweiz" gegeben hat, verdient ihn auch keine mit demselben Rechte, wie die Sächsische Schweiz.

Ehe der heutige Name üblich wurde, hieß das Felsengebiet, welches sich südlich vom ganzen Kirnitzschlaufe und östlich von der Elbe in Sachsen und Böhmen ausdehnt, in der Gegend selbst überall nur „die Heide"; auch der Ausdruck: „die Felsen über Schandau" kommt vor. Lange wurden die Schönheiten dieses Gebirges von den Reisenden wenig beachtet, wie ja überhaupt die Freude an den Gebirgslandschaften erst im vorigen Jahrhundert sich auszubilden beginnt. Etwas bekannter wurden „die Felsen über Schandau" zur Zeit Augusts des Starken, was vielleicht mit dessen Ersteigung des Liliensteins im Jahre 1708 zusammenhängt. Nun zogen auch viele Fremde herzu; und im Jahre 1743 wird ausdrücklich berichtet, daß die Felsen weit und breit berühmt seien. Der Siebenjährige Krieg brachte sie aber anfangs in Verruf und dann in Vergessenheit. Erst gegen das Ende des 18. und am Anfange des 19. Jahrhunderts wurde

man wieder auf sie aufmerksam. Das war hauptsächlich das Verdienst zweier Geistlichen, der Pfarrer Wilh. Leberecht Götzinger in Neustadt bei Stolpen (gest. 1818) und C. H. Nicolai in Lohmen (gest. 1823), welche in ihren Schriften in anschaulicher und begeisterter Weise die Felsen, Thäler und Berge schilderten und das Interesse dafür in weiten Kreisen belebten. Dafür wirkten auch die schon erwähnten Maler und ihre Schüler durch ihre Studienreisen und die Radierungen, welche sie veröffentlichten. Ebensowenig dürfen die Verdienste des Dresdener Archivsekretärs Karl August Engelhardt, als Schriftsteller auch unter dem Namen Richard Roos bekannt, unerwähnt bleiben, welcher die Sandsteingegenden vom Jahre 1792 an durchwanderte und sie teils in seinem „Neuen Kinderfreunde“, teils in den „Malerischen Wanderungen durch Sachsen“ beschrieb.

Nun kamen aus Sachsen und aus dem Auslande die Besucher in wachsender Anzahl herbei. Wer als ein „gereister Mann“ gelten wollte, mußte die Sächsische Schweiz gesehen haben, die als ein Wunderland galt; man machte aus ihrem Besuche eine Art Sport und überschätzte dabei Höhen und Entfernungen. Albert Schiffner erzählt in seiner „Beschreibung der gesamten Sächsisch-böhmischen Schweiz“ (1835): „Man suchte, oft mit großen Umwegen, einen einsam wohnenden, berühmten Führer auf, rüstete sich mit Fußeisen, unverwüstlichem Knotenstock, Laterne, Stricken und Leiter, bahnte sich wohl selbst neue Wege, betrachtete den Besuch dieser Gegend als eine Reise, deren man sich lebenslang rühmen dürfe, widmete ihr meist eine ganze Woche, sah aber auch Herrlichkeiten, die jetzt fast völlig in Vergessenheit geraten sind und kaum noch unter hundert Reisenden von einem besucht werden.“

Bald machte man es den Besuchern bequemer. Die Gasthäuser in den kleinen Städten verfeinerten und vermehrten sich; in den Thälern und auf den Bergen thaten sich den Sommer hindurch einfache Wirtschaften auf, an deren Stelle hier und da im Laufe der Zeit mit allem Komfort ausgestattete Hotels getreten sind. Wohin man früher mit Brot und Fleisch bepackt keuchte, dort servierten nun befrackte Kellner an fein ausgestatteten Tafeln alles, was ein verwöhnter Gaumen begehrt. Nach allen Richtungen hin wurden Wege gebahnt, und Wegweiser halfen dem Reisenden sich zurechtfinden, wenn die Reisehandbücher, deren immer mehr erschienen, ihn im Stiche ließen. Das Führerwesen, das ursprünglich sich selbst überlassen gewesen war, wurde von obrigkeitswegen geregelt, und von 1826 an gab es von der Landespolizei beglaubigte Führer in Pillnitz, Lohmen, Hohnstein, Wehlen und Schandau. Den Bequemen und Schwachen nahm man die Mühe des Laufens und Steigens durch Sänften und Reittiere ab, Gefährte aller Art rollten auf glatten Straßen dahin, und der Spiegel der Elbe belebte sich mit Gondeln. Der Besuch der Sächsischen Schweiz wurde Modesache, die elegante Welt gab sich in und auf den Felsen ein Rendezvous.

Eine neue Periode begann für den Besuch der Sächsischen Schweiz mit der Einführung der Dampfschiffahrt auf der Elbe durch die 1837 gegründete sächsisch-böhmische Dampfschiffahrtsgesellschaft und mit der Eröffnung der sächsisch-böhmischen Staatseisenbahn im Jahre 1851. Jetzt konnte man in ganz kurzer Zeit bis in das Herz des Sandsteingebiets gelangen, die Reise dorthin wurde auch außerordentlich erleichtert und bequem gemacht, und es begann der Massenbesuch, welcher bis auf unsre Tage dauernd gestiegen ist. In Scharen ziehen an schönen Sonntagen und vor allem in der Pfingstzeit die Erholungs- und

Unterhaltungsbedürftigen und die Naturfreunde durch die engen Felsengassen und hinauf zu den Häuptern der Berge. Das stärkste Kontingent stellt immer Dresden; die fahrplanmäßigen Züge reichen hier an solchen Tagen gewöhnlich nicht aus, um die in Massen Andrängenden zu befördern, und es müssen Extrazüge eingelegt werden. Über Dresden nehmen jederzeit auch diejenigen ihren Weg, die aus Leipzig und überhaupt aus dem sächsischen Niederlande der Sächsischen Schweiz zustreben; ebenso die Berliner, bei denen dieselbe nicht weniger beliebt ist als der Harz. Ebenso ist sie in neuerer Zeit als Sommerfrische stark in Aufnahme gekommen, so daß es sehr schwer sein wird, einen Ort aufzufinden, und wäre es das kleinste Dörfchen, wohin nicht wenigstens einige für einen Teil des Sommers sich zurückgezogen haben.

Es ist aber auch alles gethan worden, um den Fremden den Aufenthalt und die Wanderungen in der Sächsischen Schweiz zu erleichtern und angenehm zu machen. In allen Richtungen wird sie von vorzüglichen Fahr- und Fußwegen durchkreuzt, und überall finden wir uns in diesem Netze mit Hilfe zahlreicher Wegweiser zurecht. Sichern Fußes steigt man nun auf hölzernen und steinernen Stufen an den Wänden auf und ab, ohne Furcht wandelt man am Abgrunde hin; denn nirgends, wo an einem vielbesuchten Punkte irgendwie Gefahr droht, fehlen die nötigen Schutzvorrichtungen. Das Fels- und Schluchtengewirr hat längst aufgehört, eine Heidewildnis zu sein; es wandelt sich dagegen von Jahr zu Jahr mehr in einen großartigen Park um, in dem sich's angenehm spazieren läßt, wo es aber auch keineswegs an Gelegenheit fehlt, in rüstigem Wandern und Klettern die Kräfte zu üben.

Zu dieser Umwandlung tragen neben königlichen und städtischen Behörden in neuerer Zeit vor allen Dingen die Gebirgsvereine für die Sächsisch-böhmische Schweiz bei, einer in Sachsen und ein andrer in Böhmen, wozu in ersterem Lande noch der „Vaterländische Gebirgsverein Saxonia“ kommt. Der Stammverein ist der sächsische Gebirgsverein, der sich den 25. November 1877 in Pirna konstituierte. Er hat sich zum Ziele gesetzt, die wissenschaftliche und touristische Kenntnis der Sächsisch-böhmischen Schweiz zu verbreiten, und erstrebt die Erreichung desselben durch die Herausgabe von litterarischen und artistischen Arbeiten, durch Vorträge und gemeinschaftliche Exkursionen; er will alle Unternehmungen unterstützen, welche die Instandhaltung bestehender Wege, die Regelung des Führer-, Fuhr- und Taxwesens und die Förderung einer sogenannten Gebirgsindustrie zum Zwecke haben; er plant die Errichtung eines Museums, das Bücher, Karten, Naturalien, Antiquitäten und andre Dinge in sich vereinigen soll, welche sich auf die Sächsisch-böhmische Schweiz beziehen. Auf Schritt und Tritt begegnen uns schon jetzt, nach wenig Jahren, die Früchte der Thätigkeit der Gebirgsvereine: viele Wege sind durch sie hergestellt oder verbessert, Wegweiser und Wegmarkierungen angebracht, neue Aussichtspunkte und Unterkunftsstätten eröffnet worden. Der sächsische Verein bestand am 1. Juli 1882, also kaum fünf Jahre nach seiner Gründung, schon aus 32 Sektionen in verschiedenen Orten der Sächsischen Schweiz und ihrer Nachbargebiete, denen zusammen 1476 Mitglieder angehörten.

Es fehlt allerdings nicht an Stimmen, die mit der Thätigkeit der Gebirgsvereine nicht in allen Dingen einverstanden sind. Es gefällt manchen nicht, daß auch die abgelegenen Gegenden zugänglicher gemacht werden, daß sich die Sitte,

Ausflüge nach der Sächsischen Schweiz zu unternehmen, auch schon in den tieferen Schichten des Volkes verbreitet; sie meinen, bald werde es gar kein Plätzchen mehr geben, wohin sich der Freund stiller Naturbetrachtung zurückziehen könne; es berührt sie unangenehm, daß sie überall mit „Gevatter Schneider und Handschuhmacher“ und mit der Arbeiterklasse zusammentreffen, und sie fürchten den übermütigen Ausbruch der Freude und wohl gar Äußerungen der Roheit. Wer so urteilt, vergißt den veredelnden Einfluß, den der Naturgenuß auf jedes Gemüt ausübt, und gerade aus diesem Grunde muß man sich freuen, daß das Bedürfnis des Naturgenusses sich mit jedem Jahre verallgemeinert. Lauter Jubel im Wald und auf der Höhe ist noch lange keine Roheit, wenn er sich auch manchmal auf ungeschickte Weise Luft macht, und nicht selten sind solche, die sich zu den Gebildeten rechnen, in den Äußerungen ihrer Freude am ungestümsten. Wer einmal die Massen, die zu gewissen Zeiten die Sächsische Schweiz durchziehen, beobachtet hat, muß mit Befriedigung bemerkt haben, wie die große Mehrzahl Maß zu halten weiß, und wie sie sich oft mit stiller Freude den Eindrücken der wechselnden Landschaftsbilder hingibt. Daß einzelne Ausschreitungen vorkommen, beweist nichts gegen diese Wahrnehmung; sie werden sicher immer seltener werden.

Übrigens findet derjenige, welcher die Berührung mit der großen Menge scheut, auch heute noch Orte genug, wohin er sich zuzeiten zurückziehen kann. Besonders in den „Schlüchten“ des großen Zschand und auf den Felsen der Thorwalder Wände, beide östlich vom großen Winterberg gelegen, kann man selbst im Hochsommer zur Zeit der Schul- und Gerichtsferien oft stundenlang umherstreifen, ohne jemand anders zu treffen als Beeren suchende Frauen und Mädchen und höchstens noch einen Waldarbeiter oder Forstmann. Wählt man aber zu seinem Ausfluge die späteren Nachmittagsstunden, so trifft man meist keine Menschenseele, und es herrscht eine fast beängstigende Einsamkeit.

Wir folgen nunmehr der Elbe auf ihrem Durchbruche durch das Elbsandsteingebirge. Derselbe beginnt, wie schon erwähnt, bei Tetschen und Bodenbach in Böhmen und erfolgt zunächst bis kurz vor Schmilka, dem ersten sächsischen Orte auf dem rechten Ufer, in nördlicher und dann bis zu seinem Ende bei Pirna in nordwestlicher Richtung. Der Lauf des Stromes verfolgt auf dieser Strecke meist eine ziemlich gerade Linie, nur in der Mitte bildet er zwei starke Krümmungen: die erste bei Königstein auf der linken Seite, indem er sich zwischen dem König- und Lilienstein hindurch und um letzteren herumwindet; und die zweite bei Rathen auf der rechten Seite, in welcher er das Plateau der Bärensteine und des Rauensteins bis unterhalb Wehlen umfließt. Das Elbthal ist auf dieser Strecke ein enger, tief eingeschnittener Spalt. Von der Höhe herab grüßen den Reisenden, der diese Strecke mit dem Dampfschiffe durchfährt, dunkle Nadelwälder, aus denen vereinzelt zerklüftete Felsen emporstarren, und über die hinaus von Zeit zu Zeit einzelne Berge sichtbar werden. Hier und da gestatten Gründe, die sich nach dem Elbthal öffnen, auch einen flüchtigen Blick nach dem Innern der Felsenwelt zu. Die Wälder treten unmittelbar an den Thalrand heran, der meist in jähem Sturze als senkrechte Wand von lichtgrauer bis weißer Färbung zur Tiefe abfällt und ungefähr in halber Höhe des Thales in einen schrägen, immer aber sehr steilen Abhang übergeht, der dem untern Teile der Tafelberge entspricht. Seltener beginnt das schräge Gehänge gleich oben; am meisten ist dies auf dem linken Ufer der

Fall, und dann bedecken fast ausschließlich Wald und Gesträuch den Abhang. Auf mehreren Strecken wird die landschaftliche Schönheit durch lange Reihen von Steinbrüchen sehr beeinträchtigt, besonders auf dem rechten Ufer. Die weißen, glänzenden Bruchflächen der Wände können nicht für das Fehlen der malerischen Zerklüftung entschädigen, die an den von der Hand des Menschen unberührten Stellen das Auge erfreuen; einen völlig unschönen Streifen aber bilden die steilen Halden aus dem abgearbeiteten Sand und Schutt, die von den Steinbrüchen bis zum Elbufer herabreichen. Dennoch stört ihr Anblick bei dem mächtigen Eindruck, den das Elbthal und seine Umgebungen im ganzen machen, nicht zu sehr; und wenn der Reisende Lust hat, volkswirtschaftliche Beobachtungen und Betrachtungen anzustellen, so übersieht er dabei leicht die ästhetischen Mängel.

Infolge der Enge des Elbthales ist der Raum für die Anlage der Ortschaften sehr beschränkt. Eine wirkliche Thalsohle fehlt meist oder ist so schmal, daß auf ihr nur Orte mit aufgelöster, langer Häuserzeile Platz finden, wie Ober-, Mittel- und Niedergrund auf dem linken Ufer in Böhmen, und Postelwitz, Zeichen, Ober- und Niederposta in Sachsen, die sich alle vier auf dem rechten Elbufer hinziehen, ersteres oberhalb Schandau, die letzteren zwischen Wehlen und Pirna. Andre Dörfer drängen sich in die Mündungsschluchten der Bäche, die aus dem Innern des Gebirges der Elbe zueilen, nämlich Herrnskretschen in Böhmen, Schmilka, Krippen und Rathen in Sachsen. Nur dort, wo wirkliche, wenn auch kleine Nebenflüsse münden, die sämtlich außerhalb des Sandsteingebiets entspringen und dasselbe durchbrechen, hat sich vor dem Ausgangsthore der Thäler aus dem abgelagerten Gebirgsschutt ein breiteres Vorland gebildet, und hier liegen die Elbstädte der Sächsischen Schweiz: Schandau an der Mündung der Kirnitzsch, Königstein an der Mündung der Biela und Pirna an der Mündung der Gottleuba. Eine Ausnahme macht das Städtchen Wehlen, bei dem nur, wie bei den erwähnten Dörfern, ein kleiner Bach mündet, der noch dazu sehr wasserarm ist, trotz der vielen Gründe, die sich mit dem Hauptgrunde vereinigen; dafür beansprucht es aber auch mit seinen wenigen Einwohnern (1613) nur einen geringen Raum. An der Mündung des wasserreichsten Nebenflusses, des aus der Sebnitz und Polenz zusammengeflossenen Lachsbaches, fehlt dagegen auf der Mündungsebene, der ausgedehntesten von allen, die entsprechende Stadt. Die Ursache ist die niedrige, den Hochfluten mehr als an der Stelle des nahen Schandau ausgesetzte Lage.

Aus der Enge des Elbthals erklärt es sich auch, daß an dem Strome keine Straße von Sachsen nach Böhmen hinein führt, zumal da sie infolge des Bogens, welchen die Elbe zwischen Pirna, Tetschen und Außig macht, einen bedeutenden Umweg dargestellt hätte. Außig ließ sich von Pirna aus viel leichter auf der Straße durch den östlichsten Paß des Erzgebirges, den Nollendorfer, erreichen, und Tetschen durch eine andre über die weniger zerrissenen westlichen Teile des Sandsteinplateaus. Als es dagegen galt, die Hauptstädte Sachsens und Böhmens durch eine Schienenstraße zu verbinden, blieb trotzdem kein andrer Weg als das Elbthal.

Unter allen Städten im Elbdurchbruche ist Schandau die schönste. Die Eisenbahn setzt uns auf dem linken Ufer der Elbe ab, und wir müssen, um zu der auf dem entgegengesetzten Ufer liegenden Stadt zu gelangen, entweder auf

einem kleinen Elbdampfer ein Stück stromaufwärts fahren, oder den Weg über die etwas abwärts den Strom überspannende Brücke nehmen, welche im Jahre 1877 für den Eisenbahnverkehr von Schandau nach Bautzen eröffnet wurde. Schon auf diesem Wege zur Stadt erkennen wir mit wenigen Blicken ihre Bedeutung. Stromaufwärts treten uns über den Thalwänden die wildromantischen Zacken der Schrammsteine entgegen, und weiter oben zeigt sich uns die geschwungene Kuppe des großen Winterberges, stromabwärts überragt die gewaltige Felsenmasse des Liliensteins die Hochebene: das erinnert uns daran, daß wir uns im Herzen der Sächsischen Schweiz befinden, von wo aus man sie nach allen Richtungen am genußreichsten und bequemsten durchstreifen kann.



Schandau.

Wenden wir unsre Aufmerksamkeit der Stadt selbst und ihren hervorragenden Gebäuden zu, so fesselt uns sofort am Ufer eine Reihe von villenähnlichen Häusern, welche meistens Hotels enthalten. Solche Pracht und Behaglichkeit verlangt der bloß durchziehende Tourist nicht; sie können also nur für solche berechnet sein, die sich längere Zeit hier aufhalten wollen, und so stellt sich uns Schandau zugleich als Bad und Sommerfrische für die feine Welt dar. Endlich liegen in der Elbe eine Anzahl Schiffe vor Anker, lange Reihen von Flößen sind am Ufer befestigt, und auf dem Ufer lagern hohe Haufen von Stämmen, denn Schandau ist auch ein wichtiger Elbhandelsplatz.

Das Bad liegt am östlichen Ende der Stadt im Kirnitzschthale. Die Mineralquelle, die besonders gegen Bleichsucht, Nervenschwäche und ähnliche

Krankheiten empfohlen wird, ist schon seit 1730 bekannt. Damals hatte das Wasser die Wiese, die dort lag, versumpft, weil es keinen Abfluß fand. In dem genannten Jahre kam sie in den Besitz des Floßmeisters Christian Gottfried Häntzschel; und als dieser die Quelle in eine Zisterne fassen ließ, um die Wiese auszutrocknen, fielen ihm der Geruch und Geschmack des Wassers so auf, daß er es von einem Arzte untersuchen ließ. Es erwies sich mineralhaltig und wurde von der Zeit an viel benutzt, auch nach auswärts versendet, und zwar bis nach Dresden. Ein eigentliches Bad wurde 1799 durch den Kaufmann Hering angelegt. Die Heilungsbedürftigen zeichneten es aber lange Zeit nicht besonders durch ihre Gunst aus; erst in neuerer Zeit, wo man Schandau als Sommerfrische alljährlich mehr schätzen lernte, nahm auch der Besuch des Bades rasch zu. In der Saison des Jahres 1881 hielten sich fast 2400 Personen längere und ungefähr 22000 für kürzere Zeit (2—8 Tage) in Schandau auf, ungerechnet die sicherlich auch nach Zehntausenden zählenden Touristen, die nur wenige Stunden bis einen Tag in der Stadt verweilten.

Die gegen rauhe Luftströmungen geschützte Lage inmitten ozonreicher Nadelwälder macht Schandau zu einem Bade- und Sommerkurorte besonders geeignet, und daraus erklärt sich auch die wachsende Beliebtheit, deren es sich als Ort zur Nachkur nach dem Gebrauche solcher Bäder erfreut, welche gewaltsamer den Organismus angreifen.

Schandau sucht den Ansprüchen, welche der wachsende Fremdenzufluß an die Stadt stellt, durch energische Thätigkeit gerecht zu werden. Schattige Waldwege an den Gehängen des Kirnitzschthales und auf den Höhen bieten sich zu Spaziergängen dar, auf welchen in der Nähe und Ferne Landschaftsbilder von hoher Schönheit zur Betrachtung locken. Um das Bad, welches jetzt im Besitze der Stadt ist, ziehen sich schöne Anlagen; das neue, 1882 vollendete Badehaus enthält gegen 40 Porzellan- und Kupferwannenbäder, alle möglichen Heißluft-, Dampf- und Moorbädereinrichtungen und eine Kaltwasserheilanstalt im größten Stile. Der zahlreichen Hotels ist schon gedacht worden. Unter ihnen zeichnen sich die Sendigschen Unternehmungen aus, deren Perle die Villa Quisisana (auf deutsch: Hier gesundet man) ist.

Die Bewirtung, Beherbergung und Beförderung der Badegäste und Fremden bilden einen Haupterwerb der auf 3300 sich belaufenden Einwohner Schandaus, der andre ist Elbschiffahrt und Elbhandel. Der letztere Zweig blühte schon vor Jahrhunderten, und Holz, Sandsteine und Getreide waren dessen Hauptartikel. Das Holz wurde aus dem Innern der Sächsischen Schweiz auf der Kirnitzsch lose nach Schandau geflößt, und hier wurden an ihrer Mündung beim sogenannten Bindehause die einzelnen Stämme zu Flößen verbunden, um auf der Elbe stromabwärts befördert zu werden. Holz und Steine gingen nicht bloß nach den sächsischen Städten, sondern auch ins Anhaltische, Brandenburgische und selbst nach Hamburg; Berlin und Potsdam erhielten auf dem Wasserwege aus dem Elbsandsteingebirge Sandsteine für ihre Prachtbauten. Später wurde der Elbhandel durch die Zölle, welche Preußen auf alle Waren legte, die auf der Elbe sein Gebiet passierten, sehr beschränkt, bis sie 1821 durch die Elbschiffahrtsakte aufgehoben wurden. Von Hamburg brachten die Schiffe Getreide, das die Sächsische Schweiz schon damals nicht in genügender Menge erzeugte, mit nach Hause, dasselbe wurde aber auch von Böhmen bezogen. Für die Unterthanen

der böhmischen Herrschaften in dem sogenannten Rumburger Winkel, der östlich vom Sandsteingebiet weit in Sachsen eindringt, wurden ebenfalls in Schandau Getreide, Wein und Fische ausgeschifft.

Holz, Steine und Getreide sind heute noch die Gegenstände des Schandauer Elbhandels, und dazu sind die Kohlen gekommen, die hauptsächlich aus dem böhmischen Braunkohlenbecken, aber auch aus den sächsischen Steinkohlengebieten bezogen werden. Das Holz wird zum Teil in den Dampfsägewerken der Stadt zu Balken, Bohlen und Brettern geschnitten, auch zu Rohleisten, Furnieren und Kisten verarbeitet. Auch der Umstand, daß Schandau der Sitz eines Hauptzollamtes ist, befördert seinen Handel.

Über dem am Fuße der Basteifelsen gelegenen Rathen erblicken wir eine von den wenigen und bisher nur wenig beachteten Burgruinen der Sächsischen Schweiz, nämlich die Reste der Burg Rathen, die schon seit mehr als 400 Jahren in Trümmern liegt. Sie gehörte im 15. Jahrhundert den Herren von der Ölsnitz, die mit den benachbarten Birken von der Duba auf Hohnstein und Wildenstein Jahrzehnte hindurch in Feindschaft lebten. 1438 eroberte der auf dem Hohnstein sitzende Birke die Burg Rathen, aber Friedrich von der Ölsnitz nahm sie durch List wieder ein und vertrieb seine Gegner. Doch die Ölsnitze beunruhigten das Land durch ihre Räubereien und gewährten andern Raubrittern Schutz; daher forderten die Landesherren, Kurfürst Ernst und sein Bruder Albrecht, Hans von der Ölsnitz auf, dies zu unterlassen; und als er es nicht that, zogen sie 1467 mit Heeresmacht vor die Burg und eroberten und zerstörten sie im Jahre 1468.

Eine zweite Burg stand über dem Städtchen Wehlen, welche, nachdem sie verschiedenen Geschlechtern gehört hatte, 1543 in den unmittelbaren Besitz der Kurfürsten von Sachsen überging. Von ihr sind nur noch wenige Reste vorhanden, die aus der Ferne nicht wahrgenommen werden können; dagegen machten noch um 1786 die Ruinen mit ihren hohen Mauern, ihren Gewölben, Thoren und Gräben einen stattlichen Eindruck und „präsentierten sich gegen die Elbe zu vortrefflich“. Aber 1788 stürzte eine Mauer ein und beschädigte ein Haus, und seitdem wurde vieles abgetragen.

Wehlen ist die Eingangspforte für die stromaufwärts kommenden Besucher der Sächsischen Schweiz, die sich von hier durch den Wehlener und Uttewalder Grund der berühmten Bastei zuwenden, und daher die ganze schöne Jahreszeit hindurch von Fremden belebt. Die Einwohner betreiben Schiffahrt und Steinbrecherei, auch Schuhmacherei und Weberei; eine andre Beschäftigung, der Hopfenbau, verrät sich dem Fremden schon bei der Ankunft mit dem Schiff oder der Eisenbahn durch die Pflanzungen auf dem terrassierten Abhange des Elbufers.

Am Ende des Elbdurchbruchs liegt auf dem linken Ufer und an der Mündung der Gottleuba Pirna, die größte Stadt der Sächsischen Schweiz, 11670 Einwohner zählend. Die Elbe verläßt hier die enge Felsengasse und tritt in freieres Land, in den bis Meißen sich ausdehnenden Elbthalkessel. Die Stadt hat daher Raum genug zur Entwickelung, und sie hat dies auch benutzt, denn ihre Einwohnerzahl hat sich seit 1834, wo sie 5556 betrug, verdoppelt. Das ist vorzüglich ein Werk der letzten Jahrzehnte. Zu dem Elbhandel, welcher von jeher Pirnas stärkste Seite war, kam der Verkehr durch die Eisenbahnen, deren Knotenpunkt es geworden ist. Von der sächsisch-böhmischen Staatseisenbahn zweigt

sich hier, auf einer auch dem übrigen Verkehr dienenden Brücke den Strom überschreitend, nach links die Eisenbahn nach Kamenz, nach rechts die Sekundärbahn nach Berggießhübel ab, welche dem Gottleubathale folgt. Von Böhmen und dem Plauenschen Grunde her sind leicht die Kohlen zu bekommen; und die Nähe der Residenz, welche sowohl mit dem Dampfschiffe als auch mit der Eisenbahn erreicht werden kann, übt ebenfalls einen belebenden Einfluß auf die Stadt aus. Sie kann es daher leicht verschmerzen, wenn sie von den Schweizreisenden und zumal von den Nachbarn, den Dresdenern, weniger beachtet wird, als sie es doch verdient hätte. Das Sandsteingebirge ist hier zwar schon sehr niedrig geworden, denn der Sonnenstein, der linke Thorpfeiler der Elbpforte, erhebt sich nur bis ungefähr 160 m; aber man hat hier den Gegensatz zwischen den bizarren Sandsteinformen elbaufwärts und den lieblichen Formen des Elbthalkessels nach Dresden zu in nächster Nähe und erhält dadurch ein äußerst interessantes Bild.

Pirna und seine Nachbarschaft nach Dresden zu, namentlich Mügeln, ist jetzt aus den angeführten Gründen der Sitz einer mannigfaltigen Industrie. Ihr Charakter wird zunächst ebenso, wie derjenige der Landschaft, durch die Lage an der Grenze zweier geologisch verschiedener Gebiete bestimmt: in den Steinmetz- und Bildhauerwerkstätten und in einer großen Dampfsteinsägerei und -dreherei wird der in den benachbarten Brüchen gewonnene Sandstein und in den Ziegelbrennereien der in mächtigen Lagern auf der linken Seite der Elbe unterhalb der Stadt aufgespeicherte Lehm verarbeitet.

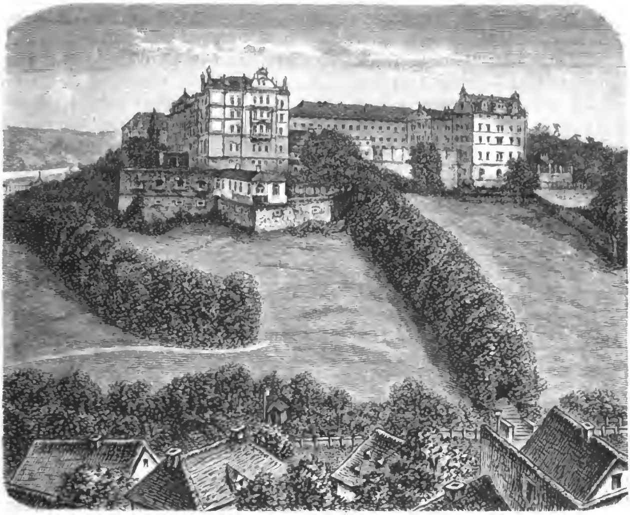
Ihnen schließen sich die Töpfereien an, die außer den gewöhnlichen Thonwaren viel Öfen liefern; die benachbarte Strohflechterei hat die Strohhutfabrikation veranlaßt. Andre Produkte der Pirnaischen Industrie sind emaillierte Kochgeschirre und andre Blechwaren, sogenannte schwedische Zündhölzchen, Glas, ätherische Öle und Essenzen, Buch- und Steindruckfarben, Leim, Gelatine und Knochenmehl u. s. w.

Die Lage der Stadt wies von selbst auf ihre Befestigung hin, und daher finden wir schon in sehr früher Zeit auf der Höhe über derselben, auf dem Sonnenstein, eine Burg, um die viel gekämpft worden ist. Im Hussitenkriege widerstand sie jedem Ansturme, nicht aber war sie dem Angriffe Banérs im Dreißigjährigen Kriege gewachsen. Er erstürmte sie 1639 und verfuhr mit der armen Stadt so grausam, daß man an jene Apriltage als an das „Pirnaische Elend“ noch heute mit Schrecken denkt. Viele hundert Bürger wurden auf den Gassen niedergehauen, weder Weiber noch Kinder geschont, und in der Kirche hieb man selbst diejenigen schonungslos zu Boden, die an den Stufen des Altars flehentlich um ihr Leben baten.

Zu jener Zeit stand aber nicht mehr die alte Burg, die schon zur Zeit, als Pirna und seine Umgegend noch ein Teil des Böhmenreichs gewesen war, hier die Wacht gehalten hatte. Diese hatte Kurfürst August 1573 gänzlich abbrechen lassen, und an ihre Stelle trat das heute noch stehende Schloß, das damals durch doppelte Gräben, Basteien und dicke Türme eine starke Festung war. Im Siebenjährigen Kriege wurde sie 1758 von den Preußen eingenommen, welche die Außenwerke schleisten. Im September 1813 entriß Napoleon den Sonnenstein noch einmal der friedlichen Bestimmung, die er zwei Jahre zuvor dadurch erhalten hatte, daß die Irrenanstalt von Torgau in das Schloß verlegt

worden war. Napoleon befahl, „die Narren wegzujagen", ließ den Sonnenstein in Verteidigungszustand setzen und die Gebäude durch Entdachung in Basteien umwandeln, um seine Stellung in Dresden zu sichern. Die Besatzung schlug alle Angriffe der Verbündeten ab, mußte aber die Verteidigung aufgeben, als Napoleon genötigt war, Dresden seinen Gegnern zu überlassen.

Nachdem der Kriegssturm die sächsischen Lande endlich verlassen hatte, konnten die Irren im Februar des folgenden Jahres wieder in ihr Asyl einziehen. Ihre Zahl hat sich seitdem bedeutend vermehrt, sie erreicht jetzt beinahe ein halbes Tausend und alle Stände sind darunter vertreten.



Der Sonnenstein bei Pirna.

Alle Hilfsmittel der Wissenschaft werden angewandt, aber auch alle Eigenschaften des Geistes und Gemütes angestrengt, um diesen sehr bedauernswerten Kranken ihr schweres Los zu erleichtern und ihren Wahn zu heilen. Freundliche Gartenanlagen, Spiele, Bücher und Musik sollen zu ihrer Beruhigung beitragen, für passende Beschäftigung ist stets gesorgt. Während 40 Jahren fanden 7813 Geisteskranke Aufnahme; davon mußten 1832 als unheilbar erklärt werden, 1502 verstarben in der Anstalt, 1404 wurden relativ und 2592 völlig geheilt entlassen. Das ist immerhin erfreulich, wenn man bedenkt, daß das Publikum bei den öffentlichen Anstalten immer nur in den schwereren Fällen Hilfe sucht. Unheilbare Personen werden in den Landesversorgungsanstalten Colditz und Hubertusburg untergebracht.

Felsgestalten und Sandsteinbildungen. Auf den ersten Blick erscheinen manchem die Felsgebilde der Sächsischen Schweiz etwas einförmig, da senkrechte Wände, halb und ganz losgelöste Säulen, übereinander getürmte Platten, durcheinander geworfene Blöcke, enge Spalten und Klüfte sich unaufhörlich wiederholen. Bei längerem Aufenthalte und aufmerksamer Beobachtung entdeckt man in dieser Gleichförmigkeit, die allerdings im allgemeinen herrschend ist, doch im einzelnen und kleinen einen steten Wechsel, und zugleich regen diese Formen die Phantasie immer von neuem so an, daß man wochenlang unter ihnen herumwandeln kann, ohne für ihre Reize abgestumpft oder ihrer gar überdrüssig zu werden.

Diese wunderlichen Felsgestalten treten der Mehrzahl der Reisenden zuerst beim Besuche der Bastei entgegen. Sie gehört zu einer furchtbar zerrissenen Felsenmasse, die sich ziemlich in der Mitte zwischen Wehlen und Königstein auf dem rechten Ufer der Elbe erhebt, im Osten von dem bei Niederrathen, das nicht weit vom Fuße derselben liegt, ausmündenden Amselgrunde und im Nordosten von dessen Seitenzweige, dem Wehlgrunde, eingeschlossen wird, so daß sie von dem Sandsteinplateau halbinselähnlich nach Ostsüdosten vorstrebt. Die Bastei selbst ist ein schmaler, nach der Elbe gerichteter Felsenvorsprung von 315 m Seehöhe, auf dem man, durch ein eisernes Geländer geschützt, dicht unter sich den glatten Spiegel des Stromes erblickt, so nahe, daß man meint, ihn durch einen Steinwurf erreichen zu können. Früher ist häufig der Versuch gemacht worden, bei Wetten sogar mit Thalerstücken, aber immer vergeblich; denn die Elbe ist in horizontaler Richtung noch über 100 m entfernt.

Der Hauptvorzug der Basteiaussicht besteht darin, daß man von hier, nahe dem Nordwestende des Sandsteingebietes, einen Überblick über den ganzen Bau des Gebirges nach Südosten und Süden bis zum großen Winterberge, dem Rosen- und Schneeberge und über den Anschluß des östlichen Erzgebirges gewinnt. Was der Rigi für die Schweizer, der Schafberg für die Salzkammergutalpen ist, das ist die Bastei für die Sächsische Schweiz. Hierzu kommt noch ein zweiter Vorzug, wenn man den Aussichtsturm besteigt; denn von dort überblickt man auch die den Sandstein umgebenden Formationen, namentlich die Granitregion im Norden mit ihren breiten Bergrücken und ihren weiten, gerundeten Thälern. Zu den Füßen des Beobachters fließt die Elbe, die sich als breites Band aus der Enge zwischen dem Königstein und Lilienstein hervorwindet; schmucke Dampfer gleiten auf ihrem Spiegel dahin, und Lastschiffe ziehen gemächlich ihre Bahn. Ihr zur Seite rollt der Eisenbahnzug; gleich einer riesigen Schlange fliegt er auf den Kurven vorwärts. Uns gegenüber ruht, ein reizendes Idyll, auf dem linken Ufer das Dörfchen Oberrathen mitten in grünen Wiesen und Obstbäumen am Fuße sanft ansteigender Höhen.

Der eigentliche Basteifelsen ist nach dem Amselgrunde zu durch eine tiefe Schlucht, die Martertelle, begrenzt, aus der sich ein einzelner Felsen erhebt, die Steinschleuder genannt. Hier haben 1834 die verpflichteten Führer eine Gedenktafel einsetzen lassen, die jeden Reisenden an die Verdienste der schon erwähnten beiden Pfadfinder in der Sächsischen Schweiz, der Pastoren Götzinger und Nicolai, erinnern soll. Dieser Felsen dient auch der Brücke als Pfeiler, die kühn den Abgrund überwölbt und über die man zur Bastei gelangt, wenn man von Rathen kommt. Am sogenannten Thorbogen verkündigt eine zweite Gedenktafel, daß diese Brücke 1850—1851 unter der Regierung des Königs

Friedrich August erbaut wurde. An einem andern Felsen deuten, wie an vielen andern Stellen des Elbsandsteingebirges, eingehauene Stufen, Falze und Löcher auf eine ehemalige Befestigung hin.

Die Bastei ist unter allen Punkten der Sächsischen Schweiz der besuchteste. An schönen Sommersonntagen ist hier ein ununterbrochenes Kommen und Gehen; jeder von Dresden anlangende Zug, jeder auf der Bergfahrt begriffene Dampfer entladet neue Scharen, die ihre Schritte hier herauf lenken. Auch in den Wochentagen fehlt es nicht an Gästen, und stets werden sie von Musik empfangen. Das schöne Gasthaus bietet alle Bequemlichkeiten, und man lebt hier oben ebenso gut wie in einem städtischen Hotel. Im Sommer ist es zugleich Post- und Telegraphenstation. Selbst im Winter findet man darin Unterkunft, denn der Wirt schließt es nicht, wie es auf andern Bergen Sitte ist. Die Zahl derer wächst jährlich, die auch im Winter in die Berge eindringen, wenn Eiszapfen an den Felsen herabhängen und der Schnee auf den Ästen der Nadelbäume lastet oder der Rauchfrost alles mit seinen zarten Eisnadeln überzieht.



Der Kuhstall.

Zu beiden Seiten des Amselgrundes steht eine Anzahl von Felsen, die aus dünnen Sandsteinschichten aufgebaut sind. An den Schichtungsspalten sind sie abgerundet, stellenweise sind ganze Massen durch mehrere Schichten hindurch ausgewittert oder sonstwie verschwunden. Die Phantasie bringt sie in Verbindung mit allerhand Gestalten, und danach haben sie ihre Namen erhalten, wie das Lamm und die Lokomotive. Im Amselgrunde selbst ist der Amselfall, der schönste unter den Wasserfällen der Sächsischen Schweiz, die freilich sämtlich nur durch Anstauung dünner Wasseradern gewonnen werden und in Höhe und Wassermasse von den Fällen des Riesengebirges, des Harzes und Thüringer Waldes weit übertroffen werden.

Ein zweiter beliebter Punkt, der östlich von Schandau mitten aus dem Walde aufragende Kuhstall, zeigt uns die Höhlenbildung in der Sächsischen Schweiz. Er ist zwar keine Höhle im engeren Sinne, da er nicht nach rückwärts geschlossen ist, sondern vielmehr eine den Felsen durchsetzende Halle von $4\frac{1}{2}$ bis 11 m Höhe und 8—17 m Breite, aber um so imposanter erscheint er. Aus dem Habichtsgrunde steigt man durch eine schmale Kluft auf Stufen zu ihm hinauf. Treten wir in den Ausgang der Höhlung, so liegt vor unsern Blicken in ziemlich engem Rahmen eine wilde Wald- und Felsenlandschaft.

Überall dunkles Nadelholz, nur hier und da vom Grün der Buchen etwas erhellt; überall zackige Hörner und zerklüftete Felswände, nirgends das friedliche Bild eines Wohnortes der Menschen. Trotzdem geht es in unsrer Nähe in der Regel sehr lebhaft zu. Von unten herauf vernehmen wir die Rufe der Pferdeführer, die auf ihre „Herrschaften" warten, um sie weiter nach den Winterbergen zu bringen, und auf dem Platze vor dem Restaurationsgebäude schwirren die Stimmen der Gäste durcheinander oder lassen böhmische Musikanten ihre fröhlichen Weisen ertönen.

Durch eine zweite, noch engere Kluft, in die sich ein mit ungewöhnlicher Körperfülle Gesegneter nur mit Bangen wagen darf, gelangen wir auf die Plattform des Felsens, der sich über dem Kuhstalle erhebt. Dort zeigten sich in früheren Zeiten noch mehr als jetzt Spuren, daß dieser Fels einst befestigt und bewohnt gewesen ist, z. B. geringe Reste eines Thores und einer kellerartigen Wölbung, eine Zisterne u. s. w. Das macht es wahrscheinlich, daß hier oben eine Burg gestanden hat, und zwar jedenfalls der neue Wildenstein, wo das Hohnsteiner Geschlecht der Birken von der Duba hauste, trotzige Raubritter, die in diesen Gegenden Wegelagerei trieben. Auch an andern Stellen der Kuhstallfelsen sind Spuren früherer Befestigung vorhanden, und nicht minder an andern Felsen dieses ganzen Gebiets. Der Name „Raubschloß", den mehrere Felsen heute noch führen, weist nicht weniger darauf hin, daß Stegreifritter ihre Schlupfwinkel in der Sächsischen Schweiz hatten. In der Nähe des großen Zschand, eines Defilees, welches zwischen dem großen Winterberge und den Thorwalder Wänden von Böhmen nach Norden bis zur Kirnitzsch führt, hat ein Felsen den Namen des hinteren Raubschlosses; beim Arnstein in der Nähe des Kirnitzschthales, durch welches der Weg von Schandau nach der Gegend von Sebnitz geht, befindet sich das Ottendorfer Raubschloß. Auf ersterem sind außer den bekannten Falzen und Löchern an gegenüberstehenden Felswänden die eingemeißelten Rinnen zu sehen, in welchen die den Zugang sperrenden Verhaue befestigt waren, ein höhlenartiges Gemach mit einer Öffnung nach oben, die an einen Schornstein erinnert, und zisternenartige Vertiefungen sind auf dem Plateau in den Felsen gehauen, ja sogar Überreste alten Gemäuers sind vorhanden; auf letzterem ist ein Loch, das man für einen Brunnen ansehen kann, einige Meter tief.

Der Name Kuhstall ist durch Ereignisse veranlaßt, die in eine Zeit fallen, welche durch Jahrhunderte von der Raubritterperiode getrennt ist, nämlich in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Die armen Landbewohner, die damals nie ihres Eigentums sicher waren, wenn fremdes Kriegsvolk in der Gegend umherzog, verbargen, soviel sie konnten, in den abgelegenen Felsenklüften. Der heutige Kuhstall bot ein sicheres Versteck dar, und die Höhle war ganz geeignet, das Vieh aufzunehmen. Unter den überhängenden und unterhöhlten Felsenstellen waren die Menschen vor den schlimmsten Unbilden der Witterung geschützt.

Westlich vom Hauptfelsen ist ein kleinerer, der auch ausgehöhlt ist. Mehr kriechend als gehend gelangt man in dessen untere Höhle, von welcher man sich durch ein enges Loch zur oberen hinaufzwängen muß, die sich vorn nach dem Abgrund öffnet und den Namen des Schneiderloches führt, weil es im Dreißigjährigen Kriege die Arbeitsstätte eines Schneiders gewesen sein soll. Eine ähnliche, noch weiter seitwärts liegende kleine Höhle wird uns als das Pfaffenloch

bezeichnet. Die Sage berichtet, daß sich dorthin einst der katholische Pfarrer des nahen Dorfes Lichtenhain vor seinen Pfarrkindern flüchtete, die Hussens Lehren geneigt waren und ihn in die „Pfaffenklunst" hinabstürzten, als sie ihn fanden.

Die dritte Art der Felsenbildung des Sandsteins lernen wir am Prebischthor kennen. Um zu ihm zu gelangen, müssen wir uns vom großen Winterberge nach Südosten wenden und über die Grenze nach Böhmen hineingehen. Dort fällt das Plateau in steilen Wänden nach einem rechten Seitenthale der bei Herrnskretschen mündenden Kamnitz ab. Aus ihnen tritt ein schmaler Felsenrücken frei hervor, der so durchbrochen ist, daß am äußersten Ende nur ein starker Pfeiler übrig bleibt. Dieser trägt eine starke, etwas gewölbt aussehende Platte, die von der Wand herüberreicht und die Decke des mächtigen Thores bildet. Sie ist 15 m lang und ebenso hoch die Thüröffnung. An der Seite des Thores kann man zur Platte bis in 443 m Meereshöhe hinaufsteigen, und von hier gelangt man zu einem zweiten, etwas seitwärts gelegenen Aussichtspunkte, dem Edmundsstein.

Dort lenkt den Blick eine aus der Tiefe aufragende einzelne Felssäule, der Prebischkegel, auf sich. An ihm und andern Felsen in der Nähe fallen uns besonders die unebenen Ober- und die zerfressenen und gefurchten Seitenflächen auf. Jene ist mit 15—25 cm hohen Höckern besetzt, die unregelmäßigen kleinen Kegeln und Pyramiden nicht unähnlich sehen; an diesen laufen geradlinige oder sich schlängelnde Furchen herab. Wagerechte Einschnürungen gliedern Säulen und Wände, und wenn dies wenig unter dem oberen Ende geschieht, so gleicht dieses, aus der richtigen Entfernung betrachtet, einer zierlich gearbeiteten und mit Perlen besetzten Krone.

Solche und andre Gebilde kann man überall in der Sächsischen Schweiz beobachten. Dazu gehören die Stellen, wo die Wände bienenzellenartig zerfressen sind. Oft werden diese Zellen größer und es bleiben zwischen ihnen Stäbchen übrig, wodurch ein netzartiges Aussehen hervorgebracht wird. An andern Stellen erweitern sie sich zu wagerechten Reihen kleiner Nischen. Die ursprünglich scharfen Kanten an den Schichtungsklüften und den Spalten sind abgerundet, und dadurch haben sich an Ecken und vorspringenden Teilen Formen gebildet, in welchen man bei einiger Anstrengung allerhand Figuren erkennen kann. Am häufigsten sind Gesichter, besonders niedergedrückte und in die Breite verzerrte, oft mit zwei und mehr Mundöffnungen oder vielmehr Mäulern übereinander. Der Anblick mancher Wände ruft die Vorstellung in uns wach, als hätte durch lange Zeiträume das Geplätscher der Wellen sie umspült. Wenn Säulen über die Felsen und Wände emporragen oder von ihnen losgelöst sind, so haben sie oft das Ansehen übereinander gehäufter Brote oder Wollsäcke. Der oberste Felsblock ist oft so unterhöhlt, daß man darunter hindurch den blauen Himmel sehen kann, oder er liegt nur mit einer ganz kleinen Fläche auf und ist dabei noch zur Seite geneigt, so daß man fürchtet, er möchte jeden Augenblick herabfallen. Ähnlich ist es mit herabgestürzten Felsblöcken, die auf einem Abhange liegen oder in Spalten eingeklemmt sind. So lose liegen und hängen sie scheinbar da, daß man sich beim Passieren solcher Stellen des Gedankens nicht erwehren kann: „Wehe, wenn sie jetzt herabstürzten!"

Alles das sind Wirkungen der Erosion oder der Ab- und Ausnagung durch strömendes, anprallendes und herabrinnendes Wasser, sowie der Verwitterung

durch die Einflüsse der wechselnden Temperatur und Feuchtigkeit. Ihnen begegnen wir überall, wohin wir uns im Elbsandsteingebirge wenden mögen, hier mehr in der einen, dort mehr in der andern und oft in jeder Weise, wenn auch mit lokalen Abänderungen. Besonders lehrreich ist in dieser Beziehung auch das neuerdings mehr erschlossene Gebiet der sogenannten hinteren Sächsischen Schweiz südlich von Hinterhermsdorf, die in der engen Schlucht, durch welche sich die Kirnitzsch zwängt, prächtige Partien enthält. Der Glanzpunkt ist die obere Schleuse, wo das Wasser des Flüßchens für die Zwecke der Flößerei gestaut wird. Nicht minder reich an wieder etwas anders gearteten Schönheiten sind südlich davon in Böhmen die Dittersbacher Felsen zwischen Kreibitz und Hohenleipa. Durch ihre Wildheit zeichnen sich die Felsen der sogenannten Schlüchte aus, kurzer Thäler, die zu beiden Seiten des großen Zschand in das Gebirge eindringen, und die Wände nordwestlich und westlich vom kleinen Winterberg, die in letzterer Richtung, nach Schandau zu, sich endlich in den Schrammsteinen in einzelne Felsen auflösen.

Der Basalt folgt seiner Neigung, sich in Säulen abzusondern, im Sandsteingebiete nur in geringem Maße. Wollen wir aber ein ausgezeichnetes Beispiel dafür sehen, so brauchen wir von der Bastei aus nur etwa zwei Stunden lang nach Norden zu wandern. Wir gelangen da aus der Sandstein- in die Granitregion, und hier blickt uns auf hohem Berge die Ruine des Schlosses Stolpen entgegen. Dieser Berg besteht aus Basalt, welcher in stattlichen, außerordentlich regelmäßig gebildeten, fünfseitigen Säulen zu Tage tritt. Wie Orgelpfeifen reihen sie sich aneinander, nur daß sie schräg liegen, und erreichen die gewaltige Länge von 9 m.

Die Ruine macht einen stattlichen Eindruck und ist gut erhalten. Die Burg gehörte Jahrhunderte hindurch den Bischöfen von Meißen, denen sie häufig als Residenz diente. Nach der Einführung der Reformation ließ sie Kurfürst August 1559 militärisch besetzen und behandelte sie als Festung. Beim Beginne des Siebenjährigen Krieges im Jahre 1756 wurde sie von den Preußen überrumpelt und so weit zerstört als es ihnen möglich war, und seitdem ist sie Ruine. Furchtbar waren die Gefängnisse dieser Burg, enge, finstere Löcher in und unter den Türmen, die noch heute gezeigt werden, ebenso wie die ehemalige Folterkammer. Besser wurden Staatsgefangene hier untergebracht. Die bekannteste unter ihnen ist die Gräfin Cosel, die Geliebte Augusts des Starken. Sie hatte im Johannisturm eine Wohnung von drei Stockwerken inne, starb hier im Jahre 1761 nach 49jähriger Gefangenschaft und wurde in der Kapelle beigesetzt, in deren Ruinen ihr Grab 1881 wieder aufgefunden worden ist. — Unterhalb der Ruine liegt am Bergabhange das Städtchen Stolpen mit 1445 Einwohnern.

Der Uttewalder und der Liebethaler Grund. Nicht nur die Berge und Felsen, sondern auch die Thäler der Sächsischen Schweiz zeigen ihre Eigentümlichkeiten, jene „Gründe“, die wie scharfe, zackige Risse den Sandstein durchfurchen. Am bekanntesten ist unter ihnen der Uttewalder Grund, an dem ein vielbegangener Weg nach der Bastei vorbeiführt.

Wir gelangen zu ihm von Wehlen aus. Nachdem wir das Städtchen durchwandert haben, nimmt uns zunächst der Wehlener Grund auf, in den bald von links der Teufelsgrund einmündet. Bei dem sogenannten „Freundschaftsstein“

gabelt sich das Thal: rechts öffnet sich vor uns der Zscherregrund, durch welchen wir nach dem sich abzweigenden Höllengrund und weiterhin zur Bastei gelangen können; links beginnt der eigentliche Uttewalder Grund, welcher uns aufwärts zu dem Dorfe Uttewalde leitet.

Auch hier sind es zunächst wieder die Felsgestalten, welche unsre Aufmerksamkeit verlangen. Aus den senkrechten Wänden, die das Thal einschließen, stehen noch einzelne Felsen heraus, und herabgestürzte Blöcke liegen im Grunde.



Die Schloßruine in Stolpen.

Nach ihrer Gestalt hat man manchen von ihnen Namen gegeben, wie Totenkopf, steinerner Sarg, steinernes Haus, Froschmaul, Teufelsküche. Die letztere ist eine Höhle, welche durch herabgestürzte Felswände gebildet ist. Öfters kann man in diesen Schluchten Wände sehen, die parallel mit der Richtung des Thales losgelöst sind und dadurch mächtige, auf die Kante gestellte Platten zeigen. Eine solche Wand ist die etwa 50 cm dicke Schiefertafel im Höllengrunde, wo auch das Naturtheater gezeigt wird, ähnliche Felstafeln, die kulissenartig stehen. Unterhalb des Dorfes Uttewalde verengert sich der Grund zum Felsenthor; drei riesige Blöcke sind herabgestürzt und in dem engen Gange hängen geblieben, durch den man wie durch einen kurzen Tunnel hindurchgeht.

In diesen Gründen haben wir aber auch Gelegenheit, mit Muße die Pflanzenwelt der Sächsischen Schweiz zu beobachten. Viele Stellen müssen kahl bleiben; denn auf den glatten Flächen, an den steilen Wänden und auf den Haufwerken von herabgestürzten Blöcken haftet keine fruchtbare Humusdecke.

Aber die Vegetation weiß doch die Stellen zu finden, wo sie sich festsetzen kann. An den Wänden und Felsen erscheinen da Flechten, unter denen die Schwefelflechte (Lecanora sulphurea), wegen ihrer Färbung häufig auch Goldflechte genannt, oft große, weithin leuchtende Flächen bedeckt. Sie halten die Feuchtigkeit fest, bilden allmählich ein wenig Humus, und nun stellen sich auch die Moose ein, die mit ihren zierlichen Formen gleichsam einen Zwergwald bilden. Eine Generation über der andern stirbt ab, immer dicker werden die lockeren, elastischen Polster, in die man mit dem Stocke leicht oft fußtief einbohren kann. In ihnen hält sich die Feuchtigkeit schon länger, daher siedeln sich auf ihnen an schattigen Stellen die vielgestaltigen, zart gezackten Wedel großer und kleiner Farne, an lichteren die niedrigen Gesträuche der Preißel- und Heidelbeeren an. Jetzt ist auch der Boden für die Welt der Bäume geschaffen, und es bildet sich der Wald, der vorwiegend aus Nadelholz, seltener aus Laubholz, darunter namentlich Buchen, zusammengesetzt ist. Für alle diese Entwickelungsstufen der Vegetation finden wir auf unsern Wanderungen zahlreiche Beispiele.

Mit unwiderstehlicher Zähigkeit haften hier die Nadelbäume, Tannen, Fichten und Kiefern fest. Wo sich nur an der Felswand und zwischen dem Gestein ein Riß darbietet, dringen sie mit ihren Wurzeln ein und wachsen kräftig an der Wand in die Höhe; sie sitzen an den Abhängen mit ihrem Stamme auf dem bloßen Felsen und senden ihre mit Moos bewachsenen Wurzeln über denselben hinab in die Spalten des Gesteins, sich damit festklammernd und zugleich die Nahrung suchend. Vielen sieht man's freilich an, wie schwer ihnen der Kampf ums Dasein wird; zerzaust, verwittert und verschroben stehen sie auf Felsspitzen und an Wänden, die dem Sturme oder dem Sonnenbrande mehr als andre ausgesetzt sind. Im allgemeinen aber macht der Wald einen viel frischeren Eindruck, vor allem in der Gegend rechts von der Elbe, als man bei der Wasserarmut des Gebiets erwarten sollte; denn das Rieseln der Quellen ist auf weiten Strecken ein fremdes, das Murmeln des Baches ein seltenes Geräusch, und in langen Thälern fehlt auch der schwächste Wasserfaden. Stärker fließende Gewässer finden wir nur in solchen Gründen, die ihre obersten Anfänge außerhalb des Sandsteingebiets haben. Das ist die Folge der Porosität und starken Zerklüftung des Sandsteins, die das Regenwasser sofort in Tiefen sickern lassen, aus denen es nur an wenig Punkten in Quellen wieder zum Vorschein kommen kann. Den Ortschaften erwachsen dadurch im Sommer viele Beschwerden, der Wald aber wird weniger davon beeinträchtigt. In die Schluchten können Sonnenstrahlen und Winde weniger eindringen, daher verhalten sich hier die Nebel lange und kräftigen mit ihrer Feuchtigkeit den Pflanzenwuchs.

Der Liebethaler Grund ist der nördlichste des Sandsteingebirges. Von hier aus begann man dasselbe zu durchwandern, nachdem es dem Verkehr eröffnet worden war. Als Dampfschiff und Lokomotive ihre Fahrten begannen, trat der Grund gegen die weiter aufwärts gelegenen, nunmehr aber bequemer zu erreichenden Punkte zurück, und er erfreut sich erst seit der Eröffnung der Eisenbahn von Pirna nach Kamenz, welche ihn schneidet, wieder eines lebhafteren Besuchs.

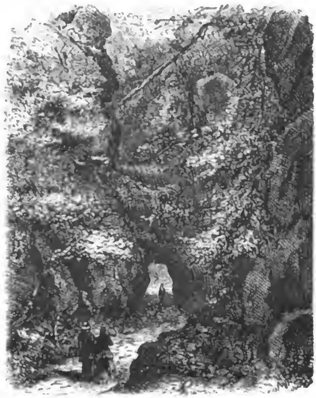
Wir finden in ihm alles das wieder, was uns schon im Uttewalder Grunde erfreut hat, aber er wirkt auf uns noch viel belebender durch die Wesenitz, die ihn durchrauscht. Der schönste Teil des Grundes ist die Strecke zwischen der Lochmühle und Liebethal. Jene zwängt sich unterhalb Lohmen mit seinem von

einem Felsenvorsprunge herabblickenden alten Schlosse zwischen Fluß und Felsenwand, dieses schaut von der Höhe des rechten Thalrandes kurz vor dem untern Ende des Grundes herab. Die Wesenitz tritt nämlich gleich darauf hinaus in die Elbaue, in der sie sich zwischen Pirna und Pillnitz mit der Elbe vereinigt.

Wo sich der Grund nach der Ebene öffnet, treffen wir auf die Liebethaler Steinbrüche. Mit der Schiffahrt, der Waldarbeit und den Beschäftigungen, die mit dem Fremdenverkehr zusammenhängen, bildet die Arbeit in den Steinbrüchen die Erwerbszweige, welchen sich die Einwohner der Sächsischen Schweiz infolge der Natur ihrer Heimat zugewendet haben. Wegen der Leichtigkeit, mit welcher sich der Sandstein bearbeiten läßt, und seiner angenehm weißen, grauen, gelblichen oder bräunlichen Farbe wird er schon seit vielen Jahrhunderten in den Städten an der Elbe und in andern Gegenden, wohin er sich ohne zu große Kosten transportieren läßt, mit Vorliebe als Baustein verwendet.



Der Amselfall.



Das Felsenthor im Uttewalder Grunde.

Solange ist auch schon im Elbthale eine Wand nach der andern abgelöst, verarbeitet und elbabwärts versandt worden. Die Städte in der Sächsischen Schweiz selbst sind natürlich aus Sandstein erbaut, ebenso Dresden und Meißen, wo man erst in neuerer Zeit angefangen hat, mehr die billigen Ziegel- als Sandsteine beim Häuserbau zu verwenden; doch bilden letztere bei Monumentalbauten immer noch das Hauptmaterial. Aber auch nach ferneren Gegenden ist der „Pirnaische" Sandstein, wie dieses Produkt der Sächsischen Schweiz gewöhnlich genannt wird, verlangt worden. Aus ihm wurde die Christiansburg in Kopenhagen erbaut, ebenso das Schloß, das Opernhaus und das Museum in Berlin, das Schloß Sanssouci, die meisten fürstlichen Gebäude in Dessau und Wörlitz, selbst manches stattliche Gebäude Hamburgs.

Die meisten Brüche befinden sich im Elbthale, weil hier die Sandsteine am bequemsten verladen werden können. Rollen sie doch nicht selten von den

Brüchen bis unmittelbar an das Wasser! Die wichtigsten Steinbrüche sind die des rechten Ufers, obenan die Postelwitzer, dann die Rathener, Wehlener und Poster, letztere Pirna am nächsten gelegen. In andern Gegenden können Sandsteinbrüche nur dann rentieren, wenn sich ihr Material durch Eigenschaften auszeichnet, durch welche es sich für gewisse Zwecke ganz besonders eignet; ja dann sind sie in einer noch günstigeren Lage als jene, denn für ihre Steine kann nicht so leicht ein Ersatz gefunden werden. Das gilt zunächst von den Liebethaler Brüchen, die einen festen hellgrauen Sandstein von ziemlich grobem Korn liefern, der desto mehr Härte besitzt, je tiefer er gebrochen wird, und sich besonders zu Mühlsteinen eignet. Die Massen, bei denen dies nicht der Fall ist, verarbeitet man zu Trögen, Tafeln, Schleifsteinen, Fenster- und Thürgewänden. Den besten Sandstein liefern jedoch die Brüche im Gottleubathale südlich von Pirna, bei Rottwerndorf, Cotta und zwischen Neundorf und Berggießhübel. Dieser „Cottaer" Sandstein zeichnet sich durch feines, gleichmäßiges Korn und große Festigkeit aus und wird daher zu Bildhauer- und Steinmetzarbeiten am meisten gesucht.

Die Arbeit des Sandsteinbrechers ist eben so beschwerlich und gefährlich, als die des Bergmanns. Man arbeitet zuerst eine ganze Wand ab. Das ist die schlimmste Arbeit. Die Wand muß zu diesem Zwecke „hohl gemacht" werden. Man unterhöhlt die Wand, die man für abbauwürdig erkannt hat, von vorn, bis sie sich durch ihre Schwere loslöst, das Übergewicht bekommt und herabstürzt. Um Zeit und Arbeitslohn zu sparen, wird die Hohlung meistens so niedrig gemacht, daß der Arbeiter nur liegend arbeiten kann, indem er mit der linken Schulter auf einem Strohkissen ruht. Es dauert oft zwei bis drei Jahre, ehe eine Wand soweit unterminiert ist, daß sie zusammenstürzt. Wenn sie sich zu senken beginnt, was man an dem Ächzen untergestellter hölzerner Pfosten merkt, dann fängt die Zeit der Gefahr für die darunter arbeitenden Steinbrecher an. Man schiebt daher Thonpfeifen oder Schlackenstäbe unter, um die weitere Bewegung zu beobachten. Knirschen oder zerbrechen diese, so ist das für die Arbeiter das Zeichen zu eiliger Flucht; sobald sich aber die Wand wieder festgesetzt hat, kehren sie zu ihrer Arbeit zurück. Später treibt man auf der Höhe mächtige Holzkeile in die Spalten, hackt einen Teil der Stützen dünn und richtet die übrigen zur Sprengung mit Pulver vor. Ist der günstige Augenblick gekommen, so entzündet man dies, und mit furchtbarem Donnern, Krachen und Poltern stürzt die Wand zusammen.

Am liebsten ist es dem Bruchbesitzer und den Arbeitern, wenn sich die Wand gut auf die Oberfläche des Schutthaufens legt, der sich vor dem Steinbruche ausdehnt; aber nicht immer geschieht dies. Die Leute sind schon zufrieden, wenn nur einzelne Blöcke in grotesken Sprüngen über den Abhang hinab zum Ufer der Elbe, wohl auch in den Strom hineinjagen. Es ist aber auch vorgekommen, daß die ganze, in Stücke zerbrochene Wand über den Abhang fiel und sich in die Elbe legte. Zwischen Wehlen und Rathen geschah dies 1829 einmal mit solcher Gewalt, daß ein vorübersegelnder Kahn von den Wogen auf das entgegengesetzte Ufer geschleudert ward. In derselben Gegend stürzte vor einer Reihe von Jahren wieder eine Wand in den Strom, nachdem kaum minutenlang vorher ein Personendampfschiff die Stelle passiert hatte. Sie bildete einen Damm quer durch die Elbe, der mehrere Tage die Schiffahrt unterbrach und

sie längere Zeit erschwerte. Dem Steinbruchbesitzer erwachsen durch solche Unfälle natürlich schwere Verluste.

Am schlimmsten ist es, wenn die Wand vorzeitig fällt, bevor die Steinbrecher sich flüchten können; denn dann sind sie meist dem Tode geweiht. Eine wunderbare Rettung in solcher Lage fanden 24 Steinbrecher, die am 25. Jan. 1862 in einem Bruche bei Schandau verschüttet wurden. Sie kamen unter eine hohle Stelle der Wand zu liegen und wurden nach 56stündiger Todesangst noch lebend ans Tageslicht gezogen. — Geht alles gut ab, so gibt der Bruchherr ein „Wandfest".

Wenn aber auch dem Steinbrecher kein Unfall das Leben kürzt, so wird er doch nicht alt. Wie den Bergmann die „Berg-", den Hüttenmann die „Hüttenkatze" dahinrafft, so macht die „Steinbrecherkrankheit" dem Leben des Steinbrechers vorzeitig ein Ende. Der feine Sandstaub, den er fortwährend einatmen muß, ruiniert die Lunge, und Hitze, Feuchtigkeit und Kälte in Verbindung mit ungenügender Ernährung bringen den Körper herab. Daher sterben die meisten Steinbrecher schon vor dem 40. Jahre, und 50 Jahre gelten als ein hohes Alter.

Wenn Gefahr im Anzuge ist, so gibt derjenige, welcher sie zuerst bemerkt, durch Klirren mit eisernen Werkzeugen das Zeichen zur Flucht; daher ist auch das Anrühren derselben durch Fremde verpönt. In den Liebethaler Brüchen war früher der Ruf: „Lauf zu!" üblich, und daher durfte bei Strafe niemand außer den Steinbrechern so rufen. Als es einst August der Starke zum Scherz that, ließen sich die Steinbrecher ihr Recht nicht nehmen. August zahlte gern fürstliche Strafe und lud die Arbeiter zu Freibier nach Pillnitz ein.

Die Arbeiter im Steinbruche zerfallen in Hohlmacher, in solche, welche die Ware ausschlagen und fertig machen, und in andre, die den Schutt wegräumen. Im Jahre 1881 gab es 541 Brüche, von denen 301 in Betrieb waren, und diese beschäftigten zusammen 2447 Arbeiter. Zu dieser Zahl kamen in den Brüchen an der Elbe noch 300 Steinmetzen und Spitzmaurer und 191 Bruchmeister.

Königstein und Lilienstein. Unter den „Steinen" der Sächsischen Schweiz ragt das Brüderpaar des König- und Liliensteins ganz besonders hervor. Sie sind zwar nicht sehr hoch, denn der Königstein erreicht nur 360, der Lilienstein 418 m, während der Pfaffen-, Gohrisch- und Papststein und vollends die beiden Zschirnsteine 428—561 m hoch sind; aber letztere liegen, von wo aus man sie auch erblicken mag, nahe bei einander, verdecken sich gegenseitig mehr oder weniger und sind dadurch in ihren Formen weniger scharf zu unterscheiden. Dagegen erheben sich König- und Lilienstein deutlich aus ihrer Umgebung; die weißschimmernden Wände, die in die Breite gezogenen Massen und das mit Gebäuden besetzte Plateau lassen den ersteren, die kühne, hochaufstrebende Form und das scharfe Profil den letzteren auf den ersten Blick von andern Höhen unterscheiden. Beide Brüder haben ursprünglich auch die gleiche Bestimmung gehabt, denn beide waren befestigt; doch dem Lilienstein ist diese Eigenschaft verloren gegangen, während sie dem Königstein bis auf den heutigen Tag geblieben ist.

Der Königstein war ursprünglich ein Teil der Markgrafschaft Meißen, kam aber dann an Böhmen; erst nachdem Wilhelm der Einäugige 1401 die Burg dem Burggrafen von Dohna entrissen hatte, blieb sie im Besitz der Wettiner. Die hervorragende Gestalt des Felsens veranlaßte, daß man ihn meist nur „den Stein", dann aber auch des Königs, nämlich des böhmischen Königs Stein

nannte. Doch trug er in jener Zeit ebensowenig eine Steinburg als der Lilienstein, sondern war nur eine Befestigung; zur Abwehr von Feinden genügten schon Verhaue, welche die Zugänge versperrten, aufgetürmte Steinhaufen, Balken und dergleichen. Erst später wurde der Königstein stärker befestigt, besonders durch Kurfürst August. Im Anfange des 16. Jahrhunderts war auf dem Felsen sogar ein Kloster, welches Georg der Bärtige einrichten ließ; aber schon nach neun Jahren entflohen die Mönche bis auf zwei, weil sie sich zu Luthers Lehre hingezogen fühlten, und das Kloster mußte geschlossen werden.

Für eine stärkere Befestigung haben besonders die Kurfürsten August, Christian I., Johann Georg I. und deren Nachfolger gesorgt. Eine Hauptsache war dabei die gesicherte Versorgung mit Wasser im Falle einer längeren Belagerung; aber gerade diese war bei der isolierten Lage des Felsens und der Durchlässigkeit der Sandsteinschichten sehr schwierig. Es wurde daher ein weiter, 187 m tiefer Brunnen angelegt, der immer einen Wasserstand von 17 m hat; aber er kann nicht, wie man häufig glaubt, sein Wasser der Nähe der Elbe verdanken, denn seine Sohle liegt gegen 60 m über dem Spiegel der Elbe. Höchst wahrscheinlich beruht das Vorhandensein des Wassers auf Pläner- oder Thonschichten, die in der Tiefe zwischen den Sandsteinschichten lagern. Um den Fremden einen Begriff von der Tiefe des Brunnens zu geben, wird Wasser hinabgegossen, dessen Aufschlagen erst nach ungefähr 20 Sekunden hörbar ist.

Aus der Zeit der erwähnten Fürsten stammen auch die wichtigsten Gebäude, nämlich die Georgenburg, Magdalenenburg (später das Proviantshaus) und die Friedrichsburg, ehemals Christiansburg genannt. Für die Garnison ist eine Kirche vorhanden. Im Proviantshaus befand sich sonst das berühmte Königsteiner Faß, welches 3709 Eimer hielt, 609 mehr als das Heidelberger. Weil es baufällig geworden war, wurde es 1818 zerschlagen, nur einige Reste sind in der Friedrichsburg noch vorhanden. Bei letzterer, welche nach der Elbe zu steht, befindet sich ein schmaler Felsenvorsprung, das Pagenbett, unmittelbar am Abgrund. Es hat den Namen nach einem Pagen des Kurfürsten Johann Georg II., Namens Heinrich von Grünau. Bei einem Gelage, das am 12. August 1675 abgehalten wurde, hatte er dem Weine stark zugesprochen. Nach Beendigung des Festes kroch er im Rausche durch eine Schießscharte bei der Friedrichsburg, legte sich auf den Vorsprung und schlief ruhig ein. Man war nicht wenig erschrocken, als man ihn dann in so gefährlicher Lage fand. Ein starker Offiziersbursche hielt den Schläfer vom Fenster aus am Rockzipfel fest, bis man ihn mit Seilen so fest angebunden hatte, daß er beim Erwachen nicht hinabstürzen konnte. Unterdes war der Kurfürst mit dem übrigen Hofe herbeigekommen; und als er seinen Pagen in Sicherheit sah, faßte er die Sache von der lustigen Seite auf, ließ die Musiker kommen und den schnell Ernüchterten unter Musikbegleitung und dem Gelächter aller Umstehenden zum Fenster hereinbefördern. Es war das derselbe Grünau, mit dem später sein scheu gewordenes Pferd über das Geländer der Elbbrücke zu Dresden setzte, welches zweite Abenteuer ihm ebensowenig schadete als das erste. — Alles erinnert uns auf dem Königstein daran, daß wir uns in einer Festung befinden. Soldaten empfangen uns, ehe wir über die Zugbrücke und durch den dunklen gewölbten Gang mit seinem Stampfwerk in den eigentlichen Festungsraum gelangen, und begleiten uns auf das Plateau, das eine halbe Stunde im Umfange hat und außer den Gebäuden und Festungswerken

auch Gärtchen und Anlagen enthält. Eine starke Brustwehr führt rings herum, und durch ihre Schießscharten lugen die Mündungen von Kanonen hinaus; bombenfeste Kasematten sollen im Kriegsfalle die Besatzung vor den feindlichen Geschossen beschützen. Der Königstein hat stets für uneinnehmbar gegolten. Wenn man die senkrechten, stellenweise sogar überhängenden Felsen auf der Nord-, Ost- und Südseite betrachtet, so kann von hier aus kein Feind die Festung in seine Hände bekommen.



Stadt und Festung Königstein.

Es ist aber die Frage, ob auf der Westseite nach der Zusammenschießung der Kasematten, die bei der Wirkung der heutigen Geschosse wohl möglich wäre, nicht ein Sturm gelingen könnte. Dazu müßten Geschütze auf eine in Schußweite befindliche Höhe gebracht werden, welche den Königstein beherrscht. Für die früheren Geschütze war das nur der Lilienstein; doch wie sollten auf dieses Felsenriff schwere Belagerungsgeschütze gebracht werden? Wie sollte es einem Feinde gelingen, sich dort oben auf dem kahlen Plateau unter dem Feuer des Königsteins festzusetzen? Dagegen scheint man in Fachkreisen im Zweifel zu sein, ob doch nicht für die heutigen Geschütze ein Punkt aufgefunden werden könnte, von wo aus man dem Königstein beikommen könne. Einmal ist übrigens die Einnehmbarkeit der Festung doch bewiesen worden, und zwar durch einen Schornsteinfeger im Jahre 1848. Derselbe hatte an der Südseite eine Felsspalte aufgefunden, die es ihm ermöglichte, aufwärts zu klettern und die Brüstung zu erreichen. Derselbe lebt noch in Zerbst; und der Verfasser hat noch im

Sommer 1882 beobachtet, wie der Wagehals von ehemals auf dem dortigen Bahnhofe ein Schriftchen ausbot, in dem er sein Abenteuer erzählt.

Vielfach ist der Wert eines solchen befestigten Felsennestes für den Kriegsfall in Frage gestellt worden. Man leugnet nicht, daß der Elbpaß durch den Königstein vollständig gesperrt wird; aber man weist darauf hin, daß noch nie durch ihn eine durch Sachsen ziehende Armee aufgehalten worden ist, da die alten Kriegsstraßen weit seitwärts über die Gebirge ziehen, und daß bei der heutigen Kriegführung mit Massenheeren kleine Festungen doch nur eine untergeordnete Bedeutung haben. Wenn daran auch etwas Wahres ist, so bleibt doch zu bedenken, daß es im Kriege außerordentlich wichtig sein muß, eine Eisenbahn, wie die sächsisch-böhmische, je nach Bedürfnis zu öffnen oder zu sperren. Daß die Militärbehörde der Festung immer noch einen hohen Wert beimißt, kann man daraus erkennen, daß sie dieselbe stets in gutem Zustande erhält und auch auf eine den gegenwärtigen Verhältnissen entsprechende Verstärkung bedacht gewesen ist.

In Kriegszeiten wird die Festung benutzt, um Staatsschätze sicher aufzubewahren. Die Georgenburg diente in früheren Zeiten als Staatsgefängnis. Hier wurde der Kanzler des Kurfürsten Christian I., Nikolaus Crell, der die calvinistischen Wirren in Sachsen veranlaßte, nach seines Beschützers Tode zehn Jahre gefangen gehalten, ehe er 1601 in Dresden enthauptet wurde. Zur Zeit des nordischen Krieges beherbergte die Georgenburg den livländischen Edelmann Patkul, der, trotzdem ihn immer glühender Haß gegen Karl XII. erfüllt hatte, als russischer Gesandter am Hofe zu Dresden in den Verdacht eines Bündnisses mit Schweden gekommen war. Er wurde daher erst nach dem Sonnen- und hernach nach dem Königstein in festen Gewahrsam gebracht, bis er nach einer Bestimmung des Altranstädter Friedens 1706 von August dem Starken an Karl XII. ausgeliefert wurde, der ihn auf seinem Zuge von Sachsen nach Polen auf die grausamste Weise hinrichten ließ. Andre Gefangene des Königsteins waren der abenteuerliche Baron von Klettenberg, der auch dort oben auf Befehl Augusts geköpft wurde; und der Geheimkanzlist Menzel, der Friedrich dem Großen die Unterhandlungen des Dresdener, Wiener und Petersburger Kabinetts verraten und dadurch den Ausbruch des Siebenjährigen Krieges beschleunigt hatte.

Die Stadt Königstein, die am Fuße des Felsens das Ende des Gottleubathales ausfüllt, zählt 3788 Einwohner, die Festung 418. Die Stadt teilt die Erwerbszweige der andern Städte an der Elbe, Schiffahrt, Holz- und Steinhandel.

Der Lilienstein ist viel mehr zerklüftet als der Königstein, und sein Plateau, das sich von Ostsüdost nach Westnordwest erstreckt, ist an der breitesten Stelle kaum halb so breit als das seines Nachbars. Wenn man ihn daher von verschiedenen Stellen der Windung des Elbthales erblickt, welche beide trennt, so erscheint er in so durchaus verschiedener Gestalt, daß man kaum glaubt, man sehe denselben Berg. Auf dem Ostende des Plateaus steht ein Obelisk, der an die Ersteigung des Liliensteins durch August den Starken im Jahre 1708 erinnert. Die Ebenheit, welche dem Felskegel als Sockel dient, ist sehr breit. Sie war am 15. Oktober 1756 der Schauplatz eines traurigen Ereignisses. Friedrich der Große schloß hier nach dem Siege über die Österreicher bei Lowositz die sächsische Armee ein, die, von Strapazen, Hunger, Nässe und Kälte ermattet, keine Kraft mehr besaß, sich durchzuschlagen und daher im Angesichte des Königsteins, wo ihr Landesherr sich aufhielt, die Waffen strecken mußte.



Deutsches Land und Volk VII. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Der Zwinger und die Sophienkirche in Dresden.



Dresden im Jahre 1813.

Die sächsische Hauptstadt.

Aus der Geschichte Dresdens. — Die Dresdener Museen. — Die Dresdener Gemäldegalerie. — Im Grünen Gewölbe. — Der Zwinger. — Auf der Brühlschen Terrasse. — Dresdener Villen. — Eine Wanderung durch die Stadt. — Der Große Garten. — Dresden als Industrie- und Handelsstadt.

Aus der Geschichte Dresdens. Sichere Nachrichten über den Ursprung und die erste Entwickelung der sächsischen Residenz bringt uns die Geschichte verhältnismäßig spät. Urkundlich wird der Name Dresden erst 1206 und 1216 genannt. Es muß aber damals schon lange gestanden haben, denn es wird in der Urkunde vom Jahre 1216 bereits als Stadt bezeichnet.

Ein Ort muß an dieser Stelle sehr früh entstanden sein. Wir befinden uns hier in der Mitte des Elbthalkessels, der von Pirna bis Meißen reicht. Eine von dieser Stelle nach Südwesten gezogene Linie scheidet auf dem linken und eine andre nach Osten gerichtete Linie auf dem rechten Ufer der Elbe die südlichen Gegenden des Landes mit lebhafter bewegtem Boden von den mittleren, wo die Höhenunterschiede geringer sind. Diese Linien mußte daher der Verkehr auf dem Wege vom Westen nach dem Osten und umgekehrt einhalten. Im ganzen Kessel aber konnte er keine Stelle finden, die geeigneter gewesen wäre, das Elbthal

zu durchschneiden, als in der Gegend des heutigen Dresden. Sowohl die Lausitzer Terrasse auf der rechten, als die äußersten Vorhöhen des Erzgebirges auf der linken Seite senken sich hier ganz allmählich zur breiten Elbaue herab; die Straßen konnten also von hier aus gemächlich die Höhen erreichen.

Diese Naturverhältnisse allein rechtfertigen schon die Annahme, daß Dresden seinen Ursprung dem Umstande verdankt, daß hier ein uralter Verkehrsweg die Elbe überschritt; man hat also gar nicht nötig, sich dabei an die neuerdings sehr zweifelhaft gewordene Erklärung des Namens der Stadt aus einem slavischen Worte Trasi, d. i. Fähre, zu halten, wonach Dresden „Fährort" bedeuten würde.

Die älteste Ansiedelung war auf dem rechten Ufer, von dort erst wandte sich ein Teil der Einwohner nach dem linken, um sich neue Heimstätten auf demselben zu gründen. Nach der Erzählung der Chronisten trieb die Gefahr häufiger Überschwemmungen die Leute auf die linke Seite, wo ein Hügel, der Taschenberg, ihnen mehr Sicherheit verhieß. Der älteste Teil von Dresden ist also gerade derjenige, welcher jetzt Neustadt heißt. Der jüngere, linkselbische Teil entwickelte sich viel schneller als der ältere; denn während wir jenen, Neudresden, gleich bei seinem Eintritt in die Geschichte als Stadt kennen lernen, wird dieser, Altdresden („Aldendresden" sonst geschrieben) erst 1403 zur Stadt erhoben. Man gebrauchte bald gar nicht mehr den Namen Neudresden, sondern nannte die Stadt auf dem linken Ufer schlechtweg Dresden und wies dadurch der Mutter hinsichtlich der Geltung auch im Namen eine Nebenrolle zu.

Eine größere Bedeutung hat Dresden erst erlangt, als die Markgrafen von Meißen es zu ihrer Residenz erhoben. Das geschah um die Jahre 1267 bis 1270, in welchen Markgraf Heinrich der Erlauchte (1221—1288), einer der gebildetsten und reichsten Fürsten seiner Zeit, hier seinen Wohnsitz nahm. Unter ihm wurde auch die steinerne Elbbrücke vollendet, deren Bau schon unter Otto dem Reichen begonnen worden war. Auch das weist darauf hin, daß Dresden schon früh für den Verkehr Bedeutung erlangt hat.

Dresden wuchs nun, machte aber in seinem Äußern keineswegs einen freundlichen Eindruck. Die Häuser waren niedrig und aus Holz errichtet, den Sandstein der Sächsischen Schweiz verwendete man nur ausnahmsweise. Wenn ein Brand ausbrach, so geschah es leicht, daß er ganze Straßen und Stadtteile in Asche legte. So vernichtete der große Brand im Jahre 1491 mehr als die Hälfte der Stadt. Eine ganz andre Gestalt nahm die Residenz im 16. Jahrhundert an. Der reiche Bergsegen des Erzgebirges, namentlich der jungen Schneeberger und Annaberger Gruben, gestattete den thatkräftigen und kunstsinnigen Fürsten aus der albertinischen Linie des Wettiner Hauses, das Werk der Verschönerung der Stadt eifrig zu fördern.

Diese neue Periode beginnt mit Herzog Georg dem Bärtigen (1500 bis 1539). Er begann 1520 die heutige Altstadt zu befestigen und errichtete das Georgenschloß, denjenigen Teil des königlichen Schlosses, unter dem das Georgenthor von der Schloßstraße zum Schloßplatz führt. Es ist uns aber nicht mehr in seiner ursprünglichen, mit vier Giebeln geschmückten Gestalt erhalten, denn der Schloßbrand von 1701 hat das Georgenschloß in seiner äußeren Architektur fast vollständig vernichtet. Der Herzog und nachherige Kurfürst Moritz (1541 bis 1553) setzte Georgs Werk im gleichen Geiste fort. Die Festungswerke wurden weiter hinausgerückt, auch die Stadt rechts der Elbe erhielt wenigstens

einen Anfang von Befestigungen, und vor allen Dingen baute er das Schloß das bis dahin eine unregelmäßige Anhäufung schmuckloser Bauten gewesen war, planmäßig um. Er schuf dadurch ein Werk, das durch seine Türme und zahlreichen Giebel, durch seine Loggia an der Hofseite des Hauptturmes und seinen Reichtum an plastischem Schmuck einen prächtigen Eindruck machte. Für die Stadt führte er mit dem Jahre 1549 eine wichtige Epoche herbei, indem er beide Städte, Alt- und Neudresden, vereinigte. Die unaufhörlichen Streitigkeiten zwischen den beiden Nachbarstädten hatten dem Kurfürsten diesen Gedanken nahe gelegt; durch die Vereinigung beider hoffte er allen „Irrungen und Gebrechen, daraus unnachbarlicher Wille und langwierige Rechtfertigung erfolget“, ein Ende zu machen. Nur widerwillig kamen der Rat und die Ältesten von Altdresden dem kurfürstlichen Befehle nach; denn es ließ sich voraussehen, daß die von ihnen vertretene Stadt sich in der neuen Gemeinschaft nicht als ebenbürtige Schwester neben der Residenz werde behaupten können; aber sie lernten sich fügen, und im nächsten Jahre, 1550, bestätigte der Kurfürst in einer besonderen Urkunde die vollzogene Vereinigung.

Was Moritz wegen seines frühen Todes nicht durchführen konnte, das förderte sein Bruder August (1553—1586), in der sächsischen Geschichte gewöhnlich „Vater August“ genannt, zum Ziele. Er vollendete die Befestigung von Altstadt und errichtete seinem Bruder an der Stelle, bis zu welcher unter dessen thatkräftiger Regierung das Werk gediehen war, das jetzt noch stehende Moritzmonument; ebenso führte er den Bau der Schloßkapelle zu Ende und sorgte für den Ausbau des Schlosses; unter ihm entstanden das Zeug- und Kanzleihaus und die Annenkirche. August legte auch den Grund zu den Sammlungen, durch die Dresden später so berühmt geworden ist. In der heutigen Friedrichstadt, dem westlichsten Stadtteile links der Elbe, wo damals das Dorf Ostra lag, erwarb er ein Gut nach dem andern und machte daraus ein Kammergut. Ein Meister aber war er in der Verwaltung der wirtschaftlichen Angelegenheiten, und seine Gemahlin, die „Mutter Anna“, kam ihm darin gleich. Die so wichtige Sorge für das, was täglich wiederkehrt und gerade dadurch von Bedeutung wird, obgleich es sonst unscheinbar ist, übte er in den Anordnungen für die Verwaltung seiner Residenz ebenso, wie in der Regierung des ganzen Landes.

In diesem Sinne war er auf Reinhaltung der Straßen bedacht. Er war sehr erzürnt, als er hörte und selbst wahrnahm, daß es in Dresden, das sonst als die sauberste Stadt gerühmt worden war, in allen Gassen hin und wieder unflätig und unsauber aussah. Nicht bloß Schutt und Abraum von den Gebäuden, sondern auch Kehricht, Misthaufen und andern Kot warf man auf die Straßen, allen Unrat in den durch die Stadt geleiteten Kaitzbach. Er ordnete daher 1554 an, daß in bestimmter Zeit alle Straßen gesäubert würden; fortan sollte niemand mehr Kehricht und andern Unflat in den Kaitzbach werfen und jeder wenigstens einmal wöchentlich vor seiner Thür sauber kehren. In jener Zeit, wo oft die Pest als unheimlicher Gast in der Stadt einkehrte, wirkten derartige Anordnungen doppelt heilsam. Ferner sorgte er dafür, daß die Gassen gepflastert und zugleich in möglichst gleiches Niveau gebracht wurden, damit der Kaitzbach bei Feuersnöten überall hingeleitet werden konnte. Dem Mangel an Pflastersteinen wußte er durch ein sehr einfaches Mittel abzuhelfen: er befahl, daß jeder Bauer, der im kurfürstlichen Amte ein Fuder Holz für seine Haushaltung

lösen wolle, ein Fuder Pflastersteine umsonst mit in die Stadt bringen und abladen müsse. Nur wohl angelegte, reinliche Straßen paßten für die großen Steinhäuser, die seit dem Beginne des 16. Jahrhunderts auch von Privatleuten, die dem Beispiele ihrer Fürsten folgten, in immer größerer Zahl gebaut wurden.

Nachdem unter dem prachtliebenden Kurfürsten Christian I. (1586—1591) noch das prächtige sogenannte Stallgebäude mit dem Stallhofe errichtet worden war, trat eine bis nach der Mitte des 17. Jahrhunderts dauernde Pause in der Entwickelung Dresdens ein. Wo sollten auch in den unruhigen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges die Mittel zu größerer Bauthätigkeit hergenommen werden? Wer konnte Lust bekommen, ein Werk anzufangen, dessen Vollendung vielleicht gar nicht möglich war, oder das bei einem nächsten feindlichen Einfalle zerstört werden konnte? Für solche Zeiten schickte sich nur die 1632 begonnene Erweiterung und Verstärkung der Festungswerke, welche den auf dem rechten Ufer der Elbe gelegenen Teil Dresdens schützen sollten. Eine um so regere Thätigkeit folgte nach dem Kriege unter der Regierung Johann Georgs II. (1656 bis 1680). Im Jahre 1667 erhielt Dresden das erste „Komödienhaus“ oder Opernhaus, das später zum Ballhause eingerichtet wurde und jetzt das königliche Hauptstaatsarchiv enthält; bald folgten Ball-, Schieß- und Reithaus. Nach dem Kammergute Ostra zu wurde jenseit der Weißeritz auf dem Platze der heutigen Friedrichstadt 1670 Neustadt-Ostra angelegt, das ein Sitz für Handwerker und industrielle Anlagen sein sollte. Jeder Handwerksmann, gleichviel ob er einer Innung angehörte oder nicht, sollte einen Bauplatz unentgeltlich erhalten, wenn er sich verpflichtete, ein tüchtiges, womöglich steinernes und mit Ziegeln gedecktes Haus zu bauen. Der Kurfürst ließ in dem neuen Stadtteile auch ein sogenanntes Manufakturhaus erbauen, damit Johann Daniel Kraft, der bereits 1674 in Leipzig eine Seidenmanufaktur angelegt hatte, in Dresden dasselbe Unternehmen durchführe. Kraft errichtete mit Unterstützung des Kurfürsten auch eine Wollmanufaktur.

Unter der Regierung Friedrich Augusts I. oder des Starken (1694 bis 1733), als König von Polen August II. genannt, nahm Dresden eine völlig andre Gestalt an. Dieser hochbegabte, kunstsinnige Fürst war der erste Albertiner, der als Prinz die sogenannte große Kavaliertour durch Europa gemacht und dabei die Pracht der französischen Herrschersitze kennen gelernt und an Italiens Bau- und Kunstwerken seinen Geschmack gebildet hatte. Ein solcher Mann konnte sich in der Residenz, wie sie damals war, nicht behaglich fühlen; sie entsprach nicht seinen Begriffen von der Entfaltung fürstlicher Würde, besonders seitdem im Jahre 1697 sein Haupt auch mit der polnischen Königskrone geschmückt worden war. Der Schloßbrand des Jahres 1701, der fast die Hälfte des Schlosses mit dem prachtvollen Riesensaale in Asche legte, gab ihm den ersten Anlaß zu der großartigen Bauthätigkeit, die während der folgenden 30 Jahre seiner Regierung kaum unterbrochen wurde. Doch war es nicht deutsche, sondern französische und italienische Kunst, die er pflegte, entsprechend dem Geiste, der damals die höheren und höchsten Kreise Europas erfüllte; französische und italienische Künstler wurden berufen, die heimischen mußten zurückstehen und sich oft dem Auslande zuwenden. Um so höher müssen zwei vaterländische Künstler geschätzt werden, die sich dennoch den Ausländern gegenüber zu behaupten vermochten und gerade die beiden wichtigsten Bauwerke dieser Zeit schufen: Mathäus

Daniel Pöppelmann, welcher den Plan zum Zwinger entwarf, einem in seiner Art einzigen Werke, und Georg Bähr, der Erbauer der Frauenkirche.

Die Stadt auf dem rechten Ufer, Altdresden, welche bis dahin sehr stiefmütterlich behandelt worden war, erhielt nun auch ihren Anteil an Prachtbauten; es entstanden das japanische Palais, die Ritterakademie und das Blockhaus an der Brücke, welche verbreitert und verschönert wurde. Der Große Garten füllte sich mit Bildwerken aus Sandstein und Marmor, vorzüglich mit den Werken Antonio Corradinis und Balthasar Permosers.

Der Adel und die reiche Bürgerschaft eiferten dem Fürsten nach. In den Straßen der inneren Stadt erhoben sich jene großen Wohngebäude mit weiten Thoren und Treppenhäusern, die uns heute noch sofort durch den Schmuck ihrer Fassaden die Zeit ihrer Entstehung verraten. Die reichverzierten Pilaster mit den korinthischen Kapitälen, Medaillons mit Reliefköpfen, mit vielgestaltigen Ornamenten umgebene Schilde, Blumen- und Fruchtschnüre, die eigentümlich gebrochenen Bedachungen der Fenster, die leichten Erker und phantastisch geschwungenen Verdachungen: alles das weist uns darauf hin, daß die Zwingerarchitektur auf den vornehmeren Wohnhausbau übertragen worden ist. Einfachere Formen zeigen die Häuser, welche aus dem letzten Jahrzehnt von Augusts Regierung stammen. Im allgemeinen läßt sich der Charakter, den Dresden in seinen Bauten unter August dem Starken annahm, als der Barockstil bezeichnen.

Dresden war bis auf August den Starken trotz einzelner, immerhin zahlreicher Steinbauten in der Mehrzahl seiner Häuser eine hölzerne Stadt geblieben. Unter ihm wurde es anders; er spornte den Baueifer der Bürger an und hinterließ bei seinem Tode Dresden als steinerne Stadt. Ganze Stadtteile, Altdresden und Neustadt-Ostra, wurden durch ihn umgeschaffen. Altdresden war 1685 durch eine Feuersbrunst fast ganz zerstört worden. August munterte nun zum Anbau auf den vielen wüsten Plätzen an. Nicht bloß in Dresden, sondern auch in andern Städten des Landes wurde bekannt gemacht, daß diejenigen, welche Lust hätten, sich in Altdresden anzubauen, die Bauplätze unentgeltlich erhalten und auch auf eine bestimmte Anzahl von Jahren, die sich nach der Vollendung der Bauten richtete, von allen Abgaben, Einquartierungs- und andern Lasten frei sein sollten. Es wurde aber verlangt, die Häuser in vorschriftmäßiger Höhe aufzuführen und gleichmäßig abzuputzen. Straßen und Plätze wurden weit angelegt und die Festungswerke weit hinausgerückt. Da auf diese Weise Altdresden eine völlig andre Gestalt erhalten hatte, so verordnete der König 1732, daß es fortan Neustadt genannt werden sollte.

Eine ähnliche Verwandlung plante Friedrich August für Neustadt-Ostra. Auch hier wurden im Jahre 1730 neue Straßen und Gassen, sowie ein Marktplatz abgesteckt, und zugleich erhielt dieser Stadtteil statt des bisherigen den Namen Friedrichstadt. Der Plan ist freilich bei weitem nicht in der Größe ausgeführt worden, in welcher er entworfen war, was man noch an der gegenwärtigen Gestalt von Friedrichstadt wahrnehmen kann. Der sogenannte Marktplatz, auf dem aber höchstens Viehmärkte abgehalten worden sind, liegt fast ganz, und die Kirche, welche der Mittelpunkt sein sollte, ganz am Ende.

Doch August der Starke war nicht bloß ein großer Bauherr, sondern er brachte auch das künstlerische und gesellige Leben Dresdens zur Blüte. Die Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen erfuhren eine großartige Erweiterung

und Vermehrung, die 1705 gegründete Malerakademie zog Künstler herbei und heran; aber am meisten wurden die Oper und die Musik gepflegt, denen das 1718 erbaute Opernhaus geweiht war und die sich besonders eigneten, die Herrlichkeit eines stattlichen Hoflebens zu schmücken.

Dieses Hofleben trat nach außen besonders in glänzenden Festlichkeiten auf. Schon unter den früheren Fürsten, vorzüglich von Herzog Moritz an, wurde den Bürgern der Residenz bei Gelegenheit von Hochzeiten und Kindtaufen, bei Anwesenheit fremder Fürsten und zur Zeit des Karnevals Unterhaltung durch öffentliche Hoffeste geboten. Sie trugen noch den Charakter der ritterlichen Übungen und waren ein Nachklang aus der Ritterzeit. Ringrennen, Ringstechen, Stahlschießen und Turniere wurden in den Schloßhöfen und auf dem Altmarkte veranstaltet, Aufzüge bewegten sich durch die Straßen der Stadt, und verschiedene Tierhetzen, z. B. mit Bären, boten aufregende Szenen dar. Es wurden dafür immer wilde Tiere und Hunde in Bereitschaft gehalten. So ließ Vater August auf der Elbbrücke auch ein Löwenbehältnis anbringen, und der Jägerhof in Neustadt ist ausdrücklich für solche Zwecke mit erbaut worden.

Derartige Feste und noch andre dazu wurden auch unter August dem Starken gefeiert, aber viel öfter und mit Entfaltung weit größerer Pracht. Als Schauplatz dienten jetzt auch der Jägerhof und nach seiner Vollendung besonders der Zwinger, desgleichen die Elbe und der Große Garten. Land- und Wasserfeuerwerke, Lustjagden, Götter- und andre Aufzüge, Elbfahrten auf kostbaren Schiffen und Gondeln, Fußturniere, Karussells und Quadrillen jagten einander. Die öffentlichen Plätze wurden für die Zeit solcher Feste gänzlich umgewandelt. Zu einem Fußturnier, das außer zahlreichen andern Festlichkeiten zu Ehren der Anwesenheit des Königs von Dänemark im Jahre 1709 abgehalten wurde, war der Altmarkt mit Brettern gedielt und von einem viereckigen, mit grünem Reisig bekleideten Gebäude eingefaßt worden; grüne Lusthäuser bildeten die Tribünen, deren Fenster mit rotem Samt ausgeschlagen waren. Sehr beliebt waren auch Bauernhochzeiten und sogenannte „lustige Bauernwirtschaften". Die Damen und Herren des Hofes verkleideten sich dabei als Bäuerinnen und Bauern verschiedener Nationen und erlustierten sich in einem provisorisch hergestellten Bauernwirtshause, etwa im „Goldenen Fuchsschwanz" oder im „Vollen Maß". Der ganze Hof zog dabei zuweilen so verkleidet durch die Straßen, und von der „Hohen Kompanie" wurden die Fenster vieler Häuser brav mit Zitronen, Pomeranzen und Apfelsinen bombardiert. Der König selbst fand es nicht unter seiner Würde, dabei den Kellner zu spielen. Solche Feste wurden auch im Karneval abgehalten, es kamen aber noch große Redouten und Jahrmärkte dazu. So wurde im Februar 1714 ein achttägiger Markt der Krämer und Bauern veranstaltet, und zugleich waren an andrer Stelle 60 Buden aufgeschlagen, in welchen die Dresdener Kaufleute, Italiener, Zinngießer, Kupferschmiede, Nadler, Konditoren u. s. w., in der Nacht bei Beleuchtung feilhalten mußten.

Im Geiste Augusts des Starken arbeitete auch sein Sohn Friedrich August II. (als König von Polen August III.), welcher von 1733—1763 regierte, an der Vergrößerung und Verschönerung Dresdens und entfaltete dabei noch größeren Glanz und Luxus. Sein Einfluß auf Dresdens bauliche Entwickelung war noch tiefgreifender als der seines Vaters, da er im Gegensatz zu diesem sich lieber in Dresden als in Warschau aufhielt. Unter ihm entstand

das dritte Bauwerk, das Dresden für alle Zeiten charakterisiert, die katholische Hofkirche, das Werk des Italieners Gaetano Chiaveri, und ihr schloß sich eine ganze Reihe von öffentlichen und Privatgebäuden an, vorzüglich Paläste der Edelleute des Hofes. Besonders großartig war die Bauthätigkeit des Grafen Brühl, der als Premierminister Augusts II. diesen nach seinem Willen lenkte und das Land unumschränkt regierte. Sein jetzt königliches Palais ließ er an der Rückseite der Festungswerke, die das Elbufer oberhalb der Brücke deckten, errichten, und das Plateau dieser Werke, die jetzige Brühlsche Terrasse, verwendete er zur Anlage eines großartigen Gartens, alles das freilich auf Kosten des von ihm schmählich ausgebeuteten Landes.

„Die Bauperiode von 1730—1760", sagt Dr. Richard Steche, „ist es vorzugsweise, welche der Stadt den Charakter gab, den sie noch heute zeigt, und welcher Dresden vor allen andern modernen Städten so wertvoll für die Architektur macht durch die seltene Einheit, welche alle sonst noch so verschiedenartigen Gebäude der Stadt untereinander verbindet." Aus dem Barockstile wird das Rokoko mit seinem gerippten Muschelwerk und den Blumen-, Blätter- und Fruchtranken, welche die Glieder des Bauwerks verbinden.

Je mehr sich das 18. Jahrhundert dem Ende zuneigte, desto einfacher und nüchterner wurden seine Bauten. Das Elend der Zeit erstickte die Freude an der Kunst und versagte auch die Mittel zu ihrem Wirken. Nicht besser ging es im 19. Jahrhunderte bis zum Abschlusse der napoleonischen Wirren. Dann kam zwar eine lange Periode des Friedens; aber Stadt und Land waren so erschöpft und es gab so viel wieder gut zu machen, was in der schweren Zeit vorher zurückgegangen war, daß man längere Zeit hindurch nur nach Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit, wenig nach der Schönheit fragen konnte.

Es stellten sich auch bald in der Hauptstadt Bedürfnisse heraus, die gebieterisch Befriedigung heischten und dadurch alle Mittel in Anspruch nahmen. Nach dem Jahre 1815 wurden die beengenden Festungswerke entfernt, die Vorstädte konnten zur inneren Stadt in engere Beziehungen treten und nahmen rasch an Ausdehnung zu. Im dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts begannen der Eisenbahnbau und die Dampfschiffahrt von Dresden aus, Industrie und Handel belebten sich immer mehr, jede neue Volkszählung wies eine bedeutende Zunahme der Einwohnerzahl nach, eine Straße nach der andern wurde angelegt und schnell schlossen sich deren Häuserreihen — mit einem Worte: Dresden entwickelte sich zur Großstadt. Dadurch traten neue Aufgaben an die Stadt heran, die nur durch Aufwendung großer Summen bewältigt werden konnten, so daß für die Pflege der Kunst wenig übrig blieb.

Aber auch diese Zeit ist überwunden worden. Die neueste Periode in der Bauthätigkeit Dresdens wurde durch Gottfried Semper herbeigeführt, der durch den Bau des Hoftheaters und des neuen Museums die Formen der Renaissance zu neuem Leben erweckte und dadurch den Sinn für die Freude an schönen Bauwerken wieder hob. Wer die neueren Schulen und andern städtischen Bauten Dresdens, das neue Gerichts- und das neue Postgebäude, die neuen Kasernen betrachtet und den neueren Wohnungsbau in den besseren Stadtteilen beobachtet, muß bekennen, daß die sächsische Residenz Schritt hält mit dem Aufschwunge, den seit der politischen Einigung der Nation mit allen übrigen Zweigen der Kunst auch die Baukunst in Deutschland genommen hat.

Die Dresdener Museen. Neben Dresdens Bauwerken sind es seine Museen, die den Namen dieser Stadt zu einem weltberühmten gemacht haben. Beide sind demselben Sinne der sächsischen Fürsten für Kunst und Wissenschaft entsprungen, und beide zeigen ihre innerliche Verwandtschaft auch äußerlich dadurch, daß die herrlichsten Sammlungen auch von den herrlichsten Gebäuden eingeschlossen werden. Es gibt beinahe keinen Zweig der Kunst und der Wissenschaft, der nicht in diesen Sammlungen vertreten wäre, und es haben sich in ihnen im Laufe von Jahrhunderten Schätze aufgehäuft, deren Geldwert, so groß er auch sein mag, weit gegen ihren ideellen Wert zurücktritt. Sie dienen ja nicht der bloßen Schaulust, obgleich diese Seite gerade bei den berühmtesten von ihnen äußerlich am meisten zur Geltung kommt; ihre Hauptbedeutung liegt vielmehr in den gar nicht zu ermessenden Anregungen auf dem Gebiete der Kunst, des Kunstgewerbes und der Wissenschaft, die von ihnen ununterbrochen ausgehen. Diese Wirkungen lassen sich nicht unmittelbar nachweisen, zum Teil, weil es meistens Einzelwirkungen sind, die oft in die Ferne sich zerstreuen; denn wie mancher mag in Dresdens Sammlungen Ideen empfangen haben, die weit von Dresden verwirklicht worden sind! Wie manches Samenkorn mag hier zum Keimen gekommen sein, das erst viel später zur lustigen Pflanze emporgewachsen ist!

In einzelnen Beispielen ist aber dieser belebende und fruchtbringende Einfluß ganz offenkundig. Im Verkehre mit Dresdens Kunstsammlungen legte ein Winckelmann den Grund zu den Ideen, durch welche er der Schöpfer der neueren Kunstwissenschaft wurde; und wie durch die Bauten und die Pracht des Hoflebens der Fürsten im vorigen Jahrhundert zum erstenmal das Kunstgewerbe in Dresden aufblühte; so haben Dresdens Museen keinen geringen Anteil an dem Leben, das gegenwärtig in der Dresdener Kunstindustrie herrscht.

Die Kunstsammlungen sind es auch und nicht, wie man in Dresden selbst oft noch hören kann, die schönen Umgebungen, welche der Stadt den Ehrennamen „Elbflorenz“ verschafft haben. Dieser Name ist eigentlich nur ein umgewandelter nach dem Muster von Ilm-, Pleiß- und Spree-Athen; die ursprüngliche Form ist „deutsches Florenz“ und von Herder zuerst in seiner „Adrastea“ gebraucht worden.

In einem Aufsatze über die Kunstsammlungen in Dresden sagt dieser Dichter, daß durch sie Dresden „in Ansehung der Kunstschätze ein deutsches Florenz geworden“, und er schließt ihn mit den Distichen:

> „Blühe, deutsches Florenz, mit deinen Schätzen der Kunstwelt!
> Stille gesichert sei Dresden Olympia uns.
> Phidias-Winckelmann erwacht' an deinen Gebilden,
> Und an deinem Altar sprossete Raffael-Mengs“.

Der Anfang zu den Dresdener Sammlungen für Kunst und Wissenschaft liegt um Jahrhunderte zurück. Schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts waren fast in allen fürstlichen Schlössern sogenannte „Kunstkammern“ zu finden, welche Malereien und Bildwerke, Kunstgegenstände und Merkwürdigkeiten der verschiedensten Art, Waffen, Naturalien, Bücher und Instrumente enthielten, neben den Kunstwerken, Kostbarkeiten und Kuriositäten, welche zum Schmuck in den Wohn- und Festräumen aufgestellt waren. Dasselbe war im Dresdener Schlosse der Fall, und daraus entstanden unter der Regierung des Kurfürsten August

die Bibliothek, die Kunst- und Naturalienkammer als eigentliche Sammlungen, welche dem Besuche von Reisenden zugänglich waren, während die Schatzkammer (das nachmalige „Grüne Gewölbe"), die Rüst- und Gewehrkammern mehr den geordneten Vorrat der noch zum Gebrauche des Hofes dienenden Gegenstände bildeten.

Aus diesen wenig geordneten, im Laufe der Zeit noch stark vermehrten Sammlungen sonderten sich unter August dem Starken die meisten der heutigen Museen ab, so das Antikenkabinett, die Gewehrgalerie, die Sammlung mathematischer Instrumente und die Porzellansammlung; die Kunstkammer wurde besser geordnet, die Gemäldegalerie vermehrt, desgleichen andre Sammlungen. August traf auch Einrichtungen für die öffentliche Benutzung der Sammlungen als Mittel für die Belehrung, und infolgedessen wurden im Jahre 1727 verschiedene Sammlungen im Zwinger aufgestellt. Dazu trat als ein ganz würdiges Seitenstück das japanische Palais, wohin 1785 die Bibliothek, das Münzkabinett und die Antikensammlung verlegt wurden.

Die meisten dieser Sammlungen sind bis in die neueste Zeit ununterbrochen vermehrt und alle sind immer besser geordnet, sowie für das große Publikum, vor allem aber für Studienzwecke zugänglicher gemacht worden. Es ist ganz unmöglich, im Rahmen einer kurzen Schilderung einen Begriff von dem Inhalte dieser Sammlungen zu geben; ich muß mich begnügen, sie einfach anzuführen und dann kurz noch der Gemäldegalerie und des Grünen Gewölbes zu gedenken.

Die kostbarste Sammlung, das Grüne Gewölbe, befindet sich nebst dem Münzkabinett im königlichen Schlosse, die meisten Sammlungen aber umfaßt der Zwinger. Das neue Museum, wie der Sempersche Renaissancebau, welcher die Nordostseite des Zwingervierecks schließt, im Gegensatze zum alten Museum, dem jetzigen Museum Johanneum, genannt wird, enthält in seinen oberen Teilen die Gemäldegalerie, in den unteren das Kupferstichkabinett und das Museum der Gipsabgüsse. Letzteres hieß früher auch das Mengssche Museum, weil sein Grundstock die Stücke sind, welche die Regierung im Jahre 1782 von Raffael-Mengs gekauft hatte. Dieser hatte von König Karl III. von Spanien den Auftrag erhalten, von allen Antiken, welche er erlangen könne, Abgüsse zu machen, und bei dessen Ausführung allemal ein zweites Exemplar für sich hergestellt.

Das Museum ist bedeutend erweitert worden, namentlich durch eine besondere Abteilung für mittelalterliche und moderne Kunst, welche die Räume in der Nordecke der alten Zwingergebäude inne hat.

Die Südwesthälfte des Zwingers umschließt die naturwissenschaftlichen Sammlungen, nämlich das zoologische und mineralogische Museum, sowie das anthropologisch-ethnographische Museum und den mathematisch-physikalischen Salon.

Im Museum Johanneum finden wir im ersten Stock das historische Museum, das vorzüglich glänzende Rüstungen, oft von historischen Persönlichkeiten herrührend, alle Arten von Waffen, allerlei Möbel, Hausgeräte, Kleidungsstücke und dergl. enthält und die reichste derartige Sammlung in Europa ist. Mit ihr hängt die Gewehrgalerie unmittelbar zusammen. Die Räume des zweiten Stockes bergen die Porzellansammlung, die sonst im japanischen

Palais aufgestellt war und zuerst aus den Vorräten entstand, die August der Starke ursprünglich zur Dekoration des Palais bestimmt hatte.

Das dritte Gebäude, welches mit berühmten Sammlungen angefüllt ist, das japanische Palais, liegt in Neustadt am Kaiser-Wilhelm-Platz. Die Bedeutung des Antikenkabinetts, welches den größten Teil des Erdgeschosses einnimmt, beruht in den Skulpturen, Vasen und Terrakotten aus dem griechischen und römischen Altertum, auch ägyptische und assyrische Kunstwerke sind vertreten. Die sämtlichen übrigen Räume dienen den Zwecken der königlichen Bibliothek. Sie enthält 3—400 000 Bände gedruckter Bücher, 3000 Handschriften, darunter seltene Schätze auf Pergament, Baumwollen- und Seidenpapier, an 2000 Inkunabeln oder Erstlingswerke der Buchdruckerkunst, 182 000 Dissertationen und kleinere Schriften und 200 000 Landkarten. Am reichsten ist in ihr die Geschichte in allen ihren Zweigen und mit ihren Hilfswissenschaften vertreten, danach die Sprachwissenschaft.

Zu diesen in vier Gebäuden enthaltenen Sammlungen kommen noch einzelne in verschiedenen Teilen der Stadt. Nicht weit vom japanischen Palais, auf der Körnerstraße, befindet sich im Geburtshause Körners das Körner-Museum, welches aus einer Sammlung von Reliquien und Gegenständen der Erinnerung an den „deutschen Tyrtäus“, seine Familie und seine Freunde besteht, alles zusammengebracht durch die unermüdliche Thätigkeit eines einzigen Mannes, des Dr. E. Peschel. — In den Parterreräumen der Kunstgewerbeschule am Antonsplatze in Altstadt treffen wir seit 1876 das Kunstgewerbe-Museum, das in seinem raschen Wachstum die Bedeutung widerspiegelt, welche Dresden in den kunstgewerblichen Bestrebungen unsrer Zeit gewonnen hat. Selbst der Große Garten hat seine Sammlungen. Das Schloß, welches im Mittelpunkte desselben steht, birgt im Erdgeschosse ein Altertums-Museum, das besonders an Gegenständen der kirchlichen Kunst reich ist; und im ersten Stock das Rietschel-Museum, eine fast vollständige Sammlung von Abgüssen und Modellen der Werke dieses Dresdener Meisters.

Die Dresdener Gemäldegalerie. Für die Gemäldegalerie hatte schon August der Starke in Frankreich und Holland manches erworben; aber den Ruhm, neben den Galerien des Louvre in Paris und von Florenz die erste Bildersammlung der Welt zu sein, verdankt sie hauptsächlich Friedrich August II. Er kaufte 1746, eine augenblickliche Geldverlegenheit des Herzogs Franz von Este-Modena benutzend, die sogenannte modenesische Galerie, 100 Bilder aus der Galerie desselben, darunter die Meisterwerke des Correggio, Veronese und Tizian, nachdem zwei Jahre vorher schon Holbeins Madonna nach Dresden gekommen war. Ihr folgte 1753 die Sixtinische Madonna von Raffael, die für 180 000 Mark das Eigentum Friedrich Augusts wurde. Damit besaß die Galerie zwei Perlen, die seitdem ihre Glanzpunkte geblieben sind; denn wenn die erstere wirklich nur eine Kopie des Darmstädter Originals von Hans Holbein dem Jüngeren ist, so bleibt sie doch eine sehr gelungene, was schon daraus hervorgeht, daß es nur den scharfsinnigsten Untersuchungen geglückt ist, dies nachzuweisen. Bei Versteigerungen in Holland und Paris wurden ferner viele holländische und vlämische Bilder erworben. Wodurch die Dresdener Galerie ausgezeichnet ist, das erlangte sie also schon zu jener Zeit, nämlich zahlreiche

Werke der italienischen und niederländischen Schulen und eine beträchtliche Anzahl weltbekannter Meisterwerke der größten Maler. Solche Meisterwerke sind: Correggios „Nacht", Tizians „Zinsgroschen", Caravaggios „Falsche Spieler", Riberas „Maria von Ägypten", Murillos „Madonna". Zu den Künstlern, die in ihren Werken vorzüglich vertreten sind, gehören außerdem Paolo Veronese, Tintoretto, Poussin, Claude Lorrain, Rubens, van Dyck, Jordaens, die beiden Teniers, Dürer, die beiden Cranach u. a. Dagegen fehlen der Galerie Werke aus der Zeit, in welcher sich die Schulen zu ihrer Blüte entwickelten. — Für die Sympathien der Dresdener sind besonders interessant die Landschaften des Italieners Bernardino Belotto, gewöhnlich Canaletto nach seinem Lehrer und Oheim Canale genannt; diese Landschaften stellen nämlich besonders Ansichten von Dresden und seiner Umgebung dar.

Im Grünen Gewölbe. Das Grüne Gewölbe ist die Schatzkammer des sächsischen Fürstenhauses. Deren Entstehung fällt in sehr frühe Zeit; denn es ist sicher, daß bereits unter Georg dem Bärtigen (1500—1539) ein Stamm existierte, bestehend aus kostbaren Halsbändern, Kreuzen aus Rubinen und Diamanten, goldenen Ringen, Ketten 2c. Alle Fürsten vermehrten diesen Schatz, besonders Kurfürst August, unter dem die Schatzkammer sich auch schon im Erdgeschoß des nordwestlichen Teiles des Schlosses befand, wo sie heute noch aufgestellt ist. Viele Gegenstände, welche der damals ebenfalls im Schlosse befindlichen Kunstkammer angehörten, ließ er in diese Schatzkammer bringen, wo sie noch zu sehen sind. Für diese Schatzkammer kommt schon im Jahre 1610 die Bezeichnung „Grünes Gewölbe" vor, die jedenfalls von der grünen Farbe des Lokals, wo sie sich befand, herstammt, und aus dem Volksnamen ist mit der Zeit ein offizieller geworden.

Die jetzige glänzende Einrichtung, die ganz mit dem kostbaren Inhalte harmoniert, ist das Werk Augusts des Starken, der selbst die Anordnungen für die Ausschmückung der Räume gab. Er vermehrte die Sammlung bedeutend, besonders durch die Gold- und Emaillearbeiten seines Hofjuweliers, Johann Melchior Dinglingers, unter denen der sogenannte Hofhalt des Großmoguls Aurengzeb von Delhi die berühmteste ist. Es ist ein Tafelaufsatz, der auf einer stufenförmig aufsteigenden silbernen Platte eine Menge von kleinen goldenen Figuren mit Emaille zeigt, die in Tracht und Gestalt mit außerordentlicher Sorgfalt gearbeitet sind.

Auch Friedrich August II. vermehrte die Schätze des Grünen Gewölbes, solange nicht die Kriegsunruhen es unmöglich machten; aber nach dieser Zeit ist es nur wenig durch neue Erwerbungen vermehrt worden. Sein Inhalt stammt daher hauptsächlich aus der Zeit vom 16.—18. Jahrhundert und gehört besonders der späteren Renaissance und dem Rokoko an, doch fehlt es auch nicht an Stücken aus älterer Zeit. Das Grüne Gewölbe darf aber nicht etwa bloß als eine Sammlung von Kostbarkeiten angesehen werden, die einen beinahe unschätzbaren Wert darstellen, sondern auch sein Kunstwert ist ein hoher und hat ihm nicht weniger zu seinem Weltruhm verholfen, als der materielle Wert. Dem Publikum, welchem schon August der Starke, wenn auch unter etwas drückenden Bedingungen, den Eintritt verstattete, ist der Besuch in neuerer Zeit wesentlich erleichtert worden; besonders ist dafür gesorgt, daß Gewerbtreibende

am Anblicke der vorzüglichen Arbeiten ihren Geschmack bilden können. Von den besten Stücken hat man Abbildungen veröffentlicht und dadurch die Schätze in noch weiteren Kreisen wirken lassen. Einzelne Gegenstände, wie Tafelaufsätze, Marschallstäbe, Gefäße und andre, werden noch bei großen Hoffestlichkeiten verwendet.

Wenn man zum erstenmal die Räume des Grünen Gewölbes betritt, so gerät man zunächst beinahe in Verwirrung, man weiß nicht, wohin man bei all der Pracht zuerst das Auge wenden soll; es dauert einige Zeit, ehe man die ruhelos umherschweifende Neugier zu zähmen und mit Aufmerksamkeit bei einzelnen Gegenständen zu verweilen vermag. In dem Elfenbeinzimmer lockt die feine plastische Durcharbeitung der Figuren auf Krügen und Pokalen, in Gruppen und Reliefs aus dem zarten, mattglänzenden, bald rein weißen, bald etwas gelblich schimmernden Material; im Kaminzimmer der Farbenschmelz der Emaillen, die Pracht der mühsam gearbeiteten Mosaiken, die massenhafte Verwendung des Bernsteins und der schillernde Glanz der in Gold, Silber und Edelsteine gefaßten Muscheln. Das Silberzimmer mit seinen zahlreichen Figuren und Gefäßen von vergoldetem Silber versetzt uns durch die grüne Farbe seiner Wände in die Anfangszeiten der Schatzkammer zurück; im Eckkabinett ergötzen wir uns an den kostbaren Spielereien und Nippsachen; die meisten Besucher aber hält immer das Juwelenzimmer am längsten fest durch das Funkeln und Blitzen der Brillanten und Edelsteine in allen Farben, die teils einfach auf dunklem Stoffgrunde befestigt sind, teils von glänzenden Orden dem Auge entgegenfunkeln, teils von Schuh-, Gürtel- und Knieschnallen, von Agraffen und Achselbändern, Stockknöpfen und Schwertgriffen herüberblitzen, und zwischen denen der sanfte, weißgraue Schimmer vogtländischer und asiatischer Perlen eigentümlich anmutet.

Der Zwinger. Unter allen Bauwerken Dresdens, die aus dem 18. Jahrhundert stammen, vergegenwärtigt uns keins besser die ganze Anschauungsweise Augusts des Starken und seinen auf die Entfaltung von Pomp und Pracht und den durch die Kunst verschönten Genuß des Daseins gerichteten Sinn, als der Zwinger. Derselbe sollte nicht ein für sich abgeschlossenes Bauwerk sein, sondern nur der Anfang, der Vorhof eines Schlosses, das der Würde eines Königs von der Machtstellung, wie sie jener Fürst durch die polnische Krone erlangt hatte, auch äußerlich entspräche. Während seiner ganzen Regierungszeit trug sich der König mit Plänen zur Verwirklichung dieser Idee und hat sich sehr lebhaft an den betreffenden Arbeiten seiner Architekten beteiligt. Den Plan dazu entwarf Mathäus Daniel Pöppelmann, geboren 1662 in Dresden und daselbst 1736 gestorben. Vor der Ausführung des Zwingers unternahm er auf Kosten des Königs Reisen nach Rom und Neapel, während derselben nach Paris, um Studien für dieselbe zu machen. Den Zweck des Baues bezeichnet er selbst mit folgenden Worten: „Gleichwie die alten Römer unter ihren andern erstaunenswerten Bauanstalten auch dermaßen große Staats-, Pracht- und Lustgebäude aufzurichten pflegten, daß dieselben einen weiten Umkreis machten, ebenso ist auch dieses Gebäude des königlichen Zwingergartens dermaßen kunstreich angelegt, daß er alles dasjenige in sich begreift, was in jenen römischen Erfindungen Prächtiges oder Nützliches vorgekommen; denn außer den verschiedenen großen Speise-, Spiel- oder Tanzsälen, kleineren Zimmern, Bädern, Grotten, Bogenstellungen, Lust- oder Spaziergängen, Baum- und Säulenreihen, Gras- und

Blumenbeeten, Wasserfällen, Lustplätzen und dem anstoßenden prächtigen Opern- und Komödienhause beschließt das ganze Bauwerk zusammen einen so ansehnlich länglich runden Platz, daß in demselben nicht nur die fast unzählbaren, des Winters in den Galerien verwahrten Bäume zur Sommerzeit bequemlich in schönster Ordnung ausgesetzt, sondern auch alle Arten öffentlicher Ritterspiele, Gepränge und andre Lustbarkeiten des Hofes angestellet werden."

Den Namen führt das Bauwerk nach dem Zwingergarten, der früher einen Teil des Bauplatzes einnahm. Der Bau begann im Jahre 1711 und wurde im Jahre 1722 eingestellt, allerdings in der Hoffnung auf Wiederaufnahme, die aber nie erfüllt worden ist. Er war damals so weit vollendet, wie er jetzt dasteht.



Freitreppe der Brühlschen Terrasse.

Die nach dem heutigen Theaterplatze gelegene Seite war noch gar nicht in Angriff genommen, und der König ließ sie interimistisch durch eine Kulissenwand schließen, welche Arkaden darstellte. Erst durch Sempers Museumsbau wurde diese Seite abgeschlossen.

Der Zwinger bildet ein Viereck, das einen 117 m langen und 107 m breiten Hofraum einschließt und sich im Nordwesten und Südosten durch hinausgeschobene, mit Bogen endigende Teile erweitert. Er besteht wesentlich aus Arkaden, die aber in den vier Ecken durch Saalbauten, in der Mitte der Südwestseite durch ein Portal, im Nordwesten und Südosten durch Pavillons unterbrochen sind. Die Arkaden zeigen nur ein Erdgeschoß und oben eine Plattform als Wandelbahn, während den Ecksaalbauten, dem Portal und den Pavillons ein Stockwerk aufgesetzt ist. An die Nordwestecke schließt sich ein Springbrunnenhof an, das Diana- oder Nymphenbad. Brunnenanlagen mit phantastischem Figurenbeiwerk finden sich auch im Hofe an den Arkaden zu beiden Seiten des Portals.

Am üppigsten entfaltet sich die Architektur am südwestlichen Portale und den beiden Pavillons. Es gibt beinahe keine Mauerfläche mehr, alles ist aufgelöst in Säulen und Pfeiler, in vielfach gegliederte und gebrochene Simse, die sich nach oben in Konsolen mit übervollen Fruchtkörben auflösen. Karyatiden tragen die Steinlast über ihren Häuptern mit Leichtigkeit, nur wenige schauen mürrisch drein. Wappen, Gesichter, die Gestalten der Wald- und Flußgötter und andre Bildsäulen blicken uns überall entgegen, und um und durch das alles ranken sich reiche Blumen- und Fruchtguirlanden, quellen zackige Blattmassen hervor. Nach oben schließt das Portal mit einer Krone, und die Dächer der Pavillons schmückt Atlas mit der Weltkugel. Der Übergang vom Barock- zum Rokokostil tritt uns im Zwinger in seiner ganzen graziösen Ungebundenheit entgegen.

Auf der Brühlschen Terrasse. Auf der Augustusstraße kaufte Graf Brühl im Jahre 1737 dreizehn Häuser zusammen, die er niederreißen ließ, um dadurch den Platz für ein Palais zu gewinnen, dessen Bau er sofort in Angriff nehmen ließ. Das Palais stieß mit der Rückseite an den hohen Festungswall, der sich von der Augustusbrücke an der Elbe aufwärts zog. Auf diesem legte sich Brühl den schon erwähnten Garten an, die heutige Brühlsche Terrasse, von der ein Teil noch heute den Namen „Brühlscher Garten“ führt. Die Mauer, die sich auf dem Walle nach der Elbe zu erhob, ersetzte er durch ein eisernes Geländer, und das Ende nach der Stadt zu veränderte er so, daß man dort mit Pferd und Wagen hinauffahren konnte. An der Seite dieses Gartens ließ er sein Bibliothekgebäude erbauen, das seit 1791 der Sitz der Kunstakademie ist, und etwas weiterhin eine Bildergalerie, den jetzigen Dublettensaal, in welchem sehenswerte Kunstausstellungen die Kunstfreunde anziehen. Im Jahre 1747 schenkte ihm Friedrich August II. auch noch den Platz der Venus- oder Jungfernbastei an der Stelle des heutigen Belvedere. Dort hatte bisher ein prächtiges, von Christian I. errichtetes „Lusthaus“ gestanden, das in dem erwähnten Jahre durch eine Explosion zerstört wurde, die in der unter der Bastei gelegenen Vulkanshöhle, dem Laboratorium, entstanden war. An dieser Stelle ließ Graf Brühl ein durch seine Zierlichkeit berühmtes Belvedere errichten, welches aber 1757 nebst dem Garten von preußischen Truppen verwüstet wurde.

Ein öffentlicher Belustigungsplatz wurde die Terrasse im Jahre 1814. Während Sachsens König, der am Schlusse der großen Völkerschlacht bei Leipzig in die Hände der Verbündeten gefallen war, in der Gefangenschaft in Berlin lebte, bekam Dresden den russischen Fürsten Repnin als Gouverneur. Auf dessen Anregung wurde die große Freitreppe angelegt, die vom Schloßplatze auf die Terrasse führt und jetzt mit den schönen Bildwerken Johannes Schillings geziert ist, welche die vier Tageszeiten allegorisch darstellen. An die Stelle der weggeräumten Trümmer von Brühls Belvedere kam ein neuer luftiger Rundbau, zu einem Restaurant bestimmt. Dazu ist 1875 auf dem Platze vor der Kunstakademie ein andres Werk Schillings gekommen, das dem Meister Rietschel am Orte seines ehemaligen Ateliers errichtete Denkmal.

Die Brühlsche Terrasse ist seit ihrer Eröffnung der Lieblingsplatz des Dresdner Publikums und der Fremden geworden und hat Dresdens Namen ebenso in alle Welt hinausgetragen, wie seine Sammlungen und Prachtgebäude.

Doch verdankt sie diesen Ruf nicht dem, was auf ihr selbst, sondern dem, was von ihr aus zu sehen ist. Wie interessant ist nicht schon der Blick auf den reizenden Bogen des Elbstromes mit seinen drei schönen Brücken, mit den landenden und abfahrenden Dampfern, den Schleppschiffen und den ihnen angehängten Reihen von Elbzillen, den Gondeln und Ruderbooten! Wie schön präsentieren sich von hier aus Schloß- und Theaterplatz mit ihren Gebäuden! Aber alles das verschwindet gegen den Blick auf die villengeschmückten Höhen elbaufwärts bis Loschwitz und elbabwärts auf die steilen Rebenhügel der Lößnitz, ein Landschaftsbild, dessen man nicht überdrüssig wird, so oft man es auch betrachten mag. Man wird lange suchen müssen, ehe man eine Stadt von Dresdens Größe findet, wo man, so nahe dem Mittelpunkte der Stadt, großstädtische und landschaftliche Pracht an einem Punkte vereinigt findet.

Auf der Brühlschen Terrasse kommt somit in angenehmster Weise eine dritte Eigenschaft zur Geltung, mit der Dresden neben dem Reichtum seiner Sammlungen und der Pracht seiner Bauten geziert ist: das ist das Hereinrücken einer lieblichen Natur in die Stadt. Auch an andern Stellen der Stadt blickt man hinaus in die blühende Landschaft, die bald in weiterem, bald in engerem Rahmen erscheint, so von jeder der drei Brücken, vom Zwingerwall und dem Hügel im Palaisgarten in Neustadt; und wenn man durch die Straßen der Vorstädte wandert, sieht man sich oft ganz unvermutet einem Stück ferner Landschaft gegenüber, das einen poetischen Zug mitten in die Prosa des Alltagslebens bringt.

Dresdner Villen. Dresden ist nicht nur von einer schönen Landschaft umgeben, sondern es besitzt auch Landschaften mitten in der Stadt. Der Zwingerteich mit den Anlagen am Zwingerwall in Altstadt und der Palaisgarten in Neustadt bieten Landschaftsminiaturbilder, die geradzu entzückend sind, wenn Vegetation und Beleuchtung vereinigt auf das Auge wirken. Dazu kommen die Villenviertel, die von der Stadt unmerklich zum Lande hinüberleiten. Das schönste ist dasjenige, welches sich seitwärts von den frischen Anlagen an der äußeren Bürgerwiese nach dem Großen Garten hinzieht. Der Stil und die Größe der Villen, die aber frei von aller Überladung sind, und die geräumigen Gärten lassen erkennen, daß hier solider Reichtum sich glänzende und dabei doch behagliche Wohnstätten geschaffen hat. Unter diesen Villen zeichnen sich die von Johann Meyer auf der Beuststraße, von Baron Kapeherr, und andre auf der Parkstraße aus.

Wo eine Straße aus der Stadt ins Land hinausführt, dort ziehen sich auch fast immer an beiden Seiten Villen oder wenigstens von Gärten umschlossene Wohnhäuser an ihr hin, bald von anspruchsloserer Form, bald behäbiger geartet. Besonders hervorzuheben sind noch diejenigen Stadtgegenden, wo die Villen auf etwas erhöhtem Boden liegen, nämlich auf dem niedrigen Rücken zwischen dem Südwestende der Stadt und den Nachbardörfern Räcknitz und Plauen, am alten Rande der Dresdner Heide vom Waldschlößchen bis zum Ausgange des Prießnitzgrundes und vor allem auf der Höhe des rechten Elbufers vom Linckeschen Bade bis zum Waldschlößchen. Im letzteren Teile hat man einen beinahe unbehinderten Blick nach der Sächsischen Schweiz, den benachbarten Teilen des Erzgebirges und den sanften Wellen, in denen sich diese nach dem Dresdener Elbkessel herabsenken. An solchen Stellen versteht

man, weshalb Dresden mit Vorliebe von Rentiers und pensionierten höheren Beamten und Offizieren aufgesucht wird, die sich hier des Genusses ihres Vermögens erfreuen oder den Abend ihres Lebens in beschaulicher Ruhe zubringen wollen. Nicht mit Unrecht ist Dresden im Hinblick auf seine schönen Anlagen und Promenaden und seine Villengärten die Stadt der Gärten genannt worden.

Eine Wanderung durch die Stadt. Was wir bis jetzt kennen gelernt haben, sind nur die Hauptzüge in dem Charakterbilde Dresdens. Der Leser begleite mich nun auf einer Wanderung durch die Stadt, wobei sich dem Bilde noch mancher interessante Zug hinzufügen lassen wird. Zuvor aber ist es notwendig, einen Überblick über die ganze Stadt zu gewinnen.

Dresden liegt in der Mitte des schon mehrfach erwähnten langgestreckten Thalkessels, den die Elbe von ihrem Austritte aus dem Elbsandsteingebirge bei der Pirnaischen Pforte bis Meißen in nordwestlicher Richtung durchströmt. Von rechts tritt die Lausitzer Terrasse mit einem niedrigen Steilabhange an sie heran, links erhebt sich der Boden allmählich in terrassierter Wellenform nach dem Erzgebirge zu. Auf beiden Seiten dringt eine große Zahl kleiner Thäler von verschiedenartiger Gestalt in die Höhen ein. Durch diese Höhen in Verbindung mit der von Ortschaften erfüllten Elbaue entsteht eine außerordentlich liebliche Landschaft, die auf den ersten Blick bezaubert und täglich neue Schönheiten offenbart, wenn man längere Zeit in ihr verkehrt.

Durch die Elbe, welche Dresden in einem nach Südsüdwest geschlossenen Bogen durchfließt, wird die Stadt in zwei Hauptteile getrennt, Alt- und Neustadt, von denen jenes auf dem linken, dieses auf dem rechten Ufer liegt. Drei schöne steinerne Brücken verbinden die beiden Stromseiten. Die älteste, Augustusbrücke genannt, überspannt den Strom gerade in der Mitte des Bogens; von ihr stromaufwärts befindet sich die jüngste, die 1877 eröffnete Albertsbrücke, stromabwärts die Marienbrücke, welche 1852 vollendet wurde und zugleich dem Eisenbahnverkehr dient.

Alt- und Neustadt sind in weiten Bogen von Vorstädten umschlossen, die gegen die innere Stadt von Alleen und Promenaden begrenzt werden, welche an Stelle der alten Festungswerke angelegt worden sind. An Altstadt schließt sich im Osten die Pirnaische, im Süden die See- und im Südwesten und Westen die Wilsdruffer Vorstadt an; westlich von letzterer, durch die aus dem nahen Plauenschen Grunde hervorbrechende und unterhalb der Marienbrücke sich in die Elbe ergießende Weißeritz von den übrigen Teilen der Altstadt getrennt, dehnt sich die Friedrichstadt aus. Von den beiden Vorstädten der Neustadt nimmt die Antonstadt, im Nordosten und Norden gelegen, den größten Raum ein; von ihr wird der nordwestliche Stadtteil, die Leipziger Vorstadt, ungefähr durch die Linie der sächsisch-schlesischen Eisenbahn getrennt.

Von der Brühlschen Terrasse die große Freitreppe nach dem Schloßplatze herabsteigend, finden wir uns durch den Anblick der katholischen Hofkirche gefesselt, welcher außerordentlich malerisch wirkt. In vier von Säulen getragenen Etagen schwingt sich der Turm in die Luft und läßt somit in den oberen Etagen zwischen den Säulen und den Balustraden überall den blauen Himmel durchscheinen; der Oberbau des Mittelschiffes erhebt sich leicht über die andern Teile, und von den Seiten schauen 78 große Bildsäulen von Heiligen herab, welche in ihren

Größenverhältnissen so gearbeitet sind, daß sie trotz der hohen Stellung immer im schönsten Ebenmaß erscheinen. Die Nischen des untersten Teiles des Turmes schmücken die Statuen der vier Evangelisten mit den sie symbolisierenden Tieren.



Die katholische Hofkirche.

Noch malerischer muß diese Kirche in der ersten Zeit nach ihrer Vollendung ausgesehen haben, ehe der Dresdner Ruß sie von außen mit einer schwarzen Kruste überzog; sie ist nämlich aus doppelfarbigem Sandstein errichtet, indem beim Unterbau weißer, beim Oberbau gelber Sandstein verwendet worden ist.

Das Innere zerfällt in drei Schiffe, deren mittelstes durch Säulengänge von den Seitenschiffen getrennt ist. Bildhauer- und Malerarbeiten schmücken Decken und Kapellen; das große Altargemälde von Raphael Mengs stellt Christi Himmelfahrt dar. Das Kruzifix und die Altarleuchter sind wahre Silberschätze; enthält doch allein das Postament des ersteren fast 3 Zentner Silber! Die Orgel ist das letzte Werk des berühmten Orgelbauers Gottfried Silbermann, der im Innern dieses seines Werkes noch während der Vollendung desselben am 4. August 1753 infolge eines Schlaganfalles starb. Die Gewölbe unter der Kirche sind seit Friedrich August II. die Grabstätte des sächsischen Fürstenhauses.

Die katholische Hofkirche, „ein interessantes Beispiel prunkenden Barockstils“, wie Wilhelm Lübke sie nennt, ist die Schöpfung des Italieners Gaetano Chiaveri (geb. zu Rom 1689, gest. zu Foligno 1770). Der Grundstein wurde 1739 gelegt, aber der Meister sah ihre Vollendung nicht; denn die Anfeindungen seiner Gegner nötigten ihn 1749, Dresden zu verlassen. Der Bau wurde 1751 eingeweiht, nachdem der innere Ausbau und das mittlere Schiff vollendet waren, der Turmbau dagegen dauerte noch bis 1754. Auch die Statuen haben einen Italiener, Namens Lorenzo Mattielli, zum Meister.

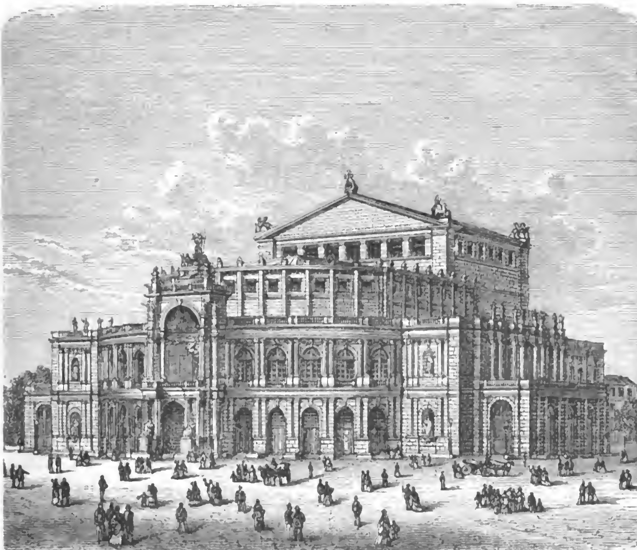


Dionysos und Ariadne. Quadriga auf dem Dresdner Hoftheater.

Durch einen bedeckten, die Straße überwölbenden Gang ist die katholische Hofkirche mit dem königlichen Schlosse, gerade neben dem Thore, über dem der Schloßturm, der höchste von Dresdens Türmen (100 m), aufragt. Die Schloßgebäude bedecken einen weiten Raum am Schloßplatze und auf der Schloßstraße. Sie zeichnen sich im Äußern nicht sonderlich aus, um so prächtiger sind die Festräume im Innern ausgestattet.

Vom Schloßplatze gelangen wir zum Theaterplatze. Durch die katholische Kirche, das Museumsgebäude und das königliche Hoftheater macht dieser unter allen Plätzen Dresdens den imposantesten Eindruck, welcher nur durch die Gebäude auf der Nordseite etwas gedämpft wird. Diese sich die Elbe entlang ziehende Reihe niedriger Häuser faßt der Dresdner unter dem Namen „Helbigs“ (nämlich Helbigs Restaurant) zusammen. Sie sind der Rest des „italienischen Dörfchens“, einer Anzahl kleiner Häuser, die den Raum zwischen der Elbe und dem Museumsgebäude einnahmen und von den italienischen Arbeitern errichtet worden waren, welche der Bau der katholischen Kirche nach Dresden gezogen hatte.

Der Charakter des Theaterplatzes wird durch die beiden berühmten Renaissancebauten Gottfried Sempers, das Museumsgebäude und das königliche Hoftheater, bestimmt. Das Museum, 1847—1854 erbaut, zeigt ein in kräftigen Formen gehaltenes Erdgeschoß, über welchem sich der erste Stock in vornehmem Stile aufbaut. Die aus der Fläche heraustretenden Säulen und Pfeiler, welche die Fenster einschließen, und über diesen die Nischen mit ihren verschiedenen Medaillonköpfen gliedern die lange Fassade, deren fein durchgearbeiteter Sims oben durch eine Attika gekrönt wird. Die verschiedenen Farbennüancen des sächsischen Sandsteins sind mit großem Geschick benutzt.



Das königliche Hoftheater in Dresden.

Der sinnige plastische Schmuck hebt diese Formen noch mehr, besonders an dem oben mit einer Kuppel endigenden Mittelbau. In den Nischen, den Bogenzwickeln der Portale und Fenster und an andern Stellen sind Statuen und Reliefs angebracht, welche den Entwickelungsgang der ganzen Kunstgeschichte darstellen.

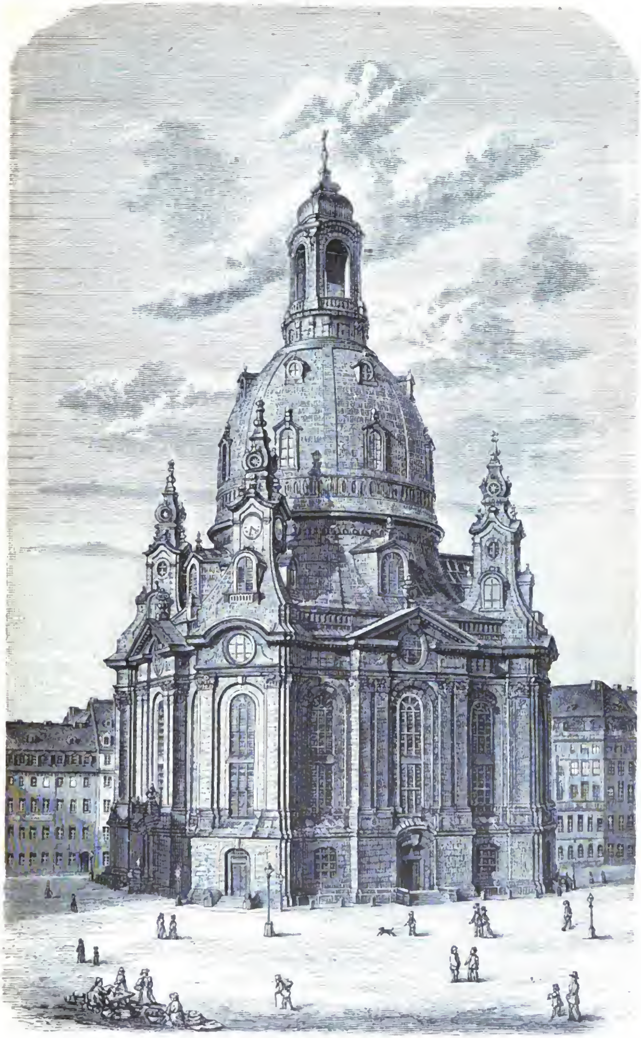
Das jetzige königliche Hoftheater nimmt ziemlich dieselbe Stelle ein, wie das erste großartige Werk Sempers, das am 21. September 1869 ein Raub der Flammen wurde. Es war von 1838—1841 erbaut worden und galt als eins der schönsten unter den europäischen Theatern. Semper erhielt den Auftrag, auch den Plan für das neue Theater zu entwerfen, und nach diesem

ist es 1871—1878 emporgewachsen. Wie bei dem alten, so ist auch bei diesem neuen Theaterbau der Renaissancestil verwendet worden, aber nicht wie bei jenem die Früh-, sondern die Hochrenaissance, und um den Anforderungen eines gesteigerten Besuches und der fortgeschrittenen modernen Bühnentechnik gerecht zu werden, waren viel größere Dimensionen nötig als ehedem. Am reichsten ist der Vorderteil des großartigen Gebäudes gestaltet, das in allen seinen Teilen von außen schon die Gliederung und den Zweck des Innern erkennen läßt. In der Mitte des Rundteiles erhebt sich die nach dem Platze vorspringende Exedra, die oben in einer halbkreisförmigen Nische endigt. Deren Halbkuppel enthält in drei Medaillons die Bilder der drei Grazien, des Marsyas und des Apollo, und darüber thront auf hohem Postament eine bronzene Pantherquadriga mit den Gestalten des Dionysos und der Ariadne, Werke des Bildhauers Johannes Schilling. Im Innern ist das Theater aufs prächtigste ausgeschmückt, und alle Künste reichen sich hier die Hand zu einer glänzenden Gesamtwirkung. Ihren Höhepunkt erreicht diese Pracht in den Foyers und den Vestibulen.

An der Hauptwache vorbei, die nach einem Plane Schinkels 1831 bis 1838 in griechischem Stile errichtet wurde, kommen wir in eine Gegend, wo die Gotik herrscht. Die Sophienkirche, welche zugleich als evangelische Hofkirche dient, ist schon im Jahre 1351 entstanden, aber nur im Innern noch in ihren Hauptformen erhalten. Durch willkürliche und unschöne Vor- und Anbauten war sie ganz entstellt und ist daher in ihrem Äußern von 1864—1868 vollständig umgebaut worden. In den spitzbogigen Portalen und Fenstern, der großen Fensterrose im Westen und den durchbrochenen Turmspitzen mit den abschließenden Kreuzblumen treten uns die Formen des gotischen Stils entgegen. Nicht weit davon, auf dem Postplatze, treffen wir den sogenannten Cholerabrunnen, an dem sich aus einem achteckigen Becken, in das Eidechsen und Löwenmasken Wasser speien, in gotischer Turmform eine Spitzsäule erhebt. Er wurde im Jahre 1843 nach Sempers Entwurf von dem Freiherrn Eugen von Gutschmid errichtet zum Andenken daran, daß Dresden von der Cholera, welche in andern deutschen Städten bis 1838 so viele Opfer gefordert hatte, verschont geblieben war. — Durch die Wilsdruffer Straße wenden wir uns dem Altmarkte zu, dem Mittelpunkte der inneren Stadt. Ihn schmückt das jüngste Denkmal Dresdens, das 1881 enthüllte Siegesdenkmal Robert Henzes. Ein Unterbau aus weißem karrarischen Marmor trägt die Hauptfigur, eine Kolossalstatue der Germania. In fester, entschlossener Haltung, die Fahne mit der erhobenen Rechten haltend und die Linke auf den Schild stützend, steht sie da, ein Symbol der deutschen Siege im Kriege von 1870—1871.

Ein andres Denkmal steht auf dem nahen Neumarkte. Es ist das Bronzestandbild des Botanikers auf dem Throne, des Königs Friedrich August II., von Hähnel. Die Verfassungsurkunde, die er in der Hand hält, erinnert daran, daß unter seiner Mitwirkung 1831 für Sachsen das konstitutionelle Regiment begann. Er war damals noch nicht König, denn seine Regierungszeit fällt in die Jahre 1836—1854; aber als Mitregent seines Oheims, König Antons des Gütigen, nahm er wesentlichen Anteil an der Überführung des Landes in die neuen Verhältnisse.

Die Hauptzierde dieses Platzes ist die Frauenkirche, die schon als das zweite unter Dresdens Bauwerken des 18. Jahrhunderts erwähnt wurde.



Die Frauenkirche in Dresden.

Die Baugeschichte dieser Kirche zeigt uns den Kampf der genialen Idee mit Mißgunst und Unverstand und ihren endlichen Sieg. Die Frauenkirche ist ein Kuppelbau, und die Kuppel reiht sich nach dem Urteile der Fachmänner ebenbürtig ihren Schwestern auf der Peterskirche zu Rom, dem Dome zu Florenz und der Paulskirche in London an, ihr Erbauer steht in dieser Hinsicht gleichberechtigt neben Michel Angelo, Brunelleschi und Christopher Wren. Und Georg Bähr, ihr Schöpfer, war ein einfaches Dorfkind, 1666 zu Fürstenwalde im Erzgebirge unweit der böhmischen Grenze geboren! Im benachbarten Städtchen Lauenstein hatte er das Zimmerhandwerk erlernt und sich nach Dresden gewandt, wo er „des Rates Zimmermeister“ geworden war. Nie hatte er die Grenzen Sachsens überschritten, so daß der Anblick bedeutender Bauwerke ihn nicht anregte, er hatte sich ganz durch sich selbst gebildet. Als echter Autodidakt faßte er die Idee zu seinem großartigen Werke; mit Klugheit wußte er sie zu verhüllen, und mit der vollen Energie eines Helden hat er sie bis zu seinem unglücklichen Ende durchgeführt. Man zweifelte an der Haltbarkeit seines Werkes; hochmütige Fachgenossen verspotteten ihn, und mehr als einmal wurde der Vorschlag gemacht, die fast vollendete Kuppel wieder abzutragen und eine hölzerne an ihre Stelle zu setzen, selbst noch nach seinem Tode; aber die Größe seiner Idee trug endlich doch den Sieg davon. Sein heftigster Gegner, Chiaveri, hat wenige Jahre später selbst als gerechte Strafe seines Verhaltens gegen Bähr erfahren müssen, wie bitter die Anfechtung von seiten unverständiger Neider ist; denn bei seiner Wölbung des Mittelschiffs der katholischen Kirche bezweifelten auch alle die Haltbarkeit, ganz Dresden war in Angst und fürchtete ihren Zusammensturz; man verlangte die Wiederabtragung, und auch sein Werk bewährte sich.


Siegesdenkmal in Dresden: Germania.
Von Robert Henze.

Im Jahre 1726 wurde der Grundstein zur Frauenkirche gelegt, im März 1738 starb Bähr, infolge eines Sturzes von dem Baugerüste seines Werkes. So sehr war er angefeindet worden, daß das Volk sich nicht den Glauben nehmen ließ, er habe, müde aller Gehässigkeiten, freiwillig den Tod gesucht. Die Kuppel war schon seit zwei Jahren geschlossen, noch fehlte ihr aber der Aufbau, als welchen sich der Meister eine schlank aufstrebende, steinerne Laternenpyramide gedacht hatte; doch den Zoll wenigstens mußte seine Idee der Zweifelsucht entrichten, daß statt der Pyramide im Jahre 1740 der Kuppel eine einfache steinerne Laterne mit hölzernem Dache aufgesetzt wurde. Zur Plattform führt zwischen den Gewölben der Kuppel

wendelartig eine schiefe Ebene hinauf, und dort hat man einen köstlichen Blick in die Landschaft, deren Wahrzeichen schon aus weiter Ferne die Kuppel der Frauenkirche ist. Unter der Kirche sind weitläufige Katakomben angelegt, die aber nicht mehr, wie früher, zu Grabstätten benutzt werden. In ihnen setzte man die Gebeine des Erbauers bei, als der Johannisfriedhof, auf dem er begraben worden war, säkularisiert wurde. Von der Kuppel seiner Kirche prallten beim Bombardement von 1760 die Bomben unwirksam ab; sie stand da, „von Grund aus bis oben hinaus gleichsam nur ein einziger Stein", wie der Prediger Am Ende in der ersten Predigt nach dem Bombardement treffend sagte.

Als ein nordwestliches Anhängsel des Neumarktes erscheint der Jüdenhof, wo eine Brunnenanlage mit einer Siegesgöttin geschmückt ist, unter welcher Inschriften den Sieg Johann Georgs III. über die Türken bei Wien im Jahre 1683 feiern. Eine große Freitreppe führt vom Platze zum Museum Johanneum (s. S. 301). Von hier in die Augustusstraße nach dem Schloßplatze zu einbiegend, gelangen wir zu dem Fürstenzuge, einem Werke des Historienmalers W. Walther aus den siebziger Jahren. Er nimmt die nach der Straße gerichtete Wandfläche des sogenannten Stallhofes ein und ist eine als Teppich gedachte Verzierung in Sgraffitomalerei. In langem Zuge sind hier Sachsens Fürsten aus dem Hause Wettin dargestellt, von Konrad dem Großen, der 1123 erblicher Markgraf von Meißen wurde, bis auf den 1873 verstorbenen König Johann und dessen Söhne, den jetzigen König Albert und den Prinzen Georg. Sie sind zu zwei und drei gruppiert, alle hoch zu Roß, und ihnen zur Seite schreiten alsdann die verschiedenen Edelleute und Pagen. Herolde und Spielleute eröffnen den stattlichen Zug, Vertreter des Nähr-, Wehr- und Lehrstandes schließen denselben. —



Körner-Statue in Dresden. Von Ernst Hähnel.

Wir sind nun wieder auf dem Schloßplatze. Ein schöner Quai führt vom Anfange der Terrasse bis zur Albertsbrücke. Ein großartig angelegter Stadtteil ist hier in der Umgebung des Sachsenplatzes im Entstehen begriffen. Oberhalb der Albertsbrücke steht die 1882 vollendete Jägerkaserne, mit ihren vielen pyramidenförmigen Türmchen ein Schmuck des Elbufers.

Die erst noch im Entstehen begriffene Johannstadt links liegen lassend, begeben wir uns durch die ganze Pirnaische Vorstadt nach dem westlichen Ende derselben, wo auf dem Georgplatze vor dem neuen gotischen Gebäude des alten Kreuzgymnasiums das Denkmal Theodor Körners errichtet ist, eine Bronzestatue von E. Hähnel. „Der jugendliche Held und Dichter ist kühn und begeistert

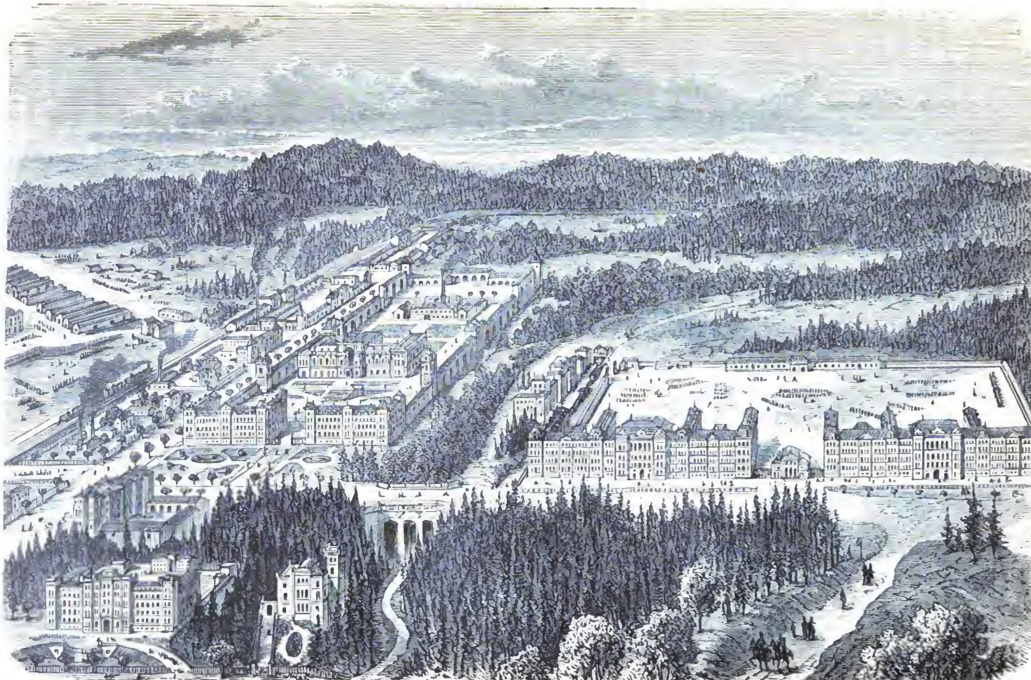
vorwärts schreitend, wie auf dem Wege zum letzten Kampfe, dargestellt; in der Rechten hält er die Gesänge, mit denen er den Mut seiner Nation entflammte, während die Linke, an eine Strophe seines Schwanenliedes, an das Schwertlied mahnend, die treue Waffe an das Herz drückt".

Zwischen den nahen Anlagen der Bürgerwiese und der Prager Straße dehnt sich als östlicher Teil der Seevorstadt das „englische Viertel" aus, das seinen Namen der Vorliebe verdankt, mit welcher früher die in Dresden sich dauernd aufhaltenden Engländer gerade dort ihre Wohnung suchten. Der Moltkeplatz mit seinen von einem Gitter umfriedigten Gartenanlagen, die den „Nymphenbrunnen" umgeben, erinnert an einen englischen Square. Auf dem Ferdinandplatze ist ein zweiter Brunnen mit der heitern Gänsemännchenfigur geschmückt.



Die russische Kirche in Dresden.

Die Straßen in dem englischen Viertel erscheinen einförmig; schöner aber sind die Wohnhäuser des jenseit der sächsisch-böhmischen Eisenbahn gelegenen Teiles der Seevorstadt, des sogenannten amerikanischen Viertels. Hier zeichnet sich der Bismarckplatz, dessen Südseite das neue Polytechnikum abschließt, nebst den Umgebungen aus. Neben den Namen der besseren Gegenden der Seevorstadt erinnern auch drei Kirchen und Kapellen fremder Religions-Genossenschaften, nämlich die englische und die reich verzierte russische Kirche und die schottische Kapelle, daran, daß Dresden eine Fremdenstadt ist. — Vom böhmischen Bahnhofe führt uns die Pferdebahn, an dem Brunnen mit Henzes Bronzestatue der Kurfürstin „Mutter Anna" vorbei, nach dem Postplatze zurück und in kurzer Zeit über die Augustusbrücke hinüber nach Neustadt. Auf dem Marktplatze erblicken wir die Reiterstatue Augusts des Starken, welche ihm sein Sohn Friedrich August II. durch den Kupferschmied Ludwig Wiedemann aus Augsburg im Jahre 1736 errichten ließ. Aus Kupfer getrieben und vergoldet, stellt sie den König in römischer Tracht und treffend ähnlichen Zügen dar. Nach der Elbe zu begrenzt den Platz das sogenannte Blockhaus, das als Neustädter Hauptwache dient.



Die neuen Kasernenbauten in Dresden.

Es ist 1732, also noch unter der Regierung Augusts des Starken, begonnen, aber erst 1752 unter seinem Sohne vollendet worden und wurde früher auch als Pyramidengebäude bezeichnet. Es sollte nämlich mit Figuren geschmückt und mit einem Terrassenaufbau gekrönt werden, welchen ein Obelisk abschließen sollte; auf 40 m Höhe war das Bauwerk berechnet, wurde aber nicht in dieser prächtigeren Weise ausgeführt.

Vom Neustädter Markte führt die Pferdebahn noch durch die Antonstadt bis zum Rande der Dresdner Heide, welche die Stadt im Norden begrenzt. Dorthin sind in den Jahren 1873—1879 sämtliche Militäretablissements verlegt worden, die bis zu dieser Zeit in verschiedenen Teilen der Stadt zerstreut waren. Diese Soldatenstadt, welche den Namen „Albertstadt" erhalten hat, vom Volksmunde aber „Kasernopolis" getauft wurde, schließt sich zwar unmittelbar an die Stadt an, liegt aber schon außerhalb des Stadtweichbildes. In einer Länge von 3 km erstreckt sie sich vom Waldschlößchen bis zum neuen Neustädter Friedhofe, und ihre hohe Lage macht ihre Gebäude weithin sichtbar. Unter ihnen zeichnen sich besonders die schon 1870 erbaute Schützenkaserne am Alaunplatz, dem Dresdner Paradeplatze, und das große Arsenal aus.

Auf unsrer Wanderung durch Dresden haben wir neben interessanten Gebäuden besonders auch viele Denkmäler gefunden, und doch ist dieser Reichtum noch nicht erschöpft. Es sind, von kleineren abgesehen, noch zwei Fürstendenkmäler und das Denkmal eines Fürsten der Töne zu nennen. In der Mitte des Zwingerhofes findet sich auf dem Thronsessel sitzend, mit dem Krönungsmantel angethan, König Friedrich August der Gerechte (1768—1827), in der Rechten das Zepter, mit der Linken das 1791 erlassene Gesetzbuch haltend. Die Statue und die Figuren an den Ecken des Postaments, welche die Gerechtigkeit, die Milde, die Weisheit und die Frömmigkeit darstellen, sind Werke Ernst Rietschels. — Ganz nahe, in den Anlagen zwischen dem Museum und dem Hoftheater, zieht ein andres Werk desselben Meisters die Blicke auf sich, die Bildsäule von Karl Maria von Weber, dem Komponisten des „Freischütz" und andrer genialer Tonwerke, der einst Kapellmeister am Dresdner Hoftheater war. — Endlich steht in den Weißeritzanlagen von Friedrichstadt das Denkmal König Antons des Gütigen. Schlicht und mild, wie er selbst war, blickt seine Büste von dem einfachen Postamente herab.

Wie an Denkmälern, ist Dresden auch an künstlerisch geschmückten Brunnen nicht minder reich. Außer den angeführten ist noch die Neptunsgruppe im Garten des ehemaligen Palais des Grafen Marcolini, des jetzigen Stadtkrankenhauses, in der Friedrichstadt zu erwähnen. Hoch oben auf dem Muschelwagen thront Neptun mit seinem Dreizack, ihm zur Seite Amphitrite; wundersam gestaltete Seepferde und phantastische Köpfe senden nach allen Richtungen ihre Wasserstrahlen, die in anmutigem Spiel sich vielfach kreuzen. Das Werk stammt aus der Zeit Augusts III. und war fast vergessen, ehe man es 1874 und 1875 wieder in Gang brachte. Die neue Wasserleitung, die Dresden mit ausgezeichnetem Trinkwasser versorgt, hat es auch ermöglicht, so viele Brunnenanlagen zu speisen und verschiedene Stellen der Promenaden und Anlagen mit Fontänen zu schmücken, deren größte der mächtige Strahl in der Mitte des Zwingerteiches ist.

Der Große Garten. Zu den Kleinodien der sächsischen Residenz gehört auch wegen seiner anmutigen Anlagen der Große Garten, ein Park von etwa 140 ha Flächenraum und einer Stunde im Umfange, der sich im Südosten an die Pirnaische Vorstadt anschließt. Kunst und Natur vereinigen sich hier zu einem harmonischen Ganzen, das in den letzten zehn Jahren durch ununterbrochene Verbesserungen immer mehr an Schönheit gewonnen hat, so daß der Dresdner auf seinen Großen Garten eben so stolz sein kann als der Wiener auf seinen Prater und noch weit mehr als der Berliner auf seinen Tiergarten.



Das Palais im Großen Garten bei Dresden.

Den Anfang zur Anlage des Gartens machte im Jahre 1678 Johann Georg II., indem er mehrere Felder der hier an das Stadtgebiet grenzenden Dorffluren erwarb, um sie in ein Fasanengehege umwandeln zu lassen, das später mit hohen Mauern umgeben wurde. Die nachfolgenden Fürsten erweiterten und verschönerten den Garten, besonders August der Starke und sein Sohn; sie benutzten denselben häufig zu den schon erwähnten prunkvollen Festen. Zwölf kolossale Standbilder des Herkules, seine Arbeiten darstellend, und ein ganzes Heer von Statuen aus Alabaster, Marmor und Sandstein, meist von italienischen Meistern herrührend, standen an dem Eingange der Alleen, an den Wegen, in Blumenbeeten und Gebüschen; ihre Zahl wird auf 1500 angegeben. In den Kriegszeiten ist der größte Teil dieser Kunstwerke verschwunden. Im Jahre 1760 wurde der Garten von Österreichern und Preußen verwüstet, die Statuen

teils zerschlagen, teils nach Sanssouci gebracht und nur wenige verschont. Im Kriegsjahre 1813 war er in den Augusttagen ein Teil des Schlachtfeldes, und die Anlagen wurden wieder furchtbar zerstört.

Der Mittelpunkt des Großen Gartens ist das schöne Palais, das Johann Georg III. 1679—1680 erbauen ließ. Vor ihm breiten sich von Gesträuch umsäumte Rasenflächen mit Teppichgruppen von Blumen und Blattpflanzen aus, hinter ihm glänzt der Spiegel eines Teiches, den schattige Kastanienalleen umschließen. Nicht weit davon befindet sich das sogenannte Naturtheater, ein von Bäumen umgebener, bühnenähnlich gestalteter Raum, auf welchem in früherer Zeit, als der Garten noch geschlossen war, gespielt wurde. Wiesenflächen und Wald wechseln in den übrigen Teilen des Parkes, und der Freund der Natur ergötzt sich besonders an einzelnen Bäumen und Baumgruppen. Dazu gehören eine Anzahl riesiger, auf Wiesenflächen zerstreut stehender Eichen, die in eigentümlicher Weise kraftvoll und selbständig sich entwickelt haben, und Gruppen, wo drei, vier und noch mehr Stämme aus einem Stock emporgewachsen sind. Ein reizendes Landschaftsbild gewährt die 1882 geschaffene Teichgruppe auf der nach Strehlen zu gelegenen Seite des Gartens in der Umgebung der ehemaligen „Krähenhütte“. Die Unebenheiten dieser Wildnis sind zur Anlage eines vielverzweigten Teiches mit Buchten, Halbinseln und Inseln von großer Schönheit verwendet worden.

Einige Stellen des Gartens sind mit den aus der Zerstörung geretteten Bildwerken geschmückt. Zu ihnen gehören die beiden Marmorvasen am westlichen Eingange und eine dritte am Ende des Teiches; auf jenen sind in halb erhabenen allegorischen Figuren die vier Jahreszeiten und die vier Weltteile dargestellt, auf diesen Szenen aus dem Leben Alexanders des Großen. Den Eingang zum Platze vor dem Palais zieren zwei Marmorgruppen, die den Centaur Nessus darstellen, wie er Dejanira entführt. Alles das sind Werke des italienischen Bildhauers Corradini, während die Gruppe in der Mitte des Platzes, die Zeit bedeutend, welche die Schönheit entführt, von Balestra herrührt.

Einen Vorzug hat der Große Garten vor vielen andern Anlagen ähnlicher Art, den er seiner Lage in der Dresdner Landschaft verdankt: das ist der Blick in die Hügellandschaft, welche den Elbthalkessel umgibt. Von den Alleen, vom Ende der Wege, oft von der Mitte des Gartens aus, treten dem Auge bald die sanften, mit Feldern bedeckten Anhöhen im Süden, bald die Höhen des rechten Elbufers mit Loschwitz und andern Orten im Norden und dann wieder die Felsenberge der Sächsischen Schweiz im Osten entgegen.

Es ist daher kein Wunder, daß sich Einheimische und Fremde mit Vorliebe im Großen Garten ergehen, seitdem derselbe dem Publikum eröffnet ist. Das ist in unbeschränkter Weise in der Zeit nach dem Abschlusse der Kriegsjahre am Anfange unsres Jahrhunderts geschehen, nachdem die hohe Mauer, welche ihn umgeben hatte, endlich gefallen war. Eine größere Anzahl von wohleingerichteten Restaurants gibt der Menge Gelegenheit, sich zu erquicken oder durch Musik sich unterhalten zu lassen. Eines der beliebtesten und besuchtesten unter ihnen ist das im zoologischen Garten, welcher das Südwestende einnimmt und einer der am besten eingerichteten in Deutschland ist.

Dresden als Industrie- und Handelsstadt. Sachsens Hauptstadt ist übrigens weit mehr als nur ein der Kunst und den mannigfaltigsten Vergnügungen gewidmeter Ort, in dem sich's recht angenehm leben läßt, wo vermögende Leute auf die beste Weise ihr Leben genießen. Dabei kann aber auch so reges Erwerbsleben gedeihen, wie es Dresden wirklich besitzt. Ein einziges Wort schon genügt, seine höhere Bedeutung auszudrücken: Dresden ist Großstadt geworden. Das beweist nicht allein die Zahl von 220818 Einwohnern, die es nach der Zählung vom Jahre 1880 in seinen Mauern birgt, sondern auch sein ganzer Charakter. Des raschen Wachstums der Vorstädte als eines Zeichens großstädtischer Entwickelung ist schon gedacht worden (S. 299). Damit ist die Entstehung von Vororten eng verbunden. Je mehr die Vorstädte ihre Häusermassen nach außen vorschoben, desto näher rückten sie den vorher noch durch ansehnliche Feldfluren von ihnen getrennten Nachbardörfern; besonders längs der zu letzteren führenden Landstraßen reihte sich in unserm Jahrhundert Haus an Haus, bis Stadt und Dorf räumlich verbunden waren. Die innere Verbindung folgte oder war wohl auch schon vorhergegangen. Die Annehmlichkeit des Landlebens, der niedrige Mietpreis der Wohnungen, der weniger kostspielige Lebensunterhalt und die geringere Höhe der Gemeindeabgaben lockten viele, die ihren Beruf in der Stadt ausübten, nach diesen Vorstadtdörfern. Vor allen Dingen sind diese Vororte in der Mehrzahl die Wohnplätze der Arbeiter geworden, die man nun früh und abends in Scharen zwischen jenen und der Hauptstadt verkehren sieht. Bald aber bildete sich in den Vororten ein eignes Fabrikwesen aus; denn hier waren die Bodenpreise und die Arbeitskräfte billiger und die Bahnhöfe ebenso schnell und leicht zu erreichen, als von vielen Gegenden der Stadt aus. In kurzer Zeit haben alle diese Orte ein städtisches Ansehen erhalten. Ihre Gemeindeverwaltung sah sich genötigt, Bebauungspläne mit einem ausgedehnten Netze von neuen Straßen und Plätzen aufzustellen, Straßenbeleuchtung einzuführen, große Schulgebäude zu errichten und eigne Kirchen zu erbauen; die Postbehörde mußte einzelnen dieser Orte besondere Postämter gewähren. Hierher gehört auch die Vergrößerung der Kirchhöfe und ihre Verlegung aus den Ortschaften ins freie Feld. Diejenigen Orte, die von jeher vorzugsweise als Landaufenthalt der Dresdner und Fremden benutzt worden waren, nämlich Blasewitz und Loschwitz, erhielten in dieser Hinsicht nunmehr auch eine erhöhte Bedeutung.

Solche Vororte sind auf der Altstädter Seite: im Osten Blasewitz, Striesen, Gruna und Strehlen, im Süden Räcknitz und Plauen, im Westen Löbtau, Cotta und Brießnitz; auf Neustädter Seite: Pieschen, Trachau und Trachenberge im Nordwesten und Loschwitz und Weißer Hirsch im Osten. Bis auf kleine Lücken ist der Raum zwischen diesen Orten und der Stadt durch Häuser meist längs der Landstraßen ausgefüllt, und die Fluren zwischen diesen Verbindungslinien bedecken sich alljährlich mehr mit Häusern. Nur vier von diesen 14 Vororten (Brießnitz, Weißer Hirsch, Trachenberg und Räcknitz) haben weniger als 1000 Einwohner, manche geben vielen alten Städten des Landes nichts nach. Gruna hat 1232 Einwohner, Trachau 1270, Strehlen 1787, Loschwitz 3348, Blasewitz 3542, Cotta 4034, Plauen 4258, Pieschen 6573, Striesen 7225 und Löbtau 9273 Einwohner. Wie überall, so zeichnen sich auch bei Dresden die meisten Vororte dadurch aus, daß sie in viel stärkeren Verhältnissen gewachsen sind, als die Orte selbst, von denen sie den Anstoß dazu empfangen haben. Die Einwohnerzahl von

Dresden ist in der Zeit von 1834—1880 um 234% gewachsen; bei Blasewitz betrug das Wachstum in derselben Zeit 308%, bei Plauen 796%, bei Cotta 1527%, bei Striesen 1637%, bei Pieschen 1794% und bei Löbtau 5589%, was selbst in Sachsen, das doch in seinen Bevölkerungsverhältnissen Absonderliches genug aufzuweisen hat, einzig dasteht; denn Plagwitz bei Leipzig, der Ort mit dem nächstgrößten relativen Wachstum, zeigt nur eine solche von 3625%.

Als Großstadt wird Dresden auch durch sein inneres Verkehrswesen gekennzeichnet. Erst im 19. Jahrhundert empfand das große Publikum das Bedürfnis, billige Fahrgelegenheit stets zur Verfügung zu haben, was ja nur dadurch möglich ist, daß Unternehmer bereit sind, auf öffentlichen Plätzen eine bestimmte Anzahl von Fuhrwerken aufzustellen oder bei weiterer Zunahme des Verkehrs in bestimmten Richtungen und zu festgesetzten Zeiten verkehren zu lassen, die nach Taxe zu benutzen ist. Es charakterisiert Dresden, daß das erste derartige Verkehrsmittel der mehr aristokratische Fiaker war; solche zweispännige Gefährte verkehrten in Dresden zuerst im Jahre 1819. Dann erst folgten die mehr demokratisch angehauchten Omnibusse (1838) und Droschken (1844), als Dresden schon 80—90000 Einwohner zählte. Die im Verhältnis zur Einwohnerzahl große Ausdehnung der Stadt und die Wechselwirkung zwischen ihr und den Vororten riefen endlich auch die Pferdebahn ins Leben. Die erste war diejenige, welche Plauen und Blasewitz mit der Stadt verband; sie wurde 1872 eröffnet, als Dresden etwa 180000 Einwohner hatte. Jetzt ist ein Pferdebahnnetz in der Ausführung begriffen, das in wenig Jahren ringförmig die innere Stadt umschließen und nach den wichtigsten Vororten ausstrahlen wird.

Bei aufmerksamer Beobachtung findet man noch eine ganze Anzahl Erscheinungen, welche darauf hinweisen, daß Dresden das, was ihm vom mittelstädtischen Charakter noch vor einiger Zeit eigen war, abgestreift hat oder abzulegen bereit ist. Die inneren Teile der Stadt haben sich immer mehr entvölkert, die Bevölkerung ist immer mehr nach außen zurückgewichen, weil nicht bloß sämtliche Parterre, sondern auch erste und sogar zweite Etagen vom Geschäftsleben in Beschlag genommen wurden. Damit ist die Steigerung der Preise des Baugrundes im Innern der Stadt Hand in Hand gegangen und hat rückschreitend auch nach außen hingewirkt. Nun wurde auch in den Vorstädten, die sonst mit den Rückseiten ihrer Häuserreihen große Gartenflächen einschlossen, der Boden zu wertvoll, als daß man ihn als Gartenland hätte behalten wollen; es wurden Straßen hindurchgelegt, und die Häuserreihen rückten dichter aneinander. Umgekehrt ist es an vielen Stellen nötig geworden, ganze Häuserkomplexe niederzureißen, um dem gesteigerten Verkehr freien Weg zu bahnen. In gewissen Gegenden bewegt sich stets ein starker Verkehr, der nur zuzeiten mehr anschwillt, zu andern etwas abnimmt, aber doch nie ganz unterbrochen wird. In der städtischen Verwaltung, den Vergnügungsetablissements und dem geselligen Verkehr bildet sich ebenfalls immer mehr der großstädtische Charakter aus.

Eine Großstadt aber kann sich nie auf dem unsichern, lockern Boden des Genusses und Vergnügens aufbauen, sondern nur auf der Arbeit, und so finden wir denn auch in Dresden lebhafte Erwerbsthätigkeit, es entwickelt sich jährlich mehr zur Industrie- und Handelsstadt. Es mag sein, daß der Hang zu Genuß und beschaulicher Ruhe, worauf Tradition und Natur hier besonders hinweisen, dieser Entwickelung lange hindernd in den Weg getreten und auch

noch nicht ganz überwunden sind; aber die Thatsache der lebhaften industriellen Entwickelung der Stadt läßt sich nicht wegleugnen. Sie fällt nur nicht so sehr auf, weil nicht einige wenige Industrien in weitem Umfange vertreten sind, sondern eine bunte Mannigfaltigkeit herrscht. Dresden stimmt darin mit andern Hauptstädten überein, die ja sämtlich ihr ursprüngliches Wachstum dem Umstande zu verdanken haben, daß der Hof, die Regierungsbehörden und eine Menge von Anstalten für das ganze Land hier ihren Sitz erhielten.

Die Dresdner Industrie ist noch jung. Jahrhunderte hindurch waren die königliche Münze und die Gießerei und Schlosserei des königlichen Zeughauses fast die einzigen Anlagen, welche über die Werkstätten des Kleingewerbes hervorragten. Zu größeren Unternehmungen wäre ein weiterer Raum erforderlich gewesen, als in einer Festung vorhanden, und zudem hätte die schöne Residenz, die Kunst- und Fremdenstadt, unter dem Lärm und Rauch und den üblen Gerüchen an Anziehungskraft eingebüßt. Ist es doch noch 1875 nötig gewesen, bestimmte Fabrikdistrikte zu bilden, außerhalb welcher Dampfkesselanlagen entweder nur beschränkt (bis zu vier Atmosphären Überdruck) oder gar nicht gestattet sind! Nachdem aber 1826 die Festungswerke gefallen waren, und als seit 1839 die Eisenbahnen hinzukamen, da zog auch die Industrie in Dresden ein und errang sich einen immer breiteren Boden. Die Schiffbarkeit der Elbe und die Nähe des Kohlenbeckens des Plauenschen Grundes konnten nun ihre Wirkung ausüben.

Die naturwüchsigsten Industrien Dresdens sind die mit der Eigenschaft als Residenz und Kunststadt zusammenhängenden. Dazu gehört zu allererst das Kunstgewerbe, namentlich Kunstmöbelfabrikation und Holzbildhauerei. Die bekannteste Möbelfabrik, die von A. Türpe, wurde schon 1841 gegründet und setzt ihre Möbel bis ins ferne Ausland ab. Die Kunstschlosserarbeiten, die Leder- und Bronzewaren, die Erzguß-, Gold- und Silberwaren sowie der Lichtdruck erfreuen sich eifriger Pflege und guten Rufs. Zahlreich sind die Pianofortefabriken, unter denen eine, die von Rosenkranz, seit 1797 besteht; von den übrigen sind besonders die von C. Rönisch und Ernst Kaps hervorzuheben.

Eine der ältesten Dresdner Industrien ist die Strohhutfabrikation, die sich auf die Nähe des Strohflechtereibezirks gründet, und daran hat sich die Vorrichtung und Herstellung von Strauß- und Phantasiefedern sowie die Fabrikation von künstlichen Blumen und neuerdings auch von Blattpflanzen zum Zimmerschmuck geknüpft. Doch noch viel größer ist die Zahl der lebendigen Blumen und Pflanzen, die Dresdens Kunst- und Handelsgärtnereien produzieren. Diese haben sich besonders auf Spezialkulturen geworfen und leisten das Vorzüglichste in der Zucht von Rhododendren, Azaleen und Kamelien, die nach allen Ländern Europas und über Europa hinaus vertrieben werden. Dazu kommt noch die Rosenzucht, die Zucht von Warmhaus-, Teppichgruppenpflanzen und Koniferen und die Baumschulgärtnerei. Mit der Gemüsegärtnerei ist namentlich auch die Zucht von Veilchen verbunden, ferner werden Reseden, Levkojen, Lack, Myrten, Monatsrosen ꝛc. kultiviert. Dresden ist überhaupt die dritte Gärtnerstadt des Kontinents; doch werden die Gärtnereien, die sonst hauptsächlich in den Vorstädten heimisch waren, von hier immer mehr nach den Vororten oder wenigstens nach dem äußersten Rande der Vorstädte verdrängt.

Sehr bedeutend ist die Brauerei, die besonders durch Aktiengesellschaften in großen Etablissements betrieben wird. Dieselben liefern meist sogenannte

Lagerbiere, die nicht bloß in Dresden und Umgebung, sondern namentlich auch in Norddeutschland und über Hamburg nach überseeischen Ländern abgesetzt werden. Unter den acht großen Aktienbrauereien ist die 1838 gegründete Sozietätsbrauerei zum Waldschlößchen die älteste. Sie ist zugleich, wie auch das Feldschlößchen und der Felsenkeller, ein lebhaft besuchter Vergnügungsort. Die Sodawasserfabrikation wurde von Dr. Struve begonnen, der 1820 in einem Garten der Seevorstadt eine Trinkanstalt eröffnete, die von Leidenden aus der Nähe und Ferne stark besucht wurde. Für die Fabrikation von Schokoladen- und Zuckerwaren, die von der Firma Jordan und Timäus 1823 eingeführt wurde, ist Dresden ein Hauptplatz in Deutschland, für die Zigarrettenfabrikation der erste; auch Tabak und Zigarren werden in großen Mengen fabriziert.

Die Industrien der Erden und Steine sind durch eine Ofenwarenfabrik, die besonders feinere Öfen und Kaminöfen, Majolikakamine sowie braune und grüne altdeutsche Öfen liefert, die Steingutfabrik von Villeroy und Boch und eine Schmelztiegelfabrik vertreten. Ihnen schließt sich die Glasfabrik von Friedrich Siemens an, ferner Metall-, Glocken- und Kunstgießerei.

Viel wichtiger, als man sich gewöhnlich denkt, ist in Dresden die Maschinenfabrikation. Obenan steht die Fabrikation von Nähmaschinen, die 1855 von Clemens Müller unter vielen Schwierigkeiten in Dresden eingeführt wurde. Seine Fabrik stellte anfangs eine Maschine in der Woche her, jetzt gegen 500. Außer ihr gibt es noch mehrere andre, auch ganz ansehnliche Fabriken. Maschinenbauanstalten liefern Dampfmaschinen, Maschinen für Seifen- und Lichtfabriken, Farbholz- und Papierschneidemaschinen, Mühleneinrichtungen, Eisenbahnbedarfsgegenstände, hydraulische Strohhutpressen, Gas- und Wasseranlagen u. s. w. Auch Schiffswerfte sind vorhanden. Die optischen und physikalischen Instrumente Dresdner Ursprungs sind sehr beliebt.

In der chemischen Industrie steht ein Welthandelshaus, die Firma Gehe & Co., an der Spitze durch eine großartige Droguen-Appreturanstalt, ein in seiner Art einziges Etablissement, das in betreff der Mannigfaltigkeit der verarbeiteten Stoffe in Europa nicht seinesgleichen hat. Die aus allen Erdteilen bezogenen arzneilichen Rohstoffe werden teils für die Apotheken zubereitet, teils werden aus ihnen die in der Arzneibereitungskunst gebräuchlichen Stoffe gewonnen. Viele andre Fabriken erzeugen diätetische Mittel, Salicylsäure, Sprit, Spiritus, Preßhefe, Lacke und Farben, Seifen, Parfümerie- und Wachswaren.

Die Textilindustrie hat nur eine Kammgarnspinnerei und eine Nähmaschinenzwirnfabrik aufzuweisen. Es gibt eine große Papierfabrik, namentlich aber ist Dresden der Hauptsitz der Fabrikation photographischer Papiere. Von hier aus wird nicht nur der größere Teil des Bedarfs an solchen Papieren in Deutschland gedeckt, sondern sie werden auch nach allen Teilen der Erde versendet.

Die angeführten Industrien genügen hier, um die Mannigfaltigkeit und Lebhaftigkeit der Dresdner Industrie im allgemeinen zu beweisen.

Bei so ausgedehnter Industrie müssen auch Handel und Verkehr in Dresden bedeutend sein. Die Schiffahrt auf der Elbe ist außerordentlich lebhaft, und nächst Leipzig und Chemnitz ist es der wichtigste Eisenbahnknotenpunkt Sachsens. Fünf Linien gehen von hier aus, die sich meist in geringer Entfernung von der Stadt wieder teilen. Mit der Reichshauptstadt und mit Deutschlands erster Meßstadt, Leipzig, ist Dresden durch je zwei Eisenbahnlinien verbunden.



Loschwitz bei Dresden.

Die Umgebungen von Dresden.

Eine Fahrt mit dem Dampfschiffe nach Loschwitz, Blasewitz und Pillnitz. (Schiller, Körner und Weber.) — Der Plauensche Grund. — Die Forstakademie zu Tharandt und ihr Gründer, Heinrich Cotta. — Die heiligen Hallen. — Die Lößnitz. — Moritzburg.

Eine Fahrt mit dem Dampfschiffe nach Loschwitz, Blasewitz und Pillnitz. (Schiller, Körner und Weber.) Wer recht behaglich die volle Schönheit der Landschaft an der Elbe oberhalb Dresdens wie in einem Panorama an sich vorüberziehen lassen will, muß an einem milden, sonnenhellen Tage eine Fahrt mit dem Dampfschiffe von Dresden bis nach Pillnitz unternehmen.

Wir begeben uns nach dem Dampfschifflandeplatze oberhalb der Augustusbrücke am Fuße der Brühlschen Terrasse und besteigen einen der schmucken Dampfer, die allstündlich oder auch halbstündlich die Fahrt nach Loschwitz und Pillnitz antreten. Das Signalglöckchen ertönt, die Schaufelräder greifen bedächtig in die Fluten der Elbe, bis das Schiff die Mitte des Stromes erlangt hat, und rasch strebt dieses nun stromaufwärts. Wir lassen das Belvedere oben auf der Terrasse hinter uns zurück, gleiten an den hohen, palastähnlichen neuen Häusern des Terrassenufers vorüber, der Schlag der Schaufelräder hallt von den Bogen der Albertbrücke wider, gleich darauf schimmern uns rechts, also

auf dem linken Ufer, die Zinnen der neuen Jägerkaserne entgegen, und bald darauf liegt links oberhalb der Mündung des Flüßchens Prießnitz der Garten des Linckeschen Bades vor uns.

Das Lincke'sche Bad war von der Mitte des vorigen bis zur Mitte dieses Jahrhunderts der Sammelplatz der feinen Welt von Dresden, gerade so wie heute die Brühlsche Terrasse und die „Große Wirtschaft" des Großen Gartens. Im „Bade", wie man kurz sagte, das nach seinem zweiten Besitzer, dem Accisrat Lincke, den Namen hat, wurde das Baden bald Nebensache, dagegen die Unterhaltung in dem mit Statuen geschmückten Garten und dem großen Saale die Hauptsache. Bald that sich auch ein Sommertheater auf. Die Blütezeit war von 1820 bis in die Mitte der dreißiger Jahre. In den Wochentagen war es damals namentlich der Sammelpunkt der aktiven und pensionierten Offiziere, während sich an Sonn- und Festtagen die Dresdner Großbürger mit ihren Familien bei den Klängen des Konzerts unterhielten. Es war noch eine schöne Zeit! Für das achtstündige Konzert zahlte jedes männliche Familienmitglied einen guten Groschen oder zwölf Pfennige, die Frauen, weiblichen Verwandten und Kinder hatten freien Eintritt.

Wo das uns zur linken Seite liegende rechte Ufer höher zu werden beginnt, blicken die Restaurationsräumlichkeiten der Waldschlößchenbrauerei zu uns herab. Wie die Altstädter nach dem Großen Garten, so wallfahrten die Neustädter nach dem Waldschlößchen. Von dessen Terrasse fällt der Blick auf den von Schiffen belebten Spiegel der Elbe und die auf ihrem jenseitigen Ufer gelegenen Wiesen, welche alljährlich in der Woche des 1. August der Schauplatz des lustigen Dresdner Volksfestes, der „Vogelwiese", sind; darüber hinaus aber bauen sich in blauer Ferne die Höhen des Erzgebirges auf.

Nun tritt auf dieser Seite ein Höhenzug mit seinem Fuß unmittelbar an die Elbe heran. Er besteht aus Sandhügeln und ist anfangs niedriger und von sanfterer Abdachung, dann höher und steiler. Weinberge und Obstpflanzungen, die zuweilen Terrassen bilden, bedecken den Abhang; dazwischen ziehen sich Garten- und Parkanlagen herab, besonders in den kleinen Thaleinschnitten, und setzen sich oben hinter den aus ihnen hervorleuchtenden Villen und Schlössern fort. Das Ganze gewährt von der Elbe aus einen herrlichen Anblick; sei es in der ersten Hälfte des Frühlings, wenn das junge Grün der Birken, Buchen und andrer Laubbäume sich mit dem Blütenschnee der Kirsch- und dem zarten Rot der Pfirsichbäume mischt und einen heitern Gegensatz zu dem dunkelgrünen, fast schwarzen Nadelholz bildet, sei es in der Zeit der völligen Entwickelung der Pflanzenwelt oder im Spätherbste mit seinen zahlreichen Farbenstufen in der absterbenden Vegetation.

Den Fuß dieser Höhen schmückt das Wasserhebungsgebäude des Dresdner Wasserwerks. In zwei Sammelbrunnen fließt das von den Bergen nach dem Elbufer herabsickernde Wasser zusammen, das Sammelrohre, welche in beträchtlicher Tiefe längs des Elbufers gelegt sind, auffangen und ihnen zuleiten. Das lange Gebäude am Ufer enthält die Dampfmaschinen, durch welche das Wasser aus den Sammelbrunnen nach dem weiter oben in der Heide gelegenen Hochreservoir getrieben wird, von wo es durch eine Röhrenleitung der Stadt zufließt.

Am Schloß „Albrechtsberg" und dem gotischen Schloß „Souchay" mit seinen Zinnen und Türmen vorbei bringt uns der Dampfer nach Loschwitz

auf dem rechten Elbufer. Aus dem engen Loschwitzgrunde drängt sich das alte Dörfchen hervor und breitet sich auf einem niedrigen Sandrücken aus, den der Bach vor seiner Mündung aufgeschüttet hat; aber von allen Höhen der vielfach gegliederten und terrassenartig aufsteigenden Elbgehänge schauen die Villen aus Weinbergen, Obstpflanzungen und Gartenanlagen herab, bald stolz aufragend, bald sich bescheiden im Gebüsche halb versteckend. Von welchem Punkte des entgegengesetzten Elbufers wir auch das Bild betrachten mögen, immer erscheint es anders, aber immer schön, und wir würden in nicht geringe Verlegenheit geraten, sollten wir die Stelle bezeichnen, an welcher es den vorteilhaftesten Eindruck macht. Steigen wir aber hinauf auf eine dieser Höhen, so wissen wir anfangs gar nicht, worauf wir unsern Blick zuerst ruhen lassen sollen. Unter uns zieht der breite Strom dahin, über den mittels der Dampffähre besonders an Sonn- und Feiertagen der Schwarm der Spaziergänger zwischen Loschwitz und Blasewitz herüber und hinüber wogt; jenseit dehnt sich Blasewitz aus gleich einer Stickerei aus Weiß, Rot und Schieferblau auf grünem Grunde, stromabwärts leiten die Villen den Blick zu Dresdens Türmen, und in der Ferne begrenzen verschieden gestaltete Höhen den Horizont.

Es ist eine Landschaft, wie dazu geschaffen, poetische Stimmungen hervorzuzaubern; kein Wunder daher, daß sich Schiller in ihr besonders heimisch fühlte. In halber Höhe des Abhangs steht links über der vom Dorfe heraufführenden hohlen Gasse ein altes Weinbergshäuschen. Der Weinberg gehörte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dem Dresdner Appellationsrate Dr. Christian Gottfried Körner, dem Vater unsres Theodor Körner, dessen Haus am Kohlmarkt, der jetzigen Körnerstraße, in Neustadt-Dresden in den letzten Jahrzehnten des vorigen und dem Anfange dieses Jahrhunderts der Sammelplatz aller feinsinnigen Geister Dresdens und die gastfreundliche Herberge der Geistesverwandten aus der Fremde war. Bei ihm wohnte auch Schiller 1785—1787, teils in der Stadt, teils auf dem Weinberge. In jenem unscheinbaren Weinbergshäuschen entstand in diesen Jahren zum Teil „Don Carlos", wie eine außen auf einer Marmortafel angebrachte Inschrift berichtet, ferner der „Geisterseher", „Der Verbrecher aus verlorener Ehre" und „Die philosophischen Briefe". Gar oft störte ihn hier das Geschwätz waschender Frauen, und in einem scherzhaften Gedichte machte er dem Ärger, den er darüber empfand, Luft. Von diesem Loschwitzer Aufenthalte stammt auch seine Bekanntschaft mit der Gastwirtstochter aus Blasewitz, der späteren Frau Senator Justine Renner in Dresden, deren Andenken er in „Wallensteins Lager" verewigt hat. Der erste der Holkischen Jäger begrüßt die den Wein bringende Marketenderin mit den Worten:

„Was? Der Blitz!
Das ist ja die Gustel aus Blasewitz!"

In dieser freundlichen Landschaft wuchs auch der vier Jahre (1791) nach Schillers Loschwitzer Aufenthalt in Dresden geborene Theodor Körner auf. Er war in seinen Knabenjahren schwächlich und kränklich, und nur die sorgfältigste körperliche Pflege, gegen die sogar lange die geistige Ausbildung zurückstehen mußte, konnte ihm über die Gefahren, die in seiner Konstitution lagen, hinweghelfen. Neben den körperlichen Übungen, dem Tanzen, Reiten, Schwimmen und Fechten, ist es sicherlich der Aufenthalt in der reinen Luft der Rebengelände

von Loschwitz gewesen, wodurch er zu dem körperlich und geistig frischen Jünglinge heranwuchs, der uns in seinen Dichtungen, wie in seinem Kampfe fürs Vaterland gleich edel und männlich entgegentritt.

Blasewitz ist von Loschwitz nur durch die Elbe getrennt; während aber Loschwitz in einen engen Grund eindringt und sich die Berge hinanzieht, breitet sich Blasewitz auf der weiten Ebene des linken Elbufers aus. Die wenigen dörflichen Häuser von Ur-Blasewitz verschwinden gegenüber den Villen, aus denen fast der ganze Ort besteht, und die bald in einfacher, bald in prunkvoller Gestalt aus dem überall herrschenden Grün hervorschauen. Hier sieht man, was sorgfältige Pflege aus dem mageren Sandboden hervorzuzaubern vermag. Eine ganz eigenartige Schöpfung ist der an der Seite nach Dresden zu gelegene „Blasewitzer Waldpark". Noch in den sechziger Jahren war das ein dürftiger Heidewald; magere Kiefern beschatteten kaum den von Kaninchen durchwühlten Boden, den die herabgefallenen Nadeln glätteten oder dürre Flechtenpolster bedeckten. Da wurde er in den siebziger Jahren mit Straßen durchzogen, und an diesen ist seitdem eine Villa nach der andern entstanden. Sie zeigen verschiedenartigen Stil, aber bei allen ist durch Balkone, Veranden und Perrons der würzigen Waldluft der möglichst ungehinderte Zutritt gestattet.

Von Loschwitz aufwärts bleibt der Charakter des rechten Elbufers derselbe: Weinberg reiht sich an Weinberg, Villa an Villa, kleine Gründe öffnen sich nach der Elbe, an den Seiten von Gebüsch bedeckt, und Gehölze ziehen sich von oben her am Abhange herab bis zum oberen Saume der Gärten und Weinberge. So geht es fort bis Pillnitz; man merkt kaum, wo ein Ort zu Ende geht und ein andrer beginnt, Wachwitz, Niederpoyritz, Hosterwitz und Pillnitz fließen eins ins andre über. Auch auf dieser Strecke tritt uns aus der lachenden Natur, die hier überall durch die gestaltende Thätigkeit des Menschen zu einem Kunstwerk umgeschaffen worden ist, die Erinnerung an die Kunst entgegen. Bei Hosterwitz steht am Ende einer Pappelallee ein einfaches Wohnhaus mit einer am 6. Juni 1865 angebrachten Votivtafel. Diese erinnert daran, daß in den Sommern der Jahre 1818—1824 Karl Maria von Weber in dem Hause wohnte und darin an seinen bedeutendsten Werken, besonders am „Freischütz", an „Euryanthe" und am „Oberon" arbeitete, nachdem er 1817 Kapellmeister in Dresden geworden war. In der freundlichen, zugleich beruhigenden und erhebenden Natur fand er nach einem langen, unstäten Wanderleben die Muße, seine volkstümlichen, von echt deutschem Geiste durchwehten Opern zu dichten, er, der schon vorher für „Leier und Schwert", Körners begeisterte Vaterlands- und Kriegsgesänge, die richtigen Töne gefunden hatte.

Schrägüber von Hosterwitz liegt auf dem linken Ufer der Elbe Laubegast, das uns an eine Geistesverwandte Webers erinnert, an Friederike Karoline Neuber, die deutsche Schauspielerin. Wie Weber in Dresden die deutsche Oper schuf, allen Anfeindungen der dortigen Italiener zum Trotz, so gelang es der energischen Frau, allen Widerstand zu brechen und die Bühne deutsch zu machen, nachdem sie, auf Gottscheds Ideen eingehend, die Herrschaft des Hanswurst gestürzt hatte. Sie flüchtete 1760 vor dem Bombardement Dresdens nach Laubegast, wo sie der Tod von allen Kämpfen erlöste. Ein einfacher Denkstein, den Dresdner Verehrer ihr 1776 errichteten und Mitglieder des Dresdner Hoftheaters 1877 erneuerten, bewahrt ihr Andenken.



Schloß Pillnitz.

In Pillnitz, das sich am rechten Ufer ganz unmittelbar an Hosterwitz anschließt, ist ein königliches Sommerschloß. Vor der bis zum Wasserspiegel herabführenden Freitreppe schaukeln sich zierliche Gondeln auf dem Strome. Die drei Abteilungen des Schlosses, das Berg-, Wasser- und neue Palais, zeigen eine wunderliche Mischung von chinesischer, japanesischer und italienischer Bauart. Die ersten beiden sind im vorigen Jahrhundert erbaut worden, das neue Palais trat an die Stelle des alten Schlosses, das 1818 abbrannte. Wie in diesem der Speisesaal, der nach einem Deckengemälde benannte Venustempel, den Glanzpunkt bildete, so auch im neuen, wo er mit Fresken von Vogel geschmückt ist. An das Schloß schließt sich ein Park, der besonders an alten ausländischen Bäumen und andern Gewächsen reich ist.

Glänzende Tage sah Pillnitz vom 25.—27. August 1791, wo hier als Gäste Friedrich Augusts des Gerechten Kaiser Leopold II. und König Friedrich Wilhelm II. von Preußen zusammentrafen, um sich wegen der von Frankreich her drohenden Gefahren zu besprechen. Die Fürsten fürchteten, die Revolutionsideen möchten sich von Frankreich her über Deutschlands Grenzen verbreiten, da die Pariser Jakobiner sich immer mehr bemühten, ihr „Krieg den Thronen und Friede den Hütten" zur allgemeinen Losung zu machen und durch die neuen französischen Gesetze die Interessen und Rechte vieler deutschen Herren und Bischöfe verletzt wurden. Es wurde die Konvention von Pillnitz abgeschlossen und von Leopold II. und Friedrich Wilhelm II. erklärt, daß sie mit vereinten Kräften dem Könige von Frankreich dazu verhelfen wollten, wieder eine kräftige Monarchie aufzurichten. Das erbitterte die französischen Staatsmänner und der große Kampf entbrannte, nachdem am 20. April 1792 Frankreich den verbündeten Monarchen von Preußen und Österreich den Krieg erklärt hatte.

Der Plauensche Grund. Die Forstakademie zu Tharandt und ihr Gründer, Heinrich Cotta. Die heiligen Hallen. Von Südwesten her eilt dem Elbthalkessel ein reißender Gebirgsfluß zu, die Weißeritz. Sie mündet zwischen der Friedrichstadt und der Wilsdruffer Vorstadt in die Elbe und ist schon seit sehr langer Zeit in Dresden in den Dienst der Industrie gezogen worden; ein von ihr abgeleiteter Mühlgraben hat von jeher nicht bloß dem Betriebe von Mühlen, sondern auch von Fabriken und ganz besonders der Gerberei gedient. An ihr aufwärts wandernd, gelangen wir bei dem Dorfe Plauen an die Felsenpforte, aus welcher sie nach der Elbaue hervorbricht, und zwar aus einem engen Thale von kaum einer Stunde Länge, das von den übrigen Thälern in Dresdens Umgebung wesentlich abweicht. Es heißt der Plauensche Grund und ist ein Riß in einem schmalen Gebiet von Syenit, der seitlich von Pläner überlagert wird. Steil ragen die Felsen auf; es sind aber nicht die glatten Wände, wie sie der Sandstein bildet, sondern unregelmäßige Formen mit Tausenden von Winkeln und Ecken, wo überall die Welt der Kräuter, Gräser und kleinen Gesträucher sich festsetzen kann, ohne doch den ganzen Felsen zu überkleiden, dessen rötliche Grundfarbe an allen steilen Stellen zum Vorschein kommt. Nur dort, wo der Abhang einigermaßen abgeschrägt ist, bedeckt er sich auch mit Laubgehölz, zwischen welchem aber immer Kirschbäume zerstreut sind und uns daran erinnern, daß wir uns in der Nähe eines hochkultivierten Bodens befinden, und einzelne Stellen sind auch ganz von Kirschpflanzungen eingenommen, selbst

Weinberge fehlen nicht. Kleine Seitengründe, die eigentlich nichts weiter sind als Falten des Thalrandes und schnell zur Höhe emporstreben, fügen zum Romantischen das Idyllische. Das gilt besonders von dem Coschützer Grunde, der sich gleich oberhalb der bekannten Felsenkellerbrauerei auf dem rechten Ufer abzweigt. Zu ihm senken sich die Obstgärten des Dörfchens Coschütz herab, dessen Häuser oben zwischen den Bäumen herabschauen. An einem wunderbar friedlichen Bilde kann man sich hier zur Zeit der Obstblüte ergötzen.



Der Plauensche Grund.

Über dem sattgrünen Rasen des steilen Gehänges schweben die Zweige der Äpfelbäume mit ihren rosenrot angehauchten Blüten; das zarte Grün sprossender Laubhölzer mischt sich von den Seiten herein, und darüber gießt am Spätnachmittage die Sonne ein mildes Licht. Es ist daher kein Wunder, daß der Plauensche Grund, „wo das Strenge mit dem Zarten, wo Starkes sich und Mildes“ paaren, im vorigen Jahrhundert eine Schule des ästhetischen Genusses der Landschaft wurde. Wer nach Dresden kam, mußte vor allen Dingen ihn besuchen; und durch die zahlreichen Bilder, die von ihm verbreitet worden sind, hat er den Sinn für landschaftliche Formen auch bei solchen geweckt, die ihn nie gesehen haben.

Daß eine solche Landschaft im vorigen Jahrhundert von der Hofhaltung prachtliebender Fürsten nicht unbeachtet blieb, läßt sich denken. Unter August dem Starken wurde sie bei Gelegenheit der Vermählung des Kurprinzen Friedrich August mit Maria Josepha, der Tochter Kaiser Josephs I., am

26. September 1719 das „Saturnusfest“ gefeiert, eines der vielen Feste, durch die damals der sächsische Hof glänzte. Es wurde in den ersten Nachmittagsstunden durch ein Sprengjagen eröffnet, wobei das Wild von der Hochebene nach den Bergabhängen des Grundes getrieben und entweder in den Seitengründen erlegt oder genötigt wurde, sich hinabzustürzen. Im Grunde stand der Saturnustempel, der äußerlich einem Felsen glich, innerlich aber einen Kuppelraum bildete. Er war innen und außen mit den Zeichen des Bergbaues geschmückt und von unzähligen Lichtern und in Schmelztiegeln brennenden Feuern erleuchtet. Neben ihm stiegen aus kleinen Vesuven Feuersäulen empor, vor ihm prangten vier Pyramiden, die gleich der äußeren Tempelkuppel mit brennenden Vasen geziert waren. Der Aufzug von 1500 Berg- und Hüttenleuten, die Saturn „aus den Schächten der erzgebirgischen Klüfte und Gänge herausgepocht“, bildete den Höhepunkt dieses Festes.

Seitdem hat der Grund manches von seiner ursprünglichen Schönheit eingebüßt durch die Anlage der Eisenbahn und industrieller Etablissements und durch die Steinbrüche, die seit langen Jahren das Dresdener Pflaster liefern; dieselbe ist aber von so unverwüstlicher Natur, daß alle Eingriffe der die Natur ausbeutenden menschlichen Hand sie nicht haben verwischen können.

Nach kurzer Wanderung thalaufwärts sieht man den Grund sich öffnen und tritt in einen weiten Kessel, den in verschiedener Steilheit aufsteigende Höhen umschließen, und in den von allen Seiten mannigfaltig gestaltete Thäler einmünden. Als Herrscher erhebt sich über alle Höhen der Windberg. Die Höhen prangen im Schmucke der Obstbäume, Felder und Gebüsche; in der Tiefe aber drängen sich dicht bevölkerte Ortschaften, über die aus zahlreichen Essen Rauchsäulen emporsteigen, und auch auf den Abhängen und den Rücken der Höhen zeichnen dieselben in den hellen Äther weithin eine dunkle Spur. Sie deuten uns teils die Stelle von Fabriken, teils die Schächte an, durch welche die Steinkohle zu Tage gefördert wird. Wir befinden uns im Steinkohlenbecken des Plauenschen Grundes oder im Pottschappeler Kohlenbecken, in welchem durch den urweltlichen Brennstoff eine bedeutende Industrie hervorgerufen worden ist. Daher wimmelt es auch in diesem engen Raume von Menschen; neun Ortschaften im Kessel und seinen Seitenbuchten (Pottschappel, Coschütz, Zauckerode, Döhlen, Burgk, Deuben, Hainsberg, Niederheßlich und Niederhermsdorf) haben zusammen mehr als 20000 Einwohner.

Bei Hainsberg spaltet sich das Thal. Aus Süden kommt die rote Weißeritz, die zuletzt den prächtigen Rabenauer Grund durchbraust hat, sich über Felsblöcke stürzend, und in deren Thale seit 1. November 1882 eine Sekundärbahn nach Dippoldiswalde und Schmiedeberg aufwärts führt; von Westen her vereinigt sich mit ihr die wilde Weißeritz.

Wir wandern nun an der letzteren aufwärts in einem engen Thale, dessen steile Abhänge von Buchen beschattet werden, und gelangen dann in kurzer Zeit nach dem prächtig gelegenen, 2205 Einwohner zählenden Städtchen Tharandt. Das ist auch eine von den Stellen, wo sich die liebenswürdige Natur der Umgebungen Dresdens von ihrer schönsten Seite zeigt. Drei Thäler treffen hier zusammen, indem die von Süden kommende wilde Weißeritz sich plötzlich nach Osten umbiegt und ihr an dieser Stelle von Norden durch ein drittes Thal der von Braunsdorf kommende Bach zufließt. Zwischen dem oberen Weißeritzthale

und diesem nördlichen Grunde dringt in halber Höhe der Thalränder ein Vorgebirge nach Osten vor, und von seinem Ende blickt die Kirche herab; hinter ihr aber, zwischen Bäumen halb versteckt, erhebt sich die Ruine einer Burg, welche bis in das 16. Jahrhundert den Wettinern oft als angenehmer Aufenthalt diente. Schon Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen kam öfters nach Tharandt, um hier der Jagd zu pflegen, und Friedrich der Sanftmütige äußerte oft: „Nehmen sie mir auch das ganze Land, lassen sie mir nur Königstein und Tharandt."



Die Forstakademie zu Tharandt.

Der Stammmutter der Albertiner, Sidonie, der Gemahlin Albrechts des Beherzten, diente die Burg als Witwensitz, wo sie auch 1510 starb. Kurfürst August überließ die 1568 durch den Blitz stark geschädigten Gebäude dem Verfall.

Vom Ostfuße dieses Vorgebirges strahlt das Städtchen nach allen drei Thälern aus. Ins obere Weißeritzthal hinein ziehen sich die Anlagen des Bades, das wegen seiner Ruhe und Abgeschiedenheit besonders in den ersten Jahrzehnten unsres Jahrhunderts Gäste aus Dresden herbeilockte. Nicht weit davon hat eine von den vielen Unterrichtsanstalten Sachsens ihren Sitz, die

königliche Forstakademie, welche den Namen des Städtchens in ferne Lande getragen hat.

Ihr Gründer war Heinrich Cotta. Im Wald war er erwachsen, und der Pflege des Waldes widmete er auch sein Leben. Seine Heimat war Thüringen. Im nordwestlichen Teile des Herzogtums Sachsen-Meiningen sind einige Enklaven des weimarischen Kreises Eisenach zerstreut, und in einer von ihnen liegt westlich von Wasungen an der Werra das Forsthaus Klein-Zillbach. Hier wurde am 30. Oktober 1763 Heinrich Cotta geboren. Sein Vater, selbst ein Forstmann, führte ihn praktisch in das Forstwesen ein; doch ihn dürstete nach tieferer Einsicht, und so studierte er 1784 und 1785 in Jena Naturwissenschaft, Kameralia und Mathematik. Nachdem er noch durch mehrere Reisen seine Kenntnisse erweitert hatte, trat er in den Forstdienst des Heimatlandes ein und erklomm rasch eine Stufe der amtlichen Leiter nach der andern, bis er Forstmeister und Mitglied des Forstkollegiums zu Eisenach wurde. Auch in dieser Stellung behielt er seinen Wohnsitz in Zillbach, weil er hier 1795 eine Privatforstlehranstalt gegründet hatte, die er nicht aufgeben mochte. 1811 wurde er als Forstrat und Direktor der Forstvermessung nach Sachsen berufen, und nun verlegte er seine Anstalt nach Tharandt.

In Sachsen hatte Friedrich August der Gerechte die Wichtigkeit einer sorgfältigen Pflege des Waldes erkannt, der bis dahin so ziemlich sich selbst und der Willkür der Forstaufsichtsbeamten überlassen worden war; Friedrich August aber ließ 1780 die Waldungen genau vermessen, die Holzschläge nach einem bestimmten Plane ausführen und die abgetriebenen Flächen wieder bepflanzen. Zu einer richtigen Bewirtschaftung des Waldes waren aber gebildete Forstbeamte notwendig, und daher erhob der König 1816 Cottas Privatschule zu einer Landesanstalt, zu deren Direktor und ersten Lehrer Cotta ernannt wurde. Zugleich erhielt er den Titel Oberforstrat. Was Werner für Sachsens Bergakademie und Bergbau, das wurde Cotta für die Forstakademie und die Forstwirtschaft. Er war ein ausgezeichneter Lehrer, und daher zogen aus allen Gegenden der Erde die Schüler herbei, um ihn zu hören und seine Lehren und seinen Ruhm in die Heimat zu tragen. Vor allen Dingen aber führten die von ihm gebildeten Forstbeamten Sachsens seine Lehren praktisch durch, und beruht die Blüte der sächsischen Forstwirtschaft hauptsächlich auf seinem Einflusse. Nach festen Plänen wurden nunmehr die Forsten abteilungsweise so niedergeschlagen und die abgeholzten Strecken wieder mit jungem Holz bepflanzt, so daß nach gewissen längeren Zeiträumen der ganze Wald eines Reviers sich erneuert hat.

Cotta starb am 25. Oktober 1844. Fast genau ein Jahr vorher, am 30. Oktober 1843, waren ihm zu Ehren an seinem 80. Geburtstage 80 Eichen gepflanzt worden auf dem Plateau der Höhen am linken Weißeritzufer. Inmitten dieser Eichen wurde er begraben; der Wald, für dessen Pflege er sein lebenlang gewirkt hatte, nahm ihn auch nach seinem Tode auf. Eine einfache Inschrift auf einer Syenittafel, die auf einem Blocke versteinerten Holzes ruht, bezeichnet sein Grab.

Zu Cottas Grab gelangen wir von Tharandt aus durch den Forstgarten, in dessen am Bergabhange und auf der Höhe sich hinziehenden schattigen Anlagen Forstgewächse aus allen Gegenden der Erde Anschauungsmaterial für

den Unterricht der Akademie darbieten. Wenn wir von Cottas Grab zur Weißeritz hinabsteigen, so kommen wir zu den sogenannten „Heiligen Hallen". Schlanke Buchenstämme mit ihrer silberschimmernden Rinde steigen von dem mit Laub bedeckten Boden auf, und ihre schwach gebogenen Äste neigen sich oben zu gotischen Gewölben und Hallen zusammen, durch deren Laubwerk das Licht der Sonne gedämpft hereinfällt. Leider hat der Sturm schon manche Säule gebrochen, und der schöne Naturtempel ist von der Gefahr bedroht, eine Ruine zu werden.

In diesem ganzen Weißeritzthale oberhalb Tharandt bis zu der Stelle, wo die Eisenbahn nach Freiberg durch ein Seitenthal das Plateau zu gewinnen sucht, steigert sich noch dessen Schönheit. Da Laubholz die Thalseiten bedeckt, so wirken sie besonders durch ihre mit den Jahreszeiten wechselnde Färbung. Im Mai zeigt das junge Grün der Buchen, welche den herrschenden Bestand bilden, je nach ihrem Standpunkte alle Schattierungen vom zartesten Grüngelb bis zum vollen Grün; darunter mischen sich Birken mit ihren weißen Stämmen und ihren zarten, in anmutigem Bogen herab sich neigenden Zweigen, sowie Eichen und Ahornarten mit ihrem rötlich schimmernden jungen Laube. Die Gruppen von Tannen, Fichten und Kiefern, die in diesem Laubgebüsch zerstreut sind, nehmen sich mit ihren dunklen, fast schwarzen Nadeln gegenüber diesen zarten Farben beinahe schäbig aus, solange noch nicht ihre jungen Triebe hervorgebrochen sind, und wenn all das zarte Laubwerk vom Glanze der Frühlingssonne durchleuchtet wird. Felsen durchbrechen die Laubdecke, und unten rauscht die Weißeritz ungeduldig über das Steingerölle. Der Sommer vereinigt alle die Farben zu einem harmonischen Ganzen, bis der Herbst seiner Palette kräftigere Tinten entnimmt und den Abhang mit gelben, roten und braunen Tönen überzieht.

Die Lößnitz. Was Loschwitz oberhalb Dresden ist, das ist die Lößnitz unterhalb der Residenz: ein Weinbergsort, der sich zu einem Villenort entwickelt hat. Aber die Lößnitz unterscheidet sich doch wieder wesentlich von Loschwitz. Die Höhen, die hier, weitab vom rechten Ufer des Stromes, das Elbthal begrenzen, erheben sich steil und mußten daher von unten bis oben terrassiert werden, um Raum für die Rebenpflanzungen zu bieten. Diese sind deswegen auch nicht mit Obstbäumen vermischt, und das Jahr ist oft schon weit vorgeschritten, ehe die Abhänge völlig vom Grün überkleidet sind; ja manchmal gelingt es diesem gar nicht, das Grau des Bodens völlig zu verdrängen. Die Abhänge erscheinen dadurch etwas kahl, doch fesseln sie, von der richtigen Stelle aus betrachtet, das Auge durch die wechselnden Formen. Die Steilheit des Abhanges gestattete auch nicht, daß sich derselbe, wie bei Loschwitz, mit freundlichen Sommerhäuschen bedeckte; höchstens ein Wachthaus oder ein Pavillon schaut von einem Vorsprunge in das Land hinaus, und am obern Rande thronen einzelne stattliche Gebäude nebst Türmen. Die Villen mit ihren Gärten breiten sich vielmehr am Fuße des Höhenzuges nach der Ebene zu aus, und dadurch wird die Lößnitz mit Blasewitz verwandt, zumal auch sein Boden aus Sand besteht. Aber diese Sandregion steigt hier vom Rande der Elbaue ganz allmählich zum Fuße des Steilabhanges auf, und von diesem etwas erhöhten Standpunkte aus kann man über die Ebene hinweg mit dem Blicke die Höhen am jenseitigen Ufer erreichen.

Von allen andern Villenorten in den Umgebungen Dresdens unterscheidet sich die Lößnitz durch die Weitläufigkeit ihrer Anlage. Nicht nur, daß die Häuser von mehr oder minder großen Gärten und Weinbergen umgeben sind, sondern häufig dehnen sich auch noch Felder dazwischen aus; dazu fehlt jeder dichte Kern, von dem aus das übrige sich mit irgend einer Regelmäßigkeit oder nach irgend einem Plane entwickelt hätte. Dadurch verliert die Lößnitz fast den Charakter eines Ortes, d. h. einer mehr oder weniger dichten Anhäufung menschlicher Wohnstätten; man möchte sie eher eine Landschaft nennen, in der einzelne Häuser oder Häusergruppen verstreut sind.

Dieser Charakter war bis zur Mitte unsres Jahrhunderts noch viel bestimmter ausgeprägt. Seit dieser Zeit ist eine große Anzahl neuer Villen zwischen dem alten oder auf vorher unbebautem Boden entstanden; neue Straßen, welche die alten „Berggassen“ quer durchschneiden oder verbinden, sind angelegt und die Grundstücke zu beiden Seiten parzelliert worden, weil die Lößnitz als Sommeraufenthalt immer beliebter wurde. Die Höhen schützen sie vor den rauhen Nord- und Nordostwinden, so daß sie wohl die mildeste Lage in ganz Sachsen besitzt und deshalb auch als klimatischer Kurort dient.

Etwa 6 km lang erstreckt sich die Lößnitz am Fuße der Syenithöhen hin, die vom Lößnitzgrunde durchbrochen werden, aus welchem der Lößnitzbach zur Elbaue fließt. Durch ihn wird der Ort, der im ganzen 3034 Einwohner zählt, in die östliche Ober- und die westliche Niederlößnitz geteilt, und dazu kommt noch die Hoflößnitz zwischen beiden. Letztere bildet den westlichsten Teil der Oberlößnitz und umfaßt die zu den königlichen Weinbergen gehörigen Wohngebäude für die Beamten und Winzer und die Preßhäuser. Diese sämtlichen Weinberge werden vom „Spitzhaus“ überragt, einem pavillonartigen, mit einem spitzen Turme gezierten Hause, bei dem man einen prächtigen Blick hinab ins Elbthal hat. Es wurde unter Johann Georg I. 1622 erbaut.

An das Westende der Niederlößnitz schließt sich im Süden bis zum rechten Elbufer der Marktflecken Kötzschenbroda, mit 3450 Einwohnern. Im Norden und Osten ist es von einem Schwarm von Villen umgeben, da seine Lage nicht weniger geschützt ist als die der Lößnitz, so daß es auch als „das sächsische Nizza“ bezeichnet worden ist. Zur Zeit der Obstblüte gewähren gerade die Gärten dieser Villen einen reizenden Anblick, da sie dicht mit gut gepflegten Obstpflanzungen bedeckt sind.

In den Weinbergen und Weingärten von Kötzschenbroda und der Lößnitz werden zwischen den Rebstöcken zugleich sehr viel Erdbeeren gebaut. Es beginnt daher auf dem Bahnhofe zu Kötzschenbroda zur Zeit ihrer Reife allemal ein lebhaftes Treiben. Von allen Seiten werden die Erdbeeren hierher gebracht und in großen Mengen mit der Bahn weithin versendet, besonders nach Norddeutschland. Stets sind Händler vorhanden, welche die würzigen Früchte aufkaufen und nach den Gegenden expedieren, wo sie begehrt werden; der Bahnhof wird dann zu einer regelrechten „Erdbeerenbörse“. Auch für die Kirschen, die auf dem linken Elbufer in guten Jahren in großen Mengen geerntet werden, ist der Bahnhof von Kötzschenbroda der Platz, von dem aus sie versendet werden.

In Kötzschenbroda endeten für Sachsen die Leiden, mit welchen es im Dreißigjährigen Kriege heimgesucht wurde. Hier wurde am 27. August 1645 zwischen Sachsen und den Schweden ein Waffenstillstand abgeschlossen, nachdem

schon am 15. und 17. in dem links der Elbe gegenüberliegenden Cossebaude Verhandlungen gepflogen wurden. Nach dem dann abgeschlossenen Vertrage hatte das Land zwar eine Kontribution zu zahlen und mußte den Schweden freien Durchzug gestatten; aber es erfuhr doch von jetzt an größere Schonung, besonders blieb die Gegend innerhalb drei Meilen von Dresden von Durchzügen verschont.

Moritzburg. Auf dem Plateau nördlich und nordwestlich von Dresden breiten sich mehrere, vorwiegend aus Kiefern zusammengesetzte Heidewälder aus, zwischen welche die Fluren zahlreicher kleiner Dörfer eingestreut sind.



Jagdschloß Moritzburg.

Während die Dresdner Heide bis an das Stadtgebiet herankommt, dehnen sich die Burggrafenheide und der Friedewald in größerer Entfernung von der Stadt vom westlichen Rande des Plateaus nach Osten aus in einem weiten, nach Südosten oder auf Dresden zu gerichteten Bogen. Nahe der Mitte der innern Krümmung dieses Bogens liegt das königliche Jagdschloß Moritzburg, dessen Umgebungen sich außer durch den Wald durch zahlreiche Teiche auszeichnen.

Moritzburg liegt bei dem Flecken Eisenberg. Zum Schlosse werden alle von den königlichen Beamten bewohnten Gebäude mit 203 Insassen gerechnet; alles übrige gehört zu Eisenberg, das 1100 Einwohner hat.

Das Jagdschloß Moritzburg steht auf einer im Schloßteich gelegenen Insel aus Granitfelsen, zu der Dämme mit Schleusendurchlässen führen. Der Bau wurde unter Kurfürst Moritz (1541—1553) begonnen, von August I. (1553—1586) fortgeführt und von Christian I. (1586—1591) vollendet, das Schloß aber

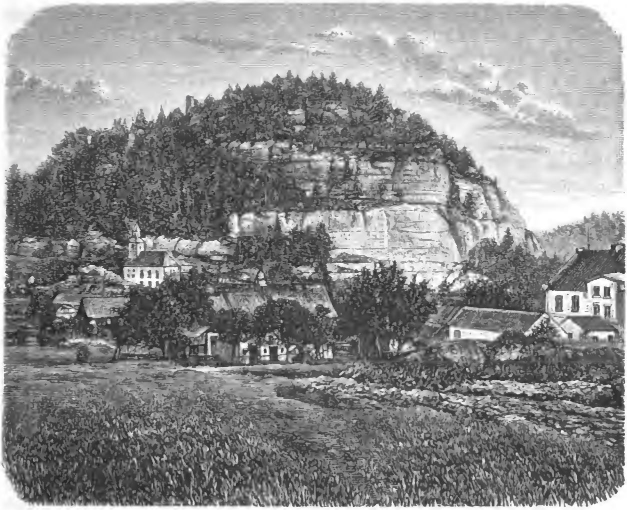
später öfter verändert. Seine Glanzperiode war unter August dem Starken und Friedrich August II. Zu ihrer Zeit kam der Hof nicht bloß zur Jagd hierher, sondern das Schloß war nebst Umgebungen auch der Schauplatz glänzender Feste. Land und Wasser waren die Festplätze, Land- und Wasserfeuerwerke die Höhepunkte der Festfreuden. Das Schloß führte damals den Namen „Dianenburg“.

Bei einem Besuche des Schlosses werden wir überall daran erinnert, daß es ein Jagdschloß ist. Sind wir über den Damm hinüber bis zur Insel gelangt, so führt eine Auffahrt zur aufgemauerten Terrasse, auf welcher das Schloß sich erhebt. Die Balustrade ist mit Vasen geschmückt, an denen wir Fuchsköpfe und andre Symbole der Jagd wahrnehmen; den Eingang bewachen die Figuren von zwei Jägern. Hirschgeweihe schmücken das Dachsimswerk der Nord- und Südseite des quadratischen Schlosses, das mit vier runden Ecktürmen mit Kuppeldächern versehen ist. Eine reiche Sammlung von Hirschgeweihen ziert drei Säle des Schlosses. Im Speise- oder Bankettsaale hat keins der Geweihe weniger als 24 Enden, bei zweien zählt man deren 50; zwei rühren von Hirschen her, deren Geweihe sich im Kampfe so verschränkten, daß sie nicht wieder auseinander zu bringen sind. Die Stange eines andern Geweihes hat an der Krone eine Höhlung, und in ihr wurde fürstlichen Personen der Willkommentrunk kredenzt; es war ein Kunststück, daraus zu trinken, ohne den Wein zu verschütten. Im Steinsaal finden sich außer den Hirschgeweihen auch solche von Rehen, Renn- und Elentieren und verschiedene Gehörne, und der Audienzsaal enthält monströse Hirschgeweihe. Im Wohnzimmer des Königs bestehen die Beine eines Arbeitstisches aus Hirschgeweihen und ebenso ein Armstuhl. Auf vielen in den verschiedenen Sälen und Zimmern des Schlosses zerstreuten Gemälden sind Jagdszenen dargestellt, ebenso auf den schönen, reich vergoldeten und gepreßten Ledertapeten.

Unter den verschiedenen Zimmern ist das sogenannte Federzimmer eins der interessantesten. Die Tapete der Wand ist aus Federn gewebt, ebenso sind der Thron eines mexikanischen Königs, der Baldachin, alle Dekorationen desselben und auch drei Stühle mit Federn überzogen. Alles das schenkte 1688 der König von Spanien dem Kurfürsten von Sachsen. Die Kapelle ließ August der Starke nach seinem Übertritte zur katholischen Kirche zu einer katholischen umwandeln; die Einweihung erfolgte 1699. Darin ist eine Statue aus fleischfarbenem Marmor mit blutroten Streifen zu rühmen, die Christus nach der Geißelung darstellt.

Östlich vom Schloßgarten befindet sich die Fasanerie und dabei das „neue Schloß“, ein Miniaturbau, den Friedrich August III. oder der Gerechte 1769 in der Nähe des Großteiches errichten ließ. Später wurde auch der Großteich mit Anlagen versehen. Auf einer von den Inseln steht ein dreistöckiger Leuchtturm mit kunstvoll angelegter Wendeltreppe; ein Molo wurde gebaut, das Gemäuer am westlichen Arme des Teiches erhielt den Namen Dardanellen; auf dem Teiche schwamm sonst eine Fregatte, die 1818 zerschlagen wurde, weil sie baufällig war.

Im Norden, Osten und Südosten von Moritzburg ist der Wald mit hoher Mauer und Wildzaun umgeben. Innerhalb dieses Raumes, der Tiergarten genannt, wird Rot- und Schwarzwild gehegt. Von einer Höhe des Tiergartens, dem Hellberge, gehen strahlenförmig acht Alleen aus, und oben steht in ihrem Kreuzungspunkte das Hellenhaus mit flachem Dache. Bei den Parforcejagden, die im vorigen Jahrhundert dort abgehalten wurden, gaben Wächter hier durch Schwenken mit Fahnen das Zeichen, welche Richtung das Wild eingeschlagen hatte.



Der Oybin.

Die Oberlausitz.

Das Lausitzer Gebirge. — Bautzen und das Spreeufer. — Görlitz und die Landskrone. — Die Reste des Wendentums.

Das Lausitzer Gebirge. Der östliche Teil des Königreichs Sachsen, die Kreishauptmannschaft Bautzen, umfaßt neben den benachbarten Teilen der preußischen Provinz Schlesien die Oberlausitz, die gleich der Niederlausitz ehedem ein Nebenland des Königreichs Böhmen bildete und 1635 im Prager Frieden von Kaiser Ferdinand II. an den Kurfürsten Johann Georg I. abgetreten wurde, und zwar zur Tilgung einer Schuld von 72 Tonnen Goldes für die Hilfe, welche dieser dem Kaiser in dessen Kampfe gegen die aufständischen Bewohner der Lausitz geleistet hatte. In der vom Wiener Kongresse 1815 verfügten Teilung Sachsens kam außer andern Teilen die Niederlausitz nebst einigen Teilen der Oberlausitz an Preußen und nur der Rest der Oberlausitz verblieb bei Sachsen.

Die Oberlausitz ist ein Bergland, das sich gleich den übrigen sächsischen Gebirgen von der böhmischen Grenze nach Norden ausdehnt und dort zur Tiefebene übergeht; aber den Charakter eines vom Nordrande Böhmens nach der Tiefebene sich allmählich verlierenden Glacis, den das sächsische Bergland im

Elbsandsteingebirge einmal aufgegeben, gewinnt es auch in der Oberlausitz nicht wieder; dieselbe besteht vielmehr aus Bergmassen, Berggruppen und Bergzügen, die häufig beinahe unvermittelt zum Tieflande abfallen. Hier tritt das feste Gestein aus den diluvialen Anschwemmungen oft wieder in Kuppenform hervor, ja die Schuttmassen selbst nehmen Formen an, in denen das feste Gestein sich aufzubauen pflegt.

Diese Gebirgslandschaft wird gewöhnlich als Lausitzer Gebirge bezeichnet und bildet den Übergang vom Elb- zum Odergebiet; der größere Teil, die Gegenden der Schwarzen Elster und der Spree, gehört noch zu jenem, der äußerste Osten aber fällt diesem zu. Das Gebirge reicht nach Osten bis zur Lausitzer oder Görlitzer Neiße, durch die es von dem Sudetensystem getrennt wird, das viele auch schon mit dem Lausitzer Gebirge selbst beginnen lassen. Deutlich sind zwei Teile wahrnehmbar, die durch ihre Höhe und ihre vom Gestein abhängigen äußeren Formen sich wesentlich voneinander unterscheiden. Die Mandau, welche im Rumburger Winkel Böhmens entspringt und bei Zittau von der linken Seite in die Neiße mündet, trennt den südlichen, von Böhmen nach Sachsen herein sich erstreckenden Teil von dem nördlichen. Während der südliche Teil durch Höhe zu ersetzen sucht, was ihm an Breite abgeht, dehnt sich der nördliche mit geringeren Höhen auf einem breiteren Gebiete aus. Jener, welcher südlich und südwestlich von Zittau liegt, wird auch als „Zittauer Gebirge“ bezeichnet, während man für diesen speziell den Namen „Lausitzer Gebirge“ anwendet.

Das Zittauer Gebirge ist die östliche Fortsetzung des Elbsandsteingebirges, und daher bildet der Quadersandstein auch hier die Grundmasse. Doch erscheinen neben ihm Basalt und Phonolith in viel größerer Ausdehnung als in jenem, und dadurch, daß Hochwald und Lausche, die wichtigsten Gipfel, daraus bestehen, auch als die Beherrscher des Gebirges.

Der Sandstein zeigt hier im allgemeinen dieselbe Zerklüftung und Verwitterung wie im Elbsandsteingebirge, bestimmt aber den Charakter der Landschaft nicht so wie dort, da er nur einzelne Gruppen bildet, die, von der Ferne gesehen, wegen ihrer geringeren Höhe hinter den aus anderm Gestein zusammengesetzten Bergen zurückstehen. Die Formen der „Gründe“ und „Steine“ und der weithin sich erstreckenden steilen „Wände“ sind daher hier kaum ausgeprägt; dagegen erscheinen die Felsbildungen beinahe noch seltsamer und mannigfaltiger, vor allen Dingen zierlicher, und die Gestalten, die man in ihnen zu erblicken glaubt, zeigen eine größere Abwechselung. Das Zittauer Gebirge gemahnt hierdurch schon an die Adersbacher und Weckelsdorfer Sandsteinfelsen nordöstlich von Trautenau in Böhmen.

Unter den Sandsteingebilden des Zittauer Gebirges ist der 499 m hohe Oybin am bekanntesten. Er liegt südöstlich von Zittau am Nordrande eines Thalkessels. Da ihn ringsum höhere Berge, wie der 722 m hohe Hochwald, der Töpfer, der Schuppen-, Haus- und Ameisenberg, umgeben, so merkt man ihn nicht eher, als bis man beinahe vor ihm steht. Er fällt sofort durch die regelmäßige Schichtung seiner Sandsteinmassen, ihre senkrechte Zerklüftung und die abgerundeten Kanten der Zerklüftungsspalten auf. Die Felsen sind etagenweise durch horizontale Verwitterungsstreifen eingeschnürt, und die Pfeiler, in die sich die Wände durch senkrechte Spalten auflösen, endigen oben in kegeligen Bildungen.

Der ganze Berg verjüngt sich nach der Höhe zu und erlangt dadurch die Gestalt eines riesigen Bienenkorbes.

Drei Ruinen hat der Oybin aufzuweisen, nämlich die eines Raubschlosses, einer Kirche und eines Klosters, die uns zugleich die Geschichte des Berges erzählen. Zur Anlage eines Raubschlosses war der leicht zu verteidigende Felsen sehr geeignet. Eine Straße nach Böhmen führte unten durch das Thal, in kurzer Zeit konnte auch die freiere Gegend mit ihren Straßen erreicht werden, wo die Kaufleute dahinzogen, und war die Beute einmal auf dem Berge, so war sie auch in völliger Sicherheit. Im 13. und 14. Jahrhundert war daher der Oybin ununterbrochen in den Händen von räuberischem Gesindel oder Raubrittern. Am tollsten trieb es der Ritter Johann von Michelsberg, der sich seit 1343 der Burg bemächtigt hatte. Mancher Frachtwagen mit Kaufmannsgütern fiel ihm zur Beute, mancher Unglückliche mußte im Burgverließe schmachten, bis er sich durch ein hohes Lösegeld befreite; und konnte er das nicht, so wurde er dem Hungertode preisgegeben. Da schickte 1348 Kaiser Karl IV., dem als König von Böhmen auch der Oybin gehörte, seine Truppen, die von den Bewohnern der „Sechsstädte" unterstützt wurden. Drei Wochen lang wurde die Burg belagert, denn die Ritter verteidigten sich bis aufs äußerste; endlich wurde sie aber doch eingenommen. Der Kaiser wollte den mit so vielem Blute gewonnenen Berg religiösen Zwecken widmen und ließ deswegen ein Cölestinerkloster auf demselben erbauen, das 1369 begonnen und 1384 vollendet wurde. Die Kirche wurde von Peter Arler von Gmünd im gotischen Stile erbaut. Zur Zeit der Reformation ging das Kloster dem Verfalle entgegen, da die Mönche sich Luthers Lehre zuneigten und meistens entwichen, so daß es Karl V. endlich aufhob. Die Stadt Zittau kaufte 1574 Berg und Kloster; aber 1577 schlug der Blitz in die Klostergebäude, zündete, und ein achttägiger Brand verwandelte Kirche und Kloster in Ruinen.

Von der alten Burg sind nur wenig Reste vorhanden, dagegen lassen die Ruinen der Kirche noch heute auf die ehemalige Schönheit des Baues schließen. Malerische Reste des Turmes ragen hoch empor, ein kühner Bogen trennt Chor- und Schiffraum; die schlanken Spitzbogen der Fensteröffnungen im hohen Chor enthalten noch Teile des Maßwerks, an denen die feine Arbeit ebenso zu erkennen ist, wie an den Pfeilern zwischen den Fensterwölbungen; im Schiff und im Kreuzgange bemerkt man die Ansätze der Rippen für die Deckengewölbe.

Neben den Ruinen der Kirche befindet sich der Kirchhof, welcher von der Gemeinde Oybin noch jetzt benutzt wird, ein Ruheplatz der Toten, wie man sich ihn kaum schöner denken kann. Der enge Raum ist teils von hohen Felsen eingeschlossen, in welche Nischen zur Aufnahme von Leichensteinen eingehauen sind, teils grenzt er an den Abhang, von dem man in ein stilles Thal hinabschaut; rings herum grünt, rauscht und flüstert es und durchglüht das Licht der Sonne die Gebüsche, und unwillkürlich überfällt uns die Stimmung, die Uhland in seinem Liede „Die Kapelle" so schön angedeutet hat; unwillkürlich wiederholen wir die Worte:

„Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal."

Lange kann man auf und ab und um den Felsen herum wandern, ohne sich ermüdet zu fühlen; denn an jeder Stelle bieten sich dem Blicke neue Bilder

bar. Da der Oybin fast nach allen Seiten von höheren Bergen umgeben ist, so atmet das Ganze einen stillen Frieden, eine wohlthuende Ruhe, die das Gemüt besänftigt. Aus dem engen Thalkessel schauen die freundlichen Häuser des Dorfes Oybin zwischen Gärtchen, Wiesen und Feldern zu uns herauf, und dazwischen windet sich die weiße Linie der Straße hin. Dazu stimmt der Wald an den Abhängen, der aus Laub- und Nadelholz gemischt ist. Aus demselben starren überall die bizarren Formen der Sandsteingebilde hervor, während über ihnen die geschwungenen Linien des Hochwaldes und seiner Nachbarn den Kessel abschließen. Doch ist unser Blick nicht ganz auf diesen engen Rahmen angewiesen, sondern durch den schmalen Spalt, mit welchem sich das Thal nach Zittau öffnet, erspäht er auch ein Stück der Welt da draußen: im Vordergrunde Zittau und darüber hinaus eine Landschaft mit einzelnen Bergen, unter denen die Landskrone bei Görlitz auffällt.

Nordöstlich vom Oybin steigt der 571 m hohe Töpferberg unmittelbar aus der Zittauer Ebene auf. Die grobkörnigen Felsen sind stark zerfressen und von unregelmäßigerer Form, als wir es sonst beim Sandstein gewöhnt sind. Die Oberfläche bildet oft Reihen von ausgewaschenen kleinen Becken, die durch Miniaturthäler und kleine Terrassen miteinander in Verbindung stehen. Manche Felsenspitzen gleichen Eiszapfen, die durch Abschmelzen ihre Schärfe verloren haben. Der Zufall hat gerade hier eine Menge von Gestalten geschaffen, in denen man leicht bestimmte Figuren erkennt. Aufgesperrte Rachen, oft mehrere übereinander, und Gesichter bilden die Mehrzahl; andre Felsgebilde sind der Papagei, der Hundekopf, die Schildkröte, der brütende Adler und das Profil Peters des Großen. Die höchste Spitze ist die über dem 9 m hohen „Felsenthor“. Eine besondere Merkwürdigkeit ist der „Wackelstein“, ein auf 500 Zentner Schwere geschätzter Felsblock, der so auf einem andern ruht, daß ihn schon eine einzelne darauf befindliche Person durch Rütteln in eine schaukelnde Bewegung zu versetzen vermag.

Durch seltsame Formen zeichnen sich auch die westlich vom Oybin bei Jonsdorf gelegenen, in Klippen und Türme zerspaltenen Nonnenfelsen aus, früher gewöhnlich Nonnenklunzen genannt. Den Namen haben sie nach zwei Felsen, die in weite Gewänder gehüllten Nonnen gleichen. Blickt man vom Aussichtspunkte auf diese Felsenwelt, so meint man an vielen Stellen aufeinander hockende Ungetüme und in sich versunkene Gestalten zu sehen, und die in der Gegend Einheimischen wissen uns gar manche Form bestimmt zu deuten. So erscheinen von hier aus die beiden Felsen des nach Süden zu an der böhmischen Grenze gelegenen Rabensteins als „der Müller, der seine Frau auf dem Rücken trägt“; die Frau hat den Kopf mit einer Haube bedeckt, das Gesicht des Müllers ziert eine riesige Nase. Bei längerer Betrachtung ist die Ähnlichkeit der beiden Felsen mit zwei Köpfen auch für den Zweifelsüchtigen überraschend.

Bei Jonsdorf befinden sich die berühmten Mühlsteinbrüche, die zugleich eine geologische Merkwürdigkeit sind. Im Sandstein ist hier der Basalt emporgedrungen und hat jenen stark verändert. Die Adern verlaufen so unregelmäßig und die Zacken sind mit solcher Willkür verteilt, daß der Sandstein hier mehr den Eindruck eines Massen- als eines Schichtgesteins macht. Er erscheint zusammengesintert oder gefrittet, gleichsam gebacken, und das um so mehr, je näher er dem Basaltdurchbruche ist; zahllose größere Quarzstücken, von

glänzendem Aussehen und oft etwas gefärbt, sind darin zerstreut. Die Basaltmasse, einer Säule gleichend, um die sich der Sandstein lagert, neigt zu kugeliger Absonderung und wird mit dem Sandstein zugleich abgetragen. Letzterer hat vom Basalt die Eigenschaft angenommen, sich säulenförmig abzusondern. An vielen Stellen des Bruches merkt man die schräg aufschießenden Säulen oder die kantigen Stellen, wo die Steinbrecher sie losgearbeitet haben. So glatt und scharf erscheinen sie, als seien sie mit dem Meißel geschaffen worden. Außerhalb des Steinbruches sieht man gewöhnlich diese dünnen, stangenähnlichen, drei-, vier- und fünfkantigen Sandsteinsäulen, von denen manche 3—4 m lang sind, in großen Mengen aufgestellt; gleich den Basaltsäulen werden sie oft zur Zierde der Gärten und zerschlagen als Pflastersteine verwendet.

Diese säulenförmige Zerklüftung des Sandsteins beobachtet man auch an der Oberfläche des Berges, in welchen die Mühlsteinbrüche eindringen, und am auffälligsten erscheint sie im „Orgelstein“. Belehrte uns nicht die helle Farbe eines Bessern, so würden wir wähnen, vor einem Basaltgebilde zu stehen, so regelmäßig steigen hier die Säulchen auf, und zwar nicht schräg, wie im Bruche, sondern senkrecht; die Oberfläche des Felsens aber sieht aus, als wäre sie mit regelmäßig bearbeiteten Steinchen gepflastert. Noch in seinem 82. Lebensjahre (1851) besuchte Alexander von Humboldt die Mühlsteinbrüche und erklärte den Orgelstein für „einzig in seiner Art“.

Nicht aller Sandstein, aus welchem der Berg zusammengesetzt ist, eignet sich zur Fabrikation von Mühlsteinen. Dazu muß er nicht bloß fest, sondern auch porös sein; wenn man auf eine dünne Platte einige Tropfen Wasser gießt und von unten durchbläst, so müssen Luftbläschen aufsteigen. Vor allen Dingen müssen aber die Mühlsteine von gleichmäßiger Beschaffenheit sein; deshalb werden oft die aus einzelnen Stücken zusammengesetzten den aus dem Ganzen gearbeiteten vorgezogen, weil zu jenen die passenden Stücke ausgewählt werden können, was den Arbeitern, von denen manche an 20 Jahre in den Brüchen gearbeitet haben, nicht schwer fällt.

Noch weiter westlich erhebt sich der stolze Phonolithkegel der Lausche über dem lang nach Norden gestreckten Waltersdorf bis zu einer Meereshöhe von 802 m. Die Grenze zwischen Sachsen und Böhmen geht mitten über den Gipfel und sogar durch das Restaurationsgebäude, das auf demselben erbaut ist; denn die größere, im Schweizerstil erbaute Hälfte steht auf sächsischem, die kleinere, baudenartige auf böhmischem Boden, und beide sind durch eine Thür verbunden. Die Aussicht, die sich hier oben dem Wanderer darbietet, wirkt besonders durch die Gegensätze zwischen Nord und Süd. Im Norden trennt tief unten eine breite, von Westen nach Osten ausgestreckte Einsenkung, in welcher die von der Lausche aus nicht sichtbare Mandau zur Neiße fließt, das Zittauer Gebirge von dem Lausitzer Gebirge im engeren Sinne mit seinen Kuppen und Spitzen, und aus dieser weiten Mulde leuchten die langgezogenen Dörfer mit ihren roten Dächern und weißen Mauern herauf, zwischen denen überall das Grün der Bäume hervordringt. Kaum lassen sich alle die Orte von einander unterscheiden; denn wo der eine aufhört, fängt der andre an. Dazwischen dehnen sich in sanften Wellen die Feldfluren aus, so daß das Ganze ein überaus freundliches Bild gewährt. Anders dagegen im Süden nach Böhmen hinein. Hier ragen Berge und immer wieder Berge empor, unter denen die

spitzen Basaltkegel die Herrschaft führen, und nur wenig anmutige Züge sind diesem ernsten, ja wildromantischen Gemälde aufgeprägt. —

Das Lausitzer Gebirge im engern Sinne hat eine granitene Grundlage, welche hier und da von Basalt und Phonolith durchsetzt ist, die dann kegelförmige Bergkuppen bilden. Doch ist es kein zusammenhängender Gebirgszug, sondern aufgelöst in lauter Gruppen, die sich auf einer verschieden hohen Basis bald mehr, bald weniger hoch erheben. Sie bilden oft Bergreihen, die bald von Ost nach West, bald von Südost nach Nordwest gerichtet sind. Eine solche zieht sich südöstlich von Bautzen vom rechten Ufer der Spree nach Osten auf Löbau zu und erreicht im Czernebog, einem von den Slawen dem „schwarzen Gotte" gewidmeten Berge, eine Meereshöhe von 504 m. Dieselbe setzt sich vom linken Ufer der Spree nach Westen fort bis in die Gegend südlich von Bischofswerda und erhebt sich dort im Valtenberge 606 m. Weiter nach Süden bilden die Gegenden von Sebnitz und Neustadt und der Rumburger, nach Sachsen eindringende Winkel Böhmens mit Nixdorf, Hainspach, Schluckenau und Rumburg eine Art Plateau, auf dem sich bald einzelne Granitberge, bald basaltische Kegel erheben. Die Zahl der letzteren nimmt nach Osten immer mehr zu, wo sich das Plateau von Löbau und Herrnhut an gegen die Neiße hin allmählich senkt. Zu den basaltischen Gipfeln gehören der 446 m hohe Löbauer Berg, wo der Basalt teils massig, teils plattenförmig abgesondert ist, und der Hutberg bei Herrnhut (364 m).

Mit solchen einzelnen Berggruppen ist auch die Gegend nordwestlich von Bischofswerda gekrönt. Nördlich von dieser Tuchmacherstadt erhebt sich der Butterberg nur wenig über seine Umgebung; imposanter erscheinen dagegen die 418 m hohen Ohorner Berge, östlich von Pulsnitz, Sachsens Pfefferkuchenstadt. In ihrem Zuge, der die Richtung von Südwest nach Nordost verfolgt, ist der Sibyllen- oder hohe Stein der höchste Gipfel (445 m). Der ganze Bergzug ist zugleich ein wichtiges Quellenzentrum; denn an seinem Fuße entspringen nicht bloß die Schwarze Elster und die Röder, sondern auch eine Anzahl Bäche, die diesen beiden Flüssen tributpflichtig sind. Zwischen Pulsnitz und Königsbrück erstreckt sich in der Richtung von Süd nach Nord der lange Rücken des 378 m hohen Augustus- oder Keulenberges, der mit seinen beiden Kuppen, deren höchste bis zu 409 m aufsteigt, für die Dresdner Gegend und das östliche Niederland Sachsens eine wichtige Landmarke bildet. Nördlich von den Ohorner Bergen und westlich von der Gegend zwischen Elstra und Kamenz breitet sich ein Berggebiet aus, die Kamenzer Berge, aus Grauwacke bestehend, welches sich als die Nordwestecke des Lausitzer Gebirges darstellt, während der Porsberg mit seiner lieblichen Aussicht über das Elbthal und die Sächsische Schweiz die Südwestecke bezeichnet.

Nördlich von den Bergen, die von Ost nach West, und östlich von denen, die von Südost nach Nordwest ziehen, ist der Granit von aufgeschwemmtem Lande bedeckt, über das er nur hier und da in einzelnen Hügeln hervorsteht. Diese Gegenden werden von flachen Thälern durchzogen, in denen stellenweise Felspartien hervortreten, die durch die Macht des Wassers freigelegt worden sind. Diese kleinen Felspartien, die sowohl in den Thälern als auf den Hügeln auftreten, verleihen oft der Gegend einen recht freundlichen, wechselnden Charakter. Von den alten Sorben wurden dieselben häufig zur Erbauung von ringförmigen

Schanzen benutzt, deren man in diesem Hügelgebiete mehr als dreißig kennt. Man fand in ihnen Urnen aus gelblichem oder rötlichem Thon, teils mit, teils ohne Henkel, Näpfchen und kleine Krüglein, Streitäxte und Hämmer aus Stein, Spindelsteine, Götzenbilder und bronzene Geräte und Schmucksachen, ja selbst große Mengen von Getreide, das mit Asche untermischt und halb verbrannt war.

Dem Lausitzer Granitgebirge fehlt ein größerer Fluß fast ganz; denn die Spree wird erst im niederen Lande bedeutend, und mit der Neiße ist die eigentliche Gebirgserhebung gegen Osten auf eine geraume Strecke unterbrochen. Nur zwischen Hirschfelde und Ostritz durchströmt sie ein enges Gebirgsthal, durch welches die Gewässer des Zittauer Beckens abfließen. Dagegen durchschneiden zahlreiche Bäche das Gebiet, die aber nach allen Richtungen hin irren und in sanft eingeschnittenen Thälern jedes festere Gestein umgehen.

Die höheren Berge sind überall bewaldet, und ihren Rücken überragen an vielen Stellen Felsmassen aus Granit, die zu wagerechten, oft sehr dünnen Schichten zerklüftet sind und sich bald wie ruinenhaftes Gemäuer lang hinziehen, bald wollsackförmig auf den Abhängen liegen. In solchen Wäldern hören wir von allen Seiten das Picken, Hacken und Klopfen der Steinbrecher, welche den vielbegehrten Granit zu Trottoirplatten, Fenstergewänden u. s. w. verarbeiten; aus den Granit- und Syenitbrüchen der Lausitz ist auch schon manches Postament für Denkmäler aller Art hervorgegangen.

Bautzen und das Spreeufer. Bautzen, die alte Hauptstadt der Oberlausitz, früher auch Budissin genannt, liegt auf dem hohen rechten Spreeufer und gewährt durch diese Lage und die Reste seiner alten Befestigungen sowie durch seine vielen Türme einen sehr malerischen Anblick. Es gehörte zu den sogenannten Sechsstädten der Oberlausitz. Im Mittelalter war das Raubrittertum in der Lausitz besonders im Schwange, und die größeren Städte, der ewigen Belästigung ihres Handels müde, schlossen 1346 einen Bund zu gegenseitigem Schutze. Sechs Städte, Bautzen, Zittau, Kamenz, Löbau, Görlitz und Lauban, traten diesem Bunde bei. In Löbau hielt der Bund seine Städtetage. Durch seine Macht erhielt er sein Ansehen aufrecht, bis ihn König Ferdinand von Böhmen 1547 seiner Privilegien und vieler Besitzungen beraubte, weil ihm die Städte im Schmalkaldischen Kriege den Beistand gegen ihre protestantischen Glaubensgenossen verweigert hatten. Der Bund aber bestand trotzdem fort, auch dann noch, als nach der Teilung Sachsens im Jahre 1815, durch welche Görlitz und Lauban an Preußen fielen, aus den Sechsstädten „Vierstädte“ geworden waren.

Bautzen spiegelt in jeder Beziehung die Verhältnisse der ganzen Oberlausitz wider. Seine Geschichte ist auch die Geschichte des ganzen Ländchens, und es hat seine Bedeutung teuer bezahlen müssen; denn in allen Kämpfen, von denen die Lausitz heimgesucht wurde, hatte Bautzen immer am meisten zu leiden. Zwar den Anprall der Hussiten im Jahre 1429 wußte die Stadt zurückzuwerfen; um so schlimmer aber erging es ihr im Dreißigjährigen Kriege, wo sie viermal belagert wurde, bald von den Kaiserlichen, bald von den Schweden und bald wieder von den Sachsen. Dabei nahmen die Belagerer sie dreimal ein, und wiederholt ging sie in Flammen auf. Ebenso bekam sie die Drangsale des Siebenjährigen Krieges und der Kämpfe des Jahres 1813 zu kosten.

Unter seinen 17509 Einwohnern finden sich 3066 Wenden, in wenig stärkerem Verhältnisse als in der ganzen sächsischen Oberlausitz. Es ist also das Hauptquartier der Wenden; in den übrigen Städten sind sie nur in verschwindender Minderzahl vorhanden. Das unten im Spreethale gelegene Dorf Seidau, das gewöhnlich als Vorstadt von Bautzen gilt, obgleich es eine selbständige Verwaltung hat, ist überwiegend wendisch; unter seinen 2858 Einwohnern gibt es 1768 Wenden. Ferner hat die Oberlausitz unter allen sächsischen Landesteilen verhältnismäßig die meisten Katholiken, nämlich $^2/_5$ aller sächsischen, während die ganze Einwohnerzahl nur den achten Teil der Gesamtbevölkerung Sachsens ausmacht; in demselben Verhältnisse kommen sie zwar in Bautzen nicht vor, aber immerhin in ansehnlicher Zahl, nämlich mehr als 1600.

Dieser verschiedenartigen Zusammensetzung der Bevölkerung nach Sprache und Religion entsprechen auch die verschiedenartigen Kirchen. Die protestantischen und die katholischen Deutschen haben gesonderte Kultusstätten, ebenso die protestantischen und die katholischen Wenden. Trotz alledem herrscht von jeher die größte Eintracht zwischen den verschiedenen Nationalitäten und Religionsgemeinschaften, und der sprechendste Beweis dafür ist die Kirche zu St. Petri, die sowohl von den katholischen als auch von den protestantischen Deutschen zum Gottesdienste benutzt wird, also eine Simultankirche ist. Nur ein hohes Gitter trennt die Abteilungen beider Konfessionen voneinander; früher benutzten Katholiken und Protestanten denselben Eingang, indem die Katholiken ihren Weg durch den protestantischen Teil nahmen, und auch die Prozession am katholischen Fronleichnamsfeste zog durch die ganze Kirche. An Sonn- und Festtagen wird fast den ganzen Tag hindurch von den beiden Konfessionen abwechselnd Gottesdienst abgehalten.

Nicht minder interessant ist die Petrikirche als gotisches Bauwerk. Die hohen Säulen der Schiffe vereinigen sich an dem Deckengewölbe in den von ihnen ausgehenden Rippen zu einem schönen Netzwerk. Von den vier Schiffen ist eins das Hauptschiff, so daß auf der einen Seite zwei Nebenschiffe sind, an deren Anlage man merkt, daß das äußere erst später angebaut worden ist. Daß während des Baues Veränderungen im Plane stattgefunden haben müssen, erkennt man auch an den gebrochenen Längenlinien der Schiffe; die Säulenreihen derselben bilden nicht eine gerade Linie, sondern ändern ungefähr in der Mitte der Kirche ihre Richtung. Die Sakristei der katholischen Abteilung ist ein Rest des romanischen Gotteshauses, das an dieser Stelle im 10. und 11. Jahrhundert erbaut wurde.

Eigentümlich sind die Ruinen der Mönchskirche, die zu einem Franziskanerkloster gehörte, welches 1587 durch den Tod seines letzten Mönchs verwaiste und 1598 durch eine Feuersbrunst vernichtet wurde. Innerhalb dieser Ruinen steht der Turm des neuen Wasserwerks und ein ganzer kleiner Stadtteil von 30 kleinen Häusern oder vielmehr Hütten, die enge, verwinkelte Gäßchen bilden, und zu deren Bau zum Teil die alten Gemäuer verwendet worden sind.

Unter allen Gebäuden der Stadt ragt Schloß Ortenburg am meisten hervor. Sehr frühzeitig mag hier schon eine Burg gestanden haben, um die in den Kämpfen zwischen Deutschen und Slawen viel gestritten wurde. Seine jetzige Gestalt hat das Schloß nach dem großen Stadtbrande von 1634 in der Zeit bis zum Jahre 1648 erhalten. Das Hauptgebäude mit seinen Giebeln

blickt über die ganze Stadt hinweg, und im Sitzungssaale desselben sind in Stuckarbeit die Hauptmomente der Geschichte der Lausitz dargestellt. Das Schloß, das ehedem manchen hohen Herrn in seinen Mauern sah, ist jetzt der Sitz verschiedener Behörden.

Sonst war in Bautzen die Leinweberei und die Fabrikation rotwollener Mützen, wie sie die Türken tragen, sehr in Blüte. Diese Industrien sind zwar verschwunden, auch die Tuchmacherei, die sonst ein Hauptgewerbe bildete, ist zurückgegangen; dagegen besitzt es jetzt eine großartige Tuchfabrik nebst Kunstmühle, drei große, jetzt vereinigte Papierfabriken, einen Kupferhammer mit Dampfwalzwerk, mehrere Maschinenfabriken und einzelne Fabriken verschiedener Art.



Bautzen von der Südseite.

In der Umgebung gibt es Pulverfabriken. Die Bautzener Woll- und Getreidemärkte gehören zu den bedeutendsten in ganz Sachsen. —

Die Spree, welche sich um die Höhe windet, auf welcher das alte Bautzen erbaut ist, entfließt dem überdeckten Spreebrunnen bei Altgersdorf unweit der böhmischen Grenze auf der Ostseite des Rumburger Winkels. Früher war über der Quelle ein Kuppelbau errichtet, zu dem auch König Friedrich II. von Preußen beigesteuert hatte. Mit dem aus dem Brunnen kommenden Wässerchen vereinigen sich in Gersdorf einige andre, die zum Teil länger als jenes sind. Der junge Fluß bildet auf eine kurze Strecke die Grenze gegen Böhmen, läuft bis Neusalza nach Nordwesten, dann bis Sohland nach Westen, und schlägt hier die nördliche Richtung ein, die er bis zu seiner letzten entschiedenen Westwendung in der Provinz Brandenburg beibehält. Bis Sohland kommt die Spree aus

den langen Weberdörfern, die für die Oberlausitz charakteristisch sind, kaum heraus; in der breiten Wanne, welche ihr Thal bis hierher meistens bildet, haben sie Raum genug, sich auszubreiten. Auf Gersdorf folgen Teile von Ebersbach, dann Friedersdorf, Spremberg und Taubenheim. Diese Orte haben mit Neusalza und Spremberg zusammen mehr als 26 000 Einwohner, und so bewährt die Spree schon hier an ihrer Quelle eine die Bevölkerung in Massen herbeiziehende Kraft, welche sie nahe ihrem Ende, in der Reichshauptstadt Berlin, in einem vervielfachten Maße ausübt. Auch dadurch sind diese beiden Abschnitte ihres Laufes verwandt, daß die Natur in beiden in sehr bescheidener, fast nüchterner Weise auftritt. Nur zwischen Friedersdorf und Spremberg wird die Spree gewahr, daß sie in einem Gebirge fließt, indem daselbst ungeheure Felsblöcke ihr Bett erfüllen.

Eine anmutigere Gestalt nimmt das Spreethal unterhalb des Städtchens Schirgiswalde, etwa auf dem halben Wege zwischen diesem und Bautzen, an. Die bisher meist breite Thalsohle wird schmal, der Fluß wühlt sich etwas tiefer in das Granitplateau ein und windet sich zwischen Höhen durch, die kurz, aber steil zu ihm abfallen, Granitfelsen mit malerischen Formen und an manchen Stellen auch Heidenschanzen tragen. Diese 7—8 km lange Strecke reicht bis Bautzen, und auch unterhalb dieser Stadt behält das Thal noch auf 3 km diese Beschaffenheit. Aber bei dem oben auf dem linken Ufer gelegenen Dorfe Öhna öffnet sich das Thal, und nur noch einmal, bei Niedergurig, kommen Höhen von beiden Seiten an den Fluß heran; dann tritt er völlig ins Flachland.

Dieses besitzt hier so wenig Neigung, daß die Spree nicht weiß, wohin sie sich wenden soll, und sie übt sich daher schon hier auf die Rolle ein, die sie in ihrem weiteren Laufe unterhalb Kottbus wiederholt zu spielen gezwungen ist. Sie vermag ihre Gewässer nicht mehr zusammen zu halten und sendet nach rechts einen Arm, die kleine Spree, ab, die anfangs unschlüssig neben der großen hin und her irrt und sich ihr einmal wieder beinahe bis zur Berührung nähert, dann aber plötzlich, unbekümmert um ihre Schwester, sich weit abseits ihre eignen Wege sucht. Sie empfängt dabei von rechts das Löbauer Wasser und den Schöps, besinnt sich nun, wasserreicher geworden als die große Spree selbst, wieder auf ihren Ursprung und vereinigt sich nach 35 km langen Irrgängen bei Spreewitz südlich von der Niederlausitzer Stadt Spremberg wieder mit jener. Große Wiesenflächen bedecken diese Spreelandschaften, durch sie schleichen in zahllosen Windungen und umsäumt von Laubgehölzen die trägen Flußarme, und dazwischen sowie seitwärts breiten fischreiche Teiche ihren hellen Spiegel aus.

Görlitz und die Landskrone. Unter den ehemaligen Sechsstädten hat Görlitz in der Gegenwart die größte Bedeutung erlangt. Bis 1815 teilte es die Geschicke der ganzen Lausitz. Es gehörte demgemäß zum Königreich Böhmen, bis es 1635 im Prager Frieden an Sachsen abgetreten wurde, bei welchem es blieb, bis es im Wiener Frieden 1815 an Preußen kam. Damals war es eine kleine Stadt, denn 1816 zählte es nur 9136 Einwohner; jetzt hat es dagegen deren 50 307, hat also seitdem seine Bevölkerung verfünffacht.

Der Grund dieses starken Wachstums ist die Schnelligkeit, mit welcher sich Industrie und Handel in Görlitz in unserm Jahrhundert entwickelt haben.

Der Hauptindustriezweig ist immer noch die Tuchfabrikation, die sich besonders durch die Feinheit der von ihr gelieferten Stoffe auszeichnet, welche weithin Absatz finden, selbst nach überseeischen Ländern. Ihr schließen sich der Wichtigkeit nach Maschinen- und Eisenbahnwaggonfabrikation und Eisengießerei an, und dieser folgt eine ganze Reihe der verschiedenartigsten Fabriken. Görlitz ist auch ein bedeutender Eisenbahnknotenpunkt. Die Bahn von Dresden nach Breslau überschreitet hier die Neiße, und von ihr zweigen sich die Linien nach Kottbus, Zittau, Reichenberg und Hirschberg ab. Die Breslauer und Hirschberger Linie überschreiten 22 m über dem Flußspiegel das Thal der Neiße am Südende der Stadt auf einem 433 m langen Viadukte von 34 Bogen, welcher zu den großartigsten derartigen Bauwerken im nördlichen Deutschland gehört. Die Bahn nach Breslau weist auf Polen hin, von wo schon in frühen Zeiten eine Handelsstraße über Görlitz nach Westen, nach dem „Reich“ führte, die für den Handel von Görlitz von jeher ein Antrieb gewesen ist.

Görlitz liegt zum größten Teile auf dem linken Ufer der Neiße, die von ihm den Namen empfangen hat und auch als Lausitzer Neiße bezeichnet wird. Der Boden der Stadt ist einigermaßen hügelig, was dazu dient, ihr Bild zu einem malerischen zu machen. Durch die sauberen Straßen und Häuser, besonders in den nach Süden zu gelegenen Vorstädten, und die wohlgepflegten Anlagen an der Neiße, vor allem durch den prächtigen städtischen Park, erhält sie ein freundliches Ansehen. Dies und die schönen städtischen Gebäude erinnern uns daran, daß Görlitz eine reiche Stadt ist. Es gehören ihr 34 Dörfer und ein Waldbestand von 25774 Hektaren. Mit solchen Hilfsquellen konnte eine gute Verwaltung etwas Ordentliches schaffen, und das geschah besonders durch den Oberbürgermeister Demiani († 1846), dem das „neue Görlitz“ viel zu verdanken hat. Ihm haben daher seine dankbaren Mitbürger 1862 mit Recht ein von Prof. Schilling in Dresden modelliertes Standbild errichtet.

Unter den neueren Bauten ragen einige hervor, die uns durch das zu ihrem Baue verwendete Material daran erinnern, daß wir uns in Görlitz an der Grenze des Hügel- und des Flachlandes befinden. Einige, darunter das königliche Landgericht, sind Ziegelbauten; andre, wie die Kaserne, das Ständehaus und das Zentralhospital, Rohbauten aus Granit. Die Stadt hat aber auch schöne Bauwerke aus früheren Jahrhunderten aufzuweisen. Eins der ältesten ist der Kaisertrutz, ein rundes Gebäude aus dem Jahre 1490 und ein Rest der alten Befestigungen; er wird jetzt als Hauptwache und Arsenal benutzt. In der inneren Stadt ist der Untermarkt von hallenartigen Vorbauten, den sogenannten Lauben, umgeben. Manche Gebäude sind im Renaissancestil gebaut. Unter ihnen nimmt das Rathaus die erste Stelle ein. Die 1537 errichtete Freitreppe desselben mit Balkon und Fenster und der Statue der Gerechtigkeit ist ein wahres Prachtstück vollendeter Renaissance. Im Innern läßt die Stadt ihren Reichtum in der Ausstattung einzelner Räume merken. Das Standesamtszimmer ist mit einer ausgezeichnet gearbeiteten Kassettendecke versehen, der Sitzungssaal des Rats nebst seinen Vorzimmern mit Holzschnitzereien und Ölgemälden ausgestattet.

Unter den Kirchen gebührt der Kirche zu St. Petri und Pauli der erste Platz, ein gotischer Bau, dessen heutige Form aus den Jahren 1423—1497 stammt. Das Portal zeichnet sich durch die seltsamen, immer paarweise

angebrachten Tierfiguren an den Kapitälen aus. Das Innere ist fünfschiffig. Die Schiffe sind weit, hallenartig, und aus den schlanken, kühn aufsteigenden Pfeilern verbreiten sich ohne Kapitäl die vielfach verschlungenen Rippen der Netzgewölbe. Unter dem Chore befindet sich eine dreischiffige Krypta, die in den Felsen gehauen ist.

Zu den Merkwürdigkeiten von Görlitz wird auch die Kirche des heiligen Grabes gerechnet. Der Bürgermeister Georg Emmerich, der zweimal eine Bußfahrt nach Jerusalem unternommen hatte, ließ sie 1481—1489 errichten, und sie soll mit ihren Umgebungen ein Bild der heiligen Stätten in Jerusalem darstellen. Die Kirche, die aus zwei Stockwerken besteht, enthält unten das Sitzungszimmer des hohen Rates, eine Seitennische das Gefängnis Christi, und darin ist eine Statue des Heilandes mit der Dornenkrone; ein künstlicher Riß in der Mauer deutet das Erdbeben an, das beim Tode Christi eintrat. Das obere Stockwerk stellt den Saal vor, worin Christus mit seinen Jüngern das Osterlamm aß.

Außerhalb der Kirche befindet sich das Grab Christi und vor seiner Thür ein Stein, worauf die Wächter saßen. Die näheren und ferneren Umgebungen sollen die andern Stellen in Jerusalem bedeuten, die in der Leidensgeschichte erwähnt werden, wie das Thal des Kidron, den Ölberg, die Wohnung des Ahasverus und das Richthaus des Pilatus.

In Görlitz lebte der Mystiker und Theosoph Jakob Böhme, seines Zeichens ein Schuhmacher. Er stammte aus Altseidenberg bei Görlitz, wo er 1575 als Bauernsohn geboren war, und ließ sich nach seinen Wanderjahren in der Sechsstadt an der Neiße als Meister nieder. Er verstand gehörig den Pfriemen und die Ahle zu handhaben; doch hinderte ihn das nicht, sich daneben in die tiefsten Fragen des menschlichen Daseins zu vertiefen und die Ergebnisse seines inneren Schauens in zahlreichen Schriften zu veröffentlichen. Die Theologen von Fach hatten manches an den darin ausgesprochenen Anschauungen und Lehren auszusetzen, und er hatte mit ihnen manchen Strauß zu bestehen. Man wollte ihm, als er 1624 gestorben war, nicht einmal ein ehrliches Begräbnis gewähren, trotzdem er stets ein musterhaft frommes Leben geführt und sich auch äußerlich stets zur evangelischen Kirche gehalten hatte; erst der strenge Befehl des Stadtrats machte den Widerspruch verstummen. Die Nachwelt ehrte den philosophischen Schuhmacher besser. Auf seinem Grabe auf dem alten Kirchhofe der Stadt hat die „Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften“, die ihren Sitz in Görlitz hat, einen einfachen Marmorblock mit ebenso einfacher Inschrift aufrichten lassen. Eine Linde überschattet Grab und Stein. —

Wer nach Westen zu aus Görlitz heraustritt, erblickt vor sich einen unvermittelt aus der Ebene aufsteigenden, schön geformten Berg, die Landskrone genannt. Die beiden Spitzen derselben rufen durch ihre Kegelform sofort die Erinnerung an Basaltberge in uns wach, doch dazu will die übrige Form nicht recht passen. Die 432 m hohe Landskrone bildet einen kurzen, von Norden nach Süden gerichteten Rücken, der am Nordende die höchste jener beiden Spitzen trägt, die man an ihrem Turme überall in der Oberlausitz erkennt, und daran schließt sich nach Süden zu ein Kamm, der in der zweiten, kaum merklichen Spitze endigt. In Wirklichkeit besteht auch nicht der ganze Berg aus Basalt, denn die Grundlage ist Granit und nur der obere Teil Basalt.

Durch niedriges Laubgebüsch, aus Hainbuchen, Eschen und Birken bestehend, gelangen wir zur Spitze, von der wir eine völlig freie Aussicht haben. Diese belehrt uns zuerst darüber, daß die Landskrone völlig isoliert in die Ebene gestellt ist; dann aber überschauen wir von hier aus den Iserkamm, das Riesen-, Zittauer- und Lausitzer Gebirge mit ihren wechselnden Formen im Südosten, Süden und Westen, während im Norden und Nordosten die Tiefebene allmählich mit dem Horizonte verschwimmt.



Die Landskrone bei Görlitz.

Ein Berg, der das umliegende Land so beherrscht wie die Landskrone, mußte von jeher die Aufmerksamkeit der Umwohnenden auf sich lenken. Er hatte daher auch schon in vorhistorischer Zeit seine Bedeutung; die schwachen Reste eines verschlackten Steinwalles am nördlichen Gipfel legen noch Zeugnis dafür ab. Auf demselben Gipfel stand im Mittelalter eine feste Burg, deren Grundmauern sich bis zur Gegenwart erhalten haben. Sie wird im Jahre 1268 zum erstenmal urkundlich erwähnt und war damals im Besitze des Rittergeschlechts von Landskron, nach welchem der Berg seinen Namen bekommen hat. Dieses Geschlecht und die Görlitzer waren immer gute Nachbarn, aber unter den späteren Besitzern der Burg wurde das Verhältnis ein andres. Sie kam an Kaiser Karl IV. und dieser belehnte damit 1357 die Herren von Biberstein; noch später besaß sie der Herzog von Sagan. Zwischen diesen beiden Geschlechtern und der Stadt Görlitz gab es fortwährend Streitigkeiten und Fehden, und die Görlitzer versuchten deshalb wiederholt, die Burg an sich zu bringen, sei es

durch Gewalt, sei es durch Kauf. Letzteres gelang ihnen 1440. Nachdem Herzog Hans von Sagan das Jahr vorher gestorben war, überließen seine beiden Söhne gegen 600 Mark böhmischer Groschen die Landskrone mit drei dazu gehörigen Dörfern den Görlitzern, die nichts Eiligeres zu thun hatten, als die letzte Burg, welche den Sechsstädten gefährlich werden konnte, zu zerstören.

Mit Zinken und Trommeln und wehenden Fahnen zogen die Bürger, an der Spitze der Magistrat und das Schöffenkollegium, aus der Stadt nach dem Berge hin und nahmen feierlich Besitz von der Burg. Ein förmliches Heer von Maurern und Lohnarbeitern aller Art war mitgezogen, damit die Vernichtung um so rascher vor sich gehen könne. Mit der Kapelle sollte der Anfang gemacht werden. Da trat aus dem Thore derselben der Kaplan heraus, die Monstranz in der Hand haltend. Die Menge fiel andächtig zu Boden, der Geistliche erteilte ihr den Segen und ermahnte sie bald mit bittenden, bald mit drohenden Worten, nicht eher mit der Zerstörung des geweihten Gebäudes zu beginnen, als bis der Bischof von Meißen seine Einwilligung dazu gegeben habe. Darauf gingen die Bürger ein, die Erlaubnis des Bischofs war bald erlangt, und mit Hast wurde nun das Werk der Vernichtung vollzogen.

Die Reste des Wendentums. Von den Slawen, die in der Völkerwanderung in das Gebiet des heutigen Deutschlands bis zur Elbe und Saale nach Westen eindrangen, hat sich ein geringer Rest in der sächsischen und preußischen Lausitz erhalten. Das sind die überall im Lande bekannten W e n d e n. Im Königreiche Sachsen nehmen sie die nordöstliche Ecke des Landes ein. Nach Osten bildet das Löbauer Wasser von Weißenberg aufwärts bis ziemlich nach Löbau, das an der Südostecke des Gebietes liegt, die Grenze, die von hier nach Westen, nördlich vom Czernebog vorbei, bis Demitz, östlich von Bischofswerda an der Bahn nach Bautzen, verläuft und dann in nordnordwestlicher Richtung auf Weißig unweit der preußischen Grenze nördlich von Kamenz zugeht, so daß Kamenz und Elster westlich von dieser Linie liegen. Bautzen ist also die einzige Stadt, die im Gebiete der Wenden, der sogenannten „Wendei“, liegt; alle andern, sehr zahlreichen Ortschaften sind Dörfer, aber nicht langgestreckte, volkreiche Industriedörfer, wie im südlichen und westlichen Teile der sächsischen Lausitz, sondern kleine Bauerndörfer, die oft weniger als 100, meist 100—300 und selten bis 500 und mehr Einwohner haben, und von denen zehn, zwölf und noch mehr zu einer Parochie gehören.

Diese sächsische Wendei ist das südliche Ende der wendischen Sprachinsel, die von hier nach Norden durch den nordwestlichen Teil von Schlesien und den südöstlichen Teil von Brandenburg bis nach Peitz nördlich von Kottbus reicht und sich von Senftenberg an der Schwarzen Elster im Westen bis Muskau an der Görlitzer Neiße im Osten ausdehnt; die Mitte, die „Stockwendei“, liegt zu beiden Seiten der Spree.

Die Zahl der Wenden wird auf 136000 angegeben, von denen 52000 der Provinz Brandenburg und 33000 der Provinz Schlesien angehören. Die Zahl der sächsischen Wenden beträgt nach der Zählung vom Jahre 1880 51410, wovon 48525 auf die Lausitz kommen und der kleine Rest zerstreut im übrigen Lande wohnt, wo man die Wenden und Wendinnen gern als ländliche Dienstboten, letztere auch als Ammen nimmt; auch beim Militär sind viele Wenden zu finden.

Die wendischen Dörfer unterscheiden sich von den deutschen nicht bloß durch ihre Kleinheit, sondern auch durch ihre ganze Anlage. Die ursprüngliche Form der wendischen Dorfanlage, eine einzige zweizeilige Gasse mit der Kirche in der erweiterten Mitte, ist zwar in vielen Orten verwischt; aber die dicht aneinander gestellten Häuser, die den Giebel gegen die Gasse kehren, unterscheiden das wendische Bauerndorf sofort von dem deutschen mit seinen weiten Gehöften. Die alten Häuser haben nur ein Erdgeschoß und sind mit Stroh gedeckt. An der dem Hofe zugekehrten Langseite des Hauses ragt das Dach weiter hervor als an der andern. Der Flur des Hauses, der zugleich die Küche vorstellt, und die Stube sind meist ohne Bretterdiele, nur mit einem Fußboden aus Lehm versehen.

Wo Rittergüter in den Dörfern vorhanden sind, befinden sich dieselben in deutschen Händen; es gibt unter den Wenden keinen Adel. Es fehlt aber deswegen nicht etwa an einer Gliederung der Stände. Der Großbauer scheidet sich stolz vom Halbhüfner, Gärtner und Häusler ab und wird wohl selten einem von diesen letzteren seine Tochter zur Frau geben. Der Stand der Großbauern ist besonders zahlreich in der Gegend des Klosters Marienstern zwischen Bautzen und Kamenz vertreten; das väterliche Anwesen erbt bei ihnen merkwürdigerweise nicht der älteste, sondern der jüngste Sohn.

Die Wenden sind meist lutherischer Konfession, nur in der Gegend des Klosters Marienstern gibt es viele Katholiken. Die Zahl der letzteren macht etwa ein Fünftel des ganzen Volksstammes aus.

Da die Wenden fast ausschließlich Ackerbau treiben, so sind sie meist gesunde, derbe und kräftige Gestalten, die beim Militär mit Vorliebe bei der Reiterei eingestellt werden. Das ehemalige schöne sächsische Dragonerregiment Prinz Johann bestand überwiegend aus Söhnen des Wendenlandes. Als Soldaten haben sie sich stets durch Tapferkeit hervorgethan; jenes alte Dragonerregiment führte selbst bei den Franzosen den Namen der „sächsischen Schlächter".

Die wendische Sprache ist der tschechischen und polnischen nahe verwandt, und zwar der ersteren der oberlausitzische, der letzteren der niederlausitzische Dialekt. Sie besitzt einen außerordentlichen Formenreichtum und klingt weniger weich als die polnische und russische, aber lange nicht so rauh, als man nach den vielen Konsonanten, die man in den gedruckten Wörtern sieht, vermuten möchte; die vielen Zischlaute werden durch ein angefügtes j weicher gestaltet. Die beiden Dialekte weichen sehr voneinander ab, und das ist ein Haupthindernis für die gemeinschaftliche Pflege der Sprache, für welche in den letzten Jahrzehnten von den Wenden selbst viele Anstrengungen gemacht worden sind. Im Jahre 1839 bildeten die wendischen Gymnasiasten in Bautzen einen Verein mit dem Zwecke, sich im Sprechen und Schreiben der Muttersprache zu üben, und 1846 wurde der Bildungsverein Maćica serbska oder serbische Mutterkasse gegründet, der sich besonders die Pflege der wendischen Sprache und Litteratur zur Aufgabe gestellt hat. Er hat ein wendisches Wörterbuch herausgegeben und sucht durch kleine Schriften gemeinnützige Kenntnisse unter seinen Volksgenossen zu verbreiten, ohne sie in ihrer Sprache zu beeinträchtigen. Der „wendisch-lutherische Bücherverein" und die katholische „Gesellschaft des heiligen Cyrillus und Methodius" geben wendische Erbauungsbücher heraus. Für die Verbreitung wendischer Schriften ist auch der ehemalige Kandidat und nachherige Buchhändler Schmaler in Bautzen sehr thätig gewesen.

Die Tracht des Wendenvolks erinnert an die Kleidung der Altenburger, besonders bei den Frauen. Die Männer tragen bei der Feldarbeit eine kurze, dem bekannten polnischen Schnürenrocke ähnliche Pekesche, Sonntags einen langen Tuchüberrock. Im Winter ist der Schafpelz beliebt. Für die Weste wählt man gern die rote Farbe. Die Frauen verhüllen den Kopf zu Hause und im Freien mit einem Tuche mit geblümtem Rande, das unter dem Kinn gebunden wird und mit dem Zipfel auf den Rücken herabhängt. Ehefrauen tragen unter der allgemein üblichen Kattunhaube, die mit einer schwarzen Nackenschleife besetzt ist, ein weißes Stirnnetz, das über den Stirnsaum der bunten Oberhaube vorsieht. Viele Frauen tragen einen steifen Brustlatz, und der Rock ist sehr faltenreich. Ein weißes Stirnband bezeichnet die leichte Trauer; in der Volltrauer hüllt sich die Wendin in einen weißen, die ganze Gestalt einschließenden Überwurf.

Die Nationaltracht verschwindet wie überall so auch bei den Wenden immer mehr; am treuesten sind ihr noch die Frauen geblieben. Ebenso sterben allmählich die alten Sitten und Gebräuche aus.

Wenn sonst die Bademutter (Hebamme) nach der Geburt eines Kindes die Gevattern einlud, so hatte sie, je nachdem es ein Knabe oder ein Mädchen war, ein schwarzes oder ein weißes Stäbchen in der Hand. Beim Weggange nach der Kirche zur Taufe verabschiedeten sich die Paten von der Mutter mit den Worten: „Einen Heiden gebt Ihr uns, einen Christen werden wir Euch bringen!“ und bei der Rückkehr überreichten sie es ihr mit den Worten: „Einen Heiden gabt Ihr uns, einen Christen bringen wir Euch!“ In den Patenbrief legt man gern verschiedenes, womöglich auch gefundenes Geld, weil dieses besonderen Segen bringen soll; dazu fügt man bei einem Knaben neunerlei Gesäme, bei einem Mädchen etliche Körner Lein und eine Nähnadel.

Bei der Hochzeit eines Großbauern geht es hoch her. Dabei sind außer Bräutigam und Braut der Braschka oder Hochzeitbitter, die Kranz- oder Zúchtjungfern und die Zúchtfrau oder Salzmäste Hauptpersonen. Der Hochzeitbitter besorgt die förmliche Werbung, ladet, mit dem Bräutigam zu Pferde, in schwarzem Rock und mit dem buntesten Ausputz zur Hochzeit ein, begrüßt die Gäste, deren sich oft über hundert versammeln, weist ihnen die Plätze an, spricht das Tischgebet, teilt die Speisen aus, verabschiedet die Braut vom Elternhause und führt sie in den neuen Hausstand ein. Die Zúchtfrau, meist eine bejahrte Freundin der Frau, nimmt die Hochzeitgeschenke in Empfang und sorgt für die Bewirtung der Gäste. Die Braut trägt ein schwarzes, faltenreiches Gewand oder einen Pelz, über welche zwei weiße Schürzen gebunden werden, und auf dem Kopfe eine hohe, turmartige, schwarzsamtne und mit grünen Bändern geschmückte Mütze, auf welcher der mit Sternen und Flinkern besetzte Brautkranz aus Raute, die hier die Myrte vertritt, oder Seide prangt; um den Hals hängen Korallen oder goldene und silberne Ketten, auf die Brust herab alte Goldstücke. Auf dem Wege zur Kirche sitzen die Brautleute in verschiedenen Wagen, auf dem Heimwege aber in einem. Dabei werden sie öfter aufgehalten und mit Pistolenschüssen und Musik begrüßt. Nach der Rückkehr beginnt der Hochzeitschmaus. Schwarzfleisch, mehrere Arten Braten und Kochfleisch folgen, und den Beschluß machen gebackene Pflaumen und Milchspeise, über welche Pfefferkuchen gerieben ist. Auf die gute Mahlzeit folgt der fröhliche Tanz, und das wiederholt sich zuweilen noch an einem zweiten und dritten Tage.

Ein Sterbender wird vom Bett hinweg auf ein frisches Strohlager gebracht. Sobald der Todeskampf eintritt, wird die Thür oder ein Fenster geöffnet, damit die scheidende Seele bei ihrem Fluge gen Himmel nicht aufgehalten werde. Den Bienen zeigt man das Ableben des Hausherrn mit den Worten an: „Bienchen, steht auf, euer Herr ist tot!“

Früher war das Todaustreiben am Sonntage Lätare Brauch, dasselbe ist aber abgekommen; die ebenfalls üblichen Johannisfeuer sind polizeilich verboten worden.



Wenden und Wendinnen.

Das Eierschieben, ein Osterspiel, bei welchem ein Ei nach einem zweiten gerollt wird, ist nur noch teilweise auf dem Lande bekannt. Am Protzschenberge bei Bautzen findet es zur Belustigung der Kinder alljährlich am ersten Osterfeiertage statt. Die jungen Leute lieben den Tanz; neben den deutschen Tänzen üben sie auch noch ihren nationalen Reigen. Dabei bewegt sich die Tänzerin eine Zeitlang allein, dann wird sie von ihrem Tanzgenossen umkreist, der durch Stampfen, Singen und Jauchzen seine Sehnsucht ausdrückt; endlich reicht sie ihm die Hand zum gemeinschaftlichen Tanzen, und dann nehmen mehrere Paare am Rundtanze teil. Im Winter kommen die Burschen und Mädchen in Spinnstuben zusammen und singen dabei ihre Volkslieder.

Im Charakter des Wenden wollen viele einen harten, starren Sinn wahrnehmen; man wirft ihm ferner Trunksucht und Grobheit vor und tadelt seinen

Hang zum Aberglauben. Alle diese Fehler kommen aber beim Wenden kaum mehr vor als beim deutschen Bauer auch, und sie werden durch seine Tugenden reichlich aufgewogen. Er ist arbeitsam, genügsam, haushälterisch und verträglich, dazu gastfrei und zeichnet sich durch religiösen Sinn aus. Dieser offenbart sich nicht bloß in strenger Kirchlichkeit, sondern auch in manchen Lebensgewohnheiten, in ihren Begrüßungsformeln und Redensarten und in der Sitte des Tischgebetes. Der Feiertag wird heilig gehalten, der Gottesdienst sehr regelmäßig besucht und mancher Hausvater setzt sich nachmittags zu den Seinen, um ihnen den Text zu sagen und etwas aus der Predigt zu erzählen.

Es läßt sich die Frage aufwerfen, warum sich die Wenden ihre Nationalität in der Lausitz bewahrt haben, während sie ringsum schon seit Jahrhunderten in den Deutschen aufgegangen sind. Neben der abgeschlossenen Lage des Kerns des Wendengebietes, des Landes zu beiden Seiten der mittleren Spree, wo immer Land und Wasser sich um ihren Besitzstand streiten, haben die politischen Schicksale der Lausitz viel dazu beigetragen. Zu der Zeit, wo die Deutschen am eifrigsten die unter ihnen wohnenden Slawenstämme germanisierten, war die Lausitz ein Teil des böhmischen, also eines slawischen Reiches, und unter der Regierung der sächsischen Fürsten, denen sie 1635 unterworfen wurde, ist nie versucht worden, den Wenden ihre Nationalität zu entreißen. Sie sind zwar genötigt worden, Deutsch zu lernen, aber nur in ihrem eignen Interesse; nie ist ihnen ein Hindernis in der Pflege ihres Volkstums bereitet worden, vielmehr kommt ihnen die Regierung darin entgegen, indem sie dafür sorgt, daß Geistliche und Lehrer der wendischen Gegenden der wendischen Sprache mächtig sind. Ähnliche Verhältnisse herrschen in der preußischen Lausitz. Beide Regierungen können das Völkchen der Wenden um so mehr gewähren lassen, als bei demselben panslawistische Zukunftsträume nie Anklang gefunden haben.

Der bäuerliche Charakter des Wendenlandes und manche mittelalterliche Einrichtungen, die in der Oberlausitz länger anderwärts bestanden, haben auch viel zur Erhaltung der wendischen Nationalität beigetragen. Wie der Wende sehr selten für immer auswandert, so bleibt er auch in den meisten Fällen dem Ackerbau getreu, und der Landmann hängt zäher an Sprache und Sitte seiner Altvordern als jeder andre Stand. Denjenigen, welche zum Handwerk hinneigten, war der Eintritt in die Innungen der Städte sehr erschwert und das Aufkommen von Dorfhandwerkern suchten diese wieder möglichst zu hintertreiben. Für Deutsche war dagegen die Ansiedelung im Innern der Wendei nicht gut möglich, da sie kaum Grundstücke zu freiem Eigentum erwerben konnten, das abhängige Leben eines Häuslers aber sie nicht zu locken vermochte. Zweifelhaft ist es aber, ob es den Wenden möglich sein wird, dem Deutschtum, das von allen Seiten zwar auf friedliche, aber deswegen nicht weniger kräftige Weise auf sie eindringt, auf die Dauer erfolgreichen Widerstand zu leisten. Jeder in die Heimat zurückkehrende Soldat, der mit deutschen Kameraden des Königs Rock getragen, jeder Dienstbote, der bei deutschen Herrschaften gedient, und jeder Lehrer und Geistliche, der deutsche Schulen und Universitäten besucht hat, arbeitet wider Willen daran, daß seine Nationalität in der deutschen aufgehe. Wie die alten Sitten und Gebräuche mehr und mehr verschwinden, so muß auch die Sprache allmählich an Geltung verlieren, wenn der moderne Verkehr und die modernen Bildungsmittel mehr Eingang in der Wendei finden als bisher.



Rathaus in Zittau.

Schlachtfelder in den sächsischen Vorbergen.

Die Schlacht bei Lucka. — Der alte Dessauer bei Kesselsdorf. — Die Einäscherung von Zittau im Jahre 1757. — Winterfeldts Tod bei Moys. — Der Überfall bei Hochkirch. — Der „Finkenfang" bei Maxen. — Die Schlacht bei Bautzen. — Die große Armee in den Pässen des Erzgebirges 1813. Der Paß von Nollendorf. — Kriegsschicksale Dresdens.

Die Schlacht bei Lucka. Das Jahr 1307 ist eins der bedeutungsvollsten in der Geschichte der Wettiner, denn es handelte sich in demselben um Sein oder Nichtsein für dieses Geschlecht, das seit dem Jahre 1123 die Markgrafschaft Meißen oder ungefähr das Gebiet des jetzigen Königreichs Sachsen besaß und 1247 auch noch die Landgrafschaft Thüringen erhalten hatte, als das dortige Fürstengeschlecht ausgestorben war.

Auf diese beiden schönen Länder lenkte sich am Ausgange des 13. und im Beginne des 14. Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der damaligen deutschen Kaiser, Adolfs von Nassau und Albrechts I. von Österreich. Adolf von Nassau stammte aus einem Geschlechte, das nur ein kleines Gebiet sein eigen nannte, und war daher auf den Erwerb einer größeren Hausmacht bedacht. Dazu schienen ihm die Verhältnisse von Meißen und Thüringen geeignet; denn erstens herrschte damals in der Familie der Wettiner Uneinigkeit, indem sich Markgraf

Albrecht II., von den Geschichtschreibern gewöhnlich als der „Unartige“ oder „Entartete“ bezeichnet, mit seinen Söhnen Friedrich und Diezmann überworfen hatte; und zweitens verfolgte der Papst letztere als Söhne Margarethas, der Tochter des großen Hohenstaufenkaisers Friedrich II., mit seinem Hasse, so daß diese gar nicht als rechtmäßige Herrscher ihrer Stammländer angesehen wurden. Der Kaiser Adolf betrachtete daher Meißen und Thüringen als dem Reiche anheimgefallene Lehen und ergriff sehr gern die von der Kirche ihm dargebotene Gelegenheit, um seinen Familienbesitz zu vergrößern. Er überzog Friedrich und Diezmann mit Krieg, und die beiden Fürsten mußten ihr Land dem Gegner überlassen, bis es ihnen durch aufopfernde Bürgertreue gelang, ein Heer zu werben und mit diesem den vom Kaiser zurückgelassenen Statthalter zu schlagen und zuletzt sogar gefangen zu nehmen. Ehe Adolf von Nassau dies rächen konnte, fiel er in der Schlacht bei Göllheim im Kampfe mit seinem Gegner Albrecht I. von Österreich.

Aber auch Kaiser Albrecht I. trachtete die beiden Länder an sich zu bringen und schickte daher 1307 den Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit einem Heere, das aus Bayern, Schwaben, Rheinländern und Böhmen bestand, zur Eroberung derselben ab. Das Heer fiel in das Osterland ein und lagerte sich bei der kleinen Stadt Lucka, die jetzt zum Herzogtume Sachsen-Altenburg gehört, in dessen nördlichstem Winkel unmittelbar an der sächsischen Grenze liegt und nur 1505 Einwohner zählt.

Markgraf Friedrich I., in der Geschichte gewöhnlich „der Gebissene“ oder „mit der gebissenen Wange“ zubenannt, und sein Bruder Diezmann waren in einer sehr gefährlichen Lage, denn sie vermochten dem kaiserlichen Heere nur ein kleines Häuflein entgegenzustellen. Doch sie verzagten nicht, sondern eilten nach Leipzig, sammelten ihre Vasallen um sich und bewaffneten selbst Bürger und Bauern, und dazu kamen einige braunschweigische Reiterscharen, die zur Hilfe herbeigeeilt waren.

Mit diesem kleinen Heere zogen die Brüder dem Feinde entgegen, und bei Lucka kam es am 31. Mai zur Schlacht. Ehe der Kampf begann, wurde eine allgemeine Beichte und im Anschlusse daran eine Messe abgehalten, und dann gürtete sich Friedrich das Schwert um mit den Worten: „Es ist besser, daß wir im Kampfe sterben, als das Unglück unsres Volkes sehen! Gott helfe uns, so wir gerechte Sache haben!“ Und die gerechte Sache siegte. Mit furchtbarer Wut kämpfte das Heer der beiden Fürsten, ein großer Teil der Feinde wurde vernichtet, und was nicht fiel, wurde gefangen genommen, darunter der Anführer Friedrich von Zollern selbst.

Damit waren Meißen und Thüringen für die Wettiner gerettet; denn ehe Albrecht seine neuen Pläne gegen diese Länder ausführen konnte, setzte der Mordstahl seines rachsüchtigen Neffen Johannes, seitdem Parricida genannt, am 1. Mai 1308 seinem Leben ein Ziel. Im Volksmunde aber lebte das Andenken an die glückliche Schlacht, in welcher auf kaiserlicher Seite hauptsächlich Schwaben gefochten hatten, in dem Sprichworte:

„Es wird dir glücken,
Wie den Schwaben bei Lücken“

und auch die Schadenfreude über die kaiserliche Niederlage fort.

Der alte Dessauer bei Kesselsdorf. Nahe dem Punkte, wo die Straße von Dresden nach dem westlich gelegenen Städtchen Wilsdruff den höchsten Punkt erreicht, führt sie durch das 10 km von der Hauptstadt entfernte Kesselsdorf. Nordöstlich vom Orte senken sich die Höhen zum Anfange eines Thales, das als Zschoner Grund ein beliebtes Ziel für die Ausflüge der Dresdner ist, und nicht weit vom Anfange des Grundes liegt das Dorf Pennrich. In dieser Gegend spielte sich der Schlußakt des Dramas ab, das in der Geschichte als der zweite Schlesische Krieg bezeichnet wird.

Friedrich der Große hatte sich nach den Siegen bei Hohenfriedberg und Soor in Böhmen im Jahre 1742 der Hoffnung hingegeben, daß nunmehr ein günstiger Zeitpunkt für Friedensunterhandlungen mit seinen Gegnern, Sachsen und Österreich, gekommen wäre. Da erfuhr er im November, daß die sächsische und österreichische Armee sich unverzüglich vereinigen würden, um auf Berlin selbst zu marschieren. Rasch beschloß er, seinen Feinden zuvorzukommen. Er selbst wandte sich nach der Lausitz; der Fürst Leopold von Dessau aber, der „alte Dessauer" genannt, erhielt den Auftrag, mit der bei Halle stehenden Armee gegen Dresden zu ziehen.

Fürst Leopold war bis Meißen gekommen und wollte von hier auf der Straße über Wilsdruff nach Dresden vorrücken. Da traf er am 15. Dezember, einem kalten Wintertage, auf die unter dem Befehle des Grafen Rutowski stehende sächsische und die mit ihr verbündete österreichische Armee. Der linke Flügel der Sachsen stützte sich auf Kesselsdorf, der rechte auf Pennrich. Ihre Stellungen auf der Höhe der mit Schnee und Eis bedeckten Abhänge waren vortrefflich, und es war ein kühnes Wagestück, sie anzugreifen. Doch Leopold — so erzählt uns Franz Kugler — zauderte nicht, kaltblütig traf er seine Anordnungen. Auf den unerschrockenen Mut seiner Soldaten konnte er sicher bauen; denn ihm, den sie für ganz kugelfest hielten, folgten sie, wohin er sie auch führen mochte. Er sprach noch ein kurzes Gebet, das seinen Sinn zu kräftigen wohl geeignet war. „Lieber Gott" — das waren seine Worte — „stehe mir heute gnädig bei! Oder willst du nicht, so hilf wenigstens den Schurken, den Feinden nicht, sondern siehe zu, wie es kommt!" Dann gab er das Zeichen zum Beginn der Schlacht. Zweimal wurde der Angriff auf die Batterie, die Kesselsdorf deckte, durch den Hagel der feindlichen Granaten zurückgeschlagen. Da rückten die Sachsen zur Verfolgung vor, aber augenblicklich stürmte auch ein preußisches Dragonerregiment auf sie ein und schmetterte sie nieder. Schnell war das Dorf besetzt, die Batterie erobert, die feindliche Reiterei auseinander gesprengt, so daß alles in verwirrter Flucht sein Heil suchte. Indes hatte der linke Flügel der Preußen unter Anführung des Prinzen Moritz von Dessau kühnen Mutes unter dem dichtesten Kugelregen die beeisten Höhen bei Pennrich erklettert; nach kurzem Kampfe waren die Feinde auch hier zum Weichen gebracht.

Der Kampf war ein äußerst blutiger; an 20000 Tote und Verwundete bedeckten am Ende das Schlachtfeld, das einen schrecklichen Anblick darbot. — Verwundete und Tote froren in den Stellungen fest, in welchen sie hingesunken waren, und der eisige Boden ließ das zu Pfützen erstarrte Blut nicht in die Erde eindringen. Die Toten konnte man des Frostes wegen nicht tief genug begraben, daher sah man noch lange aus der Erde Arme und Beine hervorragen. Bis auf den heutigen Tag hat sich am Orte die Erinnerung an den

Schrecken dieser Tage erhalten, indem die Fläche zwischen Kesselsdorf und Pennrich als die Jammerthalswiese bezeichnet wird.

Der alte Dessauer übernachtete in Pennrich, sein Regiment in den rauchenden Trümmern von Kesselsdorf. Friedrich II., der am Tage der Schlacht Meißen besetzt hatte, besuchte am zweiten Tage darauf das Schlachtfeld und sah mit Bewunderung, wie sein tapferes Heer das unmöglich Scheinende möglich gemacht hatte. Der Fürst, welcher ihn führte, erhielt die ehrenvollste Anerkennung so heroischer Thaten.

Bis auf einige wenige Grenadierkompanien, die in Kesselsdorf lagen, hatten sich die Österreicher nicht an dem Kampfe beteiligt. Der Anführer derselben, Prinz Karl von Lothringen, hatte sich am 13. Dezember, von Böhmen kommend, bei Dresden mit den Sachsen vereinigt; aber seiner Armee waren so weitläufige Quartiere angewiesen worden, daß er 24 Stunden Zeit gebraucht hätte, um sie zusammenzuziehen. Übrigens hatte Rutowski auf die Aufforderung des Prinzen, ihn im Falle eines Angriffs rechtzeitig benachrichtigen zu lassen, geantwortet, daß er keine Hilfe brauche; und so stand denn am Tage der Schlacht die österreichische Hauptarmee unthätig im Plauenschen Grunde, im Rücken der sächsischen Armee. Nach der Schlacht zog sich das österreichische Heer über Pirna nach Böhmen zurück, und ihm folgte bald das sächsische.

Friedrich II. hielt am 18. Dezember seinen Einzug in Sachsens Hauptstadt, wo schon acht Tage darauf, am ersten Weihnachtsfeiertage, der Friede zustande kam, durch welchen er abermals im Besitze Schlesiens bestätigt wurde.

Die Einäscherung von Zittau im Jahre 1757. Jeder Fremde, welcher das an der Mandau, einem rechten Nebenflusse der Görlitzer oder Lausitzer Neiße gelegene Zittau besucht, freut sich über das schmucke Aussehen dieser ehemaligen, jetzt 22473 Einwohner zählenden Sechsstadt. Die stattlichen Häuser, die sauberen, gut gepflasterten Straßen, die schönen Anlagen, die beinahe in einem vollständigen Ringe die Stadt umschließen, der neue Stadtteil im Norden mit seinen Gärten, die Fabriken in den westlichen und südlichen Vorstädten und die ansehnlichen städtischen Gebäude legen Zeugnis davon ab, daß Bürgerschaft und Stadt sich eines reichlichen Wohlstandes erfreuen. In der That ist Zittau die reichste Stadt Sachsens. Sie hat 4 □Meilen Grundbesitz, bestehend in großen Waldungen, ergiebigen Braunkohlenwerken, vielen Meiereien und Rittergütern und zahlreichen Steinbrüchen. Seine Lage im Mittelpunkte des südlausitzischen Industriegebietes, am Ausgangspunkte mehrerer Straßen nach Böhmen und im Knotenpunkte dreier Eisenbahnen, deren eine sich wieder mehrfach verzweigt, gab und gibt den Bürgern Gelegenheit zu mannigfaltiger Thätigkeit in Industrie und Handel. Obenan steht die Fabrikation von Orleans sowie die Bleicherei und Druckerei. Für den Handel mit den Rohprodukten und Garnen für die lausitzer Gewebe-Industrie ist es ein Hauptplatz.

Ihr Reichtum hat der Stadt über alle Unbilden hinweggeholfen, mit welchen die Kriegszeiten sie reichlich heimgesucht haben. Im Hussitenkriege begannen ihre Leiden, und seitdem hat kein Krieg die Grenzen der Lausitz und Sachsens berührt, ohne gerade ihr die schwersten Opfer aufzuerlegen. Der unglücklichste Tag in der ganzen Geschichte der Stadt ist der 23. Juli des Jahres 1757.

Am 18. Juni desselben Jahres hatte Preußens König, der große Friedrich, bei Kollin zum erstenmal das Bittere einer schweren Niederlage empfunden. Sein Bruder, Prinz Wilhelm, der die Armee östlich von der Elbe anführte, sah sich bald genötigt, eilig den Rückzug nach Norden anzutreten, der ihn durch den Paß von Lückendorf, südlich von Zittau, auf letztere Stadt zu führte. Der Prinz Karl von Lothringen mit seinen Österreichern folgte ihm auf dem Fuße, aber der Prinz Wilhelm vermied vorsichtig jede Schlacht.

Da wandte sich der österreichische Feldherr gegen Zittau, wo die Preußen Magazine mit bedeutenden Mehlvorräten besaßen. Nur 800 Mann hielten die Stadt besetzt, aber sie wiesen die Aufforderung zur Übergabe zurück. Nun pflanzte Karl von Lothringen am 23. Juli seine Kanonen vor der Stadt auf. Die Bürger hielten dies nur für ein Schreckmittel, ein wirkliches Bombardement fürchtete die Stadt, die damals schon längst eine offene war, nicht; war doch ihr Landesherr der Bundesgenosse der Österreicher! Daher dachte auch niemand daran, sein Eigentum in Sicherheit zu bringen. Aber der Donner der Kanonen riß die Bürger bald aus ihrem Irrtume, glühende Kugeln flogen in die Stadt, schlugen in die Häuser ein, zündeten hier und dort, und in kurzer Zeit stand fast die ganze Stadt in Flammen. In wenig Stunden war Zittau ein Trümmerhaufen. Fast sämtliche Kirchen und öffentliche Gebäude und gegen 600 Wohnhäuser, drei Vierteile der ganzen Stadt, lagen in Asche; in den Kellern, wohin sich die Bewohner geflüchtet hatten, erstickten durch den Qualm 73 Personen, eine Anzahl wurde unter einstürzenden Häusern und in den Flammen begraben, und viele starben an den Folgen des durch die Einäscherung herbeigeführten Elends, so daß am Schlusse des Jahres die Totenliste der Stadt 1002 Personen aufwies, unter welchen sich nur zwei Soldaten von den 800 Preußen befanden. Der Schaden, den das Bombardement angerichtet hatte, belief sich auf 30 Millionen Mark. Noch im Jahre 1801 lagen von jener Zeit her 108 Brandstellen wüst. Heute merkt man der Stadt von jener „unnötigen Barbarei", wie Friedrich das Verfahren des Prinzen von Lothringen gegen sie nannte, nur noch die unbeabsichtigten guten Folgen an, denn sie ist dadurch auch in ihrem Innern eine neue Stadt geworden.

Winterfeldts Tod bei Moys. Kurze Zeit nach der Einäscherung von Zittau (23. Juli 1757) traf Friedrich II. mit seinem Bruder Wilhelm in Bautzen zusammen. Er hatte mit dem zweiten preußischen Heere, das die Stellungen links der Elbe innegehabt hatte, ebenfalls Böhmen verlassen, nachdem er die Nachricht von dem Rückzuge seines Bruders empfangen, und machte nun diesem und den Generalen seiner Armee die härtesten Vorwürfe über die Verluste, die der Rückzug aus Böhmen dem östlichen Heere zugefügt hatte. Prinz Wilhelm verließ infolgedessen die Armee und ging nach Berlin zurück.

Gar zu gern hätte Friedrich jetzt in der Lausitz den Österreichern eine Schlacht geliefert; aber die Stellungen, die der Prinz von Lothringen einnahm, waren so günstige, daß es Tollkühnheit gewesen wäre, ihn anzugreifen, und alle Versuche Friedrichs, ihn aus denselben hervorzulocken, waren vergebens. Unterdes drangen von Westen her die Franzosen und die Reichstruppen vor, und es ward für Friedrich hohe Zeit, ihnen entgegenzutreten, wenn er ihnen nicht Sachsen preisgeben wollte. Er wandte sich deshalb mit 12000 Mann nach

Dresden, um sich mit den dortigen Truppen zu vereinigen und dann nach der Saale zu ziehen; aber den Kern seines Heeres ließ er in der Lausitz zurück unter dem Oberbefehle des Herzogs August Wilhelm von Braunschweig-Bevern, und diesem stellte er den General **Hans Karl von Winterfeldt** zur Seite. Dieser, in der harten Schule des Dienstes unter Friedrich Wilhelm I. und Leopold von Dessau gebildet, hatte sich schon im ersten und zweiten Schlesischen Kriege ausgezeichnet und war von Friedrich rasch befördert worden, und auch im dritten Kriege hatte er bisher Proben seines Feldherrntalents abgelegt. Er besaß daher Friedrichs volles Vertrauen, von seinem Scharfblick, seiner Einsicht und Entschlossenheit erwartete dieser glückliche Erfolge.

Auch nach Friedrichs Abzug aus der Lausitz verharrte das österreichische Heer in seiner Zurückhaltung, bis der österreichische Staatskanzler, Graf Kaunitz, im Lager eintraf, um den Prinzen Karl von Lothringen zu einer lebhafteren Thätigkeit zu ermuntern. Dieser wollte dem Abgesandten des Hofes eine Probe von der Entschlossenheit des Heeres geben und ließ daher mit Übermacht durch die unter dem Feldzeugmeister Nádasdy stehende Abteilung das Korps Winterfeldts angreifen, das südöstlich von Görlitz, beinahe vor den Thoren dieser Stadt, auf dem Jäckelsberge bei dem Dorfe Moys eine feste Stellung inne hatte.

Es war am 7. September 1757. Winterfeldt war gerade in Görlitz abwesend, und unterdes wurde sein Korps aus seiner Stellung vertrieben. Rasch eilte er herbei und stürmte an der Spitze desselben die Anhöhen hinauf, um sie dem Feinde wieder zu entreißen; aber eine Kugel traf ihn in die Brust, und am folgenden Morgen erlag er der Wunde. Tief trauerte Friedrich um den General, der seinem Herzen so nahe gestanden hatte; voller Schmerz rief er bei der Nachricht von seinem Tode aus: „Gegen die Menge meiner Feinde hoffe ich noch Rettungsmittel zu finden, aber nie werde ich einen Winterfeldt wiederbekommen!“

Bei Moys, an dem jetzt die Eisenbahn von Görlitz nach Lauban vorbeiführt, haben die Oberlausitzer Stände dem Helden ein einfaches Denkmal setzen lassen; ein zweites, sein Standbild in Erz, schmückt neben denjenigen von fünf andern Feldherren Friedrichs des Großen den Wilhelmsplatz in Berlin.

Der Überfall bei Hochkirch. Zu den unglücklichsten Tagen in Friedrichs des Großen Leben gehört der 14. Oktober 1758, an welchem er bei Hochkirch durch den österreichischen Feldmarschall Daun überfallen wurde. Der Feldzug dieses Jahres, der am Rhein durch die Siege Ferdinands von Braunschweig so verheißungsvoll begonnen und den Preußen bei Zorndorf zur Rache an den das Land verwüstenden Russen verholfen hatte, führte für den König noch jene große Niederlage herbei, und zwar nicht ohne seine eigne Schuld.

Nach der Schlacht bei Zorndorf eilte Friedrich nach Sachsen, um seinem Bruder Heinrich, der dort von den Gegnern hart bedrängt wurde, zu Hilfe zu kommen. Er traf am 10. September in der Gegend von Dresden ein; da er aber hier den Feind zu keiner Schlacht bewegen konnte, so gedachte er einen raschen Zug nach Schlesien zu unternehmen, um die Österreicher zu verhindern, in dieser Provinz festen Fuß zu fassen. Als er aber mit seiner Armee auf der Straße, die von Bautzen über Löbau nach Görlitz führt, am 10. Oktober bis zu dem Dorfe Hochkirch gekommen war, sah er sich auf einmal dem Feldmarschall

Daun gegenüber, der nördlich von Löbau, auf den Kittlitzer Höhen, eine unangreifbare Stellung eingenommen hatte.

Friedrich, der nicht vorwärts konnte, war ebensowenig gewillt, vor dem bloßen Anblicke des Feindes umzuwenden, und traute dem überaus vorsichtigen und zaghaften Daun überhaupt kein rasches Unternehmen zu. Er befahl daher, bei Hochkirch, das ostsüdöstlich von Bautzen auf einer Anhöhe liegt, das Lager aufzuschlagen. Alle seine Generale erkannten die Gefahr eines solchen Beginnens, und Fürst Moritz von Dessau riet ihm davon ab; aber Friedrich achtete nicht darauf. Der Generalquartiermeister von Marwitz, sonst ein Liebling des Königs, sollte das Lager abstecken; aber er weigerte sich, zu dem Verderben der Armee beizutragen, und wurde mit Arrest bestraft. Ein Ingenieurleutnant mußte nach Friedrichs eignen Anordnungen die Linien des Lagers bestimmen, zu dessen Sicherung auf beiden Seiten Batterien angelegt wurden, deren eine vor Hochkirch zu stehen kam.

Wie das Verhängnis über Friedrichs Heer hereinbrach, erzählt uns Franz Kugler in seiner „Geschichte Friedrichs des Großen".

„Die preußische Stellung war um so gefährlicher, als man aus dem tiefer gelegenen Lager wenig oder nichts von dem wahrnehmen konnte, was die Österreicher auf und hinter ihren Höhen unternahmen, während diese alles deutlich unterschieden, was bei den Preußen vorging. Überdies waren die Waldungen am Fuße der Berge rings von den leichten Truppen der Österreicher besetzt, so daß den preußischen Vorposten und ihren Patrouillen in keiner Weise gestattet war, sich in eine größere Entfernung vom Lager hinaus zu wagen, und den Österreichern alle Mittel zum unvorhergesehenen Überfall bereit standen. Bei dem allen aber blieb Friedrich fest in der Meinung, daß Daun sich zu keinem Angriffe entschließen werde. Er unterdrückte selbst manche von den sonst nötigen Vorsichtsmaßregeln und ließ sogar die Truppen unangekleidet in ihren Zelten ruhen. Der Feldmarschall Keith sagte ihm geradezu: „Wenn uns die Österreicher hier ruhig lassen, so verdienen sie gehangen zu werden." Friedrich antwortete gelassen: „Wir müssen hoffen, daß sich die Österreicher mehr vor uns als vor dem Galgen fürchten." In dieser Beharrlichkeit bestärkten ihn die falschen Berichte eines Spions, der von Daun entdeckt und gezwungen wurde, dem Könige fortan zu schreiben, was jener ihm diktierte. So erhielt Friedrich einige Tage nur Nachrichten, die von nichts als von dem bevorstehenden Aufbruch der österreichischen Armee und von ihrem Rückmarsch nach Böhmen sprachen, und die ihn somit aller Gedanken an die Gefahr seiner Lage überhoben.

„Um ganz sicher zu gehen, beschloß Daun einen nächtlichen Überfall, und die Nacht vom 13. auf den 14. Oktober wurde dazu gewählt. Der Hauptschlag sollte gegen den wichtigsten Punkt des preußischen Lagers, gegen die Anhöhen, auf denen sich Hochkirch erhebt und die durch die Zelte des rechten Flügels besetzt waren, ausgeführt werden. Durch die bewaldeten Berghänge, welche die Österreicher besetzt hatten, wurden breite Wege geschlagen, um ohne alles Hindernis die Truppen zu den verschiedenen Punkten hinabführen zu können, von denen aus der rechte Flügel der Preußen angegriffen werden sollte. Zugleich war man darauf bedacht, in den Waldungen und auf den Höhen eifrige Befestigungsarbeiten sehen zu lassen, um die Absicht des Angriffes zu verhüllen und die Preußen in ihrer vermeintlichen Sicherheit zu bestärken.

„Die Nacht brach ein, und der zu diesem Unternehmen bestimmte Teil des österreichischen Heeres machte sich in größter Ordnung und Stille auf den Marsch. Auch dafür hatte man gesorgt, daß selbst der Schall der Tritte und das Rasseln der Kanonen dem Ohr der preußischen Vorposten fern blieb. Eine Menge Arbeiter war in den Waldungen angestellt, jeden Schall durch unaufhörliches Fällen von Bäumen, durch lautes Anrufen und Singen zu übertäuben. Im preußischen Lager hörte man diesen Lärm und glaubte darin eine Fortsetzung jener ängstlichen Befestigungsarbeiten zu erkennen. Unbesorgt begab man sich zur Ruhe, und als auch einzelne Offiziergesellschaften, welche bis 3 Uhr sich mit Musik ergötzt hatten, verstummten, breitete sich dunkle Nacht und tiefer Schlummer über das ganze Lager aus.

„Die Turmuhr von Hochkirch schlug fünf, und plötzlich begann ein heftiges Gewehrfeuer auf die preußischen Posten, welche außerhalb des Lagers standen. Zu Anfange achtete man darauf wenig, denn in solcher Weise pflegten umherstreifende Panduren fast in jeder Nacht mit den Vorposten zu scharmutzieren. Als aber das Feuer heftiger wurde, griffen die nächsten Bataillone, größtenteils ohne Stiefeletten und Tornister, zu den Waffen und eilten dem Feinde entgegen. Es glückte ihnen, den Angriff zurückzuschlagen. Doch schlichen, als sie das Lager verließen, Kroaten und andre österreichische Truppen in dasselbe und feuerten nun in den Rücken der Preußen, während diese zugleich durch immer größere Übermacht von vorn bedrängt wurden. Ein furchtbares Gefecht erhob sich, Mann kämpfte gegen Mann, und da die Dunkelheit alles gegenseitige Erkennen hinderte, so suchte ein jeder sich durch blindes Umherschlagen und Stechen, gleichviel ob gegen Freund oder Feind, zu verteidigen. Man tappte nach den Mützen der Gegner umher, und nur die Blechkappen der preußischen, die Bärenmützen der österreichischen Grenadiere gaben das Erkennungszeichen. Endlich mußten die Preußen weichen; nur mit großem Verluste konnten sie sich nach Hochkirch durchschlagen. Neue Bataillone kamen, gegen die Österreicher anzukämpfen; wieder drängten sie dieselben zurück, und wieder mußten sie sich, von allen Seiten angegriffen, mit Verlust zurückziehen. Die Österreicher eroberten die Batterie, welche vor Hochkirch stand und den rechten Flügel des preußischen Lagers decken sollte, wendeten die Geschütze um und beschossen damit das Dorf. Furchtbar wüteten die Kanonenkugeln in den Reihen der Preußen, welche die lange Dorfgasse hinab ihnen entgegen zu dringen suchten. Nur die Blitze des Geschützes hatten bis dahin die Nacht erhellt; jetzt brach der Morgen an, aber ein dichter Nebel hielt noch geraume Zeit das Dunkel fest.

„Erst durch den Donner der Kanonen waren die übrigen Teile der preußischen Armee aus ihrer Ruhe aufgeschreckt worden. Friedrich hatte sein Hauptquartier zur linken Seite des Zentrums in dem Dorfe Rodewitz. Auch er wurde erst jetzt erweckt und eilte, sich anzukleiden. Kaum war er aus seiner Wohnung getreten, so erhielt er die Nachricht von den Verlusten des rechten Flügels, und als er zu Pferde stieg, begrüßten ihn schon die aus seinem eignen Geschütz abgeschossenen Kugeln. Noch aber war Hochkirch selbst nicht in den Händen der Feinde; noch hatte ein Bataillon die Gärten des Dorfes besetzt, ein zweites auf dem Kirchhofe eine feste Stellung genommen. Friedrich glaubte noch immer nicht an einen allgemeinen Angriff des Feindes; er beorderte einzelne Brigaden, den rechten Flügel zu unterstützen und die Österreicher von ihrer eingenommenen

Stellung zu vertreiben. Der Feldmarschall Keith setzte sich an die Spitze einiger Bataillone; er drang zur Seite von Hochkirch vor, eroberte die preußische Batterie wieder und trieb den Feind beträchtlich zurück. Aber nun wurde er von der Übermacht eingeschlossen; man mußte sich mit dem Bajonett einen Rückweg bahnen, und Keith sank, von einer Gewehrkugel durchbohrt, entseelt zu Boden. Die Österreicher drangen in Hochkirch ein und besetzten das Dorf, das in Flammen aufging, dessen Kirchhof jedoch immer noch mutvoll durch die Preußen verteidigt wurde. Der Prinz von Braunschweig rückte mit neuen Truppen den Österreichern entgegen; auch er hatte zu Anfang günstige Erfolge, aber auch er wurde bald zur Umkehr genötigt und, ebenso wie Keith, blieb auch er auf dem Platze. Nicht andre Erfolge hatte der Fürst Moritz von Dessau, den man, tödlich verwundet, aus dem Gefechte trug. Immer neue Truppenmassen wurden von österreichischer Seite in das Dorf geführt, und endlich gelang es ihnen, auch des Kirchhofes Meister zu werden. Hier hatte sich, wie in einer kleinen Festung, jenes eine Bataillon unter dem Major von Lange mit standhafter Beharrlichkeit gegen die Angriffe von sieben österreichischen Regimentern gewehrt. Jetzt hatten die tapferen Preußen sich verschossen; von allen Seiten eingeschlossen, suchten sie sich mit Säbel und Bajonett durchzuschlagen, aber fast alle, der Major nicht ausgenommen, blieben sterbend oder verwundet auf dem Boden zurück, den sie solange verteidigt. Noch einmal suchte Friedrich den Österreichern die errungenen Vorteile zu entreißen. Er selbst führte sechs Bataillone in den Kugelregen hinein; sein Pferd wurde verwundet; kaltblütig bestieg er ein andres und wich trotz aller Bitten, mit denen ihn seine Getreuen bestürmten, nicht eher von der Stelle, als bis er sah, daß seine Anstrengungen erfolglos blieben.

„Endlich war der Nebel gefallen. Ein heller Tag beleuchtete die traurigen Zeichen des blutigen Nachtkampfes. Diejenigen seiner Truppen, die bis jetzt am Gefecht teilgenommen hatten, zog nun Friedrich zurück und stellte sie in einer festen Stellung Hochkirch gegenüber auf. Jetzt wurde der linke Flügel, der noch gar nicht zum Kampfe gekommen war, von den Österreichern angegriffen und ebenfalls zum Rückzuge genötigt, stellte sich aber auch wieder in Schlachtordnung auf. In diesem Augenblicke traf ein besonderes preußisches Korps ein, das einen entfernteren Punkt besetzt gehabt und einige Angriffe der Österreicher glücklich zurückgeschlagen hatte. Hierdurch war die Stellung der Preußen wieder so sicher geworden, daß sie in Ruhe jeden Angriff abwarten konnten. Doch Daun hatte selbst genug Verluste gehabt; er begnügte sich daher, eine Stellung einzunehmen, in welcher er vor einem Angriffe sicher war, und sah ruhig zu, als Friedrich den Rückzug antrat. Dieser wurde mit solcher Ruhe und Ordnung ausgeführt, daß man glauben mußte, das Schauspiel eines friedlichen Exerzierplatzes vor sich zu sehen, und selbst die Österreicher zur Bewunderung hingerissen wurden.“ —

Der Verlust, den Friedrich der Große erlitten hatte, war ein schwerer; er betrug 9000 Mann. Daun hatte zwar nicht weniger verloren, aber Friedrich beklagte zugleich den Tod der trefflichsten Heerführer. Am tiefsten traf ihn der Fall Keiths, der einer seiner vertrautesten Freunde gewesen war. Daun ließ den Helden am Tage nach der Schlacht in der Kirche zu Hochkirch mit allen militärischen Ehren begraben, Friedrich aber später den Leichnam nach Berlin

überführen. Acht Jahre nach der Schlacht ließ ein Verwandter Keiths demselben auf dem Kirchhofe ein Denkmal setzen, das aber jetzt seinen Platz in der Kirche hinter dem Altar hat. Auf einem Sockel von grauem Marmor ruht eine Urne, und eine schwarze Marmorplatte an ersterem trägt eine lateinische Inschrift, welche die Tapferkeit des Helden feiert.

Auch in andrer Weise lebt die Erinnerung an den blutigen 14. Oktober des Jahres 1758 noch in Hochkirch fort. Am Kirchturme sind einige Kugeln eingemauert, die von diesem Kampfe herrühren, und eine von den Kirchenthüren zeigt noch die Spuren von den Flintenkugeln, welche in dieselbe während der heldenmütigen Verteidigung des Langeschen Häufleins einschlugen; die Gasse bei der Kirche aber, wo das Blut buchstäblich floß, heißt bis heute bei den Einwohnern Hochkirchs nur die „Blutgasse“.

Der „Finkenfang“ bei Maxen. Der Feldzug des Jahres 1759, das überhaupt für Friedrich das schlimmste im ganzen Siebenjährigen Kriege war, endigte mit einem ähnlichen Ereignisse, wie der des vorhergehenden Jahres. Während Friedrich nach der unglücklichen Schlacht bei Kunersdorf am 12. August eine Stellung in der Lausitz eingenommen hatte, um den Russen den Weg nach Berlin zu verlegen, war die Reichsarmee in Sachsen eingedrungen und hatte in kurzer Zeit die wichtigsten Plätze, Leipzig, Torgau, Wittenberg und Dresden, eingenommen. Da kam zur rechten Zeit Prinz Heinrich mit seiner Armee von der Grenze Schlesiens herbei, und infolge seiner geschickten Bewegungen gelang es ihm, ohne großes Blutvergießen der Reichsarmee und den mit ihnen verbundenen Österreichern ihre meisten Eroberungen in Sachsen wieder abzunötigen, so daß ihnen nur noch Dresden blieb. Dafür erntete Heinrich von seinem königlichen Bruder, der im November auch nach Sachsen kam, mit Recht hohes Lob. „Heinrich“, so sagte dieser, „ist der einzige General, welcher in diesem Feldzuge keinen Fehler gemacht hat.“

Die gewonnenen Vorteile sollten mit Nachdruck verfolgt werden, denn Friedrich wollte, wie gewöhnlich, seine Winterquartiere in Sachsen nehmen und hätte gar zu gern die Österreicher ganz daraus verdrängt. Letztere hatten unter dem Feldmarschall Daun südlich vom Plauenschen Grunde bei Dresden eine feste Stellung bezogen, und Friedrich wollte ihnen nun den Rückzug nach Böhmen abschneiden oder wenigstens erschweren.

Mit der Ausführung dieses Planes betraute der König den General Friedrich August von Finck, der sich in dem zu Ende gehenden Jahre bei den Kreuz- und Querzügen des Prinzen Heinrich durch seine große Umsicht hervorgethan hatte. Er sollte über Dippoldiswalde nach Maxen ziehen, um dem Gegner die in dieser Gegend nach Böhmen führenden Straßen zu versperren. Der General erkannte sehr wohl die Gefahren dieses tollkühnen Planes und machte daher dem Könige dringende Vorstellungen; aber dieser antwortete: „Er weiß, daß ich keine Diffikultäten leiden kann: mach' Er, daß Er fortkommt!“ Gegen einen solchen Befehl gab es keinen Widerspruch, und Finck trat mit seinen 12000 Mann den Zug an, erfüllt von trüben Ahnungen.

Er ging über Dippoldiswalde nach Maxen, einem Dorfe, das südöstlich von Dresden auf den Höhen an der linken Seite des Müglitzthales liegt. Um ihn und seine Armee einigermaßen zu schützen, hätte die Verbindung mit dem

Könige, der sich bei Wilsdruff gelagert hatte, über Dippoldiswalde aufrecht erhalten werden müssen; aber auf dessen Befehl mußte Finck den vom General Lindstädt besetzten Paß bei Dippoldiswalde aufgeben, und er war nun auf sich selbst angewiesen und allen Angriffen ausgesetzt. Dies meldete er dem Könige in einem Briefe; doch dieser wurde von den Österreichern aufgefangen, und jetzt wandte sich Daun mit 40 000 Mann gegen ihn. Es war am 21. November. Von allen Seiten eingeschlossen, verteidigten sich die Preußen mutvoll; aber was wollte die kleine Armee gegen die Übermacht ausrichten? Bald war alle Munition verschossen, und es blieb Finck nichts übrig, als die Kapitulation, die ihm vorgelegt wurde, zu unterzeichnen. Das geschah nordöstlich von Maxen in Ploschwitz, auf dessen Feldern nebst denen von Falkenhain die eigentliche Gefangennahme erfolgte. Das ganze Korps mußte sich ergeben, ja sogar der General Wunsch, der sich mit einer abgesonderten Schar Kavallerie bereits entfernt hatte, wurde in den Vertrag einbezogen und mußte zurückberufen werden. Es war eine Vergeltung für die Gefangennahme der sächsischen Armee am Fuße des Liliensteins beim Beginne des Krieges (S. 292).

Die preußischen Kriegsgefangenen wurden nebst der Beute an Geschützen, Fahnen, Standarten, silbernen und kupfernen Pauken, Kriegskasse, Feldpostamt, Proviant und Munition am andern Tage nach Dresden gebracht, und am 23. November führte man sie nach Böhmen ab. Friedrich der Große empfand diesen Schlag auf das schmerzlichste; ein Vorgang, wie „der Finkenfang bei Maxen“ — so nannte das Volk allgemein die Gefangennahme des Generals Finck — war in der preußischen Kriegsgeschichte unerhört. Daher wurde auch Finck, obwohl nach der allgemeinen Überzeugung der König die Schuld an seinem Unglücke trug, nach dem Hubertusburger Frieden von einem Kriegsgerichte zu einjähriger Festungsstrafe und zur Kassation verurteilt. Nachdem er seine Strafe abgebüßt, ging er nach Dänemark, von dessen Könige berufen, und wurde General der Infanterie; doch starb er schon am 24. Februar 1766 zu Kopenhagen.

Die Schlacht bei Bautzen. Der Frühling des Jahres 1813 erweckte nicht bloß die Natur, sondern auch das deutsche Volk zu neuem Leben. Das furchtbare Schicksal, welches die Armeen Napoleons in den beschneiten Gefilden Rußlands ereilt hatte, ließ überall die Hoffnung aufflammen, nun werde es möglich sein, die Fremdherrschaft abzuschütteln. Nach langem Zaudern entschied sich endlich Preußens König für den Anschluß an Rußland, und seinem Aufrufe folgten freudig die Söhne des Vaterlandes; alle Stände wetteiferten in der Opferwilligkeit.

Im Wonnemonat, im Mai, empfing der Bund der Preußen und Russen die Feuertaufe. Eher als man gedacht, erschien Napoleon mit neuen Heeren im Felde, und bei Lützen oder Großgörschen traten ihm am 2. Mai die Verbündeten zum erstenmal entgegen. Der Ausgang der Schlacht nötigte sie zum Rückzuge bis in die Lausitz, wo sie aufs neue die Angriffe Napoleons erwarteten. So kam es am 20. und 21. Mai zur Schlacht bei Bautzen oder Wurschen. Letzteren Namen hat sie von dem Dorfe Wurschen, 11 km östlich von Bautzen an der Straße nach Weißenberg gelegen, wo die verbündeten Monarchen das Hauptquartier hatten.

Die Stellungen der Verbündeten bildeten eine Linie, die sich parallel dem Laufe der Spree von Süden nach Norden östlich von diesem Flusse fast zwei Meilen lang ausdehnte. Der linke Flügel schloß sich an die Höhen des Lausitzer Gebirges an, das Zentrum nahm das Hügelland östlich von Bautzen ein und sprang nordöstlich von Bautzen in den Kreckwitzer Höhen etwas vor, der rechte Flügel breitete sich in der Ebene bis zum Windmühlenberge bei Gleina aus. Die Hauptsorge der Verbündeten war, sich nicht aus dem Süden, also aus der Nähe Österreichs, auf dessen Beitritt zum Kampfe gegen Napoleon sie hofften, verdrängen zu lassen, und natürlich mußten sie auch darauf bedacht sein, sich für den Fall der Niederlage die Straße nach Schlesien zu sichern. Aber die Linie war zu lang, als daß eine lückenlose Aufstellung der verbündeten Heere möglich gewesen wäre, wodurch es denselben während der Schlacht sehr erschwert wurde, sich gegenseitig zu unterstützen.

Napoleon traf am 19. Mai, von Dresden über Bischofswerda kommend, bei seiner Armee ein, welche die Gegenden am linken Ufer der Spree besetzt hielt. Um die feindliche Stellung zu erkundschaften, begab er sich zu den äußersten Vorposten, zuerst auf eine kleine, felsige Kuppe bei Stiebitz südwestlich von Bautzen, von wo er den feindlichen linken Flügel, die Stadt Bautzen und einen Teil des jenseitigen Landstriches beobachten konnte. Alles Gefolge blieb zurück, nur wenige Personen begleiteten ihn. In der Entfernung eines Büchsenschusses war ein Kosakenposten; die Leute desselben waren abgesessen und ließen nach ihrem Gebrauch die Pferde weiden, nicht ahnend, daß eine so gewaltige Person in ihrer Nähe war. Auf drei andern hervorragenden Punkten setzte Napoleon seine Beobachtungen fort, und auf Grund derselben entwarf er seinen Plan. Er wollte in den Verbündeten den Glauben erwecken, daß er es besonders auf ihren am Gebirge stehenden linken Flügel abgesehen habe, und er hoffte dadurch im Norden, wo er gegen den rechten Flügel der Gegner den Hauptschlag zu führen gedachte, freieres Spiel zu bekommen.

Am 20. Mai in aller Frühe begann die Schlacht, und Napoleon begab sich gegen 9 Uhr auf die Schmochtitzer Höhen nordwestlich von Bautzen, von wo er fast die meisten Schlachthaufen sich bilden und vorrücken sehen konnte. An mehreren Punkten erzwangen die Franzosen den Übergang über die Spree, und nachdem Macdonald in den Besitz der Spreebrücke und Bautzens gelangt war, gewann Napoleon so viel Raum, daß er seinen rechten Flügel auf dem rechten Ufer der Spree entwickeln konnte. Im Süden hatte Oudinot schnelle Erfolge gegen die Russen errungen, die den linken Flügel der Verbündeten bildeten, und drang nach dem Gebirge vor. Nun geschah, was Napoleon gewünscht hatte. Als die beiden Monarchen erfuhren, in welcher Gefahr sich der linke Flügel ihrer Armee befände, der immer Fühlung mit Böhmen behalten sollte,. schickten sie sofort den Russen, die dort unter Gortschakoff kämpften, Unterstützung und schwächten dadurch ihre Streitkräfte im Zentrum und auf dem rechten Flügel.

Die Nacht brach herein, die letzten Kanonen und Gewehre verstummten und mehrere brennende Dörfer erleuchteten die Nacht. In Wurschen fand spät am Abend eine Beratung der beiden Fürsten darüber statt, ob man weichen oder den Kampf fortsetzen solle, und das Resultat derselben war der Entschluß, den vordringenden Feind so lange als möglich aufzuhalten. So standen denn

am frühen Morgen des 21. Mai beide Heere wieder in Schlachtlinie. Abermals begann Oudinot auf dem rechten Flügel der Franzosen den Kampf, ging gegen die Aufstellung der Russen vor und drängte sie zurück. General Wittgenstein, der russische Oberfeldherr, erriet sehr wohl Napoleons Absicht, die Kräfte der Verbündeten hierher zu ziehen und dann im Zentrum und im Norden um so sicherer den überlegenen Schlag zu führen. „Ich gebe meinen Kopf", sagte er zum Kaiser Alexander, „wenn dies nicht eine falsche Attacke ist; Napoleon will unsern rechten Flügel umgehen und uns an Böhmen drücken." Doch der Kaiser wollte dies nicht glauben, er folgte seiner eignen Ansicht und sandte neue Verstärkungen nach dem Süden. Oudinot wurde auf das äußerste bedrängt und mußte ein Bataillon nach dem andern daran setzen. Er ließ Napoleon wiederholt dringend um Unterstützung bitten, aber erst das zweite Mal erhielt er eine Antwort; er möge, ließ ihm der Kaiser sagen, sein Bestes thun, um 3 Uhr würde die Schlacht gewonnen sein.

Unterdes wogte der Kampf in der Mitte und im Norden hin und her. Dort standen Blücher, York und Kleist den französischen Generalen Macdonald, Marmont und Bertrand im Zentrum, der russische General Barclay de Tolly dem Marschall Ney auf dem rechten Flügel gegenüber. Ney hatte von Napoleon die Aufgabe erhalten, die Verbündeten auf ihrer rechten Flanke zu umgehen und sie von ihrer Rückzugslinie abzudrängen. Als die Zeit gekommen war, ging er mit seiner Armee über die Spree und warf sich mit dreifacher Übermacht auf Barclay, der sich als Hauptpunkt seiner Stellung den in der Ebene merklich hervorragenden Windmühlenberg bei Gleina ausersehen hatte. Bei der Überlegenheit des Gegners konnte er aber nicht standhalten und war gezwungen, nach Süden auf Preititz zurückzugehen, und auch dieses Dorf überließ er, östlich zurückweichend, den Franzosen. Als Kaiser Alexander diese Nachricht erhielt und zugleich die feindlichen Truppenmassen auf den Höhen von Gleina erblickte, erkannte er endlich seinen Irrtum, aber es war zu spät. Um jeden Preis mußte wenigstens Preititz wiedergewonnen werden, das fast im Rücken der Verbündeten lag, und Blücher schickte dazu den General Kleist ab, dem es auch nach wiederholten Versuchen gelang, freilich unter starken Verlusten, die besonders das Regiment Kolberg erlitt.

Jetzt ließ Napoleon im Zentrum den Marschall Soult gegen die Kreckwitzer Höhen vorrücken, welche Blücher besetzt hielt. Unabsehbare, dunkle Scharen des Fußvolks wälzten sich gegen den Schlüssel der preußischen Stellung; aber die Höhen waren nicht so leicht zu nehmen, und jedes Vordringen wurde blutig zurückgewiesen, so daß der Kampf mehrere Stunden mit großer Heftigkeit forttobte. Gleichzeitig führte Ney einen Hauptschlag aus, indem er sich mit seinem Korps auf Preititz warf und dieses abermals den Verbündeten entriß. Da sah Kaiser Alexander ein, daß nur ein schleuniger Rückzug ihr Heer retten könnte, und der Befehl dazu wurde gegeben. Blücher, der am weitesten vorwärts seine Stellung genommen hatte, überwand alle Schwierigkeiten; in fester Haltung und Schritt für Schritt wichen die Preußen zurück, kaum ein Mann, weder ein Geschütz noch eine Fahne fiel den Franzosen in die Hände. Ein starkes Gewitter, von einem Platzregen begleitet, setzte eine Zeitlang den Angriffen von beiden Seiten Schranken, wovon jedoch die Rückmarschierenden den meisten Vorteil zogen. Von allen Seiten stieg der Rauch und die Flamme brennender Dörfer

auf, was, verbunden mit dem Rauch und Dampf der Schlacht, dem Kanonendonner und dem Gewitter, einen sehr schauerlichen Eindruck machte.

Das Ergebnis der Schlacht war für keinen Teil das erwünschte. Die Verbündeten zogen sich nach Schlesien zurück, entfernten sich also immer mehr von den Grenzen Österreichs; aber es hatte sich wenigstens gezeigt, daß ihre Truppen mit Todesverachtung auch der Übermacht standhielten und der Mut und das Vertrauen derselben war ungebrochen. Napoleon war von den Erfolgen des zweitägigen Kampfes wenig befriedigt. Als er am Abende des 21. Mai erfuhr, daß so gut wie gar keine Kanonen, kaum nennenswerte Gefangene, auch keine einzige Fahne in seine Gewalt gefallen, war er äußerst betroffen und wurde zu dem Ausrufe hingerissen: „Was? Nach solchem Blutbade keine Resultate? Keine Gefangenen? Diese Leute da werden mir keinen Nagel zum Aufheben liegen lassen!" Daher sein Drängen zur Verfolgung, seine ungeduldige Kampfeslust, die Vorwürfe, die er gegen seine Marschälle aussprudelte; er hoffte wenigstens durch eine glückliche Verfolgung die Trophäen zu erlangen, welche ihm die Schlacht selbst versagt hatte. Aber auch jetzt schlugen sich die verbündeten Truppen mit aller Bravour, und Napoleon hatte von der ganzen Verfolgung nichts als neue Verluste. Er merkte, daß er nicht mehr wie früher im stande war, mit einem Schlage ganze Armeen zu vernichten. Hinter dem sogenannten Taucherkirchhofe auf der Ostseite von Bautzen wurden viele Hunderte von Toten beider Armeen begraben. Ihnen ist 1853 am 20. Mai im freien Felde ein einfaches Denkmal gesetzt worden, das auf einem vierseitigen Sockel einen mit Kanonenkugeln geschmückten Obelisk trägt und auf gußeisernen Tafeln derjenigen gedenkt, die rund herum ruhen. „Nur das Leben haßt; der Tod versöhnt", ist das Motto des Denkmals. An der südlichen Felswand der höchsten Granitkuppe der Kreckwitzer Höhen meldet eine Inschrift: „Zeuge der Schlacht vom 21. Mai 1813."

Die große Armee in den Pässen des Erzgebirges 1813. Der Paß von Nollendorf. In den Ereignissen, deren Schauplatz Sachsen in der zweiten Hälfte des Jahres 1813 wurde, erlangten auch die Pässe des Erzgebirges zwischen Böhmen und Sachsen eine große Bedeutung. Nachdem es in der Zeit des Waffenstillstandes vom 4. Juni bis 17. August den beiden Mächten Preußen und Rußland gelungen war, Österreich in ihren Bund zu ziehen, wurde von den Verbündeten ein großes Heer im nördlichen Böhmen zusammengezogen, das unter den Befehl des österreichischen Feldmarschalls Fürsten Karl von Schwarzenberg gestellt wurde. Bei diesem Heere befanden sich auch die Monarchen von Preußen und Rußland, was den Kriegsoperationen kaum förderlich war, da es Kaiser Alexander liebte, öfters persönlich in das Kommando einzugreifen.

Nach Ablauf des Waffenstillstandes wollte das böhmische Heer über das Erzgebirge nach der Gegend von Leipzig gehen, weil man hier Napoleon mit seiner Hauptmacht vermutete. Auf vier Straßen stieg die große Armee an dem steilen Südabhange des Erzgebirges hinauf. Der erste Zug, meist aus Russen bestehend, marschierte unter Wittgenstein auf der großen Straße von Teplitz nach Dresden vorwärts, der zweite, die Preußen unter General Kleist, von Brüx nach Freiberg, der dritte und vierte von Kommotau und Kaaden nach Marienberg und weiterhin nach Chemnitz zu. Alle überschritten am 22. August

die sächsische Grenze. Da brachte ein glücklicher Zufall einen Adjutanten des Marschalls St. Cyr in Gefangenschaft, und bei ihm fand man zwei wichtige Depeschen, aus denen das Hauptquartier ersah, daß Napoleon gar nicht bei Leipzig oder gar bei Chemnitz stehe, sondern sich mit seinen Garden weit nach der Lausitz und nach den Grenzen Schlesiens begeben habe, und daß Dresden nur schwach besetzt sei. Dazu kamen noch weitere Aufklärungen durch zwei westfälische Reiterregimenter, die vom französischen Lager bei Reichenberg zu den Österreichern übergingen.

Da wurde im großen Hauptquartier zu Sayda, wo diese Nachricht schon am 23. August abends anlangte, beschlossen, statt auf Leipzig auf Dresden zu marschieren und diesen wichtigen Stützpunkt im Rücken Napoleons wegzunehmen, ehe er ihm zu Hilfe kommen könne. Dazu war eine Abschwenkung des zweiten, dritten und vierten Heereszuges nach rechts notwendig und diese wurde sofort anbefohlen. Ein hartes Stück Arbeit! War schon der Aufstieg auf den schlechten und steilen Straßen der Südseite mit großen Schwierigkeiten verbunden, so war das Durchschneiden der tiefen Thäler auf der sächsischen Seite, was oft auf Nebenwegen geschehen mußte, noch schwieriger. Die Unmassen von Wagen, die eine so große Armee mit sich führen mußte, kamen nur mit Mühe vorwärts, und da und dort drohte sich aus den dichten Truppenzügen ein verworrener Knäuel von Soldaten, Geschütz und Troß zu bilden. Die Soldaten hatten vom Wetter und der schlechten Verpflegung in den wenig fruchtbaren Gegenden viel zu leiden. Doch langten die Heere fast ohne jeden Kampf am 25. August bei Dresden an, wo es an den beiden folgenden Tagen zu der schweren Schlacht kam, deren Geschichte im nächsten Abschnitte erzählt werden soll.

Die Verbündeten wurden in dieser Schlacht geschlagen und mußten nun den Rückzug über das Erzgebirge nach Böhmen antreten. Dabei wollte Napoleon womöglich ihre ganze Armee vernichten und drei Armeekorps waren ausersehen, diesen Schlag auszuführen. Vandamme sollte bei Pirna die Straße nach Böhmen sperren und dann mit St. Cyr und Mortier den Verbündeten, die auf einer westlicheren Straße, über Altenberg und Zinnwald, Böhmen zu erreichen strebten, vorauseilen, um sie in Böhmen zu empfangen; aber mittlerweile trafen in Dresden bei Napoleon die Nachrichten über die Niederlagen seiner Armee bei Dennewitz und an der Katzbach ein und die letzten beiden Feldherren erhielten nun eine andre Bestimmung.

Ohne davon Kenntnis zu haben, eilte Vandamme siegesdurstig auf der Straße von Pirna über Hellendorf und Peterswalde nach Böhmen, um nach Teplitz zu gelangen; er hoffte, sich auf diesem Zuge den Marschallstab zu erkämpfen. Auf derselben Straße waren ihm der junge Herzog Eugen von Württemberg und der Graf Ostermann mit einer russischen Heeresabteilung vorausgezogen, die sich erst mutig durch Vandammes übermächtiges Korps durchgeschlagen hatten. Auf sie traf Vandamme, nachdem er an dem böhmischen Fuß des Erzgebirges herabgestiegen war, am 29. August bei Kulm, und zwischen beiden Heeren entspann sich eine zweitägige, äußerst blutige Schlacht.

Bei Peterswalde überraschten die Franzosen die Russen; diese zogen sich fechtend zurück, die Franzosen stürmten hinterdrein. So kamen sie gegen 9 Uhr vormittags nach Kulm. Es war ein Sonntagsmorgen und die Einwohner waren nach der nahen Kapelle gewandert, um dem Gottesdienste beizuwohnen.

Als sie die Kirche verließen, tobte schon der Kampf im Dorfe und in ihren Gehöften. Mit einem Male sahen sie sich mitten in die furchtbarsten Schrecken des Krieges versetzt. Sie stürzten nach ihren Wohnungen, um ihr Wertvollstes zu retten; in wildem Jammer flüchteten Weiber und Kinder, indessen im Dorfe schon Russen und Franzosen in erbittertem Handgemenge waren, ringsum der Sturmmarsch der vordringenden feindlichen Massen ertönte und vom nahen Horkaberge, durch das Echo der Höhen und Schluchten verstärkt, die Batterien der Franzosen spielten.

Es war ein ungleicher Kampf, denn 15000—20000 Russen standen 30000 Franzosen gegenüber und der Ausgang schien kaum zweifelhaft. Da sandte der König von Preußen, der schon in Teplitz angekommen war, Boten an Ostermann und ließ ihm vorstellen, daß das Schicksal der großen Armee, die mit dem Kaiser Alexander noch tief in den Defileen des Erzgebirges steckte, davon abhänge, daß Ostermann sich bei Kulm behaupte. Das entschied; der russische General stellte sich hinter Kulm an der Straße nach Teplitz bei den Dörfern Straden und Priesten zum Kampfe auf. Die russischen Garden verrichteten Wunder der Tapferkeit; sie standen wie die Mauern und fochten mit wahrem Löwenmut. Der Kampf wurde vielfach zum wütenden Handgemenge, in welchem kaum Freund und Feind zu unterscheiden waren, besonders um Mittag, als die Franzosen Priesten eroberten; doch bald entriß es ihnen Prinz Eugen wieder. Abermals trat ein gefährlicher Moment ein; aber frische Bataillone der russischen Garde kamen wie der Sturmwind herbei und drängten den Feind flüchtig vor sich her. In diesem Kampfe traf eine Kanonenkugel den Grafen Ostermann und riß ihm den linken Arm weg.

Endlich ermüdeten beide Heere und sie brachen allmählich den Kampf ab. Für die Russen war damit das Schlimmste überstanden; denn schon während des Tages waren einige frische österreichische und russische Abteilungen auf dem Schlachtfelde eingetroffen und in der Nacht und am nächsten Morgen dauerte das fort. Vandamme griff am 30. August in aller Frühe von neuem an. Auf der Seite der Verbündeten führte der russische General Barclay den Oberbefehl, der den Andrang des Gegners nur abwehrte und den Kampf hinzog, weil er auf den Eintritt eines Ereignisses wartete, das die Entscheidung bringen sollte.

Diese Aufgabe löste der preußische General Kleist. Er war mit seiner Abteilung vom Dresdner Schlachtfelde in der Richtung auf Maxen aufgebrochen und hatte dann den Weg über das Erzgebirge eingeschlagen, der über Glashütte nach Fürstenwalde führt. Auf dem Marsche nach Fürstenwalde, also schon ziemlich nahe dem Kamme, erhielt er am Nachmittage des 29. August von seinem Könige den Befehl, so schnell als möglich über die Höhen des Erzgebirges nach dem Teplitzer Thal zu marschieren, um das Ostermannsche Korps bei Kulm zu unterstützen. Aber alle die Gebirgswege zwischen Teplitz und Fürstenwalde waren mit Gepäck- und Munitionskarren, Proviantwagen und zerbrochenen Lafetten so vollständig verstopft, daß es schlechterdings unmöglich war, ein Armeekorps auf diesem Wege rasch auf das Schlachtfeld zu führen, vollends so ermüdete Truppen, die durchaus einige Stunden Rast bedurften. Kleist ließ dies dem König sagen; aber mit Grolman, dem Chef seines Generalstabes, ging er zu Rate, ob man nicht über den Kamm des Gebirges nach Nollendorf gehen und von hier Vandamme in den Rücken fallen solle, und

auch im Kreise der Monarchen tauchte dieser Gedanke auf und wurde Kleist durch einen neuen Boten nahegelegt. Er entschloß sich zu diesem Auswege mit dem vollen Bewußtsein von der Kühnheit seines Wagnisses, denn der Weg über den Gebirgskamm war nicht bloß ein sehr beschwerlicher, sondern konnte ihn auch zwischen zwei feindliche Korps führen. Die Offiziere begrüßten Kleists Entschluß mit lautem Jubel. In den frühesten Morgenstunden wurde aufgebrochen und die Preußen hatten das Thal bei Nollendorf schon um die Zeit erreicht, wo bei Kulm und Priesten der erste Kampf entbrannt war.



Kleist und Prinz August von Preußen bei Nollendorf.

Vandamme hatte keine Ahnung von dem Unheil, das ihn bedrohte; von Nollendorf her hätte er wohl Hilfe, aber keinen Gegner erwartet. Bald wurde er von beiden Seiten gefaßt und als er seine Lage erkannte, beschloß er, seine sämtliche Infanterie bei Kulm zu vereinigen und sich auf der Chaussee durchzuschlagen, es koste, was es wolle. Da entstand ein furchtbares Ringen. Die Linie der Franzosen war auf allen Seiten umfaßt und eingeengt, schon wurden hier einzelne Knäuel der Weichenden umringt und gefangen, dort der Rückzug zur hastigen, regellosen Flucht. Das Schlachtfeld bot einen schwer zu beschreibenden

Anblick. Die Artillerie blieb schon stehen, auf ihren Pferden entrann zum Teil die flüchtige Bedienung, das Gepäck wurde geplündert und zertrümmert, die Munitionswagen in die Luft gesprengt. Da folgten einzelne Haufen nur dem Rufe: „Rette sich, wer kann“, dort hielten andre Kolonnen noch hartnäckig stand gegen die alles überflutende Macht des Feindes. Hier wurden die Fliehenden von der eignen Reiterei, die sich noch durchzuschlagen meinte, niedergeritten, dort flüchtige Reiterschwärme von den nachdrängenden Siegern in jähe Abgründe gestürzt.

Endlich ging der Kampf zu Ende. Nur einige kleine Abteilungen der Franzosen entkamen und langten vollständig ermattet in Dresden an; sonst fiel alles in die Hände der Verbündeten. Der Feind hatte gegen 5000 Tote und Verwundete und 8—10000 Gefangene verloren; über 80 Geschütze, sämtliches Gepäck, zwei Adler und drei Fahnen waren die Beute der Sieger; die meisten Generale der Franzosen waren geblieben oder gefangen, unter letzteren auch Vandamme. Der Eindruck der Niederlage bei Dresden wurde durch diesen Sieg der Verbündeten gänzlich verwischt, und Kleist, welcher den Hauptanteil an diesem glücklichen Ausgange gehabt hatte, erhielt von seinem Könige den Ehrennamen „Kleist von Nollendorf“.

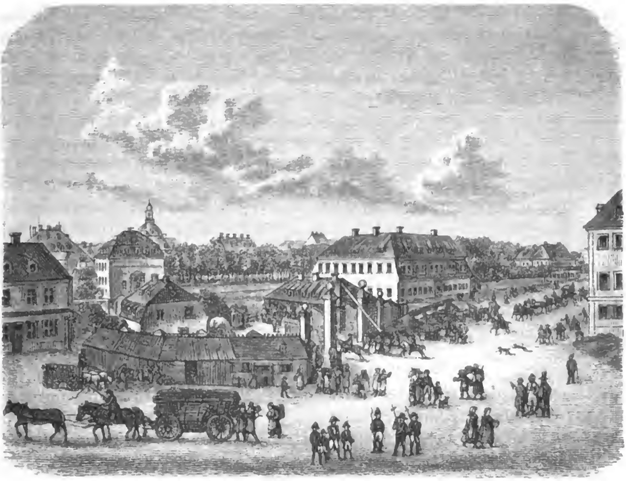
Den Helden der drei verbündeten Heere sind auf dem Schlachtfelde Monumente errichtet worden. Das preußische Denkmal bei Arbesau besteht aus einer gotischen Spitzsäule, und das österreichische, das nicht weit davon steht, aus einem von dem österreichischen Doppeladler gekrönten Obelisken, an dessen Fuße der böhmische Löwe ruht. Einen Obelisken zeigt auch das russische Denkmal bei Priesten; aber auf ihm erhebt sich eine Siegesgöttin, welche in den auf ihre linke Hüfte gestützten Schild den Tag des Kampfes eingegraben hat.

Kriegsschicksale Dresdens. Dieselbe Lage am Nordsaume des Erzgebirges, an einem wichtigen Abschnitte im Laufe eines schiffbaren Stromes und im Kreuzungspunkte zahlreicher Straßen, welche Dresden zu einem Platze mit sehr lebhaftem Verkehre macht, hat ihm auch die Leiden des Krieges gebracht. Es hat in jedem Kriege, von dem Sachsen heimgesucht worden ist, seinen guten Teil der Lasten getragen; aber am meisten hatte es im Siebenjährigen Kriege und im deutschen Befreiungskriege zu leiden.

Im Siebenjährigen Kriege besetzte Friedrich der Große gleich zu Anfang Dresden, das ein wichtiger Mittelpunkt seiner Unternehmungen wurde. Wie er stets alles daran setzte, während des Krieges Sachsen in den Händen zu behalten, um dessen Hilfsquellen für seine Sache zu verwenden, so suchte er sich auch den Besitz von Dresden zu sichern, und dieses ist denn auch während der ersten drei Jahre des Krieges in den Händen der Preußen geblieben. Die Stadt mußte darunter unendlich leiden, denn die Kontributionen und Lieferungen nahmen kein Ende und selbst Truppenaushebungen ließ Friedrich vornehmen.

So drückend dies alles war, so ließ es sich doch ertragen; aber Dresden sollte noch Schlimmeres über sich ergehen sehen. Vom ersten schweren Unglück wurde es im Jahre 1758 betroffen. Daun war in Sachsen eingerückt und machte im September Anstalten, die nur schwach besetzte Residenz zu belagern. Da erklärte der preußische Kommandant, Graf Schmettau, daß er sich im Falle einer Belagerung genötigt sehen würde, die Vorstädte abzubrennen, um die

Wälle und Festungswerke, die durch die hohen Häuser der Vorstadt beherrscht wurden, haltbarer zu machen. Wirklich ließ er auch schon Pechkränze an den Häusern aufhängen und brennbare Stoffe hineinbringen. „Die ganze Stadt" — so erzählt uns M. B. Lindau in seiner „Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Dresden" — „geriet darüber in die äußerste Bestürzung. Der Kurprinz, der Magistrat und die Einwohnerschaft baten um Schonung; selbst die Landstände sendeten Abgeordnete an Schmettau, um die der Stadt drohende Gefahr abzuwenden.



Äußere Ansicht des Pirnaischen Thores vor der Demolierung im Jahre 1812.

Aber Schmettau antwortete, daß bei ihm vor der Notwendigkeit, die Stadt für seinen König zu erhalten, jede andre Rücksicht weichen müßte, daß die Sachsen nicht von ihm, als dem Feinde, Schonung der königlichen Residenz erwarten dürften, wenn ihr Verbündeter vor den Thoren sie mit einer Belagerung bedrohe, und daß sie sich daher mit ihren Bitten und Vorstellungen an Daun wenden möchten. Man folgte diesem Rate; Daun aber, der sich mit der Hoffnung auf eine leichte Eroberung schmeichelte und natürlicherweise den beabsichtigten Angriff nicht sogleich aufgeben wollte, versuchte den preußischen Kommandanten zunächst durch Drohungen zu schrecken, indem er erklärte, daß er für das Abbrennen der Vorstädte schwere Rache nehmen und nach der Eroberung der Stadt keines Preußen schonen würde. Schmettau erwiderte diese Drohung mit einer andern. Er würde sich, sagte er, im äußersten Falle von Straße zu Straße verteidigen, das Schloß zu seiner letzten Schutzwehr machen und sich schließlich unter dessen Trümmern begraben; er wollte zu

diesem Zwecke, wie es hieß, Pulver ins Schloß bringen, die Vornehmsten des Hofes und des Adels mit Gewalt dort versammeln lassen und dann in den Gemächern des Kurprinzen und inmitten der geängstigten königlichen Familie die letzten Unternehmungen des Feindes abwarten, um sich schließlich in die Luft zu sprengen.“ Da zog sich Daun zurück und Schmettau ließ alsbald aus den Häusern der Vorstadt die brennbaren Stoffe wieder wegnehmen.

Anders wurde es nach zwei Monaten. Im November erschien Daun abermals vor der Stadt und traf Anstalten, sich ihrer zu bemächtigen. Da erteilte General Schmettau den Befehl, die Soldaten sollten sich bei einem nächtlichen Angriff in der Vorstadt von Haus zu Haus verteidigen und alle Gassen, die sie nicht mehr behaupten könnten, in Brand stecken. Allen Vorstellungen gegenüber antwortete er, Dresden sei Festung und er müsse als General alles thun, um sie seinem Könige zu erhalten. Als daher am 10. November früh gegen 3 Uhr die Österreicher gegen die Stadt heranrückten, gaben drei Kanonenschüsse das Zeichen zum Anzünden. Feuerkugeln und Granaten beförderten die Verbreitung des Feuers und die Pirnaische Vorstadt stand fast ganz in Flammen. 285 Häuser wurden eingeäschert und gegen 1500 Familien waren verarmt; denn bei dem Mangel an Pferden und Lasttieren hatte man die vergönnte Frist nur benutzen können, um das nackte Leben zu retten. Auch zehn Menschen hatten dabei ihr Leben eingebüßt. Zwei Tage später hob Daun die Belagerung auf; wenn er an die Behandlung dachte, die er das Jahr vorher Zittau, einer befreundeten Stadt, hatte zuteil werden lassen, so hatte er am wenigsten Ursache, Schmettau aus seinem Verhalten einen Vorwurf zu machen.

Im Jahre 1759 mußte Friedrich fast ganz Sachsen von Truppen entblößen, da er sie anderwärts dringend brauchte; nur Wittenberg, Torgau, Leipzig und Dresden hielt er besetzt. Diese Gelegenheit, in Sachsen Eroberungen zu machen, wollten sich die Österreicher und die Reichstruppen nicht nehmen lassen; sie wandten sich gegen die ersten drei von den genannten Städten und zwangen sie zur Kapitulation. Nun wurde vom 9. August an auch Schmettau in Dresden von den Österreichern eingeschlossen, aber dieser traf alle Anstalten zu einer energischen Verteidigung. Dabei ging abermals ein Teil der Dresdner Vorstädte in Flammen auf, und diesmal wurde besonders die Wilsdruffer Vorstadt von diesem Schicksale betroffen. Im ganzen wurden 85 Häuser verbrannt oder, wenn sie nicht brennen wollten, zusammengeschossen, und neun Personen verloren in der allgemeinen Verwirrung das Leben. Doch die Lage des preußischen Kommandanten wurde immer bedenklicher und er glaubte den Zeitpunkt gekommen, wo er, dem Befehle des Königs gemäß, an eine Kapitulation denken konnte. Gleich nach der Schlacht bei Kunersdorf hatte ihm nämlich dieser sagen lassen, daß er Dresden nicht unbedingt halten, sondern vor allen Dingen auf die Rettung der Kassen bedacht sein sollte. Schmettau unterhandelte deswegen mit dem Herzoge von Zweibrücken, dem Anführer der Reichstruppen, wegen einer ehrenvollen Kapitulation, die auch am 4. September abgeschlossen wurde. Hätte der preußische Kommandant geahnt, wie nahe ihm die Hilfe sei, so würde er sich damit nicht beeilt haben; aber da Dresden so eng eingeschlossen war, daß er keine Verbindung mit der Außenwelt hatte, konnte er nicht wissen, daß der General Wunsch, den Friedrich endlich doch noch zu seiner Unterstützung abgesandt hatte, schon in der Nähe war. So zog denn die preußische Besatzung

am 8. September ab, und die Österreicher rückten in die Stadt ein, deren Lage freilich dadurch um nichts gebessert wurde. Die Bedrängnisse dauerten fort, ja es war noch Schlimmeres zu befürchten; denn es ließ sich erwarten, daß Friedrich alles aufbieten werde, um sich des wichtigen Punktes wieder zu bemächtigen.

Das geschah auch, und dadurch wurden die traurigsten Tage herbeigeführt, die Dresden jemals erlebt hat. Im Juli des Jahres 1760 beschloß Friedrich, die Stadt zu belagern und dadurch zur Kapitulation zu zwingen. Am 12. Juli schlossen die Preußen Dresden von allen Seiten ein und begannen an verschiedenen Stellen Batterien aufzupflanzen. An den Maßregeln der Besatzung merkten die Einwohner, daß dieselbe sich auf eine regelrechte Belagerung gefaßt mache, und bange Sorge bemächtigte sich aller Gemüter. Von Zeit zu Zeit ertönte der Donner der Kanonen und einzelne brennende Häuser kündigten den Anfang des Zerstörungswerkes an; doch ließen sich jetzt die Flammen immer noch bewältigen. Von den Wällen her schallte das Knattern des Gewehrfeuers; denn die Preußen näherten sich in den Häusern und Gärten der Vorstädte der Festung, um der Besatzung möglichst viel Abbruch zu thun.

Endlich war alles vorbereitet und am sechsten Tage der Belagerung, am 19. Juli, begann das förmliche Bombardement von Dresden. Aus ihren Mörsern warfen die Preußen immer acht hundertpfündige Bomben auf einmal in die Stadt. An ein Löschen entzündeter Gebäude war jetzt nicht mehr zu denken; denn die Belagerer warfen nach allen Punkten, wo aufsteigender Rauch das Ausbrechen einer Feuersbrunst verriet, die Bomben in solcher Menge, daß alle Löschversuche vereitelt werden mußten.

Ein furchtbarer Schrecken überfiel die Einwohner. In den bedrohten Straßen flüchteten sie sich anfangs in die Keller; doch hier kamen sie in Gefahr, von den Trümmern der einstürzenden Gebäude lebendig begraben zu werden, und so stürzten sie auf die Straßen, um nach den vom Bombardement verschonten Stadtteilen zu fliehen, unterwegs bedroht von einschlagenden Kugeln und zusammenbrechenden Dächern und Mauern. Um die Mittagszeit verstärkte sich noch das Feuer der Batterien. Fünf Bomben trafen rasch nacheinander den Turm der Kreuzkirche und bald stand er in hellen Flammen; schon nach wenig Stunden stürzte er zusammen, zertrümmerte das Gewölbe der Kirche und nach kurzer Zeit lag das stattliche Gebäude in Asche. Die Preußen sind deswegen hart getadelt worden und es ist nie ganz klar geworden, was sie dazu veranlaßt hat. Allerdings waren auf dem Turme einige Geschütze, die an Festtagen und bei andern feierlichen Gelegenheiten gelöst wurden; aber sie waren ganz unschädlich und konnten, da sie in viereckigen Mauerlöchern ruhten, gar nicht gerichtet werden. Von preußischer Seite ist behauptet worden, es sei damit auf die Belagerer geschossen und diese dadurch genötigt worden, die Kirche für eine Batterie anzusehen; doch Augenzeugen wollen davon nichts wissen, obwohl es möglich ist, daß einige mehr zum Versuch und ohne Wirkung abgefeuerte Schüsse von den Einwohnern unter dem allgemeinen Geschützdonner gar nicht wahrgenommen wurden. Gewiß ist nur, daß Offiziere der Besatzung vom Turme aus ununterbrochen die Bewegungen und Stellungen des Feindes beobachteten; diese wurden nun freilich vertrieben, setzten aber ihre Beobachtungen auf dem Schloßturme fort. Auch auf die Frauenkirche wurden Geschosse geschleudert, aber an dem Gewölbe ihrer Kuppel prallten sie wirkungslos ab.

Ein Glück für die geängstigten Einwohner war es, daß sie wenigstens in der Neustadt und ihren Umgebungen eine Zufluchtsstätte finden konnten. Auf der rechten Seite der Elbe war nämlich Daun mit seiner Armee angekommen, hatte das preußische Korps dort vertrieben, dadurch die Neustadt von der Belagerung befreit und die Verbindung zwischen seinem Heer und der Besatzung von Dresden hergestellt. Wer nur konnte, floh aus Altstadt; die wertvollste Habe wurde in die Keller hinter Schloß und Riegel gebracht. Aber wer geglaubt hatte, dieselbe sei hier sicher geborgen, sah sich bei der Rückkehr bitter getäuscht; denn die zügellose österreichische Besatzung hatte die Keller erbrochen und in den Häusern der eignen Bundesgenossen geplündert. Mit den wenigen Habseligkeiten, die sie in der Eile noch hatten zusammenraffen können, drängten sich die Fliehenden mitten unter einschlagenden Kugeln wehklagend und verzweifelnd durch die Straßen und über die Elbbrücke. In der Neustadt waren alle Häuser bis unter die Dächer mit Flüchtigen angefüllt. Als nun der Kommandant verkünden ließ, daß die Wege nach Stolpen, Bautzen und Pirna frei wären und jeder, der die Stadt verlassen wollte, sich beeilen möchte, zogen die Fliehenden in dichten Scharen zu den Thoren der Neustadt hinaus. „Greise und Matronen“ — so erzählt Archenholz, der Geschichtschreiber des Siebenjährigen Krieges — „durch Alter und Schwachheit zu Boden gedrückt, krochen an ihren Stäben fort oder lehnten sich auf den Arm ihrer Söhne und Töchter, die große Bündel trugen und selber kaum fort konnten. Mütter, von ihrer Kindheit mit allen Gemächlichkeiten des Lebens vertraut, wanderten zu Fuß mit ihren Säuglingen an der Brust und seufzten zum Himmel. Erwachsene Kinder weinten und kleine schrieen. Viele dieser Flüchtlinge fanden eine Linderung ihres Unglücks im Gebet und beteten laut. Einer tröstete den andern. Der Anblick der rauchenden Stadt aber, der nagende Hunger und der Prospekt eines künftigen Elends machte jedoch diesen Trost sehr unwirksam. Da es an Pferden mangelte, schleppten viele an Wohlstand und Überfluß gewöhnte Personen ihre geretteten Habseligkeiten selbst auf dem Rücken fort. Man sah wohlgekleidete reizende Frauenzimmer, die in dieser Residenz so häufig sind, von feinen Sitten und zarter Leibesbeschaffenheit, wie die Lasttiere bepackt. Die Schwächlichen und Kränklichen ihres Geschlechts wurden von ihren männlichen Freunden auf Schiebkarren gefahren; alle angenommenen Begriffe von Anstand und Schicklichkeit, alle kleinen Vorurteile der höheren Volksklassen von Ehre und Schande, alle Regeln der Höflichkeit und Galanterie hörten in diesen schrecklichen Stunden auf, alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens wurden geschwächt oder aufgelöst.“ Neues Unheil brachte der Abend, wo preußische Feldjäger die Wilsdruffer Vorstadt, soweit sie noch stand, in Brand steckten. Der Brand erleuchtete schauerlich die Nacht und ergriff auch die nächsten Häuser am Walle, so daß endlich dessen Holzwerk entzündet wurde.

Das Bombardement dauerte fast ununterbrochen bis gegen Mitternacht des 21. Juli. Im Laufe dieses Tages war Dauns Armee von den im Osten Dresdens über Loschwitz gelegenen Höhen bei Weißig herabgestiegen, hatte auf Schiffbrücken oberhalb und unterhalb Dresdens die Elbe überschritten und begann nun gegen Mitternacht einen heftigen Angriff auf die preußischen Batterien, die nach hartnäckigem Kampfe znm größten Teile genommen und deren Geschütze vernagelt wurden. Dadurch wurde dem Bombardement so gut wie ein

Ende gemacht. Auch die Belagerung wurde bald aufgehoben. Da die Österreicher Herren der Elbe waren, wurde für Friedrichs Heer die Zufuhr von Lebensmitteln sehr schwer, und dazu kam die Nachricht von der Einnahme der Festung Glatz durch die Österreicher. Daher brach Friedrich in der regnerischen und stürmischen Nacht des 30. Juli sein Lager ab, um nach Schlesien zu gehen.

Dresden bekam wieder Ruhe; aber wie sah es aus! Innerhalb der Stadt waren 226 Häuser abgebrannt und 37 stark beschädigt worden, in den Vorstädten belief sich die Zahl der abgebrannten Häuser auf 190 und die der beschädigten auf 53. Dabei hatten 49 Personen ihr Leben eingebüßt, während eine große Zahl verunglückt und beschädigt war. Die Stadt, die sich in den letzten 50 Jahren zu einer der schönsten Residenzstädte Europas emporgeschwungen hatte, lag zu einem großen Teile in Trümmern, und es dauerte lange, ehe sie aus denselben völlig wieder erstand.

Bis zum Ende des Krieges blieb Dresden in den Händen der Österreicher, von äußeren Kriegsleiden verschont, desto mehr aber im Innern von Elend geplagt. Die Teurung nahm immer mehr zu, und dabei stockten Handel und Gewerbe ganz. Auch durch die Bedrückungen und Übergriffe der österreichischen Besatzung hatte es viel zu leiden; es fehlte in derselben an strenger Mannszucht, und besonders ihr Ketzerhaß machte sich den protestantischen Sachsen gegenüber oft in roher Weise Luft. Mit erleichterten Herzen begrüßten daher die Dresdner die Nachricht vom Abschlusse des Hubertusburger Friedens, und selten mag ein Fest mit solch inniger Dankbarkeit gefeiert worden sein, wie das Friedensfest am 21. März 1763. —

In der Zeit der Napoleonischen Kriege hatte Dresden durch unaufhörliche Einquartierung und Durchmärsche viel zu leiden; aber mit voller Gewalt mußte es das Elend des Krieges im Jahre 1813 tragen, wo es nach dem Wiederbeginn des Krieges der Mittelpunkt von Napoleons Stellung wurde und bis zu seinem Abzuge nach den Ebenen von Leipzig geblieben ist.

Im März zogen die aus Rußland zurückkehrenden Reste von Napoleons Armee durch die Stadt. Um den nachrückenden Preußen und Russen, die nunmehr schon verbündet waren, den Übergang über die Elbe zu erschweren, ließ Marschall Davoust am 19. März auf der Altstädter Seite einen Bogen der schönen steinernen Brücke sprengen, eine völlig nutzlose Maßregel; denn kaum waren die Franzosen abgezogen, so kamen die Russen, setzten auf Kähnen über die Elbe und ließen den Schaden durch eine Notbrücke wieder gut machen.

In dieser Zeit des Durchzugs der Verbündeten, Ende März und im April, weilten die edelsten Geister der Nation, die der deutschen Sache ihre ganze Kraft widmeten, in Dresdens Mauern: der Freiherr vom Stein, Lützow mit seinem „Korps der Rache", Ernst Moritz Arndt und Theodor Körner, die Sänger des deutschen Völkerfrühlings. Körner war gekommen, um sich zu seinem neuen Berufe als Kämpfer für die Freiheit den Segen der Eltern zu holen. Dresden wimmelte von Kriegern, von Fremden, die hier Geschäfte hatten, und von Flüchtlingen, welche aus den vom Kriege bedrohten Gegenden entflohen waren und nach kurzem Aufenthalte über die Berge nach Böhmen gingen. Zu diesen Flüchtlingen gehörte auch Goethe. Er besuchte wiederholt das Haus des für die deutsche Sache begeisterten Appellationsrates Körner, des Vaters Theodor Körners; aber er vermochte nicht die dort herrschende

Hoffnung und Freude zu teilen, sondern gleichsam erzürnt erwiderte er Körner dem Vater, als dieser mit Begeisterung von der Erhebung des Volkes sprach: „Schüttelt nur an euren Ketten! Der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen!“

Zuletzt kamen am 24. April auch Kaiser Alexander von Rußland und König Friedrich Wilhelm III. nach Dresden, wo sie fünf Tage verweilten, um dann ihren Armeen nach Westen zu folgen. Sie hatten die Stadt erst wenige Tage verlassen, da trafen schon auf langen Wagenzügen die Verwundeten aus der Schlacht von Großgörschen ein, und ihnen folgte das nach Osten zurückweichende Heer der Verbündeten. Kaum hatte am 8. Mai der letzte Truppenteil die Brücke in der Richtung nach Neustadt passiert und die hölzerne Ergänzungsbrücke, die in der Nacht vorher mit Brennstoffen umwickelt und mit Pechkränzen und scharf geladenen Granaten behängt worden war, den Flammen preisgegeben, als auch schon die ersten Franzosen in die Stadt eindrangen, und ihnen folgte am Nachmittage Napoleon selbst.

Seine Sorge war vor allen Dingen auf den Wiederaufbau der Elbbrücke gerichtet. In der Abenddämmerung des 9. Mai besichtigte er sie, und am folgenden Morgen ließ er zunächst Feuerleitern in der Brückenkluft befestigen, mittels deren eine Armeeabteilung, auf denselben hinab- und hinaufsteigend, die Brücke passierte. Von einem Brückenpfeiler sah Napoleon vier Stunden lang dem interessanten Gewühl zu. Unterdessen war im Zwingerhofe von den französischen Werkleuten und Sappeurs mit allem Eifer an der Herstellung der neuen Hilfsbrücke gearbeitet worden. Sie wurde in einzelnen Teilen herbeigeschafft und aufgestellt. Die Arbeit begann nachmittags um 5 Uhr, wurde die Nacht hindurch fortgesetzt, und am nächsten Morgen war die Brücke so weit vollendet, daß sie benutzt werden konnte. Sofort begann wieder der Übergang der Truppenmassen, die sich in und um Dresden angesammelt hatten, und er dauerte bis nach dem Eintritte der Dunkelheit. Von früh bis abends 8 Uhr befand sich auch Napoleon auf der Brücke. Auf einer der Steinbänke sitzend und von seinen Marschällen umgeben, weidete er sich an dem Anblicke seiner Kanonen und Soldaten, begrüßt von dem begeisterten Zurufe: „Vive l'empereur!“

Am 12. Mai kehrte Sachsens König, Friedrich August der Gerechte, der sich bisher in Prag aufgehalten hatte, nach Dresden zurück, wo er von Napoleon, auf dessen dringende, ja drohende Aufforderung er gekommen war, auf feierliche Weise empfangen wurde. Noch sechs Tage blieb der Imperator in Dresden, dann eilte er zu seiner Armee nach Bautzen.

Bald wurde nun Dresden von allem Elende des Krieges erfüllt. Es war von jetzt an der Mittel- und Ausgangspunkt aller Unternehmungen Napoleons, und die Truppendurchzüge, die Einquartierungen nahmen gar kein Ende. Infolgedessen trat bald Mangel an Lebensmitteln ein und eine empfindliche Teurung herrschte. Der Gesundheitszustand in der Stadt wurde täglich bedenklicher. Durch die unaufhörlichen Durchmärsche häufte sich der Unrat in den Gassen der Stadt, und niemand dachte mehr an dessen Entfernung. Zugleich wurde Dresden zum Mittelpunkte der großen Feldlazarette gemacht. Nach der Schlacht bei Bautzen bewegten sich auf der Straße nach Dresden ununterbrochen die Züge der Verwundeten und Kranken dahin, und in den Tagen vom 23.—25. Mai kamen deren 17000 in der Stadt an. Die 19 Lazarette, die

eingerichtet worden waren, vermochten nicht alle Hilfsbedürftigen zu fassen, und man half sich damit, die leichter verwundeten Krieger in den Bürgerhäusern einzuquartieren; aber dadurch wurden die Keime gefährlicher Seuchen noch mehr in der Stadt verbreitet, als es bei dieser Massenanhäufung von Kranken und Verwundeten ohnehin der Fall sein mußte. Doch immer neue Scharen kamen an und ihre Zahl war bis zum 1. Juni auf 30000 angewachsen. Für viele ließ sich bei ihrer Ankunft nicht gleich ein Obdach finden, und in langen Reihen sah man verwundete und sterbende Krieger auf den Straßen liegen. Unter freiem Himmel wurden den Jammernden die verwundeten Glieder abgelöst, jedem, der es sehen wollte, zum gräßlichen Schauspiel dienend. „In den Spitälern übten die französischen Wundärzte mit leichtsinniger Eilfertigkeit dergleichen oft unnötige Verstümmelungen täglich an Hunderten. Vor manchem Spitale lagen ganze Haufen von Fingern und andern Gliedern, womit die Gassenbuben ein empörendes Spiel treiben konnten."

Der am 4. Juni abgeschlossene Waffenstillstand brachte nur eine geringe Erleichterung für die Stadt; denn fast die ganze Armee Napoleons nahm ihre Quartiere in Sachsen, und Dresden, das von Napoleon zum Sitz des großen Hauptquartiers ausersehen worden war, wurde mit Einquartierungen stärker heimgesucht als je zuvor. Und nicht bloß die Stadt war mit Truppen erfüllt, sondern auch die Umgegend; fast rings um die Stadt waren Feldlager errichtet, in denen sich immer mehr Truppen anhäuften. Am 10. Juni traf auch Napoleon wieder in Dresden ein und blieb hier während des ganzen Waffenstillstandes. Er nahm seine Wohnung im Palais des Grafen Marcolini, dem jetzigen Stadtkrankenhause in der Friedrichstadt.

Napoleon lebte ziemlich einfach in seinem Quartiere. Einen großen Teil seiner Zeit brachte er mit den Musterungen zu, die er über neu ankommende und durchziehende Heeresabteilungen auf der Ebene des nahen großen Geheges abhielt, und mit der Besichtigung der Befestigungen, die er um Dresden herum anlegen ließ. Auch die Politik nahm ihn sehr in Anspruch, besonders die Verhandlungen mit den Verbündeten und mit Österreich. Das einzige Vergnügen, welches er sich gönnte, war der Besuch der Vorstellungen, welche einige von Napoleon nach Dresden berufene Mitglieder der Pariser Bühne, die Herren Talma, Armand und St. Prix, sowie die Damen Mars und Georges, im Orangeriehaus des Marcolinischen Palais veranstalteten.

In diese Zeit fällt auch die denkwürdige Unterredung des österreichischen Ministers Graf Metternich mit Napoleon. Österreich, das noch unentschieden war, zu welcher Partei es sich halten sollte, spielte die Vermittlerrolle, und um sich Gewißheit über Napoleons Absichten zu verschaffen, kam Metternich am 25. Juni nach Dresden, wo er am 28. eine Audienz beim Kaiser hatte.

Metternich ging durch die Vorzimmer des Palastes, die er von Ministern und Offizieren jedes Grades angefüllt fand; auf allen Gesichtern konnte er große Spannung und eine gewisse Ängstlichkeit wahrnehmen, da jedermann gern gewußt hätte, ob er den Frieden oder den Krieg bringe. In das Zimmer des Kaisers tretend, fand er diesen stehend, den Hut unterm Arm, in einer Stellung, der man es anmerkte, daß bald ein Losfahren erfolgen werde. Napoleon beklagte sich in bitterem Tone über die österreichische Politik, die ihn um die Früchte seiner Siege zu bringen trachte und unter dem Scheine der Vermittelung

feindlich gegen ihn handle; er hielt dem Abgesandten seines Schwiegervaters vor, daß er letzterem dreimal seinen Thron wiedergegeben und selbst den Fehler begangen habe, seine Tochter zu heiraten; er sagte, das Benehmen Österreichs komme ihm vor, als wünsche dieser Staat den Krieg mit ihm. Drohend sprach er: „Die Russen und Preußen haben es, dreist gemacht durch die Erfolge des vorigen Winters, gewagt, mir entgegenzutreten; ich habe sie geschlagen, gut geschlagen, wenn sie Ihnen auch das Gegenteil sagen. So wollen denn auch Sie an die Reihe kommen? Nun wohl, das soll geschehen. Nächsten Oktober wollen wir uns in Wien wiedersehen!"

Metternich ließ sich durch solche Drohungen nicht einschüchtern, sondern erklärte ruhig, Österreich wolle den Krieg nicht. „Aber was wollen Sie denn", erwiderte Napoleon, „was verlangen Sie von mir?" „Den Frieden!" entgegnete Metternich und versuchte nun, schonend eine Bedingung nach der andern zu bezeichnen. Aber Napoleon geriet in großen Zorn und unterbrach ihn bei jeder Forderung. „O", sagte er, „ich errate Sie! Heute verlangen Sie nur Illyrien, um Österreich Häfen zu verschaffen, Teile von Westfalen und das Herzogtum Warschau, um Preußen wieder aufzurichten, Hamburg, Lübeck und Bremen, um den Handel von Deutschland wieder herzustellen, und, um dessen vermeintliche Unabhängigkeit wieder aufzurichten, die Aufhebung des Rheinbundes. Aber ich weiß Ihr Geheimnis, ich weiß, was Sie im Grunde alle wünschen. Sie Österreicher wollen ganz Italien, Ihre Freunde, die Russen, wollen Polen, die Preußen Sachsen, die Engländer Holland und Belgien. Aber dazu bereiten sie sich vor, Millionen Menschen in den Kampf zu führen, das Blut mehrerer Generationen zu vergießen und am Fuße der Höhen des Montmartre zu unterhandeln!"

Napoleon war außer sich, und bei dieser Gelegenheit soll er in die Worte ausgebrochen sein: „Ha, Metternich, wieviel hat Ihnen England gegeben, um Sie zu vermögen, eine solche Rolle zu spielen?" Bei dieser Beleidigung verfärbte sich Metternich. Beide gingen in großen Schritten im Zimmer auf und ab. Napoleon ließ seinen Hut fallen; Metternich, der sich unter andern Umständen beeilt haben würde, ihn aufzuheben, ließ ihn liegen, und Napoleon stieß ihn im weiteren Verlaufe der Unterredung mit dem Fuße in einen Winkel des Zimmers.

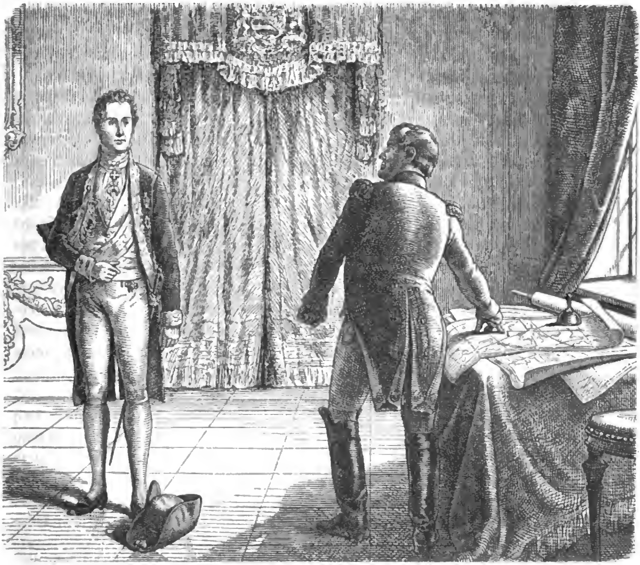
Die Unterhaltung wurde wieder ruhiger. Sie dauerte noch lange fort, die Dunkelheit brach darüber herein, und Metternich schied, ohne daß ein Einverständnis zwischen beiden Männern erzielt worden war.

Auf allen Gesichtern konnte er bei seinem Austritte aus dem Gemache des Kaisers deutlich die Angst und Spannung lesen, und Berthier fragte ihn mit Bangigkeit, ob er mit dem Kaiser zufrieden sei. „Ja wohl", antwortete Metternich, „ich bin zufrieden, denn er hat mein Gewissen aufgeklärt, und ich schwöre Ihnen, Ihr Herr hat den Verstand verloren."

Der Waffenstillstand, der ursprünglich nur bis zum 20. Juli dauern sollte, wurde bis zum 10. August verlängert; aber auch die Unterhandlungen, die jetzt in Prag geführt wurden, führten zu keinem Frieden. Am 12. August erklärte auch Österreich an Napoleon den Krieg, und nun begannen die kriegerischen Bewegungen in Dresden aufs neue. Der Knäuel von Truppen, der sich inner- und außerhalb Dresdens zusammengeballt hatte, fing an, sich zu entwirren, indem einzelne Heeresabteilungen nach der Lausitz aufbrachen. Neue Durchzüge folgten

und bald kam auch wieder die Rückströmung der Verwundeten. Napoleon selbst verließ am 15. August die Stadt; er ging über Königstein, den Lilienstein und Stolpen nach Bautzen.

Die Entblößung Dresdens von Truppen wollten die Verbündeten benutzen, um sich der Stadt zu bemächtigen. Sie eilten von Böhmen herbei; aber die Uneinigkeit und Unentschlossenheit im Hauptquartiere verhinderte rasches Handeln.



Metternich und Napoleon in Dresden.

Statt sofort nach ihrer Ankunft bei Dresden am 25. August die Stadt anzugreifen, wie Kaiser Alexander und der in seinem Gefolge anwesende ehemalige französische General Moreau es für nötig hielten, wurde der Angriff nach dem Rate des Fürsten Schwarzenberg auf den nächsten Tag verschoben. An diesem Tage aber langte schon früh der Kaiser Napoleon von Bautzen her wieder in Dresden an, und ihm folgten im Laufe des Vormittags, des Nachmittags und der Nacht Truppen zur Unterstützung der bisher schwachen Besatzung, so daß Napoleon mit voller Zuversicht in die zweitägige Schlacht bei Dresden (26. und 27. August) eintrat. Am ersten Tage versuchten die vereinigten Russen, Preußen und Österreicher mit einer einzigen Ausnahme vergebens, sich der französischen Verschanzungen zu bemächtigen. Die Nacht brach über dem mörderischen Kampfe herein und bedeckte mit ihrem Schleier

die Greuel der Verwüstung. Am nächsten Morgen begann die Blutarbeit unter strömendem Regen von neuem. Napoleon ließ die in der Nacht auf der Neustädter Seite angekommenen Heeresabteilungen aus der Stadt den Verbündeten entgegenführen, für welche die Hoffnung auf einen Sieg mit jeder Stunde immer mehr schwand. Gegen 13000 Mann österreichischer Truppen wurden in der Gegend zwischen der Weißeritz und der Elbe gefangen genommen und nach Dresden gebracht, wo das Elend derselben das Mitleid der Einwohner erregte, die halfen, soviel sie konnten. Jetzt drohte den Verbündeten der Weg über Freiberg verlegt zu werden und in derselben Gefahr schwebte die über Pirna nach Böhmen führende Straße. So blieb ihnen nichts übrig, als den Rückzug nach Böhmen anzutreten, dessen Verlauf wir schon kennen.

An diesem zweiten Tage der Schlacht bei Dresden fand der General Viktor Moreau seinen Tod. Er hatte die ganze Linie der Verbündeten bis zu den äußersten Punkten durchritten und kehrte kurz nach 12 Uhr zum Kaiser Alexander zurück, der auf den Höhen bei dem südlich von Dresden gelegenen Dorfe Räcknitz hielt. Moreau teilte eben dem Kaiser seine Beobachtungen mit, als ihn eine Stückkugel aus einer der französischen Feldbatterien traf. Sie zerschmetterte ihm das linke Bein, ging durch sein Pferd und riß noch ein Stück der rechten Wade mit fort. Der Oberst Rapatel, sein Freund, fing den Ohnmächtigen in seinen Armen auf. Als Moreau seine Augen aufschlug, war seine erste Frage, wie es um den Kaiser stehe. Als man ihm sagte, daß dieser unverletzt sei, rief er aus: „Gott sei gedankt!" und fügte hinzu: „Ich bin verloren, aber es ist ruhmvoll, für eine so edle Sache und unter den Augen eines solchen Fürsten zu sterben." Und zum Kaiser Alexander sich wendend, sagte er: „Es ist Ihnen nichts von mir geblieben, Sire, als der Rumpf; aber das Herz ist noch da und der Kopf gehört Ihnen."

Kosaken trugen den schwer Verletzten auf ihren mit Mänteln bedeckten Piken nach dem nahen Dorfe Pestitz, wo er in einem Bauernhause notdürftig verbunden wurde. Dann legte man ihn auf eine Matratze und brachte diese auf der Leiter eines Erntewagens nach Nöthnitz, wo sich das kaiserliche Hauptquartier befand. Hier nahm ihm der Oberwundarzt beide Beine ab, die im Garten des Rittergutes begraben wurden. Von Nöthnitz brachte man den Verwundeten nach Laun in Böhmen, wo er am 2. September seinen Geist aufgab. Die Kugel traf ihn, als er unweit der Stelle hielt, wo heute drei Eichen sein Denkmal beschatten. Dieses besteht aus einem Syenitwürfel, auf welchem Helm, Schwert und Lorbeerkranz ruhen, und der auf der vorderen, Dresden zugekehrten Seite die Inschrift trägt: „Moreau, der Held, fiel hier an der Seite Alexanders den 27. August 1813."

In der Stadt und den benachbarten Dörfern sah es nach der Schlacht traurig aus. Granaten und andre Geschosse hatten in die Straßen und Dächer geschlagen, Schornsteine und Ziegel waren allenthalben herabgeflogen, und einzelne Häuser gerieten in Brand. In dem Kampfe, der sich um die Dörfer entsponnen hatte, waren diese eingeäschert worden und sie glichen nur Trümmerhaufen. Das waren aber auch die letzten schweren Drangsale, die Dresden zu erdulden hatte. Das Kriegsgewitter verzog sich allmählich aus seiner Nähe, und am 7. Oktober verließ auch der Kaiser in der Richtung auf Wilsdruff die Stadt, in die er nicht mehr zurückkehrte.



Kamenz.

Die Geburtsstätten deutscher Dichter und Denker in Obersachsen.

Aus Lessings Jugendjahren. — Ein Weberhaus in der Oberlausitz (J. G. Fichte). — Christian Fürchtegott Gellert als Knabe und Schüler.

Aus Lessings Jugendjahren. Im nordwestlichen Teile der sächsischen Oberlausitz liegt am linken Ufer der Schwarzen Elster und am Ostfuße des Hutberges die freundliche Stadt Kamenz. Bei der sächsischen Kinderwelt ist ihr Produkt, der Pfefferkuchen, ebenso beliebt wie der echte „Pulsnitzer“, dessen Heimat, das Städtchen Pulsnitz, man etwas südlich von der alten „Sechsstadt“ findet. Das Tuch und die Töpfe von Kamenz sind nicht minder als vorzügliche Produkte des dortigen Gewerbfleißes bekannt. Doch alles das hätte kaum bewirken können, daß der Name der nur 6820 Einwohner zählenden Stadt auch außerhalb des sächsischen Landes bekannt wurde, verknüpfte sich nicht mit ihm das Andenken an einen unsrer Geistesheroen, die im 18. Jahrhundert dem geistigen Leben des deutschen Volkes eine neue Triebkraft und freieren Schwung verliehen.

In Kamenz wurde am 22. Januar 1729 Gotthold Ephraim Lessing geboren. Sein Vater, Johann Gottfried Lessing, war damals Diakonus in der Stadt, welcher der Großvater, Theophilus Lessing, als Bürgermeister gedient hatte. Auf der Universität Leipzig studierte letzterer neben der Rechtsgelehrsamkeit, auf die er seine bürgerliche Existenz gründen wollte, sehr fleißig auch die philosophischen Wissenschaften, und es ist sicherlich kein bloßer Zufall, daß der

Großvater desjenigen, der in seinem „Nathan" das Evangelium der religiösen Duldung verkündigte, seine Doktordissertation „De religionum tolerantia" betitelte und darin nicht etwa als Jurist von der Duldung der drei Hauptreligionen im Heiligen römischen Reiche deutscher Nation, der katholischen, reformierten und lutherischen, in rechtsgelehrten Deduktionen sprach, sondern die allgemeine Duldung aller Religionen verfocht.

Lessings Vater, 1693 geboren, hatte seine theologischen Studien auf der Universität Wittenberg gemacht. Seinem Plane, Universitätslehrer zu werden, entsagte er jedoch bald, als er 1718 zu einem geistlichen Amte in seine Vaterstadt berufen wurde, wo er erst die Stelle eines Predigers und Katecheten bekleidete, in der Folge aber zum Diakonus und endlich zum Pastor primarius oder Hauptprediger aufrückte. Dasselbe wissenschaftliche Streben, das ihn auf der Hochschule neben den Brotstudien zu den orientalischen und modernen Sprachen geführt und in ihm den Wunsch gezeitigt hatte, die akademische Laufbahn zu betreten, bannte ihn auch sein ganzes Leben lang zu jeder Zeit, die ihm sein Amt übrig ließ, in die Studierstube. Er verfolgte mit Eifer alle Erscheinungen auf dem Gebiete der Theologie und war darin auch schriftstellerisch thätig. Er zeigte sich als streng orthodoxer Lutheraner, aber durchaus nicht als Zelot; denn unduldsamer Eifer lag seinem Charakter fern, sein ganzes Leben war vielmehr ein praktisches Christentum. Er war unermüdlich für seinen Beruf und für seine Familie thätig und bewahrte sich stets ein heiteres und zufriedenes Gemüt und trotz seiner Neigung zu aufbrausendem Wesen Gelassenheit und Standhaftigkeit in den Mühseligkeiten des Lebens. Und er brauchte diese Eigenschaften notwendig; denn bei seiner großen Kinderschar, zehn Söhnen und zwei Töchtern, klopfte die Not manchmal an seine Thür. Sein stoischer Sinn half ihm über alles hinweg, ebenso sein energischer Charakter, der ihn zugleich aufs eifrigste für das eintreten ließ, was er als recht erkannt hatte.

In dieser Familie, einer rechten und richtigen deutschen Pastorsfamilie, war unser Gotthold Ephraim Lessing das zweite Kind. Mit dem Sprechen lernte er zugleich auch das Beten, und im vierten und fünften Jahre wußte er schon, was, warum und wie er glauben sollte. Die religiösen Lieder, die bei den täglichen Morgen- und Abendandachten gesungen wurden, prägten sich seinem kindlichen Gedächtnisse leicht ein. Gleich dem nimmer rastenden Vater von einem Haufen Büchern umgeben zu sein, war seine größte Lust, und selbst zum Zeitvertreib blätterte er in ihnen, wenn er auch nicht immer darin las. Als ihn in seinem fünften Jahre ein Maler mit einem Bauer malen wollte, in welchem ein Vogel saß, erregte dies seine höchste kindliche Entrüstung. „Mit einem großen, großen Haufen Bücher", sagte der lebhafte Knabe mit den weiten, hellen, dunkelblauen Augen, der freien Stirn und dem vollen, hellbraunen Haar, „müssen Sie mich malen, oder ich mag lieber gar nicht gemalt sein!" Derselbe Maler unterrichtete ihn später im Zeichnen und erweckte so zuerst das Verständnis für die bildende Kunst in ihm.

Den ersten Unterricht erhielt er im Hause von einem Privatlehrer, später besuchte er die Stadtschule. Mit jedem Jahre wuchs seine Lernlust; er lernte alles, was ihm vorkam. Er sollte daher die gelehrte Laufbahn einschlagen, und die Eltern beschlossen, ihn auf die Fürstenschule zu Meißen zu bringen, eine von den drei Schulen, die einst von Kurfürst Moritz aus dem Vermögen

aufgehobener Klöster errichtet worden waren. Da der Vater eine Freistelle für ihn erlangen konnte und also nur für die Kleidung des Sohnes zu sorgen brauchte, so war das für ihn eine große Erleichterung.

Im Juni 1741 trat der junge Lessing in die Fürstenschule ein, und damit begann für ihn ein neues Leben. Er gehörte einer Gemeinschaft von 120 Jünglingen an, die den verschiedensten Ständen entstammten und doch durchaus dieselbe Lebensweise führten und eine Welt für sich bildeten.



Lessing und sein Bruder Theophilus als Knaben (Gemälde im Lessingstift in Kamenz).

„Man bekümmerte sich“, sagt sein Biograph und jüngerer Bruder Karl Gotthelf Lessing, „weder um die Armseligkeit der großen noch der kleinen Welt, redete mehr von Griechenland und Latium als von Sachsen, sprach mehr lateinisch als französisch, betete sehr viel, schwärmte aber doch sehr wenig, und wer mehr vom Studieren als vom Beten hielt, studierte ohne zu beten. Freilich mußte er die Vorsicht gebrauchen, sich auf keiner solchen Sünde ertappen zu lassen.“ Den gleichen Rang mit den alten Sprachen nahm die Lektüre und Auslegung der Bibel ein, und die Knaben wurden systematisch in der Theologie und Kirchengeschichte unterrichtet. Daneben wurden auch die mathematischen und philosophischen Wissenschaften ernstlich getrieben, ebensowenig fehlte der Unterricht in der französischen und italienischen Sprache, im Zeichnen, in der Musik und im Tanzen. In den Freistunden las Lessing sehr viele Klassiker, die in den ordentlichen Lektionen nicht traktiert wurden, zu denen er sich aber besonders hingezogen fühlte. Dazu gehörten Theophrast, Plautus und Terenz. Die beiden letzten erweckten in ihm eine leidenschaftliche Liebe für die Komödie, worin ihn

seine französische Lektüre noch bestärkte, und riefen dramatische Pläne in ihm hervor, von denen er sogar einige ausführte, wie „Damon oder die wahre Freundschaft“ und „Der junge Gelehrte“. Er versuchte sich aber auch in Arbeiten andrer Art. So begann er in Hallers Stil ein Gedicht „Über die Vielheit der Welten“, und zu Neujahr 1743 übersandte er seinem Vater eine Glückwunschrede „Von der Gleichheit eines Jahres mit dem andern“. In letzterer wollte er nachweisen, daß die gegenwärtige Zeit so gut sei wie die vergangene, und die zukünftige so gut sein werde wie die gegenwärtige; er wandte sich daher gegen die „schwermütigen, einfältigen, mißvergnügten und undankbaren Leute“, die fortwährend darüber klagen, daß die Welt immer schlechter werde. Als Fürstenschüler besang er auch in deutschen Versen auf Veranlassung seines Vaters die Schlacht bei Kesselsdorf, um das Gedicht seinem Gönner, dem Oberstleutnant von Carlowitz, zuzuschicken, von dem er seine Freistelle auf der Fürstenschule erhalten hatte. Lessing konnte die Folgen der Schacht in nächster Nähe sehen, denn ganz Meißen war ein Lazarett; in den meisten Häusern lagen 30—40 Verwundete von dieser Schlacht, und sehr viele wurden in der Fürstenschule untergebracht.

Von großem Einflusse auf Lessing war sein Umgang mit dem Mathematikus der Fürstenschule, Namens Klemm. Dieser wies ihn darauf hin, daß alle Sprachen nur Werkzeuge seien, um zur Gelehrsamkeit zu gelangen, aber nicht die Gelehrsamkeit selbst, und wohl hundertmal sagte er ihm, daß ohne Philosophie und Mathematik ein Gelehrter nicht viel sei. Mit Eifer studierte nun Lessing die Mathematik, übersetzte einen Teil des Euklid und bemühte sich besonders um die Geschichte der Mathematik. Seine erstaunliche Gabe einer klaren Beweisführung, seine Gewandtheit in der Aufdeckung von Trugschlüssen und seine Freude an Verfolgung von Grundsätzen bis in ihre letzten Konsequenzen verdankte er unzweifelhaft zu einem großen Teile seiner Übung in der Beschäftigung mit mathematischen Problemen.

Lessings Lehrer erkannten seine bedeutende Begabung, seinen thätigen und regen Geist und lobten seinen Fleiß und seine Fortschritte. Der Rektor Grabener schrieb einst an den Vater, der sich nach ihm erkundigte, in seiner derben Weise: „Er ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lektiones, die andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen.“ Sein kecker, lebendiger Sinn mag es ihm im Anfange schwer gemacht haben, sich in die strenge Ordnung einer geschlossenen Anstalt zu fügen. Man merkt es aus seinem ersten Zeugnisse, zu Michaelis 1741, worin es hieß: „Er wurde ermahnt, dem guten Eindrucke, den sein schmuckes Äußere macht, nicht durch eine Neigung zur Eigenwilligkeit und Keckheit zu schaden.“ Bei der Schärfe seines Verstandes merkte er auch leicht die Schwächen andrer und machte seine Bemerkungen darüber, ohne andern wehe thun zu wollen; er war eben „ein guter Junge, aber etwas mokant“, wie einer der adligen Schulinspektoren im Schülerverzeichnisse neben Lessings Namen bemerkte. Aber die tadelnden Bemerkungen schwanden mit den Jahren und machten immer größerer Anerkennung Platz. Ostern 1746 stellte ihm der Rektor Grabener das letzte Zeugnis folgendermaßen aus: „Seinen für jedes Gebiet der Wissenschaft sich interessierenden und beanlagten Geist schult er durch großen Fleiß und ziert ihn durch erfreuliche Fortschritte, durch eine keineswegs verkehrte, wenngleich ziemlich feurige Gemütsart.“

Den Freimut, den sich Lessing sein lebenlang bewahrt hat, besaß er, wie folgender Vorfall zeigt, schon auf der Fürstenschule. Es war die Einrichtung getroffen, daß die sämtlich außerhalb der Schule wohnenden Lehrer abwechselnd eine Woche lang die Aufsicht führten. Der Hebdomadarius oder „Wöchner“ mußte Tag und Nacht bei den jungen Leuten sein und die Früh-, Nachmittags- und Abendbetstunden mit ihnen halten. Jeden Sonnabend kamen alle Lehrer zur Konferenz zusammen, an deren Ende die ersten zwölf Schüler, welche als Inspektoren fungierten, hereingerufen wurden, um anzuzeigen, was die Woche über vorgefallen war, und zu hören, was fernerhin beobachtet werden sollte. Bei einer solchen Versammlung, die „Zensur“ genannt wurde, war auch Lessing als Inspektor zugegen, und der Rektor fragte, warum die Schüler in dieser Woche, wo der Konrektor Höre Hebdomadarius gewesen war, so spät ins Gebet gekommen wären. Alles schwieg, aber Lessing flüsterte seinem Nachbar zu: „Das weiß ich!“ Das hörte der Rektor und er befahl ihm streng, es laut zu sagen. Anfangs wollte er es nicht thun, endlich aber platzte er heraus: „Der Herr Konrektor kommt nicht gleich mit dem Schlag; daher denkt jeder, das Gebet gehe nicht sogleich an.“ Der Herr Konrektor mochte es nicht mit gutem Gewissen in Abrede stellen können und rief nur in höhnender Weise aus: „Admirabler Lessing!“ Seitdem nannten diesen seine Schulkameraden nie anders. Höre konnte ihm seinen Freimut nicht vergessen. Er war schon Rektor geworden, als ein Bruder Lessings auf die Schule kam. Als dieser sich bei ihm meldete, entließ er ihn mit folgenden Worten: „Nun geh' in Gottes Namen, sei fleißig, aber nicht so naseweis wie dein Bruder.“

Lessing eilte in seinen Fortschritten seinen Mitschülern voraus, und bevor das fünfte Jahr seines Aufenthalts auf der Schule zu Ende ging, hatte er schon die oberste Abteilung der ersten Klasse erreicht. Seinem aufstrebenden Geiste behagten die beschränkten Verhältnisse der Schule nicht mehr, und daher bat er seinen Vater, ihn aus derselben zu nehmen. Diesem gefiel zwar der Gedanke anfangs nicht, aber endlich gab er doch nach. Das erste Mal wurde das Gesuch um Entlassung seines Sohnes abgeschlagen, da ein sechsjähriger Besuch der Schule als die Regel galt; doch ein zweites Gesuch hatte Erfolg. Lessing kehrte im Juni 1746 auf kurze Zeit ins Vaterhaus zurück und bezog dann im Herbst die Universität Leipzig. Er stand erst im 18. Lebensjahre, war aber an Geist und Charakter schon ein Mann, der von nun an seine eignen Wege ging. —

Die Stadt Kamenz hat ihren großen Sohn stets in Ehren gehalten. Sein Geburtshaus steht zwar nicht mehr, es wurde in dem großen Brande von 1842, der fast die ganze Stadt vernichtete, ein Raub der Flammen; aber eine Granitplatte bezeichnet die Stelle, wo es gestanden hat. Ein Lessingdenkmal, die Kolossalbüste des Dichters von Knaur, ziert die Stadt; doch das schönste Monument, das ihm in seiner Heimat errichtet worden, ist das Lessing- oder Barmherzigkeitsstift, eine Armen- und Heilanstalt, welche durch die Bemühungen des Dr. Böhnisch 1824 begründet und 1826 eröffnet wurde. In demselben wird auch das Bild aufbewahrt, auf welchem Lessing als siebenjähriger Knabe nebst seinem jüngeren Bruder Theophilus dargestellt ist. Während letzterer ein Lämmchen mit Brot füttert, hat Gotthold ein Buch in der Hand.

Ein Weberhaus in der Oberlausitz (J. G. Fichte). Südlich von Kamenz, dem Geburtsorte Lessings, und nordwestlich von der alten Tuchmacherstadt Bischofswerda liegt in der Nähe der Granithöhen der nordwestlichen Lausitz Rammenau, ein Dorf mit 1378 Einwohnern. Ihm entstammt ein zweiter großer Sohn der Lausitz, ein Geistesverwandter Lessings, der deutsche Philosoph Johann Gottlieb Fichte. Sein Vater, Christian Fichte, war ein einfacher Mann, welcher das in diesen Gegenden der Lausitz stark verbreitete Gewerbe eines Bandwebers betrieb, aber neben seinem Hause auch einen Garten und etwas Feld besaß. Die Familie war eine von den seltenen ländlichen Familien, die eine Geschichte besitzen, und sei sie auch eine sagenhafte. Sie leitete ihren Ursprung von einem schwedischen Wachtmeister ab, der im Dreißigjährigen Kriege nach einem Scharmützel schwer verwundet in der Gegend zurückgeblieben und von einem Landmanne verpflegt und vor den Feinden verborgen worden sein soll. Der Gast, dadurch zu längerem Aufenthalte veranlaßt, soll später der Schwiegersohn und Erbe des Mannes und der Gründer des Familiennamens Fichte geworden sein, der nicht bloß in Rammenau, sondern auch in der dortigen Gegend sehr häufig vorkommt und in der Abkunft seiner Träger nicht selten auf die Heimat unsres Philosophen hinweist. Mit dieser alten Familientradition stimmt allerdings weder der echt deutsche Name, noch die neuere Form der Sage überein; denn nach letzterer ist der erste Fichte im Schwedenkriege oder „mit den Schweden“ nach Rammenau gekommen.

So viel ist jedoch sicher, daß der Name nach dem Dreißigjährigen Kriege im Rammenauer Kirchenbuche erscheint. Jener Christian Fichte war übrigens nicht arm, sondern besaß ein kleines Vermögen, das ihm seine Gattin, die Tochter seines Lehrherrn, des Band- und Leinwandsfabrikanten Johann Schurich in Pulsnitz, mit in die Ehe gebracht hatte.

Als ältester Sohn dieses Paares wurde Johann Gottlieb Fichte am 19. Mai 1762 geboren. Kräftig wuchs der Knabe im Kreise seiner zahlreichen Geschwister heran, an Geistesart und äußerer Gestalt ganz das Ebenbild der Mutter. Frühzeitig gaben sich seine guten Geistesanlagen und ebenso eine gewisse Selbständigkeit des Charakters kund. Dabei war er ein stilles Kind. Er beteiligte sich wenig an den lebhafteren Spielen seiner Geschwister, sondern liebte es, einsam seinen stillen Träumereien nachzuhängen. Daher sah man ihn oft allein in Feld und Flur, wo er stundenlang weilte, den Blick unverwandt in die Ferne richtend. Darüber ging wohl manchmal die Sonne unter, und der Schäfer des Dorfes, der den seltsamen, für sich allein wandelnden Knaben kannte und liebte, mußte ihn aus seinem Halbtraume wecken und nach Hause geleiten. Und daß gerade solche Stunden für seine geistige Entwickelung von Bedeutung gewesen sind, erkennt man schon daraus, daß sie für Fichte noch in seinem Mannesalter die deutlichsten und liebsten Erinnerungen aus der frühesten Jugendzeit waren.

Fichtes erster Lehrer war sein eigner Vater. Dieser wollte erst den fähigen, aber in einem zu zarten Alter stehenden Knaben noch nicht zur Schule schicken, ihn aber doch auch im Vaterhause geistig beschäftigen. Daher lehrte er ihn lesen, und bald konnte der Kleine das Amt übernehmen, den Morgen- und Abendsegen in der Familie vorzulesen. Wohl mag schon damals in Vater und Mutter die stille Hoffnung öfters aufgestiegen sein, dereinst ihren Liebling

von der Kanzel des Dorfes herab zur Gemeinde sprechen zu hören, eine Hoffnung, welche später auch in Erfüllung gegangen ist, obgleich Fichte hinterher niemals dazu gekommen ist, ein geistliches Amt zu bekleiden.

Ein Vorfall aus diesen frühesten Kinderjahren ist bezeichnend für den Charakter des Knaben. Er war sieben Jahre alt, als ihm der Vater zur Belohnung seines Fleißes aus der benachbarten Stadt die Geschichte vom gehörnten Siegfried mitbrachte. Die Lektüre dieses Buches fesselte den Knaben, der bisher nur Bibel und Gesangbuch in die Hände bekommen hatte, in dem Maße, daß er für nichts andres mehr Sinn hatte und sich durch Unaufmerksamkeit und Lässigkeit im Lernen ernste Strafen zuzog. Da ging er in sich und faßte den Entschluß, sich von dem Buche zu trennen; er nahm es und warf es, so schwer ihm dies auch wurde, in den vor dem Hause des Vaters vorbeifließenden Bach. Als dieser aber seinen Schatz davontrug, übermannte den Knaben der Schmerz, und er fing an bitterlich zu weinen. So fand ihn der Vater, dem er zwar die Thatsache, aber in der Scheu und Verwirrung nicht den Zusammenhang erzählte, so daß dieser ihn mit ungewöhnlicher Härte bestrafte. Es war ein Vorspiel seines späteren Lebens, wo nicht selten gerade dasjenige, was er aus Überzeugung und mit ernstem Vorbedacht gethan, am meisten verkannt und mißdeutet wurde, oft auch aus dem ähnlichen Grunde der Unkenntnis des eigentlichen Zusammenhanges und der wahren Motive. — Als der Schaden vergessen war und der Vater ihm ein andres Buch schenkte, wollte er es gar nicht annehmen, sondern bat, es den Geschwistern zu geben, damit er nicht nochmals der Versuchung ausgesetzt werde.


Johann Gottlieb Fichte.

An dem Pfarrer des Ortes, Namens Adam Gottlob Wagner, fand Fichte einen freundlichen Beschützer. Oft ließ dieser ihn zu sich kommen, um ihn zu unterrichten und sich sonst mit ihm zu beschäftigen. Dabei fiel es ihm einst ein, den Knaben zu fragen, ob er wohl noch etwas von der letzten Predigt wisse, und er war erstaunt, daß ihm dieser den Hauptinhalt der Predigt getreu wiederholen konnte. Er beschloß daher, ihn auf jede Weise zu fördern und ihm womöglich zu wissenschaftlicher Ausbildung zu verhelfen; er machte gelegentlich

auch den Gutsherrn des Dorfes, den nachmals unter dem Namen Hoffmannsegg in den Reichsgrafenstand erhobenen geheimen Kabinetts-Assistenzrat Johann Albericus von Hoffmann, auf seinen Schützling aufmerksam.

So war Fichte neun Jahre alt geworden. Da geschah es an einem Sommersonntage des Jahres 1771, daß ein Freund der Familie des Gutsherrn, der Freiherr von Miltitz, zum Besuch eintraf. Er hatte die Absicht gehabt, zeitig anzukommen, um noch die Predigt des beliebten Pastors anhören zu können, war aber unterwegs zurückgehalten worden und äußerte nun bei Tafel sein Bedauern, der Predigt verlustig gegangen zu sein. Scherzhaft meinte der Gastgeber, diese Versäumnis lasse sich wohl einigermaßen einholen, denn im Dorfe gebe es einen Knaben, der die Predigt in der Hauptsache im Gedächtnis zu behalten vermöge. Es wurde nach dem kleinen Fichte geschickt, und bald trat derselbe in seinem leinenen Bauernjäckchen und mit einem Blumenstraußе in der Hand, wie solche seine Mutter zuweilen der freundlichen Gutsherrschaft zu verehren pflegte, vor die Gesellschaft. Die ersten Fragen beantwortete er in der einfachen Weise, die seinem stillen Wesen entsprach; als er aber aufgefordert wurde, einiges aus der Predigt des Vormittags zu erzählen, und er sich dabei anstrengte, um alles möglichst genau zu wiederholen, geriet er ins Feuer und Stimme und Ausdruck belebten sich immer mehr. Er schien die Gesellschaft fast ganz zu vergessen, und indem ihm die Gedanken aus der Erinnerung nur so zuströmten, hörte er nicht eher wieder auf, als bis ihn der Hausherr unterbrach. Dem Freiherrn aber hatte es der Knabe angethan, und nachdem jenem vom Ortspfarrer die hohe Begabung desselben bestätigt worden war, gab er seinen Willen kund, für die Zukunft des Knaben sorgen zu wollen, wenn sich die Eltern entschließen könnten, denselben ihm zu überlassen.

Dem frommen Herzen der Mutter widerstrebte es, den Sohn, den sie bisher so fromm erzogen, aus seinen einfachen Verhältnissen herauszureißen und fremden Händen zu übergeben; aber auf Zureden des Pfarrers willigte sie ein, und der Freiherr nahm den Knaben sofort mit sich auf sein Schloß zu Oberau, einem Dorfe im nordöstlichsten Winkel des Dresdner Elbthalkessels, ostnordöstlich von Meißen gelegen. Doch in dem von einem Teiche umgebenen Schlosse, das die ehemalige Ritterburg nicht verleugnen konnte, überkam ihn das Heimweh mit solcher Gewalt, daß es selbst seine Gesundheit zu schädigen drohte; deshalb übergab ihn der Pflegevater dem kinderlosen Pfarrer des benachbarten Niederau, Namens G. Leberecht Krebel. Im Verein mit seiner Frau pflegte dieser den Knaben wie sein eignes Kind. Anfangs unterrichtete er ihn selbst, dann aber drang er in den Freiherrn, daß er seinen Pflegling auf eine gelehrte Schule schicke. So kam er denn im zwölften Jahre auf die Stadtschule in Meißen und bald darauf in die Fürstenschule zu Schulpforta bei Naumburg. Um diese Zeit starb Fichtes Gönner, der Freiherr von Miltitz, und damit verlor er seine feste Stütze für die nächste Zukunft.

In Schulpforta, wo Fichte im Oktober 1774 aufgenommen wurde, herrschte eine beinahe klösterliche Ordnung. Knaben und Lehrer wohnten in Zellen, und jene durften nur einmal in der Woche unter Aufsicht das Innere verlassen, um bestimmte Spielplätze in der Nachbarschaft aufzusuchen. Das ganze Leben richtete sich nach fest bestimmten Regeln, die sich auch auf Gleichgültiges erstreckten. Dazu bestand die Einrichtung, daß ein jüngerer Schüler unter der

Aufsicht und Leitung eines älteren stand, mit dem er in derselben Zelle wohnte und dem er allerhand kleine Dienste leisten mußte, wofür dieser ihn bei seinen Arbeiten unterstützte. Diese an und für sich gute Einrichtung artete aber leicht in eine Bedrückung oder wohl gar Mißhandlung des jüngeren Schülers durch den älteren aus. Wie es Fichte erging, kann man aus folgender Geschichte schließen. In der ersten Zeit seines Aufenthalts in Schulpforta wurde Fichte einstmals von einem Lehrer belauscht, wie er in seiner Zelle sich übte, ein Buch abwechselnd mit der rechten und linken Hand auf einen Schlag vom Tische zur Erde zu schleudern. Verwundert fragte ihn der Lehrer, was er da mache, und halb lachend, halb beschämt gab jener die Antwort, er übe sich in der Kunst Ohrfeigen auszuteilen, damit er, wenn er einst Obergesell werde, dies ebenso gut verstehe wie sein jetziger Gefährte, von dem er sie geduldig ertragen müsse.

Alles dies mußte das Gemüt des jungen Fichte, dem bis jetzt alle mögliche Freiheit gelassen und von allen Seiten nur mit Liebe begegnet worden war, in kurzer Zeit verdüstern, und er beschloß, durch die Flucht sich zu befreien. Aber er wagte nicht, zu seinen Pflegeeltern in Niederau zurückzukehren, teils aus Scham, teils aus Furcht, wieder nach Schulpforta gebracht zu werden, und wollte daher, wie Robinson, nach irgend einer einsamen Insel flüchten und dort goldene Tage der Freiheit verleben. Er fand bald eine Gelegenheit, seinen Plan auszuführen, und eilte rüstig auf dem Wege nach dem benachbarten Naumburg dahin, nachdem er sich schon vorher auf der Landkarte über den weiteren Weg nach Hamburg orientiert hatte. Da gedachte er des Spruches seines alten Predigers, daß man jegliches Werk mit dem Gebete um den Beistand des Höchsten beginnen müsse. Auf einem nahen Hügel sank er auf die Kniee; doch während er betete, dachte er an seine Eltern und die Sorge, die sie um ihn haben würden. Der Gedanke, sie niemals wiedersehen zu können, ergriff seine Seele mit aller Gewalt, und lieber wollte er sich jeder Strafe aussetzen, als für immer auf den Anblick seiner Mutter verzichten. Sofort machte er sich auf den Rückweg und begegnete schon denen, die ausgesandt worden waren, um ihn zu suchen. Dem Rektor erzählte er treuherzig und offen, was ihn zur Flucht bewogen, und dieser erließ ihm nicht nur jede Strafe, sondern nahm ihn auch in Zukunft in seine besondere Obhut.

Nun lebte sich Fichte rasch in die Schulverhältnisse ein. Durch seinen Fleiß wurden die Lücken, die sich infolge seines bisherigen Bildungsganges noch in seinem Wissen vorfanden, in kurzer Zeit ausgefüllt, und er wetteiferte mit den talentvollsten Genossen. Als wohlgeschulter Kopf verließ er die Fürstenschule, nachdem er im Herbste 1780 seine Maturitätsprüfung bestanden hatte, und bezog bald darauf, noch nicht 19 Jahre alt, die Universität zu Jena, von wo er sich schon nach einem Jahre nach Leipzig begab. Er studierte Theologie, ist aber nie ein Theolog geworden, wie ihn jene Zeit verlangte; vielmehr wurde die stille, aber scharfe Arbeit des Denkens, dem er sich schon in seinem frühesten Lebensalter hingegeben hatte, der Beruf seines Lebens, und als Philosoph hat er auf das Denken und Thun seiner Nation einen kräftigeren Einfluß ausgeübt, als er es als Prediger je im stande gewesen wäre.

In seinem Geburtsorte ist dem unerschrockenen Denker im Jahre 1862 zu seinem hundertsten Geburtstage ein einfaches Denkmal errichtet worden, welches an der durch das Dorf führenden Straße gegenüber dem Pfarrhause

auf einem von Fichten umzäunten Halbrundteile, das vom Schulstiftungsgarten abgetrennt worden ist, seinen Platz erhalten hat. Auf einem künstlichen, 1 m hohen Hügel, der aus Granitsteinen aufgebaut und von Farnkraut, Epheu und anderm Grün bewachsen ist, steht eine vierseitige, über 2 m hohe Säule, die auf vier Marmortafeln die Hauptdaten aus seinem Leben enthält und die Hauptzüge seines Charakters, Gelehrsamkeit und Patriotismus, andeutet. Zugleich wurde die „Fichtestiftung“ geschaffen, die armen, aber geistig befähigten und wohlgesitteten jungen Leuten aus Rammenau und andern, näher oder entfernter liegenden Orten, die eine höhere Bildungsanstalt als die Elementarschule besuchen, eine nach den vorhandenen Mitteln bemessene Unterstützung gewährt.

Das Geburtshaus Fichtes steht nicht mehr; denn es war das Pfarrpachthaus und wurde wenige Jahre nach der Geburt Fichtes abgetragen, um Platz für die Erbauung eines neuen Pfarrhauses zu gewinnen. Ebensowenig ist das Haus noch vorhanden, welches sich sein Vater in der letzten Zeit, wo er im Pfarrpachthause wohnte, gegenüber dem heutigen Pfarrhause an der andern Seite des Schulstiftungsgartens erbauen ließ, und in welchem unser Fichte von seinem 4. Lebensjahre an bis zu seinem 10. gewohnt hat. Es war ein gewöhnliches lausitzisches Haus, aus einem Erdgeschoß und einem Stockwerk bestehend und mit Stroh gedeckt, und wurde 1860 von dem jetzigen Besitzer, der mit der Familie Fichte in keinem verwandtschaftlichen Verhältnisse steht, weggerissen und durch ein stattlicheres ersetzt. Der Name Fichte kommt, wie schon erwähnt, in Rammenau heute noch häufig vor, doch ist sich keine Familie dieses Namens der Verwandtschaft mit dem Philosophen bewußt.

Christian Fürchtegott Gellert als Knabe und Schüler. Zu den kinderreichen lutherischen Pfarrhäusern, die dem deutschen Volke schon so manchen tüchtigen Mann gegeben haben, gehörte im vorigen Jahrhunderte auch das in der Weberstadt Hainichen, die, jetzt 8497 Einwohner zählend, nordwestlich von Freiberg und nordöstlich von Chemnitz an der kleinen Striegis liegt, einem Flüßchen, das sich, vereinigt mit der großen Striegis, etwas unterhalb Roßwein von links in die Freiberger Mulde ergießt. Ein Denkmal auf dem Markte, ein Bild in der Kirche und das Gellertstift, ein Rettungshaus für verwahrloste Kinder, sind die Zeichen der Dankbarkeit späterer Geschlechter gegen den Dichter, der mit seinen Fabeln unzählige Gemüter der Kinder zugleich erfreut und belehrt und durch seine geistlichen Lieder, welche eine reine und ungeschminkte Frömmigkeit atmen und in alle evangelischen Gesangbücher übergegangen sind, manchen Schmerz gelindert und manchen guten Vorsatz erweckt hat.

Christian Fürchtegott Gellert wurde den 4. Juli 1715 zu Hainichen geboren. Sein Vater, M. Christian Gellert, bekleidete zu jener Zeit die Stelle eines zweiten Predigers, rückte aber endlich zum Oberpfarrer auf, als welcher er in seinem 75. Jahre starb. Christian Fürchtegott war der fünfte Sohn unter 13 Geschwistern. Bei so zahlreicher Familie und schmalen Einkünften war es ein schweres Kunststück, die Familie zu ernähren und die Söhne angemessen zu erziehen; aber durch eine weise Sparsamkeit und durch die Unterstützung seiner Gattin, einer geborenen Schütz, gelang ihm dies. Eine ungeheuchelte Religiosität und ein sanfter, wohlwollender Charakter, der sich besonders

in der regen Teilnahme für Arme und Notleidende äußerte, zeichneten Gellerts Mutter aus, und dieselbe Züge finden wir im Charakterbilde des Sohnes wieder.

Die Kinderjahre flossen für Gellert in einfacher und ruhiger Weise dahin. Den ersten Unterricht erhielt er in der Schule seiner Heimatsstadt, und obwohl derselbe wenig zur Entwickelung seiner geistigen Anlagen beitrug, so gedachte doch Gellert in seinen späteren Jahren seiner Lehrer stets mit hoher Dankbarkeit und konnte ihnen besonders nicht genug nachrühmen, daß sie ihn früh zum Gehorsam gewöhnt und ihm besonders eingeschärft hatten, die Beschwerden des Lebens mit Ruhe und Gelassenheit zu ertragen.

Bei den geringen Einkünften seines Vaters mußte Gellert schon in frühen Jahren daran denken, etwas zu erwerben. Daher begann er bereits in seinem 11. Jahre Kaufbriefe, Dokumente, gerichtliche Akten 2c. abzuschreiben, um sich dadurch etwas zu erwerben. Er pflegte noch in seinen späteren Jahren scherzweise zu sagen, daß seine Vaterstadt in ihren Kaufbüchern und Kontrakten aus seiner Jugendzeit mehr Werke seiner Feder aufzuweisen habe, als sich die Welt von seinem späteren Leben rühmen könne. Früh zeigte Gellert Neigung zur Poesie. Zwar fehlte es ihm an Gelegenheit, seinen Geschmack zu bilden, aber der Vater legte wenigstens dem Sohne in der Ausübung seiner Liebhaberei kein Hindernis in den Weg. Den ersten poetischen Versuch machte Gellert in seinem 13. Jahre. Der Geburtstag des Vaters nahte heran, und es galt, ihn an diesem Tage mit einem Gedichte zu begrüßen. Gellert ließ sich zu diesem durch die üble Beschaffenheit der Wohnung seines Vaters anregen. Das Haus, worin sie sich befand, war so baufällig geworden, daß man es, um den Einsturz zu verhindern, mit 15 Stützen versehen hatte. Mit ihnen verglich Gellert die Kinder und Enkel des Hauses, auch 15 an der Zahl, indem er sie als die Stützen des älter werdenden Vaters besang und denselben von jeder Stütze beglückwünschen ließ. Es lag in diesem Gedichte so viel kindlich frommer Sinn und zugleich naiver Witz, daß es im Kreise der Bekannten und Verwandten allgemeinen Beifall fand, und daß viele von diesen es noch stellenweise im Gedächtnis hatten, als es von Gellert nebst andern Versuchen aus seinen Kinder- und Jünglingsjahren schon längst den Flammen übergeben worden war.



Christian Fürchtegott Gellert.

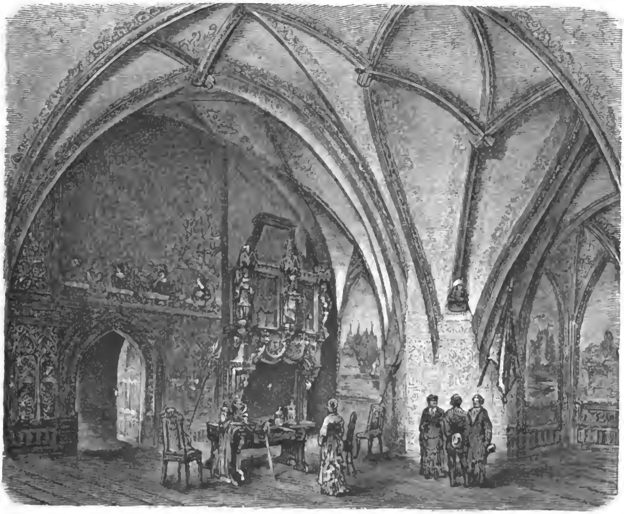
Im Jahre 1729 kam Gellert auf die Fürstenschule zu Meißen, um sich auf die Universität vorzubereiten. Der Unterricht behagte ihm aber nicht besonders; denn die römischen und griechischen Klassiker wurden von Wort zu

Wort übersetzt und zu einer Sammlung von Redensarten verwendet, aber in ihren Geist wurden die Schüler nicht eingeführt. Daher konnte Gellert dem Horaz, Vergil und Homer nur wenig Geschmack abgewinnen und wendete sich nebst seinen Freunden lieber deutschen Dichtern zu, obgleich deren Lektüre verboten war. Aber aus Mangel an Verständnis griffen sie gerade zu den unbedeutendsten und verdarben so ihren Geschmack mehr, als daß sie ihn läuterten. Einen innigen Freundschaftsbund schloß Gellert schon in Meißen mit Gärtner und Rabener. Sie spornten sich gegenseitig in ihrem Arbeiten und Schaffen an und haben sich später alle drei einen geachteten Namen als Dichter verschafft.

Gellert sah sich in seinem Streben vielfach durch seinen zarten und schwachen Körper gehemmt, dem keine großen Anstrengungen zugemutet werden durften. Schon in Meißen zeigten sich die Spuren der Kränklichkeit, die mit den Jahren immer mehr zunahm. Das war ein Grund, weshalb er sein ursprüngliches Ziel, Prediger zu werden, nicht erreichte; denn er fühlte bald, daß er ein mit anhaltenden Anstrengungen verbundenes Amt nicht bekleiden könne. Dazu kam noch in der Zeit, wo er die Fürstenschule besuchte, ein Ereignis, dessen Eindruck er nie hat überwinden können, nämlich das Mißlingen des ersten Versuchs, öffentlich zu reden. „Die erste Probe meiner Beredsamkeit", erzählte er selbst, „legte ich in meinem Geburtsorte in meinem fünfzehnten Jahre ab. Ein Bürger bat mich, Taufzeuge bei seinem Kinde zu sein, das wenige Tage nachher starb. Ich wollte ihm eine Leichenrede halten, wiewohl mein Vater mir die Erlaubnis dazu ungern gab. Das Kind sollte zu Mittag begraben werden. Früh um 8 Uhr fing ich an, meine Parentation auszuarbeiten, ward spät fertig, verschwendete die übrige Zeit mit seiner Grabschrift und behielt keine ganze Stunde zum Auswendiglernen. Ich ging indes beherzt in die Kirche, fing meine Rede sehr feierlich an und kam ungefähr bis auf die dritte Periode. Auf einmal verließ mich mein Gedächtnis, und der vermessene Redner stand in einer Betäubung da, von der er sich kaum erholen konnte. Endlich griff ich nach meinem Manuskripte, das aktenmäßig auf einen ganzen Bogen geschrieben war, wickelte es vor meinen eben so erschrockenen Zuhörern langsam auseinander, las einige Zeit, legte es dann in den Hut und fuhr endlich noch ziemlich dreist wieder fort. Indes hat mich diese jugendliche Übereilung viel gekostet. Der Gedanke daran verfolgte mich bei jeder Predigt, die ich nachher gehalten habe, und brachte mich zu einer Schüchternheit, die mich nie ganz verlassen hat."

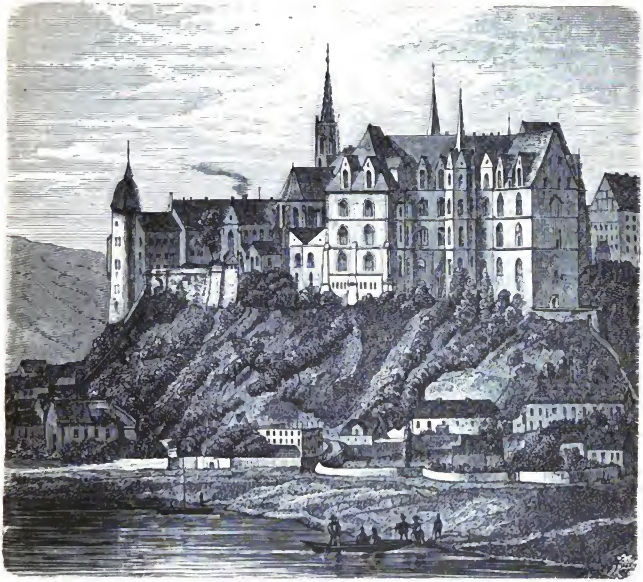
Mit seinen Freunden bezog Gellert im Jahre 1734 die Universität Leipzig. Nach Vollendung seiner Studien kehrte er 1738 ins Vaterhaus zurück, und ein erneuter Versuch, die Kanzel zu besteigen, mißglückte noch vollständiger, als der erste. Er hatte kaum das Eingangsgebet gesprochen, als ihn sein Gedächtnis so gänzlich verließ, daß er, besinnungslos vor Scham, unverrichteter Sache wieder herabsteigen mußte. Nunmehr gab er es auf, die Laufbahn des Geistlichen einzuschlagen und vertauschte die Kanzel mit dem Katheder und der Feder. Die Menschheit hat dadurch nur gewonnen; denn durch seine Thätigkeit als Universitätslehrer und Schriftsteller hat er auf weite Kreise außerordentlich segensreich eingewirkt.

Sechzehnte Abteilung.



Der Wappensaal in der Albrechtsburg.

Die Elb-, Elster- und Saalegegenden.



Die Albrechtsburg in Meißen.

Die Ufer der mittleren Elbe.

Von Dresden nach Meißen. — Meißner Wein. — Die Albrechtsburg und der Dom zu Meißen. — Das Meißner Porzellan und seine Geschichte. — Die Lutherstadt Wittenberg und Torgau. — Die Salinen von Schönebeck und Staßfurt. — Magdeburg und seine Umgebung. — Der Dom und seine Grüfte. — Der Breite Weg. — Die Magdeburger Börde. — Aus der Altmark. — Stendal und Salzwedel. — Tangermünde. — In den Waldungen des Tanger und der Ohre. — Schilda und die Schildbürger.

Von Dresden nach Meißen. Von Dresden führt uns der Dampfwagen in etwa $^3/_4$ Stunde nach Meißen; aber wir ziehen es vor, uns vom Dampfschiffe die Elbe hinabtragen zu lassen, weil wir dabei an den schönen Höhen des linken Elbufers unterhalb Dresden vorübergleiten.

Von dem Landungsplatze unterhalb der Augustusbrücke fährt das Dampfschiff ab. Wir sehen links die Alleen des kleinen Geheges, vor welchem sich am Elbkai der Ausschiffungsplatz mit seinen Bahngeleisen und Magazinen ausdehnt, rechts den Garten des Japanischen Palais und passieren die Marienbrücke.

Auch unterhalb derselben treten uns auf beiden Ufern Merkmale für die große Bedeutung der Elbe als Handelsstraße entgegen. Auf dem linken Ufer, im großen Gehege, führen Eisenbahngeleise zu den Vorrichtungen für das Ent- und Beladen der Elbkähne mit Kohlen, rechts zieht sich längs der Leipziger Vorstadt wieder ein Kai mit Packhofanlagen hin, woran sich ein den Winterhafen abschließender Damm reiht, hinter dem die Balkenlager für den Stapellauf der in der Sächsischen Dampfschiff- und Maschinenbauanstalt gebauten Dampfer sichtbar werden. Bis zum Vororte Pieschen bleibt die Elbe in nordwestlicher Richtung, dann biegt sie sich nach Südwesten um und bildet den traurigen „Pieschener Winkel“, wo häufig die Leichen von Selbstmördern anschwimmen, und der uns daran erinnert, daß Sachsen zu den Ländern gehört, wo der Selbstmord am meisten grassiert.

Doch hinweg jetzt mit derartigen Gedanken! Wir sind am Ende des Bogens, in welchem die Elbe die Wiesenflächen des großen Geheges umfließt, vorbei vor dem auf dem rechten Ufer etwas erhöht liegenden Übigau mit seinem Schlosse aus der Zeit Augusts des Starken und seiner Schiffswerft, und vor uns blickt uns von der Höhe einer Plänerfelswand am linken Ufer aus dem Grün der Gärten das freundliche Dorf Briesnitz entgegen, überragt von seiner uralten, aber seit dem Jahre 1881 erneuerten Kirche. In der Zeit der Kämpfe zwischen Slawen und Deutschen stand hier eine Burgwarte, zur Zeit Heinrichs des Erlauchten war es eins der neun meißnischen Archidiakonate, und die Bischöfe von Meißen hatten hier, wo das Auge frei die liebliche Elbaue überblickt, ihre Sommerresidenz.

Von nun an haben wir immer die reizenden Anhöhen des linken Elbufers in der Nähe. Sie sind anfangs ganz niedrig, steigen aber weiterhin höher auf und wölben sich bald sanft empor, bald erheben sie sich in steilen Abhängen. Von oben blicken die fruchtbaren Fluren der auf dem Plateau gelegenen Dörfer herein; die steileren Abhänge verhüllt Laubgehölz oder sie sind terrassiert und tragen Rebenpflanzungen, auf den sanfteren gedeihen Obstbäume, vor allem ganze Wälder von Kirschbäumen. Im Frühlinge sind daher oft ganze Strecken mit dem weißen Blütenmantel völlig bedeckt, und das zarte, von der Sonne durchglühte Grün der Laubgebüsche läßt diesen Schmuck noch mehr hervortreten. Zahlreiche Bäche öffnen ihre Thäler nach der Elbe zu und bringen dadurch in die Form der Höhen Abwechselung, die zuweilen niedrige Kuppen bilden oder als kleine Vorgebirge nach der Elbe zu vorspringen. Letztere boten sich in alten Zeiten von selbst zur Anlage von Befestigungen gegen die Slawen dar. Die Höhen werden wegen der anmutigen Aussichten von den Dresdnern viel besucht, besonders beliebt sind die Liebenecke und der Osterberg bei Cossebaude.

Weiter stromabwärts blickt das alte Schloß Scharfenberg von der Höhe herab. Der Silberbergbau, der sonst in seiner Nähe betrieben wurde und auf den die Dorfnamen Bergwerk und Gruben hinweisen, ist neuerdings wieder aufgenommen worden. Bei Sörnewitz erregt plötzlich das rechte Ufer unsre Aufmerksamkeit, denn jetzt erheben sich auch hier steile Höhen. Das ist die Granitmasse der mit Reben bepflanzten Spaarberge. Sie gehören aber nicht etwa zu jenen Höhen der Lößnitz, die bisher unser Blick von Zeit zu Zeit gestreift hat, sondern liegen völlig isoliert am Nordwestende der Ebene des Elbthalkessels. Keck tritt die schroffe Felsnase der römischen Bosel in 177 m Höhe

gleich am Anfange auf den Strom zu, der an dieser Stelle zum erstenmal wieder, seitdem er Pirna gesehen, seinen Weg durch eine enge Gasse nimmt. Ziemlich am Ende derselben breitet sich links eine Wiesenfläche aus, am Fuße des Abhanges von Baumgruppen begrenzt, welche, immer dichter werdend, sich den Berg hinauf ziehen. Die Mannigfaltigkeit der Bäume läßt uns erraten, daß wir einen Park vor uns haben, und in ihm versteckt sich Schloß Siebeneichen, seit Jahrhunderten der Sitz des alten sächsischen Adelsgeschlechts derer von Miltitz. Wir sind nun Meißen nahe, und bald begrüßt uns von freier Höhe herab das Meißner Schloß der Wettiner, die Albrechtsburg. —

Die altehrwürdige Stadt Meißen, „die Wiege des sächsischen Staates und seiner Kultur", liegt auf dem linken Ufer der Elbe unmittelbar vor der Stelle, von wo an wieder auf beiden Seiten Höhen in ununterbrochener Linie den Strom einschließen; wie er bei Pirna in den Elbthalkessel eintritt, so verläßt er ihn hier, um den Lauf durch den letzten Abschnitt seines Thales anzutreten. Von links nimmt hier die Elbe das Flüßchen Triebisch auf, an dessen Mündung sich eine kleine Ebene ausbreitet, besonders auf dem linken Triebischufer, die beinahe in der Form eines nach der Elbe offenen Hufeisens von Höhen umschlossen wird, in welche nach Südwesten zu die Triebisch einen breiten Spalt gerissen hat. Gleich unterhalb der Stadt mündet von links noch die Meiße, ein Bach, der ein kaum minder tiefes Thal durchfließt als die Triebisch. Dadurch wird die Nordostecke des Hufeisens, der Schloßberg, der geradezu herausfordernd nach der Elbe hin hervortritt, auf drei Seiten unnahbar; ja sogar nach rückwärts wird er von seinem Nachbar in der Nordwestecke des Hufeisens, dem St. Afraberge, durch eine Einsenkung getrennt.

Keine Stelle konnte für die Anlage einer Burg geeigneter sein als diese, und es ist daher kein Wunder, daß König Heinrich I. hier oben 924 oder 928 eine solche anlegte, nachdem er die in der Gegend wohnenden Daleminzier besiegt hatte. Sie erhielt den Namen Meißen und wurde in diesen Grenzgegenden der Stützpunkt der deutschen Herrschaft über die Slawen und der Mittelpunkt einer Markgrafschaft, die nach ihr den Namen empfing, und aus welcher der heutige sächsische Staat hervorgewachsen ist. Meißen wurde aber auch der Sitz eines Bistums, das Otto I. 967 gründete, und von dem zugleich mit der neuen Herrschaft eine neue Kultur, die christliche, sich über diese Gegenden verbreitete. Außer dem Markgrafen und dem Bischof hatte auch ein Burggraf in Meißen seinen Sitz, welcher der Besatzung oder den Burgmännern vorstand und die Rechtspflege in dem Burgbezirke ausübte.

Zu den Füßen der Burg entstand die Stadt Meißen, welche jene hufeisenförmige Ebene ausfüllt. Die Fläche war für eine Stadt von solcher Bedeutung eng genug, und jeder irgendwie benutzbare Raum wurde verwendet. Daraus erklärt sich Meißens Gestalt. Die Straßen sind eng und häufig unregelmäßig angelegt, die öffentlichen Plätze klein. Beide ziehen sich oft an Anhöhen hinan. Aber gerade diese Unebenheit des Bodens verleiht der Stadt einen malerischen Anblick. Am schönsten präsentiert sie sich, wenn man sie von der alten Brücke aus betrachtet. In der Tiefe drängen sich die Häusermassen durcheinander, nach dem Hintergrunde zu steigen sie übereinander auf, und aus ihnen ragt hier die Stadtkirche empor, während die Höhe von der St. Afrakirche gekrönt wird. Die romanische Martins- oder Bettelmannskirche auf dem Berge im

Südosten und die Albrechtsburg im Nordwesten bilden die Eckpfeiler. Außerdem erblickt man stromaufwärts die Höhen von Siebeneichen, stromabwärts die Proschwitzer und Winkwitzer Berge; auf dem rechten Ufer liegt oben Vorbrücke, unten Niederfähre und stromaufwärts Kölln. So wird das Bild ein außerordentlich mannigfaltiges und bewegtes; Karl V. soll die Gegend den schönsten italienischen gleichgeschätzt haben.

Die Lage der Stadt hat auch der alten Elbbrücke von jeher eine große Bedeutung verliehen, die aus ihren Schicksalen leicht erkennbar ist. Sie bestand sonst aus hölzernen Jochen, die auf Steinpfeilern ruhten, und ist wiederholt nicht nur durch die Hochfluten der Elbe, sondern auch durch Menschenhand zerstört worden. 1547 verbrannte sie Johann Friedrich der Großmütige, um der Armee Karls V. und Moritzens den Übergang auf das rechte Ufer zu verwehren. 1630 ließ sie Johann Georg I. teilweise abtragen, um den Kaiserlichen den Weg zu verlegen, und die Schweden brannten 1637 noch einen Teil weg; eine Fähre mußte nun an 30 Jahre lang den Verkehr zwischen beiden Ufern vermitteln. Zur Zeit der Schlesischen Kriege wurde sie zweimal unbrauchbar gemacht: 1745 wurde sie bei Annäherung des preußischen Heeres abgebrochen, mußte aber aufs schnellste wiederhergestellt werden, als der Fürst Leopold von Dessau einrückte, und 1757 wurde sie von den Preußen verbrannt. Dasselbe Schicksal widerfuhr der Brücke in unserm Jahrhundert. 1813 am 12. März ließ der französische Marschall Davoust die Brücke anzünden, um den Rückzug der Franzosen nach Westen zu decken, und am 15. Juni 1866 waren es die Sachsen selbst, welche den Pfeiler zwischen den beiden Jochen, die noch hölzern waren, sprengten, wieder um den Preußen das Vordringen zu erschweren. Seitdem sind diese beiden Bogen in Eisen, statt in Holz wiederhergestellt worden. Oberhalb der alten Brücke befindet sich eine zweite, eine eiserne Gitterbrücke, 1867—1868 für die Bahn von Dresden über Döbeln nach Leipzig erbaut.

Außer an der Anlage ihrer Straßen merkt man der Stadt ihr Alter auch an den Häusern an, die in ihren Portalen, Erkern, Giebeln und Skulpturen, besonders auch in den Wölbungen der Erdgeschosse noch manches Altertümliche zeigen. Am Heinrichsplatze, wo das steinerne Standbild des Gründers von Meißen, Heinrichs I., einen Brunnen schmückt, steht die Franziskanerkirche, die zum ehemaligen, 1539 aufgehobenen Franziskanerkloster gehörte und jetzt teils als Packhof, teils als Turnhalle dient. Die Stadtkirche, auch Frauen- oder Marienkirche genannt, besteht in ihrer jetzigen Gestalt seit der Mitte des 15. Jahrhunderts, die St. Afrakirche mit Ausnahme des weit jüngeren Turmes seit der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts.

Auf demselben Berge, wo die letztere Kirche steht, befindet sich auch die St. Afraschule. Sie wurde 1543 von Kurfürst Moritz als Fürsten- oder Landesschule gestiftet, indem er ihr die Gebäude und Einkünfte des aufgehobenen St. Afraklosters überwies. Sie gewährt etwa 130 Jünglingen, die als Alumnen Kost und Wohnung in der Anstalt selbst ganz oder teilweise frei haben, und einer kleineren Anzahl von sogenannten Extraneern, die außer der Schule wohnen, vollständigen Gymnasialunterricht und hat von jeher für eine Hauptpflegestätte der klassischen Studien in Sachsen gegolten. Wir haben schon den Einfluß kennen gelernt, den sie auf Lessings und Gellerts Leben ausübte. Mit Gellert

zugleich waren Rabener und Gärtner Zöglinge der Schule. Auch der Dichter Langbein empfing hier seine klassische Bildung sowie Samuel Hahnemann, der später der Begründer der Homöopathie wurde. Er war ein Meißner Kind, nämlich der Sohn eines Porzellanmalers; das Haus am Hahnemannsplatze, in dem er am 10. April 1755 geboren wurde, ist im Jahre 1855 durch eine Inschrift und seine Büste gekennzeichnet worden.

Die Lage an der Elbe und an einer Eisenbahn begünstigt in Meißen und seinen Vororten auch die lebhaftere Entwickelung der Industrie. Auch außerhalb der königlichen Porzellanfabrik wird in Meißen die Thonwarenindustrie stark betrieben; sie liefert Öfen und Schamottewaren, Majoliken und Terrakotten. Den Rohstoff zu diesen Fabrikaten verschaffen die reichen Lager von Thon- und Porzellanerde, welche sich, entstanden aus der Verwitterung des Meißner Felsitporphyrs, westlich und südwestlich von der Stadt bei den Dörfern Seilitz, Schletta, Oberjahna, Kaschka und Garsebach befinden, und die auch in und bei Meißen einen eignen Erwerbszweig, die Thonschlämmerei, ins Leben gerufen haben. Die große Jutespinnerei und -Weberei beschäftigte im Jahre 1880 665 Männer, Frauen und Kinder und hatte 3866 Spindeln und 145 Stühle in Betrieb. Sehr bedeutend ist die Fabrikation von Stöcken, Sicherheitszündern, Näh-, Dampf- und andern Maschinen, und dazu kommen noch künstliche Blumen, Kartonagen, Tüten, Pianos, Blechwaren, Geldschränke u. s. w.

Meißner Wein. Die Gelände auf dem rechten und an mehreren Stellen auch auf dem linken Ufer der Elbe sind von Pillnitz bis weit unterhalb Meißen mit Reben bepflanzt; auf der rechten Seite treiben alle Orte, die am Fuße der Höhen liegen, bald in größerem, bald in geringerem Umfange Weinbau. Besonders ausgedehnt sind die Weinberge der Ober-, Hof- und Niederlößnitz und der Spaarberge, ferner die von Pillnitz. In der Lößnitz und bei Pillnitz zeichnen sich namentlich die königlichen Weinberge aus, deren sich auch einige auf dem linken Ufer bei Cossebaude befinden. Allen Wein, der auf diesem ansehnlichen Gebiete erbaut wird, bezeichnet man als Meißner Wein. Derselbe ist zwar lange nicht so übel beleumundet als sein Vetter, der Grüneberger, hat sich aber doch mancherlei Spott gefallen lassen müssen und nicht am wenigsten von den Einheimischen selbst. Jedoch mit Unrecht! Es gibt zwar manchen sauren Jahrgang, und auch aus guten Jahren wird uns an vielen Orten ein Getränk kredenzt, das schwerlich „des Menschen Herz erfreut“, höchstens nach dem alten Volksspruche: „Sauer macht lustig“; aber daran ist häufig weniger die Rebe schuld, als vielmehr der Mangel einer verständigen Zubereitung und Behandlung des Weines. Wer einmal Gelegenheit gehabt hat, in den königlichen Zeughauskellereien zu Dresden von den wohlgepflegten Weinen zu kosten, wird überrascht gewesen sein von dem Wohlgeschmack der besseren Sorten. Der „Meißner“ hat sich schon an manchem übermütigen Spötter gerächt, der ihm in zu großem Vertrauen auf seine Harmlosigkeit wacker zusprach, und nicht umsonst heißt der letzte Eisenbahnzug, der an Sonn- und Festtagen von Meißen nach Dresden geht, der „graue Zug“.

In früheren Zeiten hatte der sächsische Wein noch einen guten Ruf; so war der Kötzschenbrodaer bereits im 15. Jahrhunderte rühmlichst bekannt, und im

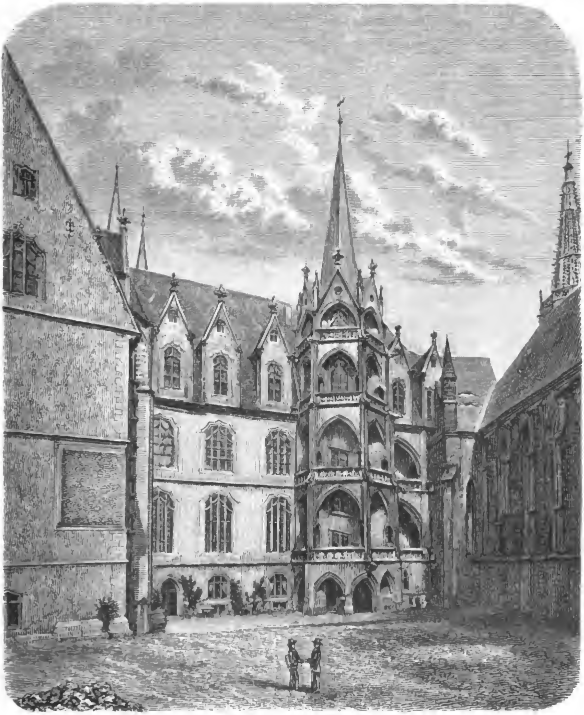
Jahre 1519 schrieb Luther in einem Federkriege mit dem Meißner Erzbischof Johann VII. und dessen Offizial in Stolpen an letzteren, er solle ein andermal lieber seine Briefe am Morgen schreiben, wenn er noch nicht des guten Weines von „Kötzber" zu viel genossen, damit man nicht argwöhnen müsse, er habe sein Gehirn zu „Kötzber" verloren.

Die Einführung des Weinbaues verdankt Sachsen hauptsächlich den Bischöfen von Meißen, die Abendmahlswein brauchten. Der Anfang dazu wurde im 11. Jahrhundert durch Bischof Benno († 1107) gemacht, der sich überhaupt um den Anbau des Landes großes Verdienst erwarb, und seine Nachfolger förderten den Weinbau auf alle Weise. So führte Konrad II. von Wallhausen im 14. Jahrhundert rheinische Reben ein. Später nahmen sich die Kurfürsten dieses Kulturzweiges an, besonders Vater August und Christian I. Im 17. Jahrhundert hob sich der Weinbau im Elbthale besonders durch den „Rebenvater" Paul Knohll, welcher unter Johann Georg II. Bau- und Bergschreiber in der Hoflößnitz war und sich den Ehrennamen des „ersten Winzers" erworben hat. Durch sein 1663 herausgegebenes „Klein Vini-Kulturbüchlein" wirkte er in weiteren Kreisen für die Hebung des Weinbaus. Friedrich August III. ließ von 1792 an ungarische und burgundische Reben anpflanzen und errichtete in Zaschendorf am Ostfuße der Spaarberge eine Winzerschule.

Seit der Einführung des Eisenbahnwesens, welches die Einfuhr fremder Weine außerordentlich erleichtert hat, ist der Weinbau im Elbthale mehr und mehr zurückgegangen; man betrieb ihn nur noch auf dem Boden, der für einen andern Anbau sich nicht eignet, also auf den Bergabhängen, die Weingärten in der Ebene verschwanden dagegen meistenteils. Trotzdem ist der Weinbau für die Elbgegenden immer noch von großer wirtschaftlicher Bedeutung; denn Bodenflächen, die sonst fast ohne Wert sein würden, nähren auf diese Weise ihren Besitzer. In Meißen hat der Gewerbebetrieb unter schlechten Weinernten sehr zu leiden, weil es bei den kleinen Leuten von dem Ertrage ihrer Weinberge abhängt, ob sie viel oder wenig für ihre Bedürfnisse ausgeben können. Das deutet auch das Meißner Sprichwort an: „Gibt es keinen Wein, können keine Strümpf' und Hosen sein." Viele Weinbauern und Winzer, besonders in der Kötzschenbrodaer Gegend, finden in dem Anbau von Erdbeeren, wofür zwischen den Rebstöcken Platz genug vorhanden ist, einen lohnenden Nebenerwerb; überall werden ferner in den Weinbergen noch feinere Obstsorten, als Pfirsiche, Aprikosen, Stachel- und Johannisbeeren rc., gezogen.

In neuerer Zeit finden die einheimischen Weine wieder mehr Anklang, besonders die aus den fiskalischen Weinbergen, weil man bei letzteren unbedingt auf gute Pflege und Reinheit rechnen kann. Die Schaumweinfabrikation, die sonst in der Niederlößnitz von Bedeutung war, ist seit Jahren zurückgegangen; da man aber in neuerer Zeit den heimatlichen Produkten wieder mehr Aufmerksamkeit zuwendet, so ist zu hoffen, daß sich auch dieser Zweig bald wieder heben werde. In Weinböhla, östlich von Meißen gelegen, wird besonders das Gallisieren betrieben, ein nach seinem Erfinder Gall benanntes Verfahren, durch welches mittels Hinzusetzung von Zucker und Wasser auch geringere Jahrgänge verbessert werden.

Die Albrechtsburg und der Dom zu Meißen. Die Geschichte Meißens knüpft sich vorwiegend an die Höhen, welche die Stadt einschließen, und unter ihnen behauptet der Schloßberg den Vorrang. Seiner Isolierung ist schon gedacht worden (S. 401); sie ist so vollständig, daß er mit seinem nach rückwärts liegenden Nachbar, dem St. Afraberge, durch eine Brücke hat verbunden werden müssen.



Hof in der Albrechtsburg.

Diese Schloßbrücke überspannt den sogenannten Hohlweg, durch welchen die Straße nach Nossen und Freiberg die Stadt verläßt. Jetzt ist nur noch einer von den ursprünglichen fünf Bogen offen geblieben, die andern sind vermauert worden und werden neuerdings als Keller benutzt. An einem Turme des Thores sind noch die Spuren einer ehemaligen Zugbrücke zu bemerken.

Drei Herren, der Markgraf, der Burggraf und der Bischof, hatten auf dem Schloßberge ihren Sitz. Welch reiches geschichtliches Leben ist demnach auf

diesen kleinen Raum zusammengedrängt! Alle Richtungen des Kulturlebens strahlen von hier aus; Bewegungen nationaler, religiöser und dynastischer Art haben hier Jahrhunderte hindurch ihren Mittelpunkt. Der heutige sächsische Staat ist das Resultat derselben, und eine speziell sächsische Architektur verkörpert noch heute diese Bedeutung Meißens, nachdem dasselbe längst aufgehört hat, der Mittelpunkt des Staates zu sein.

Das Symbol dieser Entwickelung ist die Albrechtsburg, ein Werk aus dem Ende des 15. und dem Beginn des 16. Jahrhunderts. Die alte Markgrafenburg war abgetragen worden, jedenfalls wegen Baufälligkeit, und es galt, eine neue Residenz zu schaffen. Im Jahre 1471 begannen die beiden Brüder Ernst und Albrecht den Neubau; sie wollten hier gemeinsam hofhalten, wollten „eines Tisches und einer Schüssel gebrauchen", und es mußte für ein doppeltes Gefolge Platz geschaffen, die Räume also weit eingerichtet werden. Die gerade damals entdeckten reichen Silberadern bei Schneeberg gewährten die Mittel dazu. Der Bau wurde geleitet von Arnold von Westfalen, dem „obersten Werkmeister der Herzöge von Sachsen", urkundlich auch einfach „Meister Arnold der Steinmetz" genannt, und 1483 war er im wesentlichen vollendet, nachdem der Baumeister um 1481 schon das Zeitliche gesegnet hatte. Nur wenige Räume, wie die Kapelle im ersten und der Wappensaal im zweiten Geschoß, blieben noch auszubauen übrig, und dem unterzog sich der Nachfolger Albrechts, Herzog Georg der Bärtige, in den Jahren 1520—1524, nachdem das Schloß schon lange bewohnt gewesen war, anfangs von beiden Brüdern gemeinsam, aber nach der Teilung im Jahre 1485 von Albrecht, dem jüngeren Bruder, allein. Im Hofe ist daher auch sein von H. Hultzsch geschaffenes Bronzestandbild mit Schwert und Reichsfahne aufgestellt, und das Schloß, das anfangs einfach das „Schloß zu Meißen" hieß, erhielt 1676 mit Recht durch ein Dekret Johann Georgs II. den Namen „Albrechtsburg".

Das aus pirnaischem Sandstein erbaute Schloß gliedert sich in drei Abteilungen. Der Flügel, der sich an den Dom anlehnt, war das Herrenhaus, im Mittelbau befanden sich außer dem Vorsaal die Geschäftsräume, und der nach der Meiße zu gelegene Flügel enthielt das Frauenhaus oder die Kemnate. Letzteres war also nicht, wie man gemeint hat, ein besonderes Gebäude, das die Stelle des jetzigen Hallenbaues einnahm, der das Schloß mit dem Kornhause verbindet, welches Georg der Bärtige errichten ließ, und das vorzugsweise zur Unterbringung des fürstlichen Marstalles bestimmt war; vielmehr gab es an Stelle des heutigen Verbindungsbaues nur Wirtschaftsräume, und in späterer Zeit stand dort das Brennhaus für die Porzellanfabrik.

Doch betrachten wir uns das Residenzschloß genauer! Die äußere Architektur der Burg zeigt den Charakter der Spätgotik. Das freie Emporstreben der Massen, welches die frühere Gotik kennzeichnet, ist gewichen und zeigt sich fast nur noch in den Giebelbauten des Dachgeschosses; dafür wirken große, weder durchbrochene, noch geschmückte Flächen beruhigend auf den Beschauer ein. An der Süd- oder Hoffassade fesselt besonders der Haupttreppenturm oder der „große Wendelstein" mit seinen durch Spitzbogen abgeschlossenen Hallen, seinen Galerien und Wasserspeiern. Die Balustraden der Galerien sind mit allerlei Skulpturen geschmückt, welche am untern Geschoß durch Figuren aus der Urzeit der verschiedenen Völker des Altertums die bethörende Macht darstellen, die der

Wein und die Weiber auf die Weisen auszuüben vermögen; das zweite Geschoß schmücken Schilde mit den Regalien des Hauses Sachsen, und das dritte zieren Figuren, welche teils mit ergötzlicher Schalkhaftigkeit, teils mit derbem Witz die Gebrechen der hohen und noch mehr der niederen Stände versinnbildlichen.

Auf dieser Haupttreppe gelangt man abwärts in die zwei Stockwerke umfassenden kolossalen Kellerräume, welche 1200 Faß aufzunehmen vermögen, und aufwärts zu den Eingängen in das Erdgeschoß und die zwei Hauptgeschosse. Die Anlage schmiegt sich geschickt den Unregelmäßigkeiten der Bodengestalt an, und mit feinem Sinne sind die einzelnen Wohnräume so gestaltet, daß sie bald liebliche, bald großartige Blicke in die Landschaft gestatten: auf den Elbstrom, seine Krümmungen und verschiedenartig gestalteten Ufer, nach dem auf steiler Höhe thronenden Dorfe Zscheila und in das liebliche Meißethal. Den Hauptreiz der inneren Architektur bilden die mannigfaltigen Gewölbeformen, mit denen sämtliche Räume überspannt sind, ausgenommen das Dachgeschoß, welches nur teilweise Gewölbe enthält. Diese Gewölbe sind teils gerippt, teils rippenlos, dann aber scharfkantig, und bilden, sich durchkreuzend, ein reiches Netzwerk, oft von zierlichster, beinahe an Spitzenmuster erinnernder Art. „Diese Netzgewölbe und vorzugsweise diejenigen ohne Rippen“, sagt Dr. Richard Steche, „sind bezeichnend für die Architektur der sächsischen Lande im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts. Wir finden sie kaum in einem andern Lande so kunstreich, sorgfältig und phantasievoll durchgeführt wieder; wir begegnen ihnen in den kunstvollen Treppenwölbungen der Keller in der Burg wie in der Sakristei und den Kreuzgängen des Doms, in den Räumen des bischöflichen Palastes wie in den letzterem sich anschließenden Gebäuden; wir finden sie in dem fürstlichen Schlosse zu Grimma und am köstlichsten in dem bischöflichen, jetzt vom königlichen Gerichtsamte eingenommenen Schlosse zu Wurzen wie in dem Rathause des ehemals sächsischen Jüterbogk.“ — Alle diese sächsischen Bauten zeigen auch sonst in vielen Stücken, namentlich in ihrem Äußeren, eine ganz auffällige Übereinstimmung.


Denkmal Albrechts des Beherzten.

Im ersten Hauptgeschoß gelangt man von der Haupttreppe aus zunächst in den großen, 28 m langen und 15 m breiten Kirchsaal, dessen Gewölbe mit gewaltiger Spannung fast bis zum Fußboden reichen und von drei kurzen, gewundenen Pfeilern getragen werden. Diese Halle, die ursprünglich als der große Saal bezeichnet wurde, hat ihren Namen wahrscheinlich von dem offenen

Gange, der von hier unmittelbar nach dem Dome führte. An sie schließt sich nach außen die Johanniskapelle, sonst Georgs- und später Albrechtskapelle genannt, und links tritt man in den sonst als „große Hofstube“, später als „großer Tafelsaal“ und jetzt als „großer Bankettsaal“ bezeichneten Raum, den größten, ebenfalls durch drei Mittelpfeiler gestützten Raum der Burg. Zwischen ihm und dem Kirchsaal ist unter der Decke der sogenannte Trompeterstuhl angebracht, der nach beiden Seiten sich öffnet, und von dem bei festlichen Gelegenheiten Trompetengeschmetter durch die weiten Räume schallte.

Unter den Räumlichkeiten des zweiten Hauptgeschosses, das die eigentlichen Wohnzimmer der Fürsten enthielt, sind besonders der Wappensaal, die Appellationsstube und die Samtmacherstube hervorzuheben. Im Wappensaale halten vier als Säulen verwendete weibliche Figuren die Wappen von Thüringen, Meißen, Sachsen und Landsberg. Die Appellationsstube war wahrscheinlich seit dem Erlaß der Konstitution des Kurfürsten August für die Appellationsinstanz eingerichtet. Dagegen erinnert die Samtmacherstube wieder an einen volkswirtschaftlichen Versuch desselben Fürsten. Um den Anfang der siebziger Jahre des 16. Jahrhunderts wollte er neben der Damastweberei auch die Samtweberei einführen und überließ daher dieses Zimmer Samtwebern; es haben also darin nicht, wie wohl erzählt wird, die Damen des Hofes unter der Leitung der Fürstin der Samtweberei obgelegen. Kurfürst August gab übrigens diesen Industriezweig wieder auf, als er sah, daß derselbe nicht gedeihen wollte.

Die Albrechtsburg ist wenig für ihre ursprünglichen Zwecke benutzt worden. Selbst ihre Erbauer, die beiden fürstlichen Brüder, haben nur kurze Zeit hier gewohnt; denn Kurfürst Ernst verlor kurze Zeit danach, als sie bewohnbar geworden war, durch die Länderteilung vom Jahre 1485 seinen Anteil daran und starb schon im nächsten Jahre, und Albrecht der Beherzte, „der deutsche Hektor“ und „die rechte Hand des Kaisers“, mußte von 1487 an bis zu seinem Tode fast ununterbrochen als „des Kaisers gewaltiger Marschall und Bannermeister“ in fernen Ländern für das Reich kämpfen. Dagegen hat die Herzogin Zedena (Sidonia), die Gemahlin Albrechts, noch viele Jahre im Schlosse gewohnt. Dann aber ist es nur vorübergehend als Residenz benutzt worden; denn unterdes hatte Dresden die Würde einer Residenz und Hauptstadt des Landes erlangt. Von nun an hielten sich die Fürsten nur gelegentlich auf der Albrechtsburg auf, wenn sie Geschäfte in Meißen zu erledigen hatten oder sich für eine kurze Zeit in die Einsamkeit zurückziehen wollten; bei Gelegenheit der Beisetzung von Leichen fürstlicher Personen fanden im Schlosse Trauermahle statt, und sonst wird uns von geistlichen Visitationen, theologischen und juristischen Konventen und von Kreisausschußsitzungen erzählt, die hier abgehalten worden sind, von gefangenen Personen, von Belagerungen, Verteidigungen und Kapitulationen.

Im Jahre 1645 nahm der schwedische Feldherr Königsmark die Burg ein, und seine Soldaten ruinierten vieles darin; auch Jungen und Handwerksburschen richteten viel Schaden an dem Bauwerk an, weil sie aus Gewinnsucht Eisen und Blei aus dem Sandstein brachen. Daher ließ Johann Georg II. 1671—74 größere Reparaturen ausführen. Noch mehr litt der schöne Bau seit dem Jahre 1710, in welchem unter Böttgers Leitung die Porzellanfabrik im Schlosse

angelegt wurde, wo sie 154 Jahre blieb. Unter den Kunstfreunden erregte es Bedauern, daß der schöne Bau durch die Fabrik zu Grunde gerichtet zu werden drohte, und besonders der Altertumsverein zu Dresden wies darauf hin. Die Regierung kam diesen Wünschen entgegen, und nachdem im Jahre 1864 die Porzellanfabrik in ein neues Fabrikgebäude im Triebischthale verlegt worden war, wurde die Wiederherstellung eifrig in Angriff genommen. Der Oberlandbaumeister Hänel beseitigte die zahlreich eingezogenen Holzböden und Wände, stellte die Fußböden und Decken wieder her und löste auch die noch viel schwierigere Aufgabe, die Tonnengewölbe, welche nach einem Brande im Jahre 1773 im großen Bankettsaale angebracht worden waren, zu entfernen und durch reiche Rippenwölbungen nach dem Muster der alten zu ersetzen. Die Fenster wurden erneuert, ebenso fast sämtliche Thüren.

Nachdem auf diese Weise das Schloß vollständig wiederhergestellt worden war, galt es, das Innere desselben auszuschmücken. Das geschah nach einem von Dr. Wilhelm Roßmann entworfenen Plane, und die weiten Räume erfreuen jetzt den Besucher durch die Farbenpracht ihrer Wände und Decken. Historische Gemälde, Landschaften und Architekturbilder sowie plastische und gemalte Einzelfiguren stellen die Geschichte der Burg und die Geschichte des fürstlichen Hauses dar, letztere soweit sie mit ersterer verknüpft ist; alten Chroniken entnommene Inschriften, Sinnsprüche und bedeutsame Lieder erläutern und ergänzen die in Wachsfarben ausgeführten Gemälde, an denen eine ganze Reihe Dresdner Künstler gearbeitet hat, wie Anton Dietrich, Erwin Öhme, A. Diethe, H. Hofmann, E. Preller, J. Scholtz, P. Kießling, James Marshall, Th. Choulant, L. Gey, A. Spieß und andre.

Die Gründung der Burg, ihre Verteidigung gegen die slawischen Angriffe, der Prinzenraub und die Befreiung der beiden Prinzen, das Leben Albrechts des Beherzten als Jüngling und Fürst, die Erfindung des Porzellans und andre Momente der sächsischen Geschichte treten in lebendigen Szenen vor unser Auge oder werden durch die Einzelfiguren sächsischer Fürsten und Fürstinnen uns ins Gedächtnis zurückgerufen. Durch die Restauration der Albrechtsburg haben die sächsischen Lande einen neuen, kostbaren Schmuck erhalten. —

An die Albrechtsburg schließt sich der Dom. In seiner frühesten Gestalt wurde er von Heinrich I. begonnen und von Otto I. vollendet. An die Stelle dieses ältesten Baues trat vom 13. Jahrhunderte an ein neuer im gotischen Stil. Das einfach edle Hohe Chor wurde 1274 unter Bischof Witigo I. begonnen, Witigo II. (1312—1342) führte das dreischiffige Langhaus auf, und unter Bischof Thimo (1399—1411) wurden die beiden westlichen Haupttürme vollendet. Letztere wurden aber schon 1413 durch einen Sturm herabgeworfen, und die an ihre Stelle getretenen zerstörte 1547 ein zündender Blitzstrahl. Das Turmgebäude wurde 1698 überbaut, und so entstand der sogenannte breite Turm. Von allen Türmen ist daher nur noch der älteste vorhanden, den eine gegen 20 m hohe Pyramide von durchbrochener Arbeit, die in zwei Stockwerken aufsteigt, krönt, und der wegen seiner Gestalt überall in der Umgegend als der „höckrige Turm“ bezeichnet wird.

Der Meißner Dom ist gleich der ehemaligen Klosterkirche zu Altzella, dem Freiberger Dome und der katholischen Hofkirche zu Dresden ein Begräbnisplatz des sächsischen Fürstenhauses. Der erste, welcher sich hier begraben

ließ, war Friedrich der Streitbare, der erste Kurfürst von Sachsen aus dem Wettiner Stamme (gest. 1428), und diesem folgten Friedrich der Sanftmütige und seine Söhne Ernst und Albert (Albrecht der Beherzte) und zuletzt Herzog Georg der Bärtige (gest. 1539). Neben und zwischen diesen Fürsten ruhen Gemahlinnen und Kinder derselben. Die meisten dieser Gräber befinden sich in der durch ein eisernes Gitter von der übrigen Kirche abgesonderten fürstlichen Begräbniskapelle. Unter den Grabmälern ist das Friedrichs des Streitbaren das schönste; es ist aus Messing gegossen und stellt den Kurfürsten in lebensgroßer Figur liegend dar, angethan mit dem kurfürstlichen Ornate und umgeben von Wappen und allegorischen Figuren. Die übrigen Gräber sind meist mit einfachen Messingplatten bedeckt, welche eingeritzte Zeichnungen enthalten. Georg der Bärtige und seine Gemahlin Barbara sind in einer besonderen Kapelle begraben, in welcher sich auch ein Bild von Lukas Cranach dem Jüngeren befindet, das die Kreuzabnahme Christi zum Gegenstande hat und auf den Seitenflügeln das Fürstenpaar in knieender Stellung zeigt.

Auch das Schiff enthält viele Gräber, die ebenfalls meist mit Messingplatten versehen sind. Viele bergen die Überreste von Meißner Bischöfen, darunter die Johanns IV., der sich nebst Otto von Münsterberg zur Zeit des Johann Huß an die Spitze der unzufriedenen Prager Studenten stellte und mit ihnen 1409 nach Leipzig zog. Das Meißner Domkapitel wählte ihn 1427 zu seinem Bischof, als welcher er 1451 starb.

Ihre Residenz hatten die Bischöfe im Bischofspalaste, der südöstlich vom Dome steht und jetzt der Sitz von Gerichtsbehörden ist. Das Bistum wurde 1581 zum Besten der Universität und der Fürstenschule eingezogen. Nur ein kleiner Teil desselben besteht noch unter dem Namen eines Hochstifts, welches sich in das Hauptstift Meißen und in das niedere oder Kollegiatstift zu Wurzen teilt und in der ersten Kammer des Landtags vertreten ist. Es besteht aus acht Mitgliedern, die lutherisch sind und vom Könige auf Vorschlag des Domkapitels ernannt werden.

Das Meißner Porzellan und seine Geschichte. Einen so guten Klang auch Meißens Name durch seinen Dom, seine Burg und seinen Wein seit alten Zeiten in den sächsischen Ländern hat, so wird dieser doch noch weit übertroffen durch den Ruhm, den es durch sein Porzellan in aller Welt genießt. So kraus und seltsam, wie uns in der Porzellan- und Gefäßsammlung zu Dresden die Figuren aus der Blütezeit der Meißner Porzellanfabrikation entgegenblicken, so wunderbar erscheint auch die Geschichte der Erfindung dieses so hoch geschätzten Stoffes, und noch viel wunderbarer ist die Geschichte des Erfinders, dessen ganzes Leben eigentlich ein ununterbrochenes Abenteuer war.

Johann Friedrich Böttger, oft auch Böttiger geschrieben, heißt der Erfinder des Porzellans. Er stammte aus der Stadt Schleiz im reußischen Vogtlande, wo sein Vater Münzkassierer war. Über die Zeit seiner Geburt lauten die Angaben verschieden; sie schwanken zwischen 1681, 1682, 1685 und 1686. Während sein Biograph, der ehemalige Dresdner Archivar Karl August Engelhardt, den 5. Februar 1685 als Böttgers wirklichen Geburtstag angibt, nennt die Gedenktafel, die ihm zu Ehren am 4. Februar 1882 am Rathause seiner Vaterstadt angebracht worden ist, den 4. Februar 1682 als

solchen. Bis an sein Lebensende legte Böttger ein großes Gewicht darauf, daß er ein Sonntagskind war; erschien er doch dadurch nach dem Glauben jener Zeit fähig und bestimmt, Geistiges zu sehen und Geheimes zu finden oder zu verstehen. Seine Erziehung genoß er größtenteils in Magdeburg, wohin sein Vater während der ersten Lebensjahre des Sohnes als Münzwardein kam, wo er aber schon nach einigen Jahren starb. Von ihm erbte der Sohn die Neigung zur Chemie, deshalb gab ihn sein Stiefvater — die Mutter hatte sich schon bald wieder verheiratet, und zwar mit dem Stadtmajor Tiemann — im Jahre 1696 zu dem Apotheker Friedrich Zorn in Berlin in die Lehre.



Johann Friedrich Böttger.

Hier war er ganz in seinem Elemente und arbeitete nicht nur eifrig im Laboratorium seines Lehrherrn, sondern auch in einem fremden. Bald aber kam er in Berührung mit alchimistischen Kreisen. Der Glaube an die Möglichkeit des Goldmachens beherrschte damals viele Geister; selbst gelehrte, hochgestellte und sogar fürstliche Personen hingen ihm an und suchten wohl auch selbst nach dem „Stein der Weisen“, d. h. nach einer Substanz, die, auf schmelzendes Metall geworfen, dasselbe in Gold verwandle. Ungeheure Summen wurden der Erreichung dieses Phantoms geopfert, und das ist sehr erklärlich; denn mußte es nicht scheinen, als sei mit einem Schlage die Quelle ungeheurer Reichtümer eröffnet, wenn es gelänge, das allbegehrte Gold in beliebigen Mengen herbeizuschaffen? Aber es war der Goldgier gegenüber mehr als je dem Betruge Thür und Thor geöffnet, und es zeigt uns die Geschichte der Alchimie ein

seltsames Gemisch von wissenschaftlichem Streben, Charlatanismus, Betrügerei, Leichtgläubigkeit und Aberglauben.

Sobald dem jungen Böttger, dessen stilles Wesen und Hang zur Einsamkeit ihn von allem Anfange an dem Spotte seiner Umgebung preisgegeben hatte, ein Blick in diese Welt verstattet worden war, vermochte er dem Zauber derselben nicht zu widerstehen. Jede freie Stunde, die er erhaschen konnte, verbrachte er mit dem Studium der alchimistischen Schriften, deren geheimnisvolle Sprache ihm bald geläufig wurde, oder mit chemischen Versuchen; halbe Nächte schloß er sich oft ins Laboratorium ein, und der Vorrat seines Lehrherrn an Chemikalien mag bei den vielen Experimenten des mittellosen Burschen nicht am besten weggekommen sein. Er lebte und webte so ganz in alchimistischen Ideen, daß er meist wie ein Träumender sich benahm und oft nicht wußte, wo er war, was er that oder sprach; man mußte fortwährend ein wachsames Auge auf ihn haben, damit er nicht etwa den Kunden Arzneien gäbe, die das Leben gefährdeten, statt es zu retten. Es fehlte nicht an strengen Verweisen, die freilich wenig nützten, sondern zuletzt dem jungen Menschen, der sich zu Höherem bestimmt hielt, den Aufenthalt im Zornschen Hause verleideten. Er entlief deswegen aus der Lehre zu einem Manne, der demselben abenteuerlichen Treiben nachging, kam aber, von der Not dazu gezwungen, nach einem halben Jahre wieder zu seinem Prinzipal zurück.

Er hatte zwar dem letzteren versprechen müssen, „sich hinfüro alles Sudelns und Laborierens zu enthalten"; aber das war ihm schon so sehr zur zweiten Natur geworden, daß er bald wieder in dem alten Fahrwasser war. Er verkehrte viel mit dem angeblichen griechischen Mönche Laskaris, der ganz Europa durchreiste und sich damals in Berlin aufhielt. Hier kannte alle Welt den Mann mit dem eisgrauen Kopfe, dem blauen polnischen Rocke, der Scharlachbinde, die er um den Leib trug, der ungarischen Mütze und dem langen Stabe. Er gab vor, Almosen für die in türkischer Sklaverei schmachtenden Christen zu sammeln, im stillen aber spielte er sich als Adept auf, der nur Gelegenheit suche, den Stein der Weisen einst einem sichern Manne hinterlassen zu können. Auch bei andern Personen, die sich um das alchimistische Treiben kümmerten, wußte sich Böttger, so jung er war, Vertrauen zu erwerben, und man setzte große Hoffnungen auf ihn. Sein Ansehen stieg, als er kurz nach seiner Lossprechung, zu der sich auf Drängen der Mutter sein Lehrherr lange vor der Zeit bewegen ließ, letzterem und zwei bei demselben zum Besuch anwesenden Geistlichen eine Probe seiner Kunst gab. Der eine von den Geistlichen, ein Konsistorialrat aus Magdeburg, warf selbst die 18 Zweigroschenstücke, die geopfert werden sollten, in den Schmelztiegel. Als sie flüssig waren, zog Böttger ein rotes, durchsichtiges Glas aus der Tasche, nahm etwas von dem darin enthaltenen Pulver, nicht mehr als zwei Senfkörner, und bat den andern Geistlichen, einen Pastor aus Malchow, es in Papier zu wickeln, in den Tiegel zu werfen und diesen dann zuzudecken. Als man ihn öffnete und die Masse herausgoß, war sie das feinste Gold. Wie der junge Adept das Gold, als welches die Masse auch von dem Goldarbeiter erkannt wurde, in den Tiegel praktiziert hatte, bleibt ein Rätsel.

Bald war Böttger das Stadtgespräch von Berlin, und auch am Hofe bekümmerte man sich lebhaft um sein Thun und Treiben; endlich begehrte der König Friedrich I. selbst, ihn zu sehen. Durch diese Nachricht wurde Böttger

aufs höchste erschreckt; denn welche Strafen erwarteten ihn, wenn er vor ihm als Betrüger entlarvt wurde! In der Angst flüchtete er sich in die Vorstadt zu seinem Freunde, dem Würzkrämer Röber. Drei Tage und drei Nächte verbarg er sich hier; als er aber hörte, daß auf seine gefängliche Einlieferung ein Preis von 1000 Thalern gesetzt sei, brannte ihm der Boden Preußens unter den Füßen, und mit Hilfe von Verwandten Röbers flüchtete er sich Ende Oktober des Jahres 1701 in das nahe Sachsen nach Wittenberg. Der König war außer sich, als man ihm mitteilte, daß Böttger entkommen sei, und sein Zorn steigerte sich, als alle Versuche, von den sächsischen Behörden in Wittenberg die Auslieferung des Flüchtlings zu erlangen, vergebens blieben. „Esel“ nannte er die Beamten, die einen so „brauchbaren Kerl“ aus Berlin hätten entwischen lassen, und seine Umgebung hatte Not ihn zurückzuhalten, daß er nicht gleich einige Regimenter Infanterie und Kavallerie nach Wittenberg sandte.

Die sächsischen Behörden in Wittenberg und Dresden waren in der größten Verlegenheit, wie sie sich in dem fatalen Falle verhalten sollten. In den Verhören, die man mit Böttger anstellte, ließ dieser wohlweislich Andeutungen über seine Kunst fallen; und daß seine Angaben nicht ohne allen Grund seien, mußte den Behörden auch aus den eifrigen Anstrengungen einleuchten, die man von preußischer Seite machte, den Gefangenen wieder in die Hände zu bekommen; ein Goldmacher aber mußte ihrem Herrn, dem ewig geldbedürftigen König August dem Starken, eine höchst willkommene Persönlichkeit sein, und sie hätten sich auch sicher dessen volle Ungnade zugezogen, wenn sie diesen kostbaren Vogel aus dem Garne gelassen hätten.

Unglücklicherweise hielt sich August der Starke zu dieser Zeit gerade in Polen auf, und es war längere Zeit erforderlich, seine Befehle einzuholen. — Unterdes wurde der Gefangene in Wittenberg auf das sorgfältigste bewacht und sein Gepäck, in welchem man das geheimnisvolle Mittel zur Verwandlung der Metalle in Gold vermutete, am sichersten Orte aufbewahrt. Es war aber auch alle Vorsicht nötig; denn es erschienen nicht bloß offizielle Personen aus Berlin, sondern auch verschiedene seltsame Gestalten tauchten in Wittenberg auf und suchten sich dem Gefangenen zu nähern oder die Behörden für sich zu gewinnen; alle diplomatischen Künste und Kniffe wurden angewandt, um zum Ziele zu gelangen. — Am 5. November trafen die Berichte von den Wittenberger Vorgängen bei August dem Starken in Warschau ein. Wie elektrisierte ihn diese Nachricht! Wie gut konnte er diesen Goldmacher brauchen! Die Erlangung der polnischen Königskrone hatte kolossale Summen gekostet, der Nordische Krieg, in dem es sie zu behaupten galt, erforderte nicht weniger; daher ging er nach der Rückkehr von Polen gleich nach Pillnitz, um sich dem Andrängen der in Dresden auf Zahlung harrenden Gläubiger zu entziehen. Das Bedenken, es könnte durch den Handel das gute Verhältnis zum Berliner Hofe gestört werden, trat zurück, gegenüber der verlockenden Aussicht, einen Retter in der Not gefunden zu haben. Sofort ließ der König den Befehl ergehen, Böttger von Wittenberg nach Dresden zu transportieren, wo er zwar nicht „in Arrest zu behalten“, aber doch in einem „wohlverwahrten Hause“ mit „sattsamer Freiheit“ in Sicherheit zu bringen sei.

Unter Anwendung aller nur erdenklichen Vorsichtsmaßregeln wurde der Befehl des Königs ausgeführt. In Wittenberg wurden die Zimmer, in denen Böttger zurückgehalten worden war, noch zwei Tage nach der Abreise genau

ebenso bewacht, als sei der Gefangene noch darin; und da man fürchtete, preußisches Militär möchte sich in der Gegend versteckt halten, so wurden einige Offiziere und Soldaten beordert, ihn zu begleiten, ohne daß sie erfuhren, wessen Beschützer sie seien; auch wurde nicht der gewöhnliche Weg nach Dresden eingeschlagen, sondern ein Umweg gemacht. Zunächst wurde Böttger nach Moritzburg zum Fürsten von Fürstenberg, der in Abwesenheit des Königs als Statthalter das Land verwaltete, und am nächsten Tage, dem 29. November, nach Dresden gebracht. Es wurde ihm zum Aufenthalte der Teil des Schlosses angewiesen, welcher das Goldhaus hieß, wahrscheinlich nach dem Laboratorium, das zur Zeit des Kurfürsten August darin eingerichtet war, und in welchem dieser mit verschiedenen Alchimisten nach dem Stein der Weisen gesucht hatte. Der Goldmacher wurde hier zwar gut behandelt und vornehm verpflegt, im übrigen aber unter die strengste Aufsicht gestellt, so daß zum vollständigen Gefängnisse nur Wachen und Riegel fehlten. Der Kabinettssekretär Nehmitz und der berühmte Metallurg Pabst von Ohain aus Freiberg mußten immer um ihn sein, angeblich um ihm die Zeit zu vertreiben, in Wirklichkeit um ihn zu bewachen und auszuhorchen. Sie durften niemand, weder mündlich noch schriftlich mit ihrem Schutzbefohlenen zu verkehren gestatten und sollten in allen denselben betreffenden Angelegenheiten Verschwiegenheit bis ins Grab beobachten.

Dem jungen lebenslustigen Menschen mißfiel diese Behandlung aufs äußerste; er kannte sich zuweilen kaum vor Wut, drohte mit Selbstmord und stellte sich närrisch, so daß ihn der Statthalter, der ihn in der letzten Zeit sogar in seinem eignen Hause untergebracht hatte, auf den Königstein schickte. Aber hier trieb er es noch ärger, und so führte man ihn wieder nach Dresden ins Schloß. Jetzt lernte ihn der berühmte Naturforscher Graf Walter von Tschirnhausen kennen, der in Sachsen die ersten drei Glasfabriken und auch eine Mühle zum Schleifen von Brennspiegeln eingerichtet hatte und sich für den jungen Mann bald lebhaft interessierte. Man suchte ihn nun vor allen Dingen bei guter Laune zu erhalten, um ihm sein Geheimnis zu entlocken oder ihm Lust zur Arbeit zu machen, die nicht häufig bei ihm vorhanden war. Er durfte sich Gäste einladen, so viel er wollte, und dabei ging es hoch her. Trotz alledem wurde seine Persönlichkeit mit dem größten Geheimnis umgeben; denn immer noch erschienen in Dresden preußische Spione, um Böttger womöglich wieder zu erlangen, und außerdem wollte der König, wenn das Werk gelingen würde, seine Goldquelle auch nicht offenbar werden lassen. Daher wagte es der König niemals, in Briefen an oder über Böttger dessen Namen zu nennen, sondern er bezeichnete diesen nur als „Monsieur Schrader“ oder einfach „die Person“ oder „der Bewußte“ oder „l'homme de Wittenberg“, und ähnlich verhielt sich der Fürst von Fürstenberg.

Trotz aller Wachsamkeit seiner Umgebung gelang es Böttger doch im Juni des Jahres 1703 nach Österreich zu entfliehen. Allerdings half ihm das nicht viel; denn er wurde bald eingeholt und wieder nach Dresden gebracht und nur noch strenger bewacht. Natürlich wurde dadurch seine Laune immer übler, und oft äußerte er, daß er seine ganze Arbeit in tausend Stücke schlagen wolle und sein Leben für ihn nicht den geringsten Reiz mehr habe. Der König aber vertraute immer noch fest auf Böttgers Kunst und wandte daher große Summen an ihn, die vom Dezember 1701 bis zum April 1704 nicht weniger als 40000 Thaler betrugen. Dieser überreichte endlich am 7. September 1705

in Abwesenheit des Königs die so oft verheißene Anweisung zum Goldmachen in einem zwanzig Folioseiten langen, von mystischem Unsinn strotzenden Aufsatze und machte in Gegenwart des Hofstaats auch einen Versuch, der wirklich gelang. Obgleich in dem an August den Starken abgesandten Berichte der Verdacht des Betrugs ausgesprochen wurde, fürchtete dieser doch jetzt fast weniger Böttgers Unvermögen als dessen bösen Willen.

Zu größerer Sicherheit wurde Böttger 1705 im September nach Meißen auf die Albrechtsburg gebracht, die sich durch ihre feste Lage und tüchtige Gewölbe zum Laborieren vorzüglich eignete. Um ihm dabei zu helfen, wurden ihm fünf Berg- und Hüttenleute und ein Maurer aus Freiberg geschickt, die erst unterwegs erfahren hatten, wohin sie geführt werden sollten. In Meißen wurde er ebenso streng bewacht wie in Dresden, und ein Leutnant von der Garde war sein täglicher Gesellschafter. Ganz ebenso wurde er auf dem Königstein in der Georgenburg behandelt, wohin er am 5. September 1706 gebracht wurde, als Karl XII., der schwedische König, in Sachsen einzufallen drohte; zum Ziele, das der König so sehnlich wünschte, gelangte er aber hier ebensowenig als in Meißen.

Anders wurde es, nachdem Böttger am 22. September 1707 wieder nach Dresden gebracht worden war, wo ihm der König auf der Venusbastei nach Tschirnhausens Plan und unter dessen Aufsicht schon vorher ein Laboratorium hatte erbauen lassen. Nun ging es wieder an eifriges Arbeiten; denn der König ließ es an dem dazu nötigen Gelde nicht fehlen. Da letzterer sich nunmehr beständig in Dresden aufhielt, hatte Böttger sein Drängen zu befürchten und war daher in nicht geringer Angst. Diese steigerte sich, als der König ihn Anfang Oktober im Laboratorium besuchte, ihn im gebietenden Tone an die endliche Erfüllung seiner Verheißungen mahnte und mit den Worten schied: „Thu mir zu Recht, Böttger, sonst — —“ „Laß ich dich hängen“, schien der kurzen Rede langer Sinn zu sein, den Böttger, in des Königs Zornblick lesend, so gut faßte, daß er mehrere Nächte nach diesem Besuche kein Auge zuthun konnte. Er schien verloren; da rettete ihn die Erfindung des Porzellans.

Das Porzellan war damals außerordentlich beliebt, und große Summen strömten dafür aus Europa über Holland nach Japan und China, nicht zum wenigsten aus Sachsen. Das war Tschirnhausen ein Greuel. Das Geld, was für die Smalte oder blaue Farbe, welche durch holländische Kaufleute nach jenen Ländern befördert wurde, nach Sachsen kam, erschien ihm als ein zu geringer Ersatz dafür. Er suchte daher schon zu Anfang des Jahres 1699 das Porzellan nachzumachen; es gelang ihm aber nur, eine milchartige Masse herzustellen, der fast alle Eigenschaften des echten Porzellans, namentlich dessen Härte und Feuerbeständigkeit fehlten, und er hörte mit seinen Versuchen wieder auf. Als aber Böttger ihm seine Angst wegen der erwähnten Äußerung des Königs klagte, scheint er die Idee der Porzellanerfindung wieder aufgenommen und jenem empfohlen zu haben, damit derselbe möglicherweise den Zorn des Königs dadurch besänftige; wenigstens brachte er Böttger auf den Gedanken, das Delfter Geschirr nachzumachen. Im Oktober oder November 1707 lieferte Böttger denn auch das erste Porzellan; ob ihm aber die Herstellung desselben bei jenen Versuchen gelungen ist, oder bei Zusammensetzung verschiedener Erdarten, durch die er bessere Schmelztiegel für seine alchimistischen Arbeiten zu erlangen suchte, ist ungewiß. Der König war hocherfreut über die Erfindung und vergaß allen

Groll gegen seinen Goldmacher; jedoch befahl er, die Sache ganz geheim zu halten und die dazu erforderlichen Arbeiter bei Leibes- und Lebensstrafe zur Verschwiegenheit verpflichten zu lassen.

Jetzt begann ein rüstiges Arbeiten auf der Venusbastei. Böttger ließ größere Öfen bauen und vermehrte auch die Zahl der Arbeiter. In dem größten Ofen brannte das erste Glühfeuer fünf Tage und fünf Nächte, während welcher Zeit er gar nicht vom Platze kam und nur dann und wann in der Kohlenkammer ein Stündchen schlief oder sich abkühlte. Der erste Brand geriet auch ganz nach Wunsch, und beim zweitenmal fand sich der König selbst mit dem Statthalter ein. Um so mehr ärgerte es ihn, daß eine Kommission, die seine Erfindung begutachten sollte, nicht einmal an den König Bericht erstattete. Dazu brachte ihn die wiederholte Forderung Augusts, nun endlich das versprochene Gold zu liefern, immer aufs neue in Angst, und er wäre gern entflohen, wenn er nicht gar so aufmerksam bewacht worden wäre. Der König verhieß ihm in ernstem Tone nur dann Freiheit, wenn er vom 1. Dez. 1709 an monatlich 50000 Dukaten liefere und damit fortfahre, bis 60 Millionen gezahlt seien. Zunächst suchte der Adept durch Dreistigkeit Zeit zu gewinnen; er antwortete, daß er jährlich nur 200000 Dukaten in zwei Terminen schaffen könnte und außerdem in zwei Jahren höchstens noch 10 Millionen. Die Zeit der ersten Zahlung rückte heran, aber Böttger hatte natürlich kein Gold. Immer wieder suchte er Aufschub zu erlangen, endlich aber blieb ihm nichts weiter übrig, als am zweiten Weihnachtsfeiertage 1709 in einem de- und wehmütigen Briefe dem Könige offen zu gestehen, daß er kein Gold machen könne, und zugleich leistete er Verzicht auf Freiheit und Leben. Des Königs Antwort ist nicht bekannt. Er befand sich in Polen, um die verlorne Krone wieder zu erlangen, und die politischen Verhältnisse waren jedenfalls ein Wetterableiter für seinen Zorn über Böttger, für den auch Fürstenberg u. a. mit ihrer Fürsprache eintraten.

Als Böttger von dem Alpdruck des Goldmachens befreit war, arbeitete er um so fleißiger an der Vervollkommnung des Porzellans. Aber das Haus auf der Venusbastei war weder geräumig noch feuerfest genug, und so mußte man sich nach einem passenderen Platze umsehen. Die Wahl fiel auf die Albrechtsburg in Meißen, deren abgeschlossene Lage die Bewahrung des Geheimnisses, mit dem die Fabrikation umgeben wurde, zu erleichtern schien; ferner konnten auf der Elbe Holz und Materialien bequem herbeigeführt werden, während die Poststraße nach Leipzig dem Absatz der Ware förderlich sein mußte. Durch ein Patent vom 23. Januar 1710, das ins Lateinische, Französische und Holländische übersetzt und in den berühmtesten ausländischen Zeitungen abgedruckt ward, pries der König die Gründung einer Porzellanfabrik in Sachsen öffentlich an, und am 6. Juni 1710 wurde die Albrechtsburg in Meißen ihrer neuen Bestimmung übergeben.

Das erste Porzellan, welches Böttger erfand, war dunkelbraun und schwarz; bald aber lieferte er auch rotbraunes Geschirr, wozu er besonders einen roten Thon von Ockrilla, nordöstlich von Meißen, benutzte. Es wurde fast dem Golde gleich geschätzt und anfangs nur bei Hofe und in den besten Häusern gefunden; Wucherer borgten darauf wie auf Silber. Die ersten braunen Tassen nannte man scherzweise Kapuzinerchen, und wie sich Damen jetzt zu einer Tasse Kaffee bitten, so luden sie sich damals zu einem Kapuzinerchen Kaffee ein. Dagegen

wollte die Anfertigung von weißem Porzellan, an welchem dem Könige besonders viel gelegen war, dem Erfinder lange nicht nach Wunsch gelingen, bis er endlich in der sogenannten Schnorrschen weißen Erde das geeignete Material dazu erkannte, was nicht vor der Mitte des Jahres 1710 geschehen sein kann.

Diese weiße Erde wurde damals in Sachsen allgemein als Puder für die mächtigen Allongeperücken benutzt, in die man das Haupt einhüllte. Veit Hans Schnorr, ein sehr wohlhabender Hammerherr des Erzgebirges, hatte einst bei einem Ritte von Carlsfeld nach Schwarzenberg bemerkt, daß sein Pferd mit einem Hinterfuße tief in eine lockere weiße Erde getreten war. Bei genauerer Untersuchung hatte er gefunden, daß sie ganz geeignet sei, statt des Weizenmehles als Puder zu dienen, und bald hatte er sie in großen Mengen in den Handel gebracht. Auch Böttger ließ seine Perücken damit pudern. Eines Tages fiel es ihm auf, daß der weiße Staub ungewöhnlich schwer sei; er fragte seinen Kammerdiener, woher er den Puder beziehe, und als er hörte, daß er von einer Erdart stamme, machte er sogleich Versuche damit und gewann daraus zu seiner großen Freude brauchbares weißes Porzellan. Sofort wurde zur Gewinnung der Erde die St. Andreas-Fundgrube bei Aue angelegt, die lange Zeit hindurch für die Meißner Porzellanfabrik das Material geliefert hat. Jetzt ist dieselbe erschöpft, und einen Ersatz für ihr Produkt hat man in der Porzellanerde gefunden, die bei dem nordwestlich von Meißen gelegenen Dorfe Seilitz und auf den Fluren des Klostergutes Sornzig bei dem Städtchen Mügeln lagert.

Böttger wurde der Administrator der neugegründeten Fabrik zu Meißen, deren oberste Leitung dem Bergrate Nehmitz anvertraut war, lebte jedoch trotzdem in Dresden, wo er, wenn es ihm sein Gesundheitszustand erlaubte, weitere Versuche mit seiner Erfindung machte; in Meißen aber hielt er meist sich nur zeitweilig auf. Er war jedoch durchaus nicht dazu geeignet, ein großes industrielles Etablissement zu leiten; dazu war er viel zu unstät und ein zu schlechter Wirt, der weder mit dem Gelde ordentlich umzugehen, noch die Leute gebührend zu behandeln wußte und ebensowenig von kaufmännischen Grundsätzen verstand. Solange er lebte, mußte August der Starke für den Betrieb der Fabrik wiederholt große Summen zuschießen. —

Die Lebensweise Böttgers war eine sehr unregelmäßige, und dabei beachtete er Gesundheitsregeln nicht im geringsten. Am meisten schadete er sich durch den übermäßigen Genuß von Spirituosen, besonders von Wein. Es war kein Wunder, daß er sich den Trunk angewöhnte. Er war noch ein Jüngling, als er nach Dresden kam, und hier erhielt er mittags zwei und abends eine Flasche Wein; im Wein suchte er seinen Ärger über seine Gefangenschaft zu ertränken, ebenso seine Angst, wenn sein königlicher Beschützer ihn an die Erfüllung seiner Verheißungen mahnte; zuletzt war er überhaupt nicht im stande zu arbeiten, wenn er nicht vorher der Flasche gehörig zugesprochen hatte. Seine ursprünglich kräftige Gesundheit ging dabei zu Grunde, und er hatte wenig davon, daß er endlich im April 1714 völlig frei ward; er kränkelte von Jahr zu Jahr mehr und starb am 13. März 1719.

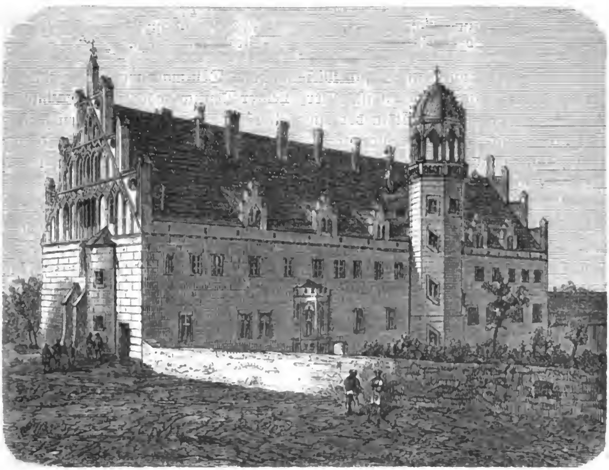
Sein Werk, die Meißner Porzellanfabrik, gelangte nun bald zu hoher Blüte, da deren Erzeugnisse schnell in allen Ländern Europas beliebt wurden. Es sind schlimme Zeiten nicht ausgeblieben, teils durch die Kriegsperioden, teils durch Mißgriffe in der Verwaltung; aber alles das ist überwunden worden, und in

neuerer Zeit haben sich ihre Verhältnisse immer mehr verbessert. Den günstigsten Einfluß übte ihre Verlegung aus den Räumen der Albrechtsburg nach den neuen, 1859—63 im Triebischthale errichteten Fabrikgebäuden aus. Die Nachfrage nach ihren Erzeugnissen wuchs bald so, daß die reichlich bemessenen Räumlichkeiten nicht mehr ausreichten und erweitert werden mußten. Daher liefert die Fabrik, die ehedem häufig Zuschuß beanspruchte, jetzt alljährlich einen ganz bedeutenden Überschuß an die Staatskasse ab. Derselbe betrug im Jahre 1879 285 509 Mark bei einem Erlös aus dem Verkaufe von Porzellanwaren im Betrage von 1 377 169 Mark. Die Fabrik beschäftigte damals 607 Beamte und Arbeiter, deren Zahl Mitte November 1880 schon auf 655 gestiegen war.

Die Lutherstadt Wittenberg. — Torgau. „Ein einziges großes Denkmal" — so möchte man Wittenberg, die Wiege der deutschen Reformation, nennen. Sobald man den Fuß in diese Stadt gesetzt hat, ist der Geist so vollständig umfangen von der großartigen Bedeutung, welche sie für die Entwickelung Europas seit dem 16. Jahrhundert gehabt hat, daß man sich ganz der Gegenwart entrückt fühlt. Wie im Traume wandert man durch die Straßen der Stadt. Man sieht im Geiste die Scharen der Studenten durch sie dahinziehen; in ihren erregten Blicken und Reden wirken noch die Vorträge der beliebten Lehrer nach, die eine Welt voll neuer Anschauungen in ihrem Geiste erweckt haben. Hinter ihnen schließen sich die Thüren der Bürgerhäuser, und in einsamer Klause verfolgen sie, versenkt in das Studium der Schriften weiser und gelehrter Männer, die empfangenen Ideen weiter. Gemessenen Schrittes und in Gedanken verloren begibt sich hier und da ein Professor nach der Universität oder nach seiner Wohnung; er beachtet kaum seine Umgebung, denn ihn erfüllt ganz und gar das, was er der begeisterten Jugend mitteilen will oder mitgeteilt hat, oder er kämpft in Gedanken mit dem Schwerte des Geistes für die große Sache der Kirchenverbesserung. Jeder Stein redet in dieser Stadt zu uns von jener herrlichen Zeit, und die Stätten, an die sich besondere Erinnerungen knüpfen, sind nur die Brennpunkte, in denen sich zeitweilig unser Interesse konzentriert.

Wir sind, vom Bahnhofe kommend, noch nicht in die eigentliche Stadt eingetreten, da verkündigt uns rechts an der Straße die Inschrift auf einem eisernen Täfelchen an dem Gitter, welches die Luthereiche umgibt, daß hier, vor dem Elsterthor, Luther im Kreise seiner Studenten am 10. Dezember 1520 die päpstliche Bannbulle den Flammen übergab. In der Hauptstraße der Stadt, der Kollegienstraße, steht gleich am Anfange links das Augusteum, das Kurfürst August 1564—83 zu Wohnungen für Professoren erbauen ließ, das jetzt aber ein Predigerseminar beherbergt. Im Hofe finden wir Wittenbergs vornehmste Erinnerungsstätte, das Lutherhaus. Es ist ein Teil des ehemaligen Augustinerklosters, in welchem Luther Wohnung nahm, nachdem er 1508 aus seiner Erfurter Zelle als Professor an die junge Universität berufen worden war. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen hat das Gebäude ausbauen und zum Teil ganz im Stile der Zeit Luthers wiederherstellen lassen. Luthers Wohn- und Familienzimmer ist in der ursprünglichen Gestalt erhalten, nur ein Teil der Dielen hat erneuert werden müssen. Das Licht der Sonne fällt zum größten Teile noch durch dieselben kleinen runden Scheiben in den ehrwürdigen

Raum, durch welche es dem Reformator und seiner Käthe, der sorgsamen Hausfrau, leuchtete. Noch stehen die Sitze der beiden am Fenster, der Arbeits- und Familientisch daneben in der einen und der mächtige schwarze Kachelofen mit den nach Luthers eignen Angaben entworfenen Bildnereien in der andern Ecke; die Wände sind bis zu halber Höhe mit Holzgetäfel bekleidet. Die Lutherhalle und eine Reihe von Sälen, die sich ihr anschließen, enthalten seit 1882 das Luthermuseum, in welchem alle Gegenstände der Erinnerung, welche bis dahin an verschiedenen Stellen der Stadt zerstreut vorhanden waren, vereinigt und durch andre aus allen Gegenden Deutschlands vervollständigt worden sind.



Das Lutherhaus in Wittenberg.

Gemälde und andre bildliche Darstellungen, allerlei Geräte, Handschriften, Druckwerke und Denkmünzen, welche sich alle auf Luther selbst, seine Beschützer und Mitarbeiter und auf das ganze Werk der Reformation überhaupt beziehen, sind in einer sehr beträchtlichen Anzahl vorhanden. —

Ganz nahe beim Lutherhause treffen wir die Kaserne, welche die Stelle der ehemaligen Universitätsgebäude einnimmt. Den Anlaß zur Gründung der Wittenberger Hochschule, welcher zu Luthers Zeit die Studenten aus allen Ländern Europas zuströmten, gab die Länderteilung zwischen der ernestinischen und albertinischen Linie. Da letzterer Leipzig zufiel, so gründete Friedrich der Weise 1502 in der Hauptstadt seines Kurfürstentums eine neue Universität, welche durch die tüchtigen Männer, die er als Professoren an sie berief, bald in großen Flor kam. Nachdem diese Gegenden 1815 Preußen einverleibt worden waren, wurde 1817 die Universität mit der zu Halle vereinigt.

Auf dem Markte steht vor dem Rathause auf einem granitnen Postamente und unter einem gotischen Baldachin das Erzstandbild Luthers, von Gottfried Schadow modelliert und am 31. Oktober 1821 errichtet. In der linken Hand hält der Reformator die aufgeschlagene Bibel, die rechte ruht auf dem Ende des alten Testaments und ihr leicht gehobener Zeigefinger deutet auf das erste Blatt des neuen Testaments. Mit seinem tiefen Ernst blickt er uns an, beinahe mit einem Anfluge von Strenge, und der festgeschlossene Mund scheint eben zu einer Verteidigungs- oder Angriffsrede sich öffnen zu wollen; wir erwarten aus seinem Munde das Wort zu hören, das als Inschrift die eine Seite des Postaments ziert:

„Ist's Gottes Werk, Ist's Menschenwerk,
So wird's besteh'n; Wird's untergeh'n."

Westlich davon befindet sich Melanchthons Denkmal von Drake, das im Jahre 1860 errichtet worden ist. Der „Lehrer Deutschlands" hat die Linke auf seine Brust gelegt und hält in der etwas vor- und abwärts gestreckten Rechten eine Rolle, als sei er in einer akademischen Vorlesung begriffen; die dünnen Lippen aufeinander pressend, scheint er eben die Gedanken zu sammeln, um im Vortrage fortzufahren.

Am Marktplatze erhebt sich mit zwei durch einen Brückenbogen verbundenen Türmen die Stadtkirche, in der Luther viel gepredigt hat; nicht weit davon ist das Haus, welches Lukas Cranach dem Älteren gehörte, der auch sieben Jahre lang (1537—44) Bürgermeister der Stadt war, und am Kirchhofplatze wohnte Dr. Johannes Bugenhagen, einer der bedeutendsten Gehilfen an Luthers Reformationswerke.

Die Fortsetzung der Kollegienstraße ist die Schloßstraße, an deren Ende das Schloß und die Schloßkirche stehen. Im Schlosse residierten Friedrich der Weise, Johann der Beständige und Johann Friedrich der Großmütige, die Kurfürsten der Reformationszeit, in der Schloßkirche liegen die ersten beiden begraben. Gravierte Erzplatten decken ihre Gräber auf dem Altarplatze; beiden sind Bronzedenkmäler errichtet, und zwar für Friedrich den Weisen von Peter Vischer und für Johann den Beständigen von Hans Vischer, dem Sohne des ersteren. Vom Vater rührt auch die Krönung Marias her, durch welche ein Grabmal hinter dem Altare geschmückt wird. Im Schiffe der Kirche ruht auf der Südseite Luther, auf der Nordseite Melanchthon; ihre Gräber sind durch Erzplatten mit lateinischen Inschriften bedeckt.

Vor ihnen stand im Jahre 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg und der Kapitulation von Wittenberg Karl V. Einige aus seinem Gefolge rieten ihm, den Ketzer Luther ausgraben und verbrennen zu lassen; doch Karl entgegnete: „Laßt ihn ruhen, er wird seinen Richter schon gefunden haben; ich führe Krieg mit den Lebendigen, aber nicht mit den Toten."

Die Schloßkirche, deren erster Bau aus dem 14. Jahrhundert stammt, wurde 1490—99, das Schloß 1499—1518 erbaut. Bei dem Bombardement durch die Österreicher im Jahre 1760 brannten beide fast ganz ab. Damals verbrannten auch die Holzthüren der Schloßkirche, an welche Luther am 31. Oktober 1517 die 95 Thesen anheftete, mit denen er seinen Kampf gegen das Unwesen in der Kirche begann. Im Jahre 1858 sind diese Thüren durch Metallthüren,

ein Geschenk Friedrich Wilhelms IV., ersetzt worden, auf denen in sechs Feldern der alte Text der Streitsätze eingegraben ist.

Schloß und Schloßkirche litten auch sehr durch die Belagerung im Jahre 1813 und 1814. Beide wurden wieder hergestellt; jetzt dient das Schloß teils als Zeughaus, teils als Magazin.

Wittenberg, auf dem rechten Elbufer liegend, welche kurz vorher durch die Aufnahme der Schwarzen Elster ihre Gewässer verstärkt hat, zählt jetzt 13594 Einwohner und war sonst eine bedeutende Festung. Diese Eigenschaft hat es seit 1813 verloren und die Festungswerke werden daher allmählich abgetragen.



Luthers Gang nach der Schloßkirche in Wittenberg.

Über die Elbe führt eine alte steinerne Brücke und daneben noch eine sehr ansehnliche Eisenbahnbrücke, auf welcher die Berlin=Anhaltische Bahn die Elbe überschreitet. Mit dieser Eisenbahn kreuzt sich in Wittenberg die Linie Falkenberg=Roßlau=Köthen. —

Als die Schwester von Wittenberg ist seiner Bedeutung nach Torgau zu bezeichnen, das in der Nähe der sächsischen Grenze auf dem linken Elbufer liegt, und zwar auf einem Porphyrhügel, dessen höchste, der Elbe zugekehrte Spitze das Schloß Hartenfels einnimmt. Dieselben sächsischen Kurfürsten, die in Wittenberg residierten, nahmen auch oft ihren Aufenthalt in Torgau. Mit dem Baue des jetzigen Schlosses wurde 1480 begonnen und 1490 gelangte er zu einem vorläufigen Abschlusse; Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige nahm aber 1532 den Bau wieder auf, und Meister Konrad Krebs vollendete ihn bis zum Jahre 1545. Dieses Torgauer Schloß ist das großartigste Werk der

Frührenaissance in Deutschland. Köstliche Erker, die mit Ornamenten gleichsam übersponnen sind, zeichnen es besonders aus. Der von einem Altan umschlossene Treppenturm, in dem eine der prachtvollsten Wendeltreppen emporführt, ist ein Kunstwerk ersten Ranges und außerordentlich reich ornamentiert; er führt zu dem obersten Stockwerk und zu der an der Außenseite des Saalbaues sich hinziehenden Galerie. Die Fassade prangte sonst in der reichsten Bemalung, die von Lukas Cranach herrührte.

Leider hat die Pracht des Schlosses durch die Zwecke, denen es in späteren Jahrhunderten dienen mußte, sehr gelitten; denn im 18. Jahrhundert wurde es zu einem Zuchthause eingerichtet; Napoleon verwandelte es 1810 in eine Kaserne, und eine solche ist es heute noch.

Napoleon ließ die Stadt, die bis dahin nur nach der Weise aller mittelalterlichen Städte mit einem bedeutenden Wall und einem Graben umgeben war, in demselben Jahre nach neuerem System befestigen, und diese Befestigungen sind in der neueren Zeit durch Außenforts noch verstärkt worden. Das hat zwar die Entwickelung der Stadt gehindert, aber auch das Innere derselben ziemlich unversehrt erhalten, so daß Torgau mit seinen Giebeln, Erkern, eigentümlichen Fenstern und reizenden Hausthüren bis heute im ganzen den Charakter des 16. Jahrhunderts bewahrt hat.

Auch in der Reformationsgeschichte wird Torgau oft genannt. Als zu befürchten war, daß der katholische Teil der deutschen Fürsten versuchen werde, die protestantischen Länder mit Gewalt zum Katholizismus zurückzuführen, wurde hier zwischen Johann dem Beständigen von Sachsen und Philipp von Hessen der erste Bund protestantischer Fürsten zu gegenseitigem Beistande im Falle eines Angriffes von katholischer Seite geschlossen, welchem bald auch andre protestantische Fürsten und Reichsstände beitraten. Das war am 4. Mai des Jahres 1526. Vier Jahre später versammelten sich in Torgau Luther und seine Freunde, um ihre religiösen Grundsätze und Forderungen aufzustellen, und so entstanden die wichtigen Torgauer Artikel, welche die Grundlage der Augsburgischen Konfession geworden sind.

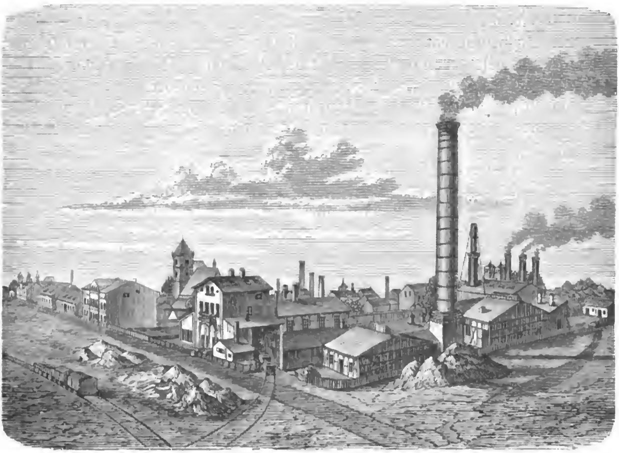
Im Jahre 1576 versammelten sich in der Stadt süd- und norddeutsche Theologen der evangelischen Kirche, in der sich damals die mildere melanchthonische und die streng lutherische Richtung bekämpften und überall in lutherischen Gegenden die Angst vor dem geheimen Eindringen des Calvinismus, dem Kryptocalvinismus, herrschte. Es wurde infolge dieser Besprechungen das Torgauische Buch veröffentlicht, aus dem dann 1577 im Kloster Bergen bei Magdeburg als letztes symbolisches Buch der lutherischen Kirche das Bergische Buch oder die Konkordienformel hervorging. In der Marienkirche befindet sich das Grabmal von Luthers Frau Katharina von Bora, welche 1552 starb.

Torgaus Einwohner, 11091 an der Zahl, betreiben Bierbrauerei, Getreidehandel und Dampfschiffahrt; es gibt Dampfschneidemühlen, Handschuh- und Zündschnurenfabriken.

Das Bier von Torgau ist von jeher berühmt gewesen; im Sprichwort sagte man: „Torgauisch Bier ist der Armen Malvasier.“ Zwei Brücken führen über die Elbe. Die eine ist eine stattliche Steinbrücke, auf der andern überschreitet die Eisenbahn von Halle nach Sorau und Guben die Elbe.

Die Saline von Schönebeck und das Salzlager von Staßfurt. Das norddeutsche Tiefland zeichnet sich hinsichtlich der Produkte besonders durch seinen ungeheuren Reichtum an Salz aus, das zum Teil in Wasser aufgelöst als Sole in den Salzquellen zu Tage tritt, in überwiegender Menge aber als Steinsalz in mächtigen Lagern in den Schoß der Erde eingebettet ist.

Eine solche Salzregion ist das Magdeburg-Halberstädter Becken, durch welches die Bode der Saale zufließt, und in ihm wird dieser unterirdische Schatz an zwei Stellen gehoben: in Schönebeck durch eine Saline und bei Staßfurt durch ein Steinsalzbergwerk.



Kalidüngsalzfabrik bei Staßfurt.

Schönebeck ist eine Stadt von 12333 Einwohnern und liegt am linken Ufer der Elbe, etwas südlich von dem Winkel des Bogens, in welchem die Elbe zwischen Aken und Tangermünde nach Westen ausbiegt. Fabriken von mancherlei Art haben sich hier angesiedelt, besonders zahlreiche chemische Fabriken, ferner Maschinenfabriken, Fabriken für Farb- und Zündwaren, Stärke, Sago, Papier und Pappe, Bleiweiß, Steinnußknöpfe u. a. Die Lage am Elbstrome gibt Anlaß zu lebhaftem Handel. Am bekanntesten aber ist die Stadt durch ihre im Jahre 1704 gegründete Saline, die größte des ganzen Deutschen Reichs, die jährlich gegen 1100000 Zentner Salz liefert. Die Sole wird jedoch nicht am Orte selbst gewonnen, sondern den großartigen Anlagen der Siedehäuser von dem 3 km nach Süden bei Großsalze gelegenen Altsalze zugeleitet. Hier befinden sich die starken Salzquellen, ebenso die ausgedehnten Gradierwerke, in denen die Sole langsam durch hohe Wände von Reisig herabrinnt, damit ein Teil ihres Wassers verdunstet und sie auf diese Weise stärker wird; denn es würde sonst eine verhältnismäßig zu große Menge Brennstoff erforderlich sein,

um sie zu versieden, und die Herstellungskosten würden dadurch zu groß werden. Eine halbe Stunde lang ziehen sich diese Gradierwerke bei Altsalze hin, und ihre grauen Wände, die hier und da von ausgeschiedenen Salzen wie mit Reif überzogen erscheinen, machen einen eigentümlichen Eindruck. Die gesättigte Sole gelangt dann durch Röhrenleitungen, die 2200 m lang sind, nach der Saline zu Schönebeck. Wie bei vielen Salinen, so findet sich auch bei dieser ein Solbad, Namens Elmen, bei Großsalze gelegen. Die Bäder in dem Salzwasser und der Genuß der von Salzteilchen erfüllten Luft in den Gradierwerken wirken anregend auf die Hautthätigkeit und dadurch auf die Ernährung ein und werden deshalb außer gegen andre Übel besonders gegen skrophulöse Zustände mit Erfolg angewendet.

Bei Schönebeck hat man 1866 in 342 m Tiefe auch ein Steinsalzlager erbohrt, aber dieses erreicht lange nicht die Bedeutung desjenigen von Staßfurt. Diese Stadt, mit ihren 12194 Einwohnern Schönebeck an Größe gleichkommend, liegt südsüdwestlich von diesem in der Provinz Sachsen, unmittelbar auf der Grenze des Herzogtums Anhalt. Durch die in zwei Arme geteilte Bode, auf deren rechtem Ufer das eigentliche Staßfurt sich ausdehnt, ist es von dem nördlich gelegenen Dorfe Altstaßfurt getrennt, das aber seit 1869 mit jenem verbunden ist. Seinem großen Salzlager verdankt Staßfurt ganz und gar seine Bedeutung und seinen Ruf; ohne dasselbe wäre es vielleicht heute noch ebenso unbekannt wie vor etwa fünfzig Jahren, wo ein in Magdeburg lebender Professor in seiner Handelsgeographie zwar Schönebeck und Großsalze, aber nicht Staßfurt erwähnte.

Nachdem bereits im Jahre 1837 im Thüringer Becken Steinsalz erbohrt worden war, wendete man sich auch dem Magdeburg-Halberstädter Becken zu und stellte zu Staßfurt Bohrversuche an. Das Bohrloch wurde am 3. April 1839 angesetzt, im Juni 1843 zeigte sich in 306 m Tiefe das erste Steinsalz, und nachdem eine gegen 6 m starke Mergelschicht durchbohrt worden war, traf man auf das eigentliche Salzlager, in welches man im Laufe der Jahre das Bohrloch noch 325 m tief eintrieb, ohne daß man auf das Liegende des Steinsalzes gelangte.

Das Ergebnis des Bohrversuches war also ein außerordentlich günstiges, aber ein Umstand erregte großes Bedenken. Man war glücklich, aus dem Bohrloche im Jahre 1843 eine gesättigte Sole zu erhalten; als man sie jedoch näher untersuchte, ergab sich, daß sie statt 27% Kochsalz, welche darin zu erwarten waren, nur 16% enthielt und daneben 13% Chlormagnesium, daß sie also zur Salzsiedung nicht zu gebrauchen war, und dieses ungünstige Verhältnis steigerte sich noch bei größerer Tiefe. Doch man gelangte zu der Überzeugung daß sich nur im Hangenden des Steinsalzlagers Magnesiasalze finden könnten und daß die gesättigte Mutterlauge, die sich hier bilden müsse, mit jedem weiteren Tieferbohren sich in das Tiefste senke und unfähig zur Auflösung des Steinsalzes bleibe. Daher entschloß man sich, den Steinsalzbergbau in Staßfurt durch zwei Schächte zu eröffnen. Der erste Schacht, „Von der Heydt“, wurde am 4. Dezember 1851, der zweite, „Von Manteuffel“, am 31. Januar 1852 angehauen. Das erste, wenn auch unreine Salz erreichte man bereits in 256 m Tiefe, arbeitete in diesem bis 306 m weiter, stieß nun auf das reine Steinsalz, von dessen großer Mächtigkeit man auf Grund der Bohrversuche überzeugt war, und langte im November bei der jetzigen Abbausohle in 335 m Tiefe an.

Die Auffindung und der Abbau eines so ungeheuren Salzlagers war für Preußen von der höchsten Wichtigkeit; denn dadurch erlangte es die Aussicht, so viel Steinsalz zu gewinnen, als das Land zu Speisesalz oder zu technischen und landwirtschaftlichen Zwecken außer dem Salze verbrauchte, das die bisher betriebenen Salinen lieferten. Diese deckten nämlich lange nicht den Bedarf. 1851, als das Schachtabteufen begann, lieferten sie 2141000 Zentner, aber der Konsum an Speisesalz allein betrug 2577000 Zentner. Da nun zur Viehfütterung und zu industriellen Zwecken auch eine ansehnliche Menge beansprucht wurde und Preußen außerdem die Verpflichtung übernommen hatte, das Königreich Sachsen und andre kleinere Länder mit Salz zu versorgen, so erreichten die im Lande gewonnenen Quantitäten Salz kaum 75% des Konsums, und es mußte noch über $^1/_2$ Million Zentner Salz vom Auslande bezogen werden. Diesem Übelstande wollte man durch die Anlage der beiden Schächte abhelfen, und diesen Zweck erreichte man auch, denn schon 1864 war die Produktion von Stein- und Siedesalz in Preußen auf $3^1/_2$ Millionen Zentner gestiegen.

Aber das ist noch lange nicht die wichtigste Bedeutung des Staßfurter Steinsalzlagers. Es wiederholte sich hier eine Erscheinung, die früher der Bergbau des Erzgebirges gezeigt hatte. Dort warf man Jahrhunderte hindurch die Kobalterze auf die Halde, weil sie kein Silber lieferten, und im Ärger darüber schrieb man das Vorkommen derselben dem bösen Berggeiste, dem Kobold zu; man lernte sie aber schätzen, als ein Verfahren gefunden wurde, aus ihnen eine schöne blaue Farbe darzustellen. Ähnlich ging es mit einem Teile der Salze, aus denen das Staßfurter Salzlager zusammengesetzt ist. Dieses ganze, nach den bisherigen Aufschlüssen etwa 380 m mächtige Lager enthält nämlich nur in der untersten Abteilung von 215 m Mächtigkeit reines Steinsalz; alles, was darüber liegt, ist unrein, und die oberste, 42 m mächtige Lage enthält hauptsächlich Magnesia- und Kalisalze. Mit diesen unreinen Salzen wußte man anfangs nichts anzufangen, man sah sie als eine unnütze, wegzuschaffende Last an und nannte sie daher Abraumsalze.

Und doch enthalten diese Abraumsalze, die schwer löslichen Nebensalze des Meerwassers, das für die Landwirtschaft und die Industrie außerordentlich wichtige Kali. Erstere muß dem Boden die Nährstoffe der Pflanzen, die sie ihm durch intensiven Betrieb immer mehr entzieht, wieder ersetzen, und dazu gehört für einen großen Teil der wichtigsten Handelsgewächse und Futterpflanzen das Kali in erster Linie; die Industrie aber braucht die außerordentlich mannigfaltigen Verbindungen des Kali in der Alaun-, Seifen-, Salpeter-, Glas- und Pulverfabrikation, in der Färberei und Bleicherei und in vielen andern Zweigen. Vorher gewann man das Kali nur als Pottasche (kohlensaures Kali) aus der Asche verbrannter Hölzer und Kräuter und als Salpeter (salpetersaures Kali) durch Auslaugung lockerer Erdschichten, sowie als Nebenprodukte der Salinen (schwefelsaures Kali und Chlorkalium); die wichtigste dieser Quellen, die Pottaschebereitung, fing aber an, mehr und mehr zu versiegen. Die ungeheure Wichtigkeit der Nebensalze des Staßfurter Steinsalzlagers mußte daher bald einleuchten; die Schwierigkeit lag nur darin, sie zu gewinnen.

Die Lösung dieser Aufgabe gelang endlich der Beharrlichkeit und Geschicklichkeit mehrerer Chemiker, unter welchen besonders Dr. A. Frank und die Firma Vorster & Grüneberg zu nennen sind. Ersterem gelang es im Jahre 1860

eine technisch brauchbare Methode zur Extraktion der reinen Kalisalze aus ihrem Gemisch aufzufinden, und er war es auch, der 1865 die erste Fabrik in Staßfurt errichtete, welche schon bis 1865 über 500000 Zentner Abraumsalze auf Kali verarbeitet hatte. Rasch entstanden andre Fabriken, und jetzt steht in der Nähe des Bahnhofes ein Schornstein neben dem andern. Durch die niedrigen Gebäude und die schwarzen, hölzernen Aufsätze auf denselben, die bald wie Galerien, bald wie niedrige Türme erscheinen, kündigen sich diese Fabriken auf den ersten Blick als solche an, in denen eine eigenartige Industrie betrieben wird. In noch nicht zwanzig Jahren hat sich diese chemische Industrie von Staßfurt so entwickelt, daß sie ihresgleichen sucht.

An Steinsalz werden in Staßfurt durchschnittlich im Jahre gegen 1 Million Zentner gewonnen; dagegen betrug die Förderung von Kalisalzen 1866 1302000, 1868 1672000 und 1877 3915000 Zentner. Im Jahre 1877 ist nördlich von der Stadt ein neuer Salzschacht, der „Achenbachschacht“, abgeteuft worden.

Das Salzlager reicht auch auf das benachbarte anhaltische Gebiet hinüber, und die dortige Regierung sah sich daher veranlaßt, bei Leopoldshall ebenfalls ein Salzbergwerk anzulegen. Es wurden 1858 zwei Schächte eröffnet, in denen man schon in einer Tiefe von 215 m auf das reine Steinsalz traf. Schon nach wenigen Jahren hatte dieses Salzwerk eine solche Bedeutung erlangt, daß aus seinen Einkünften ein ansehnlicher Teil des anhaltischen Budgets gedeckt wurde. Wie Staßfurt, so ist auch Leopoldshall ein Sitz zahlreicher chemischer Fabriken geworden.

Magdeburg und seine Umgebung. Magdeburg, von Anfang an gleich wichtig als Bollwerk wie als Handelsplatz und kirchlicher Mittelpunkt, verdankt seine Bedeutung der Lage an einer wichtigen Stelle des Elbufers. Nachdem die Elbe durch die vom Fläming nach Süden ausgehenden niedrigen Höhen auf eine Strecke gezwungen worden ist, von ihrer nordwestlichen Richtung abzuweichen, schlägt sie dieselbe bei Aken unterhalb der Muldemündung wieder ein, indem sie sich im nordwestlichen Laufe gegen die äußersten Vorhöhen des Harzes wendet und dann nach Nordost umbiegt. An der Biegungsstelle liegt Magdeburg. Es ist dasselbe Stelle, wo die Elbe sich dem Wesergebiete am meisten nähert, denn noch nicht 30 km westlich entspringt die Aller. Die Höhen, welche vom Fläming nach Westen ziehen, werden hier unterbrochen, finden aber auf dem linken Ufer in den nördlichen Vorhöhen des Harzes ihre Fortsetzung; Magdeburg liegt also in einer breiten Lücke und bildet dadurch den Schlüssel zu den oberen Elbgegenden. Daß hier die Elbe noch einmal eine Art Pforte oder Thor bildet, sehen wir daraus, daß ihr Bett unterhalb der Stadt die letzten Felsenriffe enthält. Sie hat ferner vorher schon alle Nebenflüsse aufgenommen, die ihr aus den deutschen Mittelgebirgen zufließen, so daß ihre Wasserfülle weiterhin nur noch einmal einen größeren Zuwachs erhält, nämlich durch die Havel. Über Magdeburg führt die bequemste und nächste Verbindungslinie von dem rechtselbischen Nordosten des Reichs nach dem niederrheinischen Nordwesten, und durch die Teilung der Elbe in Arme wurde der Übergang erleichtert. Die Wasserbahnen zogen in gleicher Richtung Landbahnen nach sich. Die Fruchtbarkeit des Bodens im Westen mußte ebenfalls den Verkehr beleben helfen. — Im Süden der Stadt, in der Nähe von Buckau, teilt sich die Elbe

in zwei Arme, die unterhalb der Stadt bei Neustadt sich wieder vereinigen. Der westliche heißt die Stromelbe, der östliche die alte Elbe, und beide zusammen umschließen einen langgestreckten Werder. Ein dritter Arm, die Zollelbe genannt, geht bei dem südlichen Teile der Stadt selbst von der Stromelbe nach rechts ab, trennt von jenem großen Werder eine kleine Insel ab und vereinigt sich am nördlichen Ende der Stadt wieder mit der Stromelbe.

Die eigentliche Stadt breitet sich auf dem etwas ansteigenden linken Ufer der Elbe aus, von welchem die Strombrücke über die Stromelbe zur Citadelle führt, welche die kleine, von der Zollelbe umflossene Insel bedeckt, und diese ist durch die Zollbrücke mit dem großen Werder verbunden, von welchem die lange Brücke zu der auf dem rechten Ufer der alten Elbe liegenden Friedrichstadt führt. Südlich von dem eigentlichen Magdeburg auf dem linken Elbufer liegt die Vorstadt Sudenburg, die ursprünglich an der Stadtmauer dicht hinter dem Dome lag, aber im 16. und 17. Jahrhundert wiederholt zerstört und nach dem Westfälischen Frieden weiter südlich wieder aufgebaut wurde. Alle diese Teile zählen zusammen 97 539 Einwohner. Neustadt im Norden mit 27 090 Einwohnern und Buckau im Südosten mit 12 506 Einwohnern schließen sich zwar als Vororte unmittelbar der Stadt an, besitzen aber eine gesonderte Gemeindeverwaltung. Mit ihnen zusammen hat Magdeburg 137 135 Einwohner.

Magdeburg ist als Schlüssel für die Schiffahrtsstraße der Elbe von hervorragender Wichtigkeit für die Landesverteidigung. Es schützt die Reichshauptstadt gegen einen von Westen andringenden Feind in der Front und bedroht die Flanke eines von Süden heranrückenden Feindes. Durch seine Lage in der Mitte Norddeutschlands eignet es sich auch vorzüglich zum Depot für alles Kriegsmaterial. Daher sind auch die Festungswerke in der neueren Zeit bedeutend verstärkt worden, besonders seit 1871, nachdem Wittenberg, Erfurt und Minden als Festungen aufgehoben worden waren.

Für die Entwickelung der Stadt ist ihre Eigenschaft als Festung freilich hinderlich gewesen, denn es fehlte ihr infolge dessen an Raum, sich auszubreiten. Daher sind die Straßen der Stadt meist eng und unregelmäßig, trotz der verheerenden Kriegsstürme, die über Magdeburg dahingebraust sind; denn wegen des beengten Raumes mußte man sie immer wieder nach dem alten Plane erbauen. Erst in neuerer Zeit ist das besser geworden, als die Festungswerke weiter hinausgerückt wurden. Die Stadt kaufte die alten Werke im Süden und Westen, ließ sie 1872 niederlegen und gewann so Raum für Neubauten. Hier ist seitdem ein neuer Stadtteil emporgewachsen, der ganz den Charakter der modernen Großstadt trägt. Die breiten, geraden Straßen mit schönen Trottoirs schneiden sich meist rechtwinkelig, und die großen drei- und vierstöckigen Häuser zeigen vielfach architektonisch und plastisch geschmückte Fassaden. An der Westseite dieses neuen Stadtteils ist auch der neue Bahnhof angelegt worden, der in seinen weiten Räumen und den riesigen Abgangs- und Ankunftshallen dem Fremden die Bedeutung Magdeburgs als Eisenbahnknotenpunkt vergegenwärtigt.

Der Handel nimmt unter den Beschäftigungszweigen Magdeburgs die erste Stelle ein. Die Verbindungen gehen stromaufwärts nach Sachsen und Böhmen und mittels der Saale nach Thüringen, stromabwärts nach Hamburg, nach Osten durch Kanalverbindungen zur Oder und Weichsel und durch diese weit nach Rußland hinein, nach Westen durch wichtige Eisenbahnlinien ins Wesergebiet.

Dadurch ist auch der Charakter des Magdeburger Handels bestimmt. Überseeische Produkte, namentlich Kolonialwaren, Baumwolle und Tabak, kommen von Hamburg herauf und werden nach dem ganzen Innern von Deutschland vertrieben. Aus Böhmen und Sachsen kommen Braun- und Steinkohlen, Holz und Obst, letzteres teils in frischem Zustande, teils gebacken, die Elbe herab und werden von Magdeburg nach allen Seiten hin verbreitet. Besonders für böhmische Braunkohlen ist Magdeburg einer der wichtigsten Umschlagsplätze, d. h. die Kohlen werden von den Schiffen unmittelbar auf Eisenbahnwagen verladen, um andern Gegenden zugeführt zu werden. Alle nach dem Westen und Nordwesten bestimmten Braunkohlen gehen durch den Magdeburger Hafen; denn die billigen Wasserfrachten wiegen bei weitem die Kosten des doppelten Ein- und Ausladens auf, die bei direktem Versande der Braunkohlen mit der Eisenbahn erspart werden könnten. Eine andre Gruppe von Handelszweigen hängt mit der fruchtbaren Beschaffenheit des Magdeburger Landes zusammen, nämlich der Getreide-, Zucker-, Woll- und Spiritushandel, sowie der Vertrieb von Sauerkraut und von künstlichen Düngemitteln. Außerdem ist auch der Handel mit Webwaren, Wein, Tabak, Fett und andern Waren bedeutend. Natürlich muß auch der Geldverkehr in Magdeburg sehr lebhaft sein, und daher ist es der Sitz zahlreicher Banken. Ferner ist es für das Versicherungswesen einer der ersten Plätze Deutschlands; alle Zweige desselben werden gepflegt, die Lebens- und Feuerversicherung eben so gut als die Hagel-, Unfall-, Land- und Wassertransport- und Rückversicherung. Die Schiffahrt auf der Elbe ist besonders durch die Stromkorrektionen, die seit der Errichtung von Elbstrombau-Direktionen im Jahre 1866 ausgeführt worden sind, stark gewachsen.

Wie der Handel Magdeburgs zum Teil durch die Fruchtbarkeit der Umgebungen beeinflußt worden ist, so auch die Industrie. Zuckerraffinerien verarbeiten den Rohzucker, Brennereien die Melasse, das Nebenprodukt der Rübenzuckerfabrikation, und die Rückstände der letzteren; auch das Darren und die Fabrikation von Zichorien schließen sich an die Landwirtschaft an, zum Teil auch die Tabak- und Zigarrenfabrikation. Andre Industrien sind vom Handel Magdeburgs abhängig; so kommen die Rohstoffe, die in Palmkern- und Kokosölfabriken, in Seifen-, Lackfirnis-, Schokoladen- und Kakaofabriken verarbeitet werden, von Hamburg, welches dieselben aus überseeischen Ländern bezieht. Außerdem gibt es eine Baumwollspinnerei, Strick- und Nähgarne werden in großem Umfange fabriziert, und zu chemischer Produktion gibt die Nähe des Staßfurter Steinsalzlagers Anlaß. Besonders aber hat in neuerer Zeit die zunehmende Zahl der Fabriken der Eisengießerei und der Maschinenfabrikation sowie der Herstellung verschiedener Apparate für allerhand Fabriken zu großem Aufschwunge verholfen.

An dieser Industriethätigkeit beteiligen sich außer dem eigentlichen Magdeburg vorwiegend die beiden Vororte Buckau und Neustadt und die Vorstadt Sudenburg, die alle drei außerhalb der Festungswerke liegen. Buckau hat besonders Maschinenfabriken und Eisengießereien, und unter ihnen ragt die von H. Gruson über alle andern hervor. 1881 waren hier 872 Arbeiter beschäftigt, Räder, Achsen und andre Gegenstände für Eisen- und Pferdebahnen, Kessel für chemische Fabriken, Maschinen und Maschinenteile verschiedenster Art und viele andre Artikel aus Stahl und Eisen herzustellen, vorzüglich solche, für die eine

große Härte und Festigkeit erforderlich ist. Ein Haupterzeugnis der Fabrik sind Geschosse und Panzerplatten; ihre Revolverkanonen sind von der deutschen Marine angenommen worden.

Mit Naturschönheiten ist die Umgebung von Magdeburg wenig bedacht worden, wie das ja bei der Tieflandsnatur derselben nicht anders zu erwarten ist. Dagegen ist der Anblick der Stadt von außen ein großartiger, denn durch sechs Turmpaare, unter denen der Dom alle andern überragt, kündigt es sich schon von ferne an.

Der beliebteste Ausflugsort ist der **Herrenkrug** auf dem rechten Elbufer unterhalb der Stadt, umgeben von Wiesenflächen und schönen Parkanlagen. Gegenüber auf dem linken Ufer, aber von der Elbe ein Stück entfernt, liegt der **Vogelgesang** und auf der entgegengesetzten Seite der Stadt, zwischen ihr und Buckau, der parkähnliche **Friedrich-Wilhelms-Garten**, beides ebenfalls vielbesuchte Vergnügungsorte. An der Stelle des letzteren stand ehemals das 968 gegründete und 1809 aufgehobene Kloster Bergen (s. S. 422), welches die Franzosen 1813 schleiften. —

Magdeburg wird als „Magadoburg“ schon zu Karls des Großen Zeit genannt, und zwar zuerst im Jahre 805. Damals war es ein Handelsplatz an der Grenze des Wendenlandes; es vermittelte den über die Hauptorte des norddeutschen Tieflandes gehenden Handel des niederrheinischen Westens mit den Gebieten östlich von der Elbe. 923 und 924 wurde es durch Überfälle der Slawen fast ganz zerstört, aber Kaiser Otto der Große und besonders seine Gemahlin Editha sorgten für die schönere Wiederherstellung der Stadt. Editha war ihr besonders gewogen und hielt sich gern hier auf, weil sie durch vieles an ihre Heimat an der Themse erinnert wurde. Sie umgab die Stadt mit Wällen und verschaffte ihr manche Vorrechte. Ihr Gemahl errichtete hier ein Erzbistum, das zwar schon 962 gestiftet wurde, aber wegen längerer Streitigkeiten mit dem Bistum Halberstadt, das einen Teil seines Sprengels an das neue Erzbistum abtreten sollte, konnte der erste Erzbischof Adelbert erst 968 eingesetzt werden.

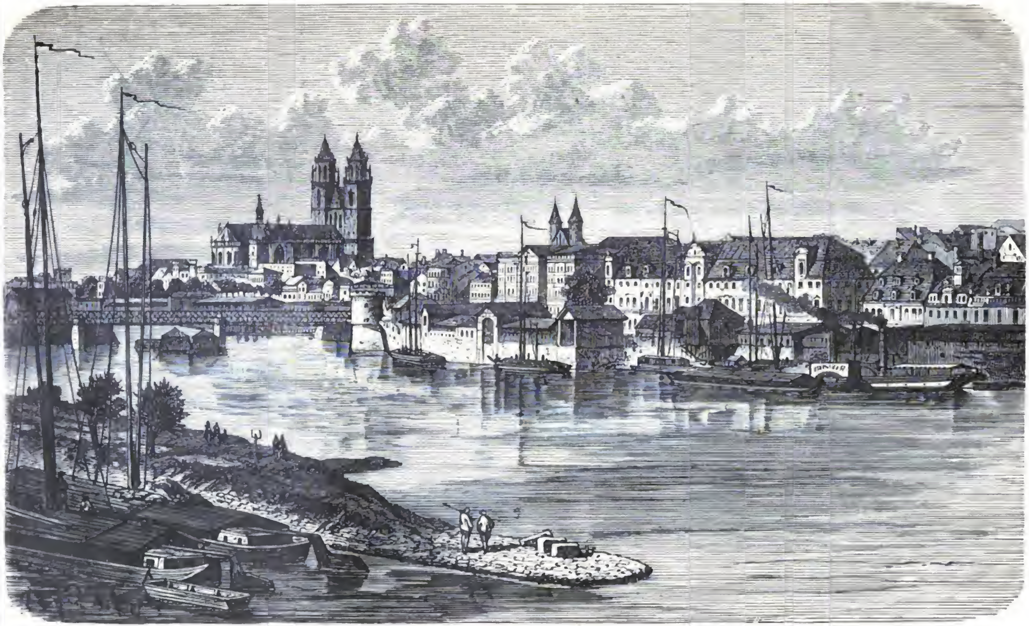
Die kräftig aufstrebende Stadt geriet mit den Erzbischöfen häufig in Streit, und das ist vielleicht der Grund gewesen, weshalb diese meist auswärts residierten, besonders in Giebichenstein bei Halle und später in Halle selbst. Mit den Fürsten der umliegenden Gebiete hatte die Stadt auch manchen Strauß zu bestehen, und es zeigt sich durch die ganze Geschichte Magdeburgs hindurch, daß seine Bürger nicht weniger gut mit dem Schwerte als mit der Wage und der Feder umzugehen wußten. Immer mischte sich hier in das friedliche Treiben der Kaufleute das Getöse der Waffen. In den häufigen Kriegen der Deutschen mit den Wenden und Polen war Magdeburg in der Regel der Waffen- und Sammelplatz für die kaiserlichen Heere.

Seit dem 13. Jahrhundert gehörte Magdeburg zur Hansa, und seine Kaufleute zogen damals schon nach Osten bis tief ins Innere Rußlands. Sein Schöppenstuhl stand während des ganzen Mittelalters in hohem Ansehen, und das „Magdeburger Recht“ galt weit umher, besonders in den ehemals slawischen Gebieten. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts erscheint die Stadt beinahe unabhängig von den Bischöfen; doch hat sie sich nie völlig von denselben befreit und ist nie freie Reichsstadt gewesen.

Der Erzbischof, welcher den Titel eines Primas von Germanien führte, wurde von der Mitte des 15. Jahrhunderts an nur aus großen Fürstenhäusern gewählt, besonders brandenburgische Prinzen bekleideten oft diese Würde. Ein solcher war der letzte vom Papste bestätigte Erzbischof, Namens Sigismund, welcher offen zur lutherischen Lehre übertrat und die Reformation auch in seinem Lande einführte. Er starb 1566. Es folgten nun noch drei lutherische Erzbischöfe oder Administratoren. Nach dem Tode des letzten, Augusts von Sachsen, wurde das Erzbistum 1680 säkularisiert und ging gemäß einer Bestimmung des Westfälischen Friedens als erbliches Herzogtum an das Haus Brandenburg über, ein Ersatz für das 1648 den Schweden überlassene Vorpommern.

Der Dom und seine Grüfte. Das edelste Bauwerk Magdeburgs und die schönste unter seinen Kirchen ist der Dom. Er gehört zu jenen in Deutschland nicht seltenen Bauwerken, die das Werk von Jahrhunderten sind. An der Stelle desselben stand ursprünglich die Kirche eines Benediktinerklosters, das Ottos I. Gemahlin Editha 937 gegründet hatte. Ein Brand zerstörte diese Kirche, und nun begann 1208 der Bau des heutigen Doms, der aber so langsam fortschritt, daß erst im Jahre 1363 mit der Vollendung des Schiffes die Kirche geweiht werden konnte, während an den Türmen noch bis 1520 fortgebaut wurde. Der Dom ist also in der Zeit des romanischen Stils begonnen und erst am Ende des gotischen Zeitalters vollendet worden. Daher zeigt er im allgemeinen die Formen der Frühgotik, aber der romanische Stil klingt vielfach durch, und in den ältesten Teilen des hohen Chors tritt er klar hervor. Vom Umgange etwa in der Mitte der Höhe öffnen sich Rundbogen nach dem Innern der Kirche zu, von denen man einen erhebenden Blick auf die Säulenreihen und Wölbungen des Schiffs hat. Einige antike Säulen, deren Statuen durch ihre wenig ausgebildeten Formen ihr hohes Alter bezeugen, stammen noch aus dem ältesten Dombau. In den oberen Teilen des Chors zeigen Fenster und Gewölbe schon den Spitzbogen, und während erstere an den Kapellen und Umgängen noch einfach sind, werden sie oben durch schlichtes Maßwerk geteilt. Das Schiff ist zwar gotisch, enthält aber romanische Pfeiler. An einem Bogen nach dem hohen Chor zu merkt man deutlich, daß derselbe ursprünglich ein Rundbogen gewesen, aber zu einem Spitzbogen umgestaltet worden ist. Der Grundriß des ganzen Bauwerks bildet ein von Westen nach Osten gerichtetes lateinisches Kreuz von 120 m Länge. Das Hauptschiff wird von zwölf gewaltigen Pfeilern getragen, die beiden Seitenschiffe sind niedriger.

Von hohem geschichtlichen und künstlerischen Interesse sind die zahlreichen Grabmäler, welche der Dom enthält. Am ehrwürdigsten erscheint im hohen Chor der Steinsarg Kaiser Ottos des Großen, den eine Marmorplatte bedeckt. An ihrer Stelle war früher eine Silberplatte, sie ist aber in Zeiten der Not eingeschmolzen worden. Hinter dem Hochaltar befindet sich das steinerne Grabmal von Ottos Gemahlin Editha, das aus dem 15. Jahrhundert stammt. Durch seinen hohen Kunstwert zeichnet sich das Grabmal des Bischofs Ernst aus, das sich dieser noch bei Lebzeiten von dem berühmten Nürnberger Erzgießer Peter Vischer anfertigen ließ, welcher es 1497 vollendete, während der Bischof erst 1513 starb. Er ist in voller Gestalt liegend dargestellt. Mit wunderbarer Feinheit sind die Verzierungen des Bischofsstabes und des Gewandes, die Falten



Deutsches Land und Volk VII.

Magdeburg vom Werder aus gesehen.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

des Kissens, worauf das Haupt ruht, und die Locken des Haares ausgeführt. An den Langseiten des Sarkophages erblickt man die Gestalten der zwölf Apostel und an den Ecken die Symbole der vier Evangelisten. Durch ein Gitter aus kunstvoll verschlungenen Eisenstäben ist diese Grabkapelle, die sich am Westende, gegenüber dem Chor, befindet, vom Schiff getrennt. An den Mauern der Seitenschiffe sind viele Epitaphien von Domherren, die mit reichem bildnerischen Schmuck versehen sind. Daran sind häufig Köpfe, Arme, Beine und andre Teile weggeschlagen, und das erinnert an die unwürdige Behandlung, die sich der Dom von den Franzosen gefallen lassen mußte, die ihn zum Pferdestalle machten.

Auch sonst hatte das Aussehen des Innern durch eingebaute Emporen und Betstübchen sehr gelitten; daher ließ ihn Friedrich Wilhelm III. 1825—35 vollständig restaurieren. Mit großer Pietät sind aber nur die Verunstaltungen entfernt und die Beschädigungen ausgebessert worden, aller baulichen Veränderungen hat man sich enthalten. Nun zeigt er wieder die ursprüngliche Schönheit, in der er einen außerordentlich großartigen Eindruck macht.

In einer vorspringenden Halle an der Nordseite, die jetzt als Haupteingang dient, sind die fünf thörichten und die fünf klugen Jungfrauen äußerst charakteristisch in Stein dargestellt. So kläglich die ersteren mit ihren nach unten gekehrten leeren Lampen und den teils weinerlichen, teils ärgerlichen Mienen dreinschauen, so erheiternd wirkt der Anblick der letzteren, die, ihre lustig brennenden Lämpchen vorsichtig tragend, jede in ihrer Weise ihre Freude so herzlich ausdrücken, daß man unwillkürlich mitlachen muß.

Die beiden westlichen Haupttürme haben eine Höhe von 105 m. In den unteren Stockwerken sind sie vereinigt; zwischen ihnen befindet sich das Portal mit seinen Spitzbogenreihen und darüber ein spitzer Giebel, zu dessen beiden Seiten die Türme mit dem Beiwerk des gotischen Stils, mit Pfeilern und Türmchen, Konsolen und Baldachinen nebst Figuren geziert sind. Wo die Türme getrennt emporstreben, sind sie erst vierseitig, höher oben achtseitig. Sie endigen in undurchbrochenen, etwas stumpf erscheinenden Steinpyramiden, von denen der südlichen die Kreuzblume fehlt; dieselbe wurde 1540 vom Blitz herabgeworfen.

Der Breite Weg. Unter den Straßen des alten Magdeburg, die meist krumm und eng sind, zeichnet sich der Breite Weg vorteilhaft aus. Er durchschneidet die ganze Stadt in ihrer vollen Länge vom Sudenburger Thore im Süden bis zum Krökenthore im Norden und trägt seinen Namen mit vollem Rechte, denn keine andre von den älteren Straßen erreicht seine Breite. Trotzdem kann er den Magdeburger Charakter nicht ganz verleugnen, indem er häufig etwas gekrümmt ist und seine Breite öfters wechselt. Während das Krökenthor noch in seiner früheren Form vorhanden ist, hat man das alte Sudenburger Thor bei der Stadterweiterung entfernt und weiter südlich ein neues errichtet. Daher führt jetzt der südlichste Teil des Breiten Weges zwischen modernen Prachtbauten hindurch, und sobald wir nach Norden zu über die ihn schneidende Oranienstraße hinaus sind, werden wir plötzlich in ein früheres Jahrhundert versetzt. Die Häuser treten bald etwas vor, bald sind sie mehr nach rückwärts gerichtet; die vorher ununterbrochene Flucht der Dachlinien löst sich in mannigfaltige Giebel mit geschwungenen Seiten auf, die mit Bildhauerarbeiten und anderm Schmuck verziert und an der Spitze zuweilen mit Figuren gekrönt sind; auch Balustraden

und Erker kommen vor. Einige Häuser sind sehr schmal, andre sind noch nach alter Sitte mit besonderen Namen bezeichnet, wie „Zum Regenbogen", „Zum Pflugeisen", „Zum Prinz von Preußen". Die ganze Straße trägt vorwiegend den Charakter des 17. Jahrhunderts oder der Spätrenaissance. —

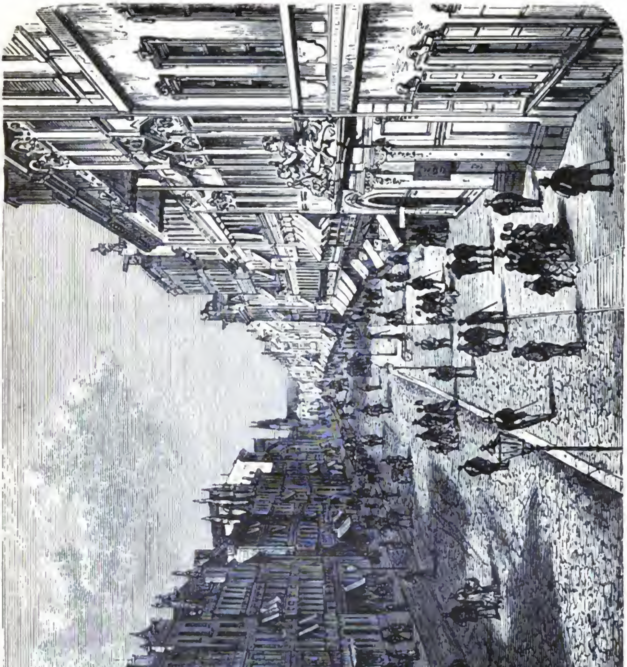
Der Breite Weg ist nicht bloß räumlich die Achse der Stadt, sondern in ihm konzentriert sich auch das geschäftliche Leben von Magdeburg. Daran erinnert uns das lebhafte Treiben, das wir auf seiner ganzen Länge beobachten können und das nach der Mitte zu immer stärker wird, ebenso der Verkehr auf der ihn durchziehenden Pferdebahn und die zahlreichen Fahrzeuge aller Art. Elegante Schauläden nehmen die Erdgeschosse ein, aber auch das erste Stockwerk ist fast regelmäßig zu Geschäftsräumen verwendet; die Thüren in den Giebeln und die über ihnen hervorragenden starken Balken zum Aufziehen der Waren kündigen uns an, daß auch die obersten Stockwerke dem Handel dienen.

Vom Breiten Wege hat man nicht weit zu den meisten übrigen Sehenswürdigkeiten der Stadt. Unter ihnen ist das Denkmal Ottos des Großen auf dem alten Markte hervorzuheben. Es wurde schon um 1290 vom Magistrat errichtet, wahrscheinlich als Sinnbild der städtischen Freiheiten, und 1858 unter möglichster Verwendung der alten Bestandteile erneuert. Unter einer von acht Säulen getragenen Kuppel sitzt Otto hoch zu Roß, und ihm zur Seite stehen zwei Frauengestalten, von denen die eine einen Schild, die andre eine Fahne trägt. Alle drei Figuren sind in Lebensgröße aus Sandstein gehauen und vergoldet. Vor den vier Pfeilern des Unterbaues stehen vier geharnischte Männer, darunter der Herzog von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg. Nicht weit davon steht das Erzstandbild, welches die Stadt ihrem 1851 verstorbenen Oberbürgermeister August Wilhelm Francke gewidmet hat.

An einen früheren Bürgermeister, den berühmten Physiker Otto von Guericke, den Erfinder der Luftpumpe (geboren 1602 in Magdeburg, gestorben 1686 in Hamburg), erinnert die große Münzstraße. Das Gebäude der Reichsbank ist auf der Stelle des ehemaligen Wohnhauses von Guericke erbaut und am Giebel mit Skulpturen geschmückt, die aus demselben herrühren. —

Durch die Domstraße gelangt man vom Breiten Wege zu einer mit Anlagen bedeckten Terrasse, welche das schöne Kriegerdenkmal für 1866 und 1870/71 einschließen. Hier beginnt der Fürstenwall, der sich über Kasematten an der Elbe nach Norden erstreckt. Von diesem beliebtesten Spaziergange in der Stadt gesehen, gewährt der Strom mit seinem lebhaften Schiffsverkehr den interessantesten Anblick.

Die Magdeburger Börde. Mit dem Namen Magdeburgs hat sich von jeher nicht bloß der Ruf einer großen Handelsstadt verknüpft, sondern er hat auch stets an eine durch ihre Fruchtbarkeit ausgezeichnete Landschaft erinnert, und die Landwirtschaft in der Umgebung Magdeburgs galt immer als eine vorzügliche. Diesen Ruf der Fruchtbarkeit verdankt das Gebiet der Stadt der berühmten Magdeburger Börde, einem westlich gelegenen Landstriche, der sich in einer Länge von 45 und einer Breite von 20—30 km ausdehnt. Im Norden reicht die Börde etwa bis zu der vom Drömling her der Elbe zufließenden Ohre, nach Süden bis zum linken Ufer der Bode bei Großoschersleben



Der breite Weg in Magdeburg.

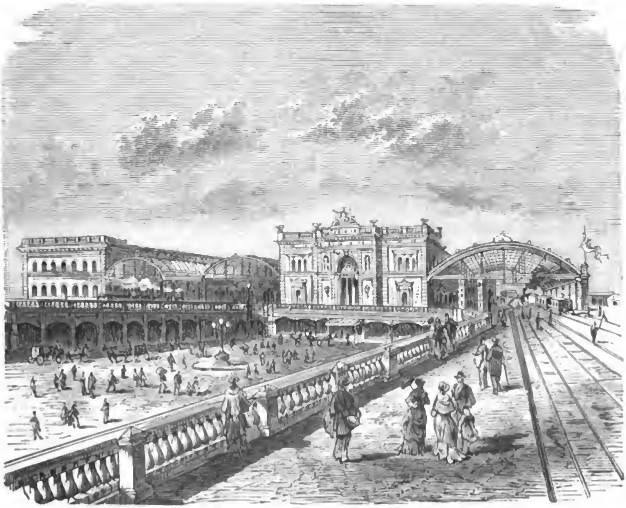
Ihr Boden erhebt sich zu einer mittleren Höhe von 65 m über dem Meeresspiegel und besteht aus ganz sanften Wellen, zwischen denen die Bäche, nicht recht wissend, wohin sie sich wenden sollen, der Bode, Aller, Ohre und der Elbe selbst zufließen. Nach Süden zu setzt sich das Land zu den Vorhöhen des Harzes fort, und so finden wir uns also an einer jener Stellen im Süden des norddeutschen Tieflandes, welche, buchtenartig in den Gebirgssaum eingreifend, dieser Lage ihre Fruchtbarkeit verdanken; denn die vom Oberlande kommenden Flüsse haben hier die Schlammmassen abgelagert, welche sie in den höheren Gegenden in rascherem Laufe dem Boden entrissen haben. Daher ist die Magdeburger Börde mit einer $0{,}4$—$0{,}9$ m tiefen Schicht schwarzer Dammerde bedeckt, welche die pflanzennährenden Stoffe in großer Menge enthält.

Dieser Boden gewährt die reichen Ernten, denen Magdeburg den Anfang seines Getreidehandels verdankt. Doch bei seiner üppigen Kraft erschien der Getreidebau bald als eine zu geringe Ausnutzung derselben, und der Landwirt wendete sich neben ihm immer mehr dem Anbau andrer Gewächse zu, die einen höheren Ertrag liefern. Der Kohl treibt auf solchem Boden kolossale Häupter; will man aber den rechten Vorteil von ihm haben, so muß man ihn zur Handelsware machen, und daher ist das „Magdeburger Sauerkraut" weithin bekannt. Es werden ferner die verschiedenen Ölfrüchte gebaut, als Raps, Rübsen, Dotter und Mohn; auch der Tabaksbau ist nicht unbedeutend. Mit Zichorien waren 1880 in der Magdeburger Gegend 5800 ha bebaut, die den Magdeburger Zichorienfabriken den Rohstoff liefern. Aber alle diese Produkte reichen nicht an die Bedeutung heran, welche die Zuckerrübe für diese Gegenden erlangt hat. Seitdem man gelernt hat, den natürlichen Zuckergehalt der Rübe durch entsprechende Pflege zu erhöhen und ihn dann derselben abzugewinnen, ist ihr Anbau immer mehr fortgeschritten und hat die andern Kulturen, besonders die der Ölfrüchte, bedeutend eingeschränkt. Dem Boden werden zwar durch einen solchen Betrieb des Ackerbaues viel mehr Nahrungsstoffe entzogen als durch den Getreidebau; aber er wird doch nicht erschöpft, denn in seiner Tiefe birgt er die großen Salzlager, denen im Süden der Börde in den Kalisalzen die Stoffe entnommen werden, welche seine nährende Kraft erneuern.

Durch den Zuckerrübenbau verbindet sich mit der Landwirtschaft das Fabrikwesen in der Gestalt von Zuckerfabriken und Brennereien. Auch dafür ist im Boden der Börde vorgesorgt. In der Urzeit sind in solchen Buchten am Gebirgssaume Pflanzenmassen vom Wasser zusammengeschwemmt worden und haben sich in späteren Epochen, bedeckt von mehr oder weniger mächtigen Erdschichten, in Braunkohlen umgewandelt. Solche Braunkohlenlager finden sich z. B. südwestlich von Magdeburg bei Osterweddingen und Ottersleben. Und damit es an Ort und Stelle an nichts fehle, was gebraucht wird, um den Boden auszunutzen, sind auch noch mächtige Lehmlager vorhanden, die zur Herstellung von ungeheuren Massen von Ziegeln ausreichen.

Aus der Altmark. Das Gegenteil der Magdeburger Börde ist die Altmark, der nordwestlichste Teil der Provinz Sachsen. Statt der schweren, schwarzen Erde, woraus dort der Boden besteht, herrscht hier der Sand vor; während in jener der Landwirt dem Acker die größten Anstrengungen zumuten kann, muß er in dieser in seinen Anforderungen an die weit größeren Flächen

viel bescheidener sein; dort schießt das Getreide in dicht bei einander stehenden, beinahe rohrartigen Halmen mit schweren Ähren empor, hier lassen die dünnen Stengel, die schon unter der geringen Körnerlast sich beugen, am Boden dem Unkraut Raum genug. Um so angenehmer fallen die wenigen fruchtbaren Gegenden auf. Zu ihnen gehört die Wische, die sich im Nordosten zwischen dem linken Ufer der Elbe und der Uchte ausbreitet, südwestlich von dem der Havelmündung gegenüberliegenden Werben mit seiner alten Johanniterkirche.



Der Zentralbahnhof in Magdeburg.

Die Altmark beginnt im Süden an der Ohre und reicht im Norden bis zur Dumme und dem Grenzgraben an der hannöverschen und bis zur Elbe an der brandenburgischen Grenze von der Havelmündung an. Die Ostgrenze wird ebenfalls von der Elbe gebildet, im Westen dagegen wird das Gebiet vom nordöstlichen Braunschweig und dem südöstlichen Hannover eingeschlossen, und Aller und Ohre sind hier in ihrem Oberlaufe der Grenze nahe. Letztere durchfließt bei ihrem Eintritte in die Altmark den Drömling, einen 30 km langen und $7 \frac{1}{2}$ km breiten Sumpf, der seit 1776 durch Abzugsgräben trocken gelegt ist. Ein Fanggraben leitet in Zeiten hohen Wasserstandes die Fluten der Aller zur Ohre ab, so daß dann Elb- und Wesergebiet verbunden sind. Bis Wolmirstädt geht die Ohre nach Südosten, dann wendet sie sich nach Nordosten der Elbe zu, die sie bei Rogätz erreicht. Den Osten und Norden bewässern der Tanger, der Aland, welcher von links die viel längere Biese mit der Uchte und Milde aufnimmt, und die Jeetze oder Jeetzel. Die ersten beiden vereinigen sich noch in

der Altmark selbst mit der Elbe, der Tanger bei Tangermünde und der Aland bei Schnackenburg; die Jeetze dagegen geht in nördlichem Laufe noch durch den östlichen Winkel von Hannover und mündet dort bei Hitzacker.

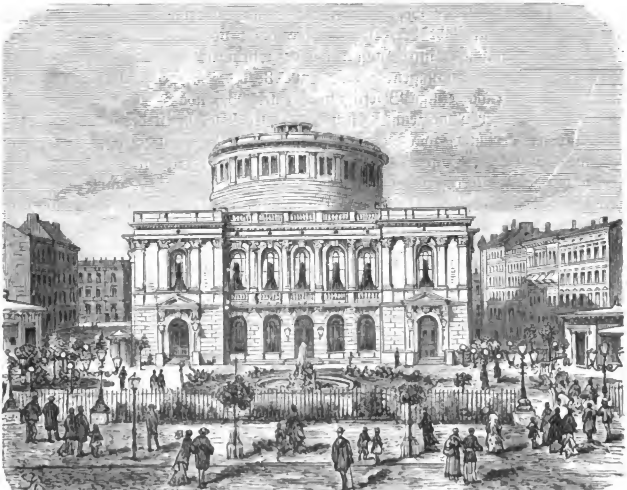
Die Landschaft ist in der Altmark nicht ohne Interesse. Den Süden bedecken ausgedehnte Wälder, der Norden ist welliges Land, zwischen dessen breiten, flachen Hügeln und Rücken sich die Flüsse und Bäche bedächtig den Weg suchen. Neben wenigen ansehnlichen Städten, wie Stendal, Salzwedel, Gardelegen und allenfalls Tangermünde, sind eine Anzahl kleiner Städte von 2—4000 Einwohner und viele kleine Dörfer anscheinend regellos in dem Lande zerstreut. Die Dörfer sind von Obstbäumen umgeben, mit welchen häufig auch die Landstraßen an den Seiten bepflanzt sind. Ein Schmuck sind auch die Hopfenpflanzungen, aus denen manche Dörfer beinahe wie Inseln oder Halbinseln hervorschauen. Die Hügel sind mit Feldern bedeckt oder, wenn sie höher ansteigen und der Boden allzu sandig ist, mit kleinen Heidewäldern, in denen die Kiefer die Herrschaft führt. Die Niederungen sind Wiesenland, in dem gewundene Linien von Weiden-, Erlen- und anderm Laubgebüsch den Lauf der träge dahinschleichenden Gewässer bezeichnen. Im hellen Sonnenschein mag man sich an dieser Landschaft ergötzen; bei trübem Wetter, wo die ohnehin wenig scharfen Formen noch mehr verschwimmen, stimmt sie melancholisch.

In der Mitte der Altmark, dort, wo die nach Norden und Süden abfließenden Gewässer sich scheiden, erhebt sich der Boden auch einmal zu etwas höherem Schwunge; und da dies hier so selten geschieht, so dürfen wir es den Einheimischen nicht verübeln, daß sie einen Teil der Höhen in kühner Weise auf den Namen „Schweiz" getauft haben. Die Mitte der Altmark bildet eine Art Platte, welche sich in den Hellbergen am bedeutendsten erhebt, nämlich bis zu 150 m Meereshöhe. Man bezeichnet nun diesen Teil in der Gegend als die Altmärkische Schweiz. Man erreicht dieselbe, wenn man auf der Bahn von Stendal nach Lehrte und Hannover bis Gardelegen fährt und von hier in etwa drei Stunden nach dem Dorfe Zichtau wandert, das links von der jetzt infolge der Eisenbahn vereinsamten Straße liegt, die von Gardelegen nach Salzwedel führt.

Zichtau macht einen freundlichen Eindruck. Durch hohe Linden, die am Wege stehen, durch die hohen Bäume des Parks, der zum Rittergute des Dorfes gehört, und die vielen Hopfengärten ist das Dorf beinahe im Grün versteckt. An manchen von den zum Teil mit Stroh gedeckten Häusern klimmt die Weinrebe hinan, und die Trauben werden in der Regel auch noch reif. Von dem einfachen Gasthofe „Zur Altmärkischen Schweiz" aus ersteigt man den höchsten Punkt, den Stakenberg. Ein Weg, der auch von Wagen benutzt werden kann, führt fast bis zum Ziele. So gering die Höhe ist, so lassen sich doch sehr viele Besucher, die natürlich vorwiegend aus den benachbarten Städten Gardelegen, Salzwedel, Kalbe an der Milde und Klötze kommen, durch Pferde zur Höhe befördern, so sehr entwöhnt das Tiefland den Menschen des Gehens und Steigens.

Beim Aufstieg auf dem sandigen Wege beobachten wir gemischten Wald. Am Wege stehen starke Birken mit breiten Kronen und lang herabhängenden Zweigen; im Walde wechseln Fichten, Birken, Kiefern, Eichen und Lärchen, doch bildet die Kiefer die Hauptmasse. So gelangen wir zur Höhe, wo wettergraue Birken einen mit Heidekraut bedeckten Platz einschließen. Von hier schweift der

Blick über Höhenzüge, welche flache Rücken bilden; die höheren sind wenigstens oben bewaldet und einzelne Baumgruppen treten besonders hervor, nach unten schließen sich Felder an; wo der Wald weggeschlagen ist, überkleidet braungrünes Heidekraut den Boden. Ein heiteres Bild gewährt der Blick in das tiefere Land mit seinem Wechsel von Wiesen, Gebüsch, Feldern und Dörfern. Sind wir von hier zurückgekehrt nach Zichtau, so können wir uns an den Anlagen ergötzen, die sich auf der andern Seite des Ortes an der Anhöhe hinaufziehen, und nehmen dann die Lehre mit auf den Weg, daß uns die Natur auch in ihrer einfachsten Gestalt gar manches Anmutige darbietet, wenn wir es nur beachten wollen.



Theater in Magdeburg.

Stendal und Salzwedel. Die heutige Altmark wurde von Heinrich I. gegründet. Die Pause, welche ihm der Waffenstillstand mit den Magyaren gewährte, füllte dieser kräftige Kaiser mit Kämpfen gegen die Slawen aus. So wandte er sich auch gegen die Heveller und schlug sie 928 auf dem Eise vor ihrer Stadt Brennabor, dem späteren Brandenburg. Aus dem ihnen entrissenen Gebiete links der Elbe gestaltete er die Mark Nordsachsen, welche später den heutigen Namen Altmark empfing. Bei weiterem Vordringen nach Osten vergrößerte sich das Gebiet, und Albrecht der Bär nannte sich, nachdem er 1142 das Havelland in seinen Besitz gebracht hatte, zuerst Markgraf von Brandenburg, verlegte auch die Hauptstadt von Salzwedel nach Brandenburg. 1258 teilten die Brüder Johann I. und Otto III. das Land, und jener nahm Stendal, dieser Salzwedel zu seiner Hauptstadt, so daß nach ihrem Tode zwei Linien entstanden,

die Johanneische oder Stendaler und die Ottonische oder Salzwedler, welche sich im Anfange des 14. Jahrhunderts wieder vereinigten.

Städtisches Wesen mußte sich also in der Altmark sehr frühzeitig entwickeln, und die Städte tragen daher noch einen altertümlichen Charakter, der sich besonders in der Bauweise ausspricht. Diese kennzeichnet sich teils durch den Ziegel- oder Backsteinbau, der bei Kirchen, Thoren und Thortürmen und öffentlichen Gebäuden angewendet wurde; teils durch den an den Privatgebäuden auftretenden Fachwerkbau, bei welchem die Wandfläche der Gebäude durch Balken eingerahmt und durch senkrechte Balken, die durch wagerechte und diagonale verbunden werden, in ein Fachwerk gegliedert ist, das man mit Ziegeln ausgefüllt hat.

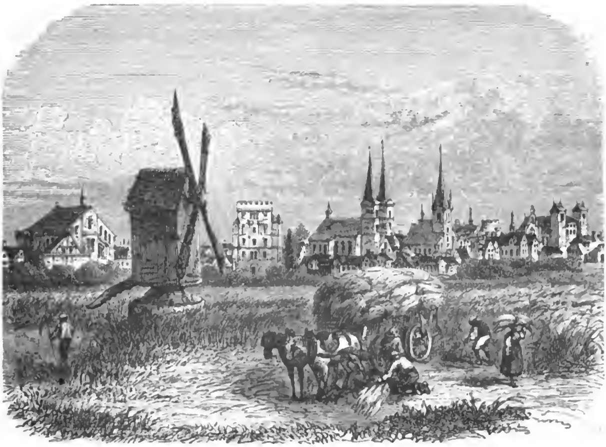
Stendal, an der westlich von der Stadt entspringenden Uchte gelegen, die ehemalige Hauptstadt der Altmark, die 1151 von Albrecht dem Bären an Stelle einer slawischen Ansiedelung gegründet wurde, hat jetzt 14393 Einwohner. Von den alten Befestigungen, welche im 13. bis 15. Jahrhundert angelegt wurden, stehen noch einige Befestigungstürme. Besonders das Tangermünder und das Ünglinger Thor zeichnen sich aus. Bei ersterem ist der Unterbau aus Bruchsteinen errichtet, sonst sind bei beiden nur Ziegel verwendet. An den Türmen zu beiden Seiten der Thore wechseln runde und eckige Formen, und durch blinde Fensteröffnungen, Erkertürmchen, Zinnen und Simse ist in die Flächen Leben gebracht. Ziegelbauten sind auch die Kirchen der Stadt, obenan der Dom, im spätgotischen Stil 1420—24 aufgeführt. Er ist ein gewaltiger Bau, aber in seinem architektonischen Ausdruck unterscheidet er sich wesentlich von den gotischen Bauwerken aus Werkstücken. Zu mächtigen Wölbungen eignet sich der Ziegelbau vortrefflich, aber die Auflösung in lauter Glieder läßt er nicht zu, darum erscheint er massenhafter. Das Maßwerk der Fenster kann bei ihm durch Steine, die in besonderen Formen gebrannt sind, hergestellt werden; aber das durchbrochene Zierwerk, die vielen Giebel und Türmchen müssen wegfallen. Ähnlich sind die Marienkirche und das Rathaus. Ein Flügel des letzteren zeigt einen großen, breiten, maueränhlichen Giebel mit Pfeilern und senkrechten Rippen. Ein sehr schöner neuer Ziegelbau ist das königliche Landgericht.

Vor der Ecke des Rathauses steht eine Rolandssäule, wie wir sie in den norddeutschen Städten häufig antreffen, sei es als Zeichen der eingegrenzten Gerichtsstätten oder als Symbol städtischer Freiheit, namentlich des Blutbannes oder der Gerichtsbarkeit über Leben und Tod. Der Roland zu Stendal ist eine riesige Gestalt, die ein nicht minder riesiges Schwert in der Rechten emporhält. Er lehnt sich an eine kurze Säule, welche oben in eine zusammengeknickte, dickwanstige männliche Figur ausläuft, die ein jämmerliches Gesicht schneidet und in der linken Hand ein Wappen, in der rechten einen Dudelsack hält. Eine zweite Figur ist an der Vorderseite der Säule zwischen Rolands Beinen angebracht.

In Stendal wurde am 9. Dezember 1717 der berühmte Archäolog Johann Joachim Winckelmann als Sohn eines Schuhmachers geboren. Ihm wurde auf dem Winckelmannplatze 1857 ein Denkmal errichtet. Dasselbe trägt auf einem Granitpostament das Bronzestandbild des „Erforschers und beredten Verkünders der Kunst des Altertums“, wie die Inschrift auf der Vorderseite sagt. Winckelmann lehnt sich mit der linken Seite an eine antike Säule, auf welcher ein Frauenkopf liegt; er hat den Griffel an das Kinn gelegt und sinnt eben über das nach, was er auf die von der Linken gehaltene Tafel niederschreiben will. —

Von Stendal führt uns die Eisenbahn in kurzer Zeit nach dem 8780 Einwohner zählenden **Salzwedel**, das an der Jeetze liegt, welche hier für kleinere Fahrzeuge schiffbar wird. Es ist die älteste Hauptstadt der Altmark und hieß früher Soltwedel, wonach auch diese ganze Mark genannt wurde.

Die Kirchen, nämlich die Marien-, Katharinen- und Lorenzkirche, sind auch hier Ziegelbauten, ebenso das Gerichtsgebäude; ein moderner Ziegelbau im gotischen Stile ist das 1882 vollendete neue Gymnasium. Außerdem kann man hier besonders viele Wohnhäuser aus Fachwerk beobachten. Das schönste Beispiel sind die zwei Gebäude des Propsteihofes, worin sich das königliche Landratsamt befindet. Sie sind 1577 erbaut und 1881 und 1882 restauriert.



Stendal.

Balken und Balkenköpfe sind mit Schnitzereien geschmückt, die sich hell von dem dunkelbraunen Grunde abheben; die Inschriften auf dem Längsbalken zwischen den Stockwerken sind blau, ihre großen Anfangsbuchstaben rot. Die Ziegelfüllung zeigt bei dem einen Gebäude die natürliche Farbe, bei dem andern ist sie weiß getüncht, und dieser Wechsel der Farben an Füllung, Balken und Inschriften erfreut das Auge ungemein.

In allen Straßen der Stadt kann man Häuser mit Fachwerk sehen. Häufig ist der erste Stock um etwas über das Erdgeschoß nach der Straße herausgebaut, und bei sehr alten Häusern tritt das Fachwerk zuweilen bauchig hervor; oder die Längsbalken, welche die Geschosse trennen, bilden eine auf- und abwärts gebogene Linie, als hätten sie dem auf ihnen lastenden Druck nachgegeben. Diese Balken sind oft mit Schnitzereien oder mit Inschriften, meist Bibelsprüchen, versehen. Sie sind nicht in das Holz eingegraben, sondern letzteres ist herausgearbeitet worden, so daß die Buchstaben erhaben erscheinen.

Tangermünde. Die dritte Stadt der Altmark, die sich durch ihre eigenartigen und altertümlichen Bauten auszeichnet, ist Tangermünde, mit 5030 Einwohnern. — Es liegt südöstlich von Stendal an dem hier hohen Ufer der Elbe, mit welcher sich an dieser Stelle der Tanger vereinigt, und zeichnet sich vor Stendal und Salzwedel namentlich dadurch aus, daß es noch die alten Stadtmauern besitzt. Diese nehmen sich besonders von dem Elbufer malerisch aus; denn hier sind sie sehr hoch und durch massige Strebepfeiler gestützt, Ranken von wildem Wein hängen von oben an ihnen herab, Bäume, Gesträuch und Lauben in den hochgelegenen Gärtchen überragen sie, und einige Häuser sind unmittelbar auf ihnen aufgeführt.

Durch die Mauern führen mehrere Thore mit Türmen aus der Stadt hinaus. Ein weithin sichtbares Wahrzeichen der Landschaft ist der höchste, der schlanke Schrotturm, welcher aber erst im Jahre 1826 zum Zwecke des Schrotgießens erhöht worden ist. Das Neustädter Thor am Ende der Kirchstraße ist das interessanteste. Der hohe und dicke runde Turm an der rechten Seite ist durch Linien von dunklen Ziegeln gemustert, welche in der unteren Hälfte schräg von oben nach unten, in der oberen zickzackförmig verlaufen; ein Fries von Gesichtern, die von einem Strahlenkranz umgeben sind, zieht sich am ersten Stockwerk um ihn herum. Der Eulenturm bildet in der unteren Hälfte ein Viereck, in der oberen ein Achteck, welches in Zinnen ausläuft und an den vier Hauptseiten mit Erkerbauten versehen ist, deren Giebel von Kreuzblumen gekrönt werden.

Die Anwendung schwarzer Ziegel zwischen den roten verleiht besonders dem Rathause, das aus dem 14. Jahrhundert stammt, in neuerer Zeit aber wiederhergestellt worden ist, einen eignen Reiz. An der Vorderseite ist ein großartiger Giebel, der, wie man dies bei derartigen Bauten häufig sehen kann, viel höher ist als das Gebäude selbst und dessen eigentliche Höhe verbirgt. Vier Pfeiler mit breiten, tiefen Kannelierungen bilden das Gerüst, und zwischen ihnen ziehen sich Rippen nach oben und vereinigen sich zu Türmchen und Giebeln von gotischer Form. Diese Giebelchen sind aus schwarzen Ziegeln zusammengesetzt, ebenso die großen Fensterrosen, die in der Höhe den Raum zwischen den Pfeilern einnehmen. An der Außenseite der Kirche wird unsre Aufmerksamkeit namentlich durch zahlreiche Ornamente gefesselt, die in mannigfaltiger Weise aus Ziegelformsteinen aneinander gereiht sind.

Die höchste Stelle der Stadt nimmt das Schloß ein, das sich hoch über der Elbe erhebt. Bis zu den ersten beiden Hohenzollern herab diente es häufig den Markgrafen von Brandenburg als Residenz, jetzt aber ist es der Sitz des Amtes. Es schaut mit seinen weiß getünchten Mauern von der Höhe zur Elbe hinab; weit überblickt man von ihm aus die Ebene. Durch ein Thor, an das sich nach beiden Seiten eine Ringmauer anschließt, tritt man in das Schloßgebiet. Neben dem Amtsgebäude steht die ehemalige Kapelle, die jetzt als Kornboden vermietet ist. Ein runder Turm, welcher sich über die Ringmauer erhebt, und ein andrer von viereckiger Gestalt, der sogenannte Kapitelturm, erhöhten ehedem die Festigkeit des Schlosses; jetzt werden sie, wie alle andern, in verschiedener Weise benutzt. Der Kapitelturm dient gleich der ehemaligen Kapelle als Kornboden, und andre enthalten Wohnungen, die freilich von ärmlicher Beschaffenheit sein müssen.

In den Waldungen des Tanger und der Ohre. Den südlichen Teil der Altmark bedeckt ein großer Wald, der von Gardelegen an der Milde und von der Stendaler Eisenbahn im Norden bis Neuhaldensleben an der Ohre im Süden reicht, und dem im Osten die Gewässer des Tanger entfließen. Die größte Ausdehnung von Nord nach Süd beträgt 25, von Ost nach West über 20 km. Sonst wurde er die Garleber, d. h. Gardelegner Heide genannt, jetzt ist der Name Letzlinger Heide gebräuchlicher.



Jagdfrühstück in Letzlingen.

Letzlingen ist ein recht ansehnliches Dorf, das in einer Bucht, mit welcher das Ackerland in die Westseite der Heide einschneidet, nahe an der Quelle der Milde liegt, so daß im Osten der Wald seine Feldfluren in einem großen Halbkreise umzieht. Daß der Name dieses Heidedorfes in unsern Tagen so oft genannt wird, verdankt es dem Jagdschlosse, welches die Könige von Preußen, vor ihnen auch schon die Kurfürsten von Brandenburg hier besaßen.

In seiner jetzigen Gestalt ist es 1840—1842 von Friedrich Wilhelm IV. erbaut. Ein breiter, mit Wasser gefüllter Graben, welcher von Hecken eingefaßt ist, umgibt dasselbe, und Kastanien, Linden und Eichen sowie mächtige Pappeln und Weiden entziehen es fast den neugierigen Blicken. Türme und Mauern mit Zinnen erhöhen noch dieses Bild sicheren, vor jedem unberechtigten Eindringen geschützten Friedens. Das Innere ist ganz seiner Bestimmung gemäß eingerichtet; Hirsch- und Damwildgeweihe und ausgestopfte Eberköpfe, die Jagdtrophäen hohenzollerischer Fürsten, schmücken die Wände.

Für gewöhnlich ist es ruhig in diesen Räumen, aber um so lebhafter geht es zu, wenn im Herbst der Kaiser mit seinem Gefolge zur Jagd hierher kommt. Dann vermag das Schloß nicht einmal alle Gäste zu fassen, sondern viele müssen in Privatquartieren untergebracht werden; denn der hohe Herr liebt es, in solchen Tagen die hervorragenden Persönlichkeiten der Landschaft und die großen Grundbesitzer der Nachbarschaft um sich zu versammeln, um wieder einmal die altbekannten Gesichter zu sehen und die jüngeren Herren kennen zu lernen. Am Vormittage geht es hinaus in die Heide. Die Bewohner des Dorfes, welche Pferde besitzen, wetteifern um die Ehre, die kaiserliche Jagdgesellschaft fahren zu dürfen. Draußen im Walde gibt sich den Tag über alles mit Eifer dem Jagdvergnügen hin; manch stolzer Hirsch und mancher grollende Eber muß sein Leben lassen, und immer mehr häuft sich das erlegte Wild an den verschiednen Sammelplätzen. Am Spätnachmittage kehrt die Gesellschaft nach Letzlingen zurück und gibt sich nun den Freuden der Tafel und der anregenden Unterhaltung hin. Im Dorfe harren schon zahlreiche Händler auf die Ankunft der meist sehr reichen Jagdbeute, die von ihnen in ganzen Wagenladungen nach allen Richtungen entführt wird.

Eine Wanderung durch den mit Wildzäunen eingehegten Letzlinger Forst gewährt einen hohen Genuß. Er besteht vorwiegend aus Laubwald und besonders Eichen. Dieselben stehen meist weit auseinander, nur hier und da gibt es Dickichte von Gesträuch und jungem Nadelholz. Auf dem Boden mischen sich daher ununterbrochen Licht und Schatten, und die Eichen haben sich einzeln und nach Belieben, gleichsam als Persönlichkeiten entfalten können, so daß selten eine der andern gleicht. Viele haben allerdings ihre Freiheit teuer bezahlen müssen; denn dem Wüten des Sturmes sind sie viel schutzloser preisgegeben, als dies im enggeschlossenen Bestande der Fall sein würde, und daher fällt unser Blick häufig auf Stamm- und Aststumpfe.

Der Forst birgt ein reiches Tierleben. Überall singt, pfeift, piept, kreischt und girrt es in den Bäumen; der Specht hämmert an den Stämmen, hoch über den Bäumen zieht der Habicht geräuschlos seine Kreise, unten zirpen unermüdlich die Grillen, das Kaninchen durchwühlt den Boden, und Fuchs und Marder schleichen in der Nacht der Beute nach. In dem Grase, welches den Boden überkleidet, ruhen halb versteckt während der heißen Tageszeit Rudel von Edel- und Damwild. Wir versuchen sie zu beschleichen, aber das Leittier hört das geringste Geräusch, lugend und lauschend hebt es den Kopf und springt plötzlich auf. Alle andern folgen seinem Beispiele, und in langer Reihe und mit getragenen Schritten enteilt die Schar in den Wald, wo wir sie zwischen den Stämmen noch auf eine große Strecke mit dem Blicke verfolgen können.

Schilda und die Schildbürger. Das Volk liebt es immer, seine Thorheiten einem Sündenbock aufzubürden und diesen dann mit seinem derben Spott zu überschütten. Wie das alte Griechenland sein Abdera hatte, so besitzt Deutschland sein Schilda oder Schildau, ein kleines, ziemlich abgelegenes Landstädtchen in der Provinz Sachsen, südsüdwestlich von Torgau, nahe an der jetzigen Grenze des Königreichs Sachsen gelegen.

Alles, was das Volk an thörichten Streichen ersonnen, das sammelte am Ende des 16. Jahrhunderts irgend ein schalkhafter Pseudonymus unter dem Titel: „Wunderseltsame Geschichten und Thaten der Schildbürger in Misnapotamia, hinter Utopia gelegen, zusammengetragen durch M. Aleph Beth Gimel. Misnapotamia 1598.“ Alle Thorheiten, die man sich nur denken kann, wurden den unschuldigen Einwohnern Schildas aufgebürdet, und vergebens wehren sie sich noch heute gegen den ihnen angethanen Tort.

Wer hätte sich nicht in seinen Kinderjahren an den Bilderbogen ergötzt, welche die Streiche der Schildbürger in Bild und Wort erzählten und auf allen Jahrmärkten und in jedem Buchbinderladen feilgeboten wurden! Man las sie immer von neuem, bis man sie auswendig wußte.

Die Geschichten waren aber auch gar zu drollig, und wie erhaben dünkte sich der kleine Naseweis über solche Thorheit großer Leute! Erst schleppen sie das schwere Bauholz mühsam den Berg hinab, und als ein ihren Händen entgleitender Stamm sie zur Erkenntnis ihrer Verkehrtheit bringt, plagen sie sich von neuem mit dem Hinaufschaffen, um sie dann allein wieder herabrollen zu sehen. Sie bauen ein Rathaus, vergessen die Fenster, können hinterher nicht begreifen, daß es so finster ist, und sind noch mehr verwundert, als es ihnen nicht gelingen will, den Tag in Säcken hineinzutragen. Als sie dann im Winter bei ihren Beratungen frieren, werden sie erst gewahr, daß sie den Ofen vergessen haben; da sie aber bei der Einteilung des Platzes keinen Raum dafür vorgesehen haben, setzen sie ihn außen vor das Fenster.

Ein andermal wollen sie das Gras, das auf einer alten Mauer gewachsen ist, nicht ungenutzt verwelken lassen; daher schlingen sie einer Kuh ein Seil um den Hals, ziehen sie mit vereinten Kräften an der Mauer hinauf und sind außer sich über die Klugheit des Tieres, das in der Ahnung der seiner wartenden Mahlzeit schon vor Vergnügen, wie sie meinen, die Zunge heraussteckt.

Doch es ist hier nicht der Ort, alle die „Schildbürgerstreiche“ zu verzeichnen, die den braven Schildaern zugeschrieben werden. Sie brauchen sich darob nicht zu grämen, denn sicher sind in ihren Mauern von den Vätern der Stadt nicht mehr Thorheiten begangen worden als anderwärts auch. Den schönsten Streich aber haben sie dadurch begangen, daß in ihrer Mitte die Kindheit desjenigen beschützt wurde, der später gar manchen wuchtigen Streich gegen den alten Feind jenseit des Rheins geführt hat.

In Schilda wurde nämlich am 27. Oktober 1760 August Wilhelm Anton Neithardt von Gneisenau geboren. Sein Vater, ein sächsischer Artillerieleutnant bei der Reichsarmee, stammte aus einer alten österreichischen Familie. Der Siebenjährige Krieg hatte ihn mit seiner Gattin im Jahre 1760 nach Schilda geführt, und in dieser Zeit wurde Neithardt von Gneisenau geboren.

Als die Reichstruppen nach der Schlacht bei Torgau abrückten, floh die Mutter mit dem kleinen Knaben aus Schilda, zog sich aber dadurch eine Krankheit zu, der sie schnell erlag, und ihr Kind wurde anfangs in Schilda von Pflegeeltern erzogen, bis der Großvater mütterlicherseits in Würzburg es zu sich nahm. Erst 1772 kam der Knabe ins väterliche Haus nach Erfurt. Nachdem er als Leutnant in englischen Diensten in Nordamerika gewesen war, trat er 1786 in preußische Dienste. Das einförmige Garnisonleben in einer kleinen schlesischen Stadt vermochte seinen aufstrebenden Geist nicht zu ertöten, vielmehr bildete er sich in dieser Zeit tüchtig in allen Kriegswissenschaften aus.

Als dann mit 1806 die Zeit der Not und endlich die gewaltige Erhebung Deutschlands kam, wurden sein energischer Charakter und sein Talent bald erkannt, und für den rechten Mann fand sich auch die rechte Stelle. In der Zeit der Verwirrung nach der unglücklichen Schlacht bei Jena und Auerstädt rettete er im Verein mit Schill und dem Bürgermeister Nettelbeck durch die ruhmvolle Verteidigung von Kolberg die preußische Waffenehre, und während Deutschlands tiefster Erniedrigung war er Scharnhorsts eifrigster Gehilfe bei der Reorganisation des preußischen Heeres, durch welche im stillen die Wiedergeburt Deutschlands vorbereitet wurde.

Gneisenau war es dann, der nach Napoleons russischem Feldzuge mit andern Männern in Preußens König drang, sich mit Rußland zur Befreiung von dem corsischen Bedränger Europas zu verbünden. Im großen Befreiungskampfe selbst war er erst Generalstabschef des Blücherschen Korps, und nach dem Waffenstillstande bekleidete er dieselbe Stelle bei der Schlesischen Armee. Durch seine kühnen und doch aufs feinste berechneten Operationspläne, welche er in Übereinstimmung mit dem heldenmütigen Blücher ebenso kühn durchführte, trug er wesentlich zu den großen Erfolgen des Feldzuges von 1813 bis 1814 bei, und das gleiche Verdienst erwarb er sich im letzten Entscheidungskampfe im Jahre 1815. Er überlebte des Vaterlandes glorreiche Zeit noch 16 Jahre; am 24. August 1831 raffte ihn in Posen die Cholera dahin.



Das alte Tangermünde.



Gefangennahme Johann Friedrichs des Großmütigen.

Die Kämpfe an der Elbe.

Die Schlacht auf der Lochauer Heide. — Die Schlacht an der Dessauer Elbbrücke (Wallenstein und Mansfeld). — Das Ketzernest Magdeburg. — Die Schlacht bei Torgau. — Schill und seine Schar (Dodendorf und Dömitz). — General York bei Wartenburg.

Die Schlacht auf der Lochauer Heide. Zwischen Torgau und Wittenberg dehnt sich auf dem rechten Elbufer links von der Schwarzen Elster die Lochauer Heide aus. Hier wurde am 24. April 1547 das Schicksal der ernestinischen Linie des wettinischen Fürstenhauses entschieden.

Es war im Schmalkaldischen Kriege. Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige von Sachsen hatte sich bei der Nachricht, daß die Heere Kaiser Karls V. und des Herzogs Moritz, des Herrn vom albertinischen Sachsen, Meißen nahe wären, diese Stadt verlassen, war über die Elbe gegangen, die Brücke hinter sich verbrennend, und strebte nun, auf dem rechten Elbufer seine Hauptstadt, die Festung Wittenberg, zu erreichen. Er hielt sich für sicher, da den Gegnern keine Brücke zu Gebote stand, auf der sie vom linken auf das rechte Ufer hätten übergehen können. In aller Ruhe hörte er daher in Mühlberg am 24. April, dem Sonntage Misericordias Domini, die Predigt an, und es kümmerte ihn weiter nicht, daß sich am entgegengesetzten Ufer feindliche Reiterscharen zeigten;

durch den breiten Strom hielt er sich genügend gesichert. Als er sich aber überzeugte, daß die ganze feindliche Armee im Anrücken begriffen sei und auch schon einzelne spanische Reiter den Strom durchschwammen, ordnete er schleunigst den Rückzug an, um das schützende Wittenberg zu erreichen, ehe noch der Feind über die Elbe gelangen könnte.

Doch dies geschah früher, als es der sorglose Kurfürst geahnt hatte. Die Kaiserlichen hatten in der Elbe eine Furt aufgefunden — unverbürgten Berichten zufolge soll ein Bauer sie ihnen verraten haben — welche ihnen den Übergang sehr erleichterte. In seiner Kampfbegier wartete Karl V. die Ankunft des Fußvolks gar nicht ab, sondern hieß die Reiterei sofort zur Verfolgung des abziehenden Gegners vorgehen. Bei Koßdorf, nördlich von Mühlberg, holten sie die Nachhut des Kurfürsten ein. Sofort begann die Schlacht. Nicht lange hielten die Reiter Johann Friedrichs stand, und auf ihrer Flucht rissen sie das Fußvolk mit sich fort. So zog sich der Kampf bis in die Lochauer Heide fort. Hier kam der Kurfürst selbst ins Gedränge. Spanische Reiter hieben auf ihn ein und setzten ihm heiß zu. Schon blutete er aus einer Wunde an der Wange, aber sein ritterlicher Sinn litt es nicht, sich einem Fremden zu ergeben. Da drängte sich ein Ritter aus dem Heere des Herzogs Moritz, Namens Thilo von Trotha, an ihn heran, und ihm übergab er zwei Ringe als Zeichen der Unterwerfung. Das war bei einem Holze, der Schweinart genannt, wo er sonst oft zu jagen pflegte. Mit ihm zugleich wurden Herzog Ernst von Braunschweig und verschiedene Grafen und Herren gefangen.

Schweren Herzens folgte er dem Ritter zum Kaiser. Diesem wollte er nach deutscher Sitte die Hand reichen, doch Karl zog die seinige zurück. „Großmächtigster, allergnädigster Kaiser!" redete ihn der Kurfürst an. Der Kaiser, ihm hastig ins Wort fallend, entgegnete: „Bin ich nun Euer gnädiger Kaiser? So habt Ihr mich lange nicht geheißen!" Damit spielte er auf die Aufschrift eines Verteidigungsmanifestes an, das Johann Friedrich ein halbes Jahr vorher in Gemeinschaft mit seinem Bundesgenossen Philipp von Hessen an ihn gerichtet hatte; dieselbe hatte gelautet: „Karln, der sich den fünften römischen Kaiser nennt, als König in Hispanien." Der Kurfürst bat um ein fürstliches Gefängnis; aber der Kaiser wies ihn kurz ab mit den Worten: „Ihr sollt gehalten werden, wie Ihr es verdient habt!"

Der Kaiser rückte vor Wittenberg, das sich bald ergab, um zu verhüten, daß an dem Kurfürsten das über ihn ausgesprochene Todesurteil vollzogen würde. Dem Gefangenen blieb nichts übrig, als einfach die Bedingungen anzunehmen, die man ihm anbot. Er mußte auf sein Kurfürstentum verzichten und fortan dem Kaiser als Gefangener folgen. Sein Land erhielt Moritz, und so ging die sächsische Kurwürde von der ernestinischen auf die albertinische Linie über.

Die Schlacht an der Dessauer Elbbrücke (**Wallenstein und Mansfeld**). Im Jahre 1625 empfand Kaiser Ferdinand II. mehr als je die Notwendigkeit, eigne Truppen ins Feld zu stellen, während bisher seine Sache nur von spanischen Truppen und der katholischen Liga verfochten worden war. Es kam ihm daher sehr gelegen, daß ein reicher böhmischer Edelmann, der sich auch schon als Kriegsmann bewährt hatte, sich erbot, ihm auf eigne Kosten ein Heer nicht bloß von 20 000, wie der Kaiser gewünscht hatte, sondern von

50 000 Mann zu schaffen. Dabei hatte er aber nicht etwa im Sinne, von seinen Reichtümern seinem Herrn ein Opfer zu bringen; denn er wußte längst, wie man es anzufangen habe, daß der Krieg den Krieg ernähre. Der bisherige Teil des Krieges hatte das schon gelehrt, und besonders Graf Ernst von Mansfeld, ein Parteigänger Friedrichs von der Pfalz, hatte gezeigt, wie man es anfangen müsse, um ohne Kosten ein Heer zu ernähren, sei es in Feindes oder Freundes Land.

Gegen ihn wandte sich Wallenstein, der in kurzer Zeit sein dem Kaiser gegebenes Versprechen erfüllt hatte, im Jahre 1626. Er zog nach Norddeutschland, wo Mansfeld damals umherzog und sich eben anschickte, die Schanze anzugreifen, welche die Kaiserlichen bei Roßlau, gegenüber der Muldemündung auf dem rechten Ufer der Elbe, zum Schutze der auf Dessau zeigenden Elbbrücke angelegt hatten. Rasch eilte Wallenstein herbei, und es kam zwischen den beiden Scharenführern am 25. April 1626 zur sogenannten Schlacht an der Dessauer Brücke. Das Gefecht war überaus hitzig, zuletzt aber wurde Mansfeld doch besiegt und sein stark gelichtetes Heer gänzlich zersprengt. Ernst von Mansfeld zog durch Schlesien nach Ungarn zum Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen. Er wollte dann über Dalmatien nach Venedig gehen, um für seinen todkranken Körper Heilung zu suchen; aber schon in Bosnien ereilte ihn am 30. November der Tod, während Wallenstein den Norden Deutschlands unterwarf.

Das Ketzernest Magdeburg. Der 20. Mai des Jahres 1631 sollte für Magdeburg der unglücklichste Tag werden, den es je gesehen hatte. Schon in der Reformationszeit hatte es sich als fester Hort des Protestantismus bewiesen. Es achtete nicht den Zorn des Kaisers und die Reichsacht, die er über die Stadt verhängt, und tapfer hielt es die Belagerung des Kurfürsten Moritz von Sachsen aus. Auch im Dreißigjährigen Kriege hatte es schon eine Belagerung glücklich ausgehalten, als es von Wallenstein 1629 28 Wochen lang eingeschlossen worden war. Anders kam es im nächsten Jahre, als Tillys General Pappenheim, mit dem sich im März 1631 der ligistische Feldherr selbst vereinigte, die Stadt zu belagern anfing, weil sie ihren geächteten Administrator Christian Wilhelm wieder aufgenommen hatte.

Im Vertrauen auf die Hilfe des Schwedenkönigs, der von der Ostsee her in Deutschland eindrang, gingen die Magdeburger mit Eifer an die Verteidigung. Willig fügten sie sich den Anordnungen, die der von Gustav Adolf entsandte schwedische Oberst Falkenberg traf. Es war ihm geglückt, verkleidet in die Stadt zu gelangen, und seinem energischen Willen und dem Feuer seiner Beredsamkeit gelang es, die Bürger mit sich fortzureißen, wenn sie matt zu werden schienen. Er verzagte auch nicht, als er gezwungen war, die Außenwerke aufzugeben und sich auf die Verteidigung der Stadt selbst zu beschränken.

Pappenheims ungestümem Wesen sagte eine langwierige Belagerung gar nicht zu; er hätte Magdeburg am liebsten ohne weiteres durch einen kühnen Handstreich genommen, allein dazu war er zu schwach. Endlich stieß Tilly zu ihm, und nun wurde die Belagerung mit verstärktem Eifer weitergeführt. Immer mehr näherten sich die Belagerer den Mauern, aber eine Bresche zu schießen war ihnen noch immer nicht gelungen. Der ungeduldige Pappenheim wollte darauf nicht warten, sondern sobald als möglich einen Sturm wagen. Seinem

Feuer gelang es auch, den Kriegsrat am 19. Mai für seinen Plan zu gewinnen, und der vorsichtige Tilly gab endlich nach. Am nächsten Morgen in aller Frühe sollte das Werk ausgeführt werden.

Unterdes waren in Magdeburg viele Bürger zu der Einsicht gekommen, daß ein längerer Widerstand nutzlos sei, und sie verlangten, es sollten Unterhandlungen zum Abschlusse einer Kapitulation eingeleitet werden. Die Wälle waren durch das lange Bombardement so erschüttert, daß sie jeden Augenblick einzufallen drohten, und die Ankunft des Schwedenkönigs verzögerte sich so, daß von ihm noch Hilfe zu erwarten vielen thöricht schien. Falkenberg widersetzte sich dem Verlangen nach einer Kapitulation, und durch seine Beredsamkeit suchte er den Mut der Bürger aufrecht zu erhalten oder wieder anzufachen, wo er erlosch. So geschah es auch am Morgen des 20. Mai. Noch verhandelte der unermüdliche Falkenberg mit den Bürgern, da kam die Schreckensnachricht, der Feind habe die Wälle erstiegen.

Tilly war nachträglich wieder ängstlich geworden und hatte den Befehl, am frühen Morgen mit dem Sturme zu beginnen, gegen Sonnenaufgang widerrufen. Und gerade das war für das Gelingen des Planes günstig! Die Bürger hatten die Nacht wachend auf den Wällen zugebracht, jeden Augenblick des Sturmes gewärtig. Als nun der Morgen graute, ohne daß ihre Befürchtung sich erfüllt hatte, gingen sie meist nach Hause und gaben sich der Ruhe hin. So wurde es den Kaiserlichen erleichtert, die Wälle zu ersteigen, als nun mit dem beginnenden Tage Tilly den Befehl zum Angriffe erteilte.

Pappenheim begann den Angriff an der Hohen Pforte im Norden. Schnell eilten die Bürger wieder auf ihre Posten; aber es war zu spät, Pappenheim hatte mit den Seinen den Wall erstiegen. Falkenberg stürzte herbei; wie ein Löwe kämpfte er nebst seinen Getreuen, und beinahe wäre es um seinen Gegner geschehen gewesen, wenn derselbe nicht rechtzeitig Verstärkungen erhalten hätte. Falkenberg fiel bald im Gewühl des Kampfes. Es gelang den Kaiserlichen, von innen ein Stadtthor zu öffnen, und neue Scharen strömten herein.

Nun entstand in den Straßen der Stadt ein Blutbad, wie kaum je eins dagewesen war. Glaubenshaß, Verzweiflung und Rachbegierde entflammten die Kämpfenden zur schrecklichsten Wut. Als der Widerstand der Bürger gebrochen war, begann das Plündern und Morden. Die rohen Soldaten, von niemand mehr in Schranken gehalten, überließen sich völlig ihren Leidenschaften. „Bürger mit ihren Frauen, Knaben und Mädchen, jung und alt“, so erzählt Gindely, „alles wurde erbarmungslos von dem Sieger hingeschlachtet. Ein Teil der Bürger gedachte dieses Los nicht erst abzuwarten und war entschlossen, lieber unter den Trümmern ihrer Stadt zu Grunde zu gehen, als die drohende Knechtschaft zu ertragen. Sie hatten sich schon seit mehr als acht Tagen auf die Katastrophe vorbereitet, in Bußkleidern die Kirchen besucht und ähnliche fromme Übungen mitgemacht; nun, als die letzte Stunde gekommen war, waren sie entschlossen, das Beispiel von La Rochelle zu überbieten und den Untergang der Heimat nicht zu überleben. Ihren Entschluß führten sie aus, als der Feind nicht mehr abzuhalten war und man die Gewißheit hatte, daß Falkenberg gefallen sei. An mehr als zwölf Orten zugleich wurde die Stadt in Brand gesteckt, die nun bis auf den Dom und etwa 50 Häuser in Schutt und Asche zusammensank.“ Jene Häuser waren armselige Fischerhütten; außerdem blieb

auch das Liebfrauenkloster verschont. Ein großer Teil der Einwohner erstickte in den Kellern oder verbrannte, und am Ende der Greuel waren von den 36000 Menschen, die vorher die Stadt erfüllten, nur noch wenige Tausende übrig. Im Dom, der sofort für den katholischen Gottesdienst neu geweiht wurde, ließ der Sieger ein Tedeum anstimmen.

Magdeburg schien vernichtet; aber seine Lebenskraft war unverwüstlich, und wie ein Phönix erstand es wieder aus der Asche.



Magdeburg zur Zeit der Belagerung im Jahre 1631.

Die Schlacht bei Torgau. Die Festungen Torgau und Wittenberg waren im Siebenjährigen Kriege wiederholt der Gegenstand des Kampfes zwischen Friedrich dem Großen und seinen Gegnern. Sie waren der Schlüssel zu Sachsen, und ihrer suchte sich daher jede Partei zu bemächtigen, um in diesem so recht in der Mitte zwischen den verschiedenen Kriegsschauplätzen gelegenen Lande die Winterquartiere nehmen zu können.

So war es bei herannahendem Winter auch im Jahre 1760. Der österreichische Feldherr Daun hatte auf den Siptitzer Höhen, welche sich westlich von Torgau hinziehen, eine sehr feste Stellung eingenommen und schon sein Lager bezogen. Zugleich schickten sich die Russen an, ihre Quartiere in der Mark zu nehmen. Für Friedrich lag die Gefahr nahe, von der Verbindung mit Schlesien, Pommern und Berlin abgeschnitten zu werden; wenn das eintrat, so mußte

seine Armee durch den Mangel an Zufuhren in die schlimmste Lage geraten. Da entschloß er sich, auf eine Karte alles zu setzen: Daun mußte von Torgau vertrieben werden, dann konnte Friedrich mit seiner Armee den Winter wieder in Sachsen zubringen.

Der 3. November wurde zur Ausführung des Planes bestimmt. Friedrich wollte mit der Hauptarmee die Stellung des Feindes umgehen und ihm in den Rücken fallen, Zieten dagegen sollte ihn mit der übrigen Armee von vorn im Schach halten und ihm womöglich zuletzt, wenn Friedrich ihn geworfen haben würde, in den Rücken fallen und ihn vernichten.

Friedrich mußte mit seinem Heere einige Stunden durch die waldige Heide marschieren, welche westlich von Torgau sich ausdehnt, und langte erst gegen Mittag am Saume des Waldes gegenüber der feindlichen Stellung an. Da hörte er plötzlich an der entgegengesetzten Seite des österreichischen Lagers Kanonendonner, der immer stärker wurde. Er glaubte daher nicht anders, als Zieten habe die Schlacht bereits begonnen und sie sei auf jener Seite in vollem Gange, während doch Zieten nur auf eine vorgeschobene Abteilung gestoßen war und sich dabei genötigt gesehen hatte, die Artillerie zu gebrauchen. Um Zieten Erleichterung zu verschaffen, entschloß sich der König zum sofortigen Angriff, obgleich er noch nicht seine ganze Armee beisammen hatte und namentlich die Kavallerie durch den Wald zurückgehalten worden war. Doch Daun war von seinen Bewegungen unterrichtet und hatte seine Maßregeln danach getroffen. Als sich nun die preußischen Truppen anschickten, die Höhen zu erstürmen, wurden sie von einer furchtbaren Kanonade empfangen; Hunderte von Feuerschlünden spieen Tod und Verderben auf sie, reihenweise wurden die Grenadiere hingestreckt, die übrigen mußten sich zurückziehen. Unterdes waren neue Truppen angekommen, und diese drangen jetzt vor; aber ein neues, noch schrecklicheres Kanonenfeuer begann, so daß selbst der König zu einem seiner Adjutanten sagte: „Hat Er je eine stärkere Kanonade gehört? ich niemals!“ Endlich gelang es den Preußen, den Verhau, welchen die Österreicher an dieser Seite errichtet hatten, zu übersteigen und sich hier zu behaupten; aber da kam schließlich österreichische Reiterei und trieb sie abermals zurück. Die Reihen Friedrichs waren furchtbar gelichtet, ihr Mut aber noch nicht gebrochen. Zum drittenmal ging es gegen die Höhen, und ein neuer fürchterlicher Kampf entspann sich. Dem Könige wurden zwei Pferde unter dem Leibe erschossen, und ihn selbst traf eine Kugel. Er sank bewußtlos vom Pferde, und Schrecken ergriff die Seinen. Aber bald kam er wieder zu sich; die Kugel hatte die Brust nur gestreift und ihm den Atem benommen, die von ihr verursachte Wunde war nicht gefährlich.

Der Kampf wogte hin und her, aber zuletzt mußten die Preußen doch wieder zurückweichen. Die hereinbrechende Nacht hinderte die Fortsetzung, und Friedrichs Armee zog sich vom Schlachtfelde zurück. Friedrich selbst begab sich nach dem Dorfe Elsnig, und da alle Häuser voll von Verwundeten waren, nahm er sein Quartier in der Kirche. Er hatte noch nicht alle Hoffnungen verloren; der Feind, meinte er, habe auch große Verluste erlitten, und da Zieten noch in seinem Rücken stehe, werde er nicht wagen, seine Stellung zu behaupten. Des Königs Umgebung teilte diese günstige Anschauung nicht, und es vergingen einige Stunden in dumpfem Schweigen. Da kam plötzlich ein Bote von Zieten und brachte die Nachricht von dem noch in später Abendstunde erfochtenen Siege.

Zieten hatte, dem Befehle des Königs folgend, den Tag über unthätig in seiner Stellung verharrt; als aber der Abend herankam, ohne daß seine Armee zur Thätigkeit gelangt war, erkannte er, daß des Königs Angriff mißglückt sein müsse, und suchte nun bei einbrechender Dunkelheit noch einen Schlag auszuführen. Bald hatte er eine schwache Stelle des Feindes erspäht, und schnell wandte er sich gegen diese. Ein brennendes Dorf, das die abziehenden Österreicher in Brand gesteckt hatten, leuchtete ihm bei seinem Werke, und in kurzer Zeit hatte er den Feind aus seiner Stellung verdrängt. Daun, der ebenfalls verwundet war und sich nach Torgau hatte bringen lassen, hatte die Siegesbotschaft zu früh abgeschickt; er gab nun seinem Heere den Befehl zum Rückzug auf das linke Ufer der Elbe. —

Die bange Stimmung, die in der Kirche zu Elsnig alle Gemüter bisher umfangen gehalten hatte, verwandelte sich beim Eintreffen von Zietens Botschaft in lauten Jubel; Friedrich aber schrieb auf den Stufen des Altars seine Befehle für den nächsten Tag nieder. Als er in der Frühe über das Schlachtfeld ritt, fand er es vom Feinde verlassen; wieder war ihm Sachsen als Winterquartier gesichert, und er selbst nahm seinen Aufenthalt in Leipzig.

Schill und seine Schar (Dodendorf und Dömitz). Während die Gegenden an der Elbe von der Stelle an, wo sie ins Tiefland eintritt, in den deutschen Religionskriegen und im Siebenjährigen Kriege die Schauplätze heftiger Kämpfe waren, sind sie in den Kriegen der Napoleonischen Zeit von den Drangsalen, welche große Entscheidungsschlachten mit sich bringen, verschont geblieben; aber dafür haben sich hier in jener Zeit Episoden aus dem Festungs- und dem Kleinkriege abgespielt.

Das schmachvollste Ereignis dieser Zeit war die Übergabe Magdeburgs, dieses preußischen Bollwerks, an die Franzosen. Nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt, als der alte preußische Staat zusammenbrach und überall Mutlosigkeit herrschte, wurde die starke Festung, die mit 24000 Mann Besatzung, 600 Geschützen, Munition und Proviant in reichlicher Fülle versehen war, ohne einen Schwertstreich dem französischen Marschall Ney übergeben, der mit seinem schwachen Heere nicht im stande gewesen wäre, eine erfolgreiche Belagerung zu unternehmen. Die einzige Erklärung, wenn auch nicht Entschuldigung dieser Feigheit ist, daß ein 73jähriger Invalide, der Gouverneur Graf Kleist, und der älteste von neunzehn Generalen, Graf Wartensleben, die Kapitulation unterschrieben. Im Tilsiter Frieden mußte Magdeburg an Napoleon abgetreten werden, der es zum Königreiche Westfalen schlug. So blieben die Franzosen, die als Bundesgenossen Sachsens auch Wittenberg und Torgau in ihren Händen hatten, Herren der Elbe, bis nach der Schlacht bei Leipzig Napoleon mit seinen Heeren den deutschen Boden räumen mußte. Aber wie in vielen andern Festungen, so waren auch in den drei Elbefestungen französische Besatzungen zurückgeblieben. Die Festungen wurden belagert und am Ende des Jahres 1813 oder zu Anfang des Jahres 1814 genommen oder mußten kapitulieren. Bei ihrer Belagerung und Einnahme zeichnete sich der preußische General Graf Tauentzien rühmlich aus, der auch später infolge seiner Erstürmung Wittenbergs in der Nacht vom 13. zum 14. Januar 1813 den Ehrennamen „von Wittenberg“ erhielt.

In die Zeit zwischen Magdeburgs Übergabe und Wiedergewinnung, nämlich ins Jahr 1809, fallen die Streifzüge des Majors **Ferdinand von Schill**. Es brach die Morgenröte der deutschen Freiheit an. In den edelsten Kreisen der Nation entzündete sich an dem Gefühl der Schmach und an dem Zorn über Deutschlands Entehrung die Begeisterung für die Befreiung vom Joche Napoleons, und als Frucht derselben reifte die mutige That. Alle diese Unternehmungen mögen heute, vom Standpunkte kühler Berechnung betrachtet, unbedachtsam erscheinen, weil sie mit unzulänglichen Mitteln gegen einen übermächtigen Feind unternommen wurden; damals aber wurden sie mit freudiger Spannung oder tiefer Trauer von allen Patrioten verfolgt.

An die Unternehmungen des preußischen Offiziers von Katt und des westfälischen Obersten von Dörnberg, von denen sich jener der Festung Magdeburg, dieser des Königs Jerome bemächtigen wollte, schließen sich die Züge Schills. Er hatte sich schon 1807 als Dragonerleutnant bei der Verteidigung Kolbergs ausgezeichnet und war daher in Berlin, wohin er bald darauf als Major und Inhaber eines neuen Husarenregiments versetzt worden war, der Gegenstand allgemeiner Bewunderung und Verehrung. Als nun 1809 falsche Gerüchte von österreichischen Siegen über Napoleon eintrafen, glaubte er eine allgemeine Volkserhebung zur Abschüttelung der französischen Herrschaft hervorrufen zu können. Mit seiner kleinen Schar streifte er in den Elbegegenden umher, und das Glück begünstigte ihn.

Am 5. Mai traf er bei **Dodendorf**, südlich von Magdeburg und westnordwestlich von Schönebeck gelegen, mit einer französischen Abteilung zusammen, und es gelang ihm auch, dieselbe zu besiegen; zehn Tage später, am 15. Mai, erstürmte er die kleine mecklenburgische Festung **Dömitz** auf dem rechten Elbufer. Aber die gehoffte allgemeine Erhebung des Volkes blieb aus; denn zu sehr lähmte die Furcht vor dem gewaltigen Corsen noch die Thatkraft, zumal die Gerüchte von den österreichischen Siegen sich nicht bestätigten und auch der König das Unternehmen mißbilligte. Schills Heldentod in Stralsund am 31. Mai rettete ihn vor der Gefangennahme und Erschießung durch die Franzosen, dem Schicksale seiner Kameraden.

General York bei Wartenburg. Als das große Kriegsdrama, dessen Schauplatz in der zweiten Hälfte des Jahres 1813 das mittlere Deutschland war, sich allmählich zur Hauptkatastrophe zuspitzte, erlangte die Elbe bei Wittenberg noch einmal große Bedeutung. Blücher hatte am 26. August an der Katzbach gesiegt, der Zug des Marschalls Ney gegen Berlin war durch Bülows Sieg bei Dennewitz am 6. September vereitelt worden; daher beschloß Blücher, sobald als möglich die Elbe zu überschreiten, und dazu wurde die Gegend von Wittenberg gewählt. Ostsüdöstlich von der Stadt mündet von rechts die Schwarze Elster in den Strom, der hier, nachdem er kurz vorher fast gerade nach Norden gegangen ist, einen Bogen nach Osten und bald darauf einen nach Süden macht. Das Land, welches hier von der Elbe auf dem linken Ufer beinahe eingeschlossen wird, besteht aus Weidendickichten und morastigen Wiesen, zwischen denen sich tote Elbarme und Dämme hinziehen. Auf dem rechten Ufer liegt das Dorf **Elster**, auf dem linken **Wartenburg**.

Diese Stelle wurde zum Übergange für die Schlesische Armee, die Blücher anführte, ausersehen. Bei Wartenburg stand ein französisch-württembergisches Armeekorps unter dem General Bertrand in einer sehr günstigen Stellung, in welcher ihm sehr schwer beizukommen war; aber Blücher ließ sich durch solche Schwierigkeiten nicht zurückschrecken. Am 2. Oktober wurden zwei Brücken über die Elbe geschlagen, und am 3. Oktober in der Frühe begann der Übergang. Das Korps des preußischen Generals York sollte den Anfang machen und Bertrand aus Wartenburg vertreiben.



General York bei Wartenburg.

York überzeugte sich bald, daß ein Angriff auf die Front von Wartenburg unausführbar sei, während durch eine Umgehung der rechten Flanke des Feindes über das südlich gelegene Dorf Bleddin derselbe an der einzig zugänglichen Seite gefaßt werden könnte. Daher sollte die Stellung vor Wartenburg zwar festgehalten werden, der Hauptschlag aber im Süden gegen Bleddin geschehen. Letztere Aufgabe fiel dem Prinzen von Mecklenburg zu. Sie zu lösen war außerordentlich schwierig, denn der Prinz stieß auf hartnäckigen Widerstand und konnte infolge der Bodenbeschaffenheit seine Reiterei und seine Kanonen nur schwer vorwärts bringen. Während des unaufhörlichen feindlichen Kartätschen- und Granatenfeuers mußten Faschinen gehauen und gebunden und aus ihnen ein Damm durch den Sumpf hergestellt werden, über welchen nun auch Geschütz und Reiterei vordringen konnten. Der Feind wurde auf Bleddin zurückgedrängt und mußte endlich auch dieses Dorf räumen.

Unterdes wurde auch bei Wartenburg tapfer gekämpft. Die preußischen Bataillone waren hier dem heftigsten Gewehr- und Geschützfeuer ausgesetzt und litten furchtbar darunter; so brachte das erste Bataillon des 2. ostpreußischen Regiments, nachdem es sechs Stunden im Feuer gewesen war, außer seiner Fahne und einem einzigen, noch dazu verwundeten Offizier wenig mehr als 60 Mann aus dem Gefechte zurück.

Der entscheidende Angriff erfolgte durch die Brigade Horn, die bei den Dämmen und Sümpfen kämpfte, welche Wartenburg in der Front deckten, und sich gegen den schmalen Damm wendete, der zwischen einem toten Elbarm und einem Sumpfe auf Wartenburg zuführt.

„Das Schießen der Preußen war hier von wenig Wirkung, dagegen litten sie bedeutend unter dem gedeckten Feuer der Gegner. York, der sich hier befand, befahl zu stürmen. Der tapfere Horn führte an der Spitze des zweiten Bataillons vom Leibregiment seine Truppen persönlich zum Sturme vor. Die erste Kugel aus einer feindlichen Batterie, die den Damm deckte, traf sein Pferd, das tot unter ihm zusammenstürzte. Rasch rafft er sich auf, ergreift zugleich das Gewehr eines totgeschossenen Soldaten und ruft seiner Mannschaft zu: „Ein Hundsfott, der schießt!"

„So eilte er, durch einen Morast hindurchwatend, seinen Leuten voran, das ganze Bataillon folgt ihm mit gefälltem Bajonett nach. Die feindliche Batterie speit einen Kartätschenhagel gegen das Bataillon und schmettert ganze Rotten nieder; neun Offiziere werden verwundet, aber Horn selbst bleibt unversehrt und dringt zuerst in Wartenburg ein. Die Löwenberger Landwehr, das erste Bataillon des Leibregiments waren mit gleichem Nachdruck gefolgt, ein paar andre Landwehrbataillone wateten gleichfalls bis an den Gürtel durch das Wasser und drangen auf das Dorf los."

Nach einem letzten hartnäckigen Kampfe wich der Feind zurück und seine Niederlage war nunmehr unaufhaltsam. Gegen 1000 Gefangene, 11 Geschütze und 70 Munitions- und andre Wagen fielen den Siegern in die Hände, die allerdings gegen 2000 Mann verloren hatten.

York, der sonst nicht verschwenderisch mit seiner Anerkennung umging, war am Ende des Tages voll des Lobes über seine Truppen, und als das zweite Bataillon des Leibregiments, welches zuerst den Damm von Wartenburg gestürmt hatte, nach dem Gefechte vor ihm defilierte, nahm er den Hut ab und blieb entblößten Hauptes, solange es vorbeimarschierte; er selbst aber erhielt später nach diesem Gefechte den Namen „York von Wartenburg".



Schloß und Dom zu Merseburg.

Die große Schlachtebene an der Elster und Pleiße.

Die Ungarnschlacht bei Merseburg. — Heinrich IV. und Rudolf von Schwaben in der Schlacht an der Elster. — General Seydlitz bei Roßbach. — Die Schlacht bei Breitenfeld (Gustav Adolf und Tilly). — Die Gustav-Adolf-Schlacht. — Torstenson in der Schlacht bei Leipzig. — Die preußischen Garden bei Großgörschen. — König Murat bei Liebertwolkwitz. — Die große Völkerschlacht bei Leipzig.

Die Ungarnschlacht bei Merseburg. Der neunjährige Waffenstillstand, den der deutsche König Heinrich I. 924 mit den Ungarn oder Magyaren gegen das Versprechen eines jährlich zu entrichtenden Tributs abgeschlossen hatte, nahte sich im Jahre 933 seinem Ende. Heinrich war nicht gewillt, den Tribut zu bezahlen, sondern er wollte es auf einen Entscheidungskampf ankommen lassen. Zuvor unterließ er aber nicht, sich der Hilfe seiner Deutschen zu versichern. Er berief sie daher zu einer großen Versammlung, wies sie auf alles hin, was ihnen bis jetzt mit Gottes Hilfe gelungen sei, und forderte sie auf, sich auch gegen diesen allgemeinen Feind standhaft zu zeigen. „Bisher haben wir“, rief er ihnen zu, „alles hingegeben, was uns gehört, um die Feinde zu bereichern; sollen wir denn nun auch die Kirchen plündern und das hingeben, was zur Ehre Gottes bestimmt ist, um einen schimpflichen Frieden von den Feinden Gottes zu erkaufen? Wollen wir nicht vielmehr, wie es Deutschen ziemt, fest vertrauen, daß der uns erlösen wird, der in Wahrheit unser Herr und unser Erlöser ist?“ — Da gelobte das Volk einmütig mit erhobenen Händen, zum Streite auszuziehen.

Mit Ruhe sah nun Heinrich der Ankunft der ungarischen Gesandtschaft entgegen, die alljährlich eintraf, den Tribut abzuholen. Diesmal aber verweigerte ihn der König; die Gesandten eilten nach Hause, und bald fielen zwei

Magyarenheere in Deutschland ein. Mit dem einen nahmen es die Sachsen und Thüringer auf, dem größeren aber stellte sich Heinrich selbst entgegen.

Als die Ungarn erfuhren, daß Heinrich heranrücke, zündeten sie nach ihrer Gewohnheit große Feuer an, um durch die Flammen und den Rauch die Haufen, die sich zum Plündern zerstreut hatten, zum Kampfe herbeizurufen. Am folgenden Morgen zog ihnen Heinrich mit seinem in Schlachtordnung aufgestellten Heere entgegen. Er erinnerte die Seinen an all das Unrecht und die Gewaltthaten, die ihnen von den Ungarn widerfahren seien, und an die Greuel, welche dem Lande bevorständen, wenn sie geschlagen würden; er ermunterte sie, sich für ihre erschlagenen oder als Knechte weggeführten Söhne und Brüder zu rächen. Mit der heiligen Lanze in der Hand, flog er von einem Haufen zum andern, um die Scharen anzufeuern, und vor ihm her schwebte das Hauptbanner des Reiches, der Engel genannt, weil es mit dem Zeichen des Erzengels Michael geschmückt war. Der Mut war entflammt, und mit Ungeduld erwarteten sie den Beginn der Schlacht.

Um die Magyaren bis an sein Hauptheer heranzulocken, schickte Heinrich einen beinahe unbewaffneten Haufen von Thüringern mit wenig geharnischten Reitern voraus. Alsbald wandten sich die Feinde gegen diese und folgten ihnen bis an die Stellung der Deutschen. Rasch stürmten diese auf die Magyaren ein, welche durch den unerwarteten Angriff so überrascht waren, daß sie es kaum zu einer ordentlichen Schlacht kommen ließen, so schnell wandten sie sich zur Flucht. Aber gar viele von ihnen wurden noch eingeholt und von den erbitterten Deutschen dem Tode geweiht oder gefangen genommen. Ihr ganzes Lager mit den zusammengeraubten Schätzen war eine Beute der Sieger, die sich aber noch mehr über die Befreiung der wehrlosen Gefangenen freuten, welche der grausame Feind überall zusammengetrieben hatte, um sie als Sklaven mit nach Hause zu nehmen. Am Ende der Schlacht fiel Heinrich mit seinem ganzen Heere auf die Kniee und dankte Gott für den Sieg über einen Feind, vor welchem Deutschland so lange gezittert hatte. Von der Beute stattete er das Kloster Quedlinburg aus, und die Summe, die bisher alljährlich als Tribut an die Magyaren hatte entrichtet werden müssen, bestimmte er für den Dienst der Kirche und zu Almosen.

Dieser Sieg Heinrichs über die Ungarn im Jahre 933 wird gewöhnlich die Schlacht bei Merseburg genannt, ohne daß indes genau die Stelle angegeben werden kann, wo er erfochten wurde. Die alten Geschichtschreiber nennen einen Ort Riade als den Schauplatz des Kampfes, ohne jedoch seine Lage zu bestimmen. Gewöhnlich wird das Dorf Keuschberg bei der Saline Dürrenberg, südöstlich von Merseburg, in der Mitte zwischen dieser Stadt und Lützen gelegen, als der Platz dieses alten Riade angesehen; heute noch wird dort eine bestimmte Stelle als das Schlachtfeld bezeichnet, und alljährlich verliest der Geistliche an einem gewissen Sonntage von der Kanzel herab den alten Bericht von der Geschichte dieser Schlacht. Doch gibt es dafür keine sicheren Beweise, und viele halten das Dorf Ritteburg, welches westlich von Merseburg nicht weit von Artern an der Mündung der Helme in die Unstrut liegt, für den Ort, bei welchem die Schlacht stattfand. Wie dem auch sei, so ist doch sicher, daß Heinrich den Übermut der Magyaren derart brach, daß sie die Wiederkehr vergaßen und Deutschland längere Zeit auf ihren Raubzügen mieden.

Heinrich IV. und Rudolf von Schwaben in der Schlacht an der Elster.

Die alte Stadt Merseburg an der Saale, einst der Lieblingssitz deutscher Kaiser, erinnert durch ein Grabmal im Dome an den letzten Kampf zwischen Heinrich IV. und Rudolf von Schwaben, der in dem Gebiete von Merseburg ausgefochten wurde.

Rudolf von Schwaben war im Jahre 1077 auf dem Reichstage zu Forchheim an der Regnitz in Bayern von den deutschen Fürsten an Stelle Heinrichs IV., der seiner Würde für verlustig erklärt wurde, zum König der Deutschen erwählt worden. Doch Heinrich eilte aus Italien herbei, fand bei vielen fränkischen, rheinischen und burgundischen Städten Beistand und überzog seinen Gegenkönig mit Krieg. In zwei Schlachten, bei Mellrichstadt im nördlichsten Bayern und bei Flarchheim unweit Mühlhausen, blieb der Sieg unentschieden. Zum drittenmal trafen die Gegner im Jahre 1080 aufeinander, und zwar im südlichsten Winkel der Tieflandsbucht, die sich an der Elster und Saale aufwärts ins Bergland hineinzieht. Hohenmölsen, zwischen Zeitz und Merseburg und ungefähr in der Mitte zwischen Elster und Saale gelegen, wird als der Ort genannt, wo diese Schlacht stattfand, die meistens als die Schlacht an der Elster bezeichnet wird.

Beide Gegner setzten alle ihre Kräfte ein, doch trug zuletzt Rudolf durch die Feldherrnkunst Ottos von Nordheim den Sieg davon, der ihm jedoch nichts nützte. Er verlor durch einen Schwerthieb seine rechte Hand, und bekam mit einer Lanze einen tödlichen Stich in den Unterleib. Nach einer späteren, nicht verbürgten Erzählung hatte ihm die letztere Wunde der lothringische Ritter Gottfried von Bouillon, der spätere Kreuzfahrer, mit der Spitze der Reichsfahne beigebracht. In Merseburg, wohin Rudolf gebracht wurde, erlag er seiner Wunde. Als es zum Sterben kam, hob er, wie erzählt wird, mit der linken Hand die abgehauene rechte in die Höhe und rief aus: „Das war die Hand, mit der ich meinem Könige Treue geschworen habe!“

Im Dome zu Merseburg, einem meist gotischen, aber in seinen älteren Teilen romanischen Bauwerke, ist heute noch sein Grab im Hohen Chor zu sehen. Es wird von einer ehernen Platte bedeckt, auf welcher Rudolf mit Zepter und Reichsapfel dargestellt ist. In einer Seitenkapelle wird in einem Kasten unter Glas die mumienartig aussehende Hand Rudolfs aufbewahrt. —

Neben dem Dome erinnert vor dem Eingange zum Schloßhofe ein seltsames lebendiges Denkmal an alte Zeiten. Es ist das ein schöner, stattlicher Rabe, der immer dort gefangen gehalten wird zum Andenken an eine Sage, nach welcher einst die diebische Eigenschaft eines Raben einem Unschuldigen das Leben kostete. Der um die Mitte des 15. Jahrhunderts lebende merseburgische Bischof Thilo von Trotha — so erzählte die Sage — war ein sehr jähzorniger Herr und hatte sich in seiner Leidenschaft schon zu mancher blutigen Gewaltthat gegen seine Untergebenen hinreißen lassen. Oft hatte ihn der Bischof von Meißen in väterlicher Weise ermahnt und ihm zuletzt gleichsam zu stündlicher Erinnerung einen kostbaren Siegelring geschenkt. Eines Tages verschwand derselbe auf eine unerklärliche Weise. Auf die beiden, die in seiner nächsten Umgebung waren, nämlich auf den Kammerdiener und den Jäger, mochte der Bischof seinen Verdacht nicht lenken, denn alle beide schätzte er als treue Diener. Aber der Jäger war dem Kammerdiener feindlich gesinnt und suchte diesen zu verderben. Er wußte durch geheimnisvolle Andeutungen und wohlberechnete Einflüsterungen

den Verdacht seines Herrn auf seinen Genossen zu lenken. Da regte sich im Bischof der alte Jähzorn wieder, und nach kurzem Prozesse wurde der Kammerdiener ungeachtet der Beteuerung seiner Unschuld hingerichtet. Nicht lange danach wurde die Spitze des Turms beschädigt, und der Schaden mußte ausgebessert werden. Da fand man das Nest des Raben, der bei dem Bischof frei aus- und einging, und darin neben andern Kostbarkeiten den vermißten Ring.

So kam die Unschuld des Kammerdieners an den Tag, jedoch für ihn zu spät. Der Rabe aber wurde fortan in einem Käfig gefangen gehalten, und ein andrer kam an seine Stelle, sobald der alte gestorben war. Diese Sitte ist bis auf den heutigen Tag beibehalten worden. Als Sühne dafür, daß ihn wieder der Jähzorn übermannt, nahm der Bischof in sein Wappen einen Raben auf, der einen Siegelring im Schnabel trägt, darüber einen Fuchs, das Symbol der List des ränkesüchtigen Jägers, und eine Figur mit gerungenen Armen, den um Gnade flehenden unschuldigen Kammerdiener andeutend.

General Seydlitz bei Roßbach. Kein Sieg Friedrichs des Großen hat ihm bei Freund und Feind mehr Ruhm gebracht als der bei Roßbach, einem Dorfe südwestlich von Merseburg und nordwestlich von Weißenfels, das in der fruchtbaren, kaum merklich wellenförmigen Ebene auf der linken Seite der Saale liegt.

Friedrich war aus der Lausitz nach Thüringen geeilt, wo die französische Armee unter dem Prinzen Soubise und die Reichsarmee standen. Er wollte die Gegner abhalten, in Sachsen Quartier zu nehmen, und suchte ihnen daher eine Schlacht aufzuzwingen. Aber sie wichen einer solchen klüglich aus, und die Zeit verging mit nutzlosem Hin- und Herziehen. Schon wollte Friedrich wieder nach Schlesien gehen, wo seine Heere hart bedrängt wurden, da erhielt er die Nachricht, daß die feindliche Armee endlich aufgebrochen sei und sich Leipzig nähere. Jetzt beschloß Friedrich, sich aufs neue gegen sie zu wenden, und bald standen sich die Heere in der Gegend von Roßbach gegenüber. Die vereinigte französische und Reichsarmee hatte eine so wenig günstige Stellung eingenommen, daß die preußischen Husaren ins feindliche Lager einbrachen und Pferde, ja selbst Soldaten mit fortführen konnten. Schon am 4. November wollte Friedrich den dreimal überlegenen Feind angreifen; aber dieser hatte rechtzeitig das Gefährliche seiner Stellung eingesehen und sich eine andre, sehr günstige ausgesucht. Friedrich mußte also den Angriff unterlassen und bezog ein Lager in der Nähe von Roßbach. Die Feinde jubelten ob dieser vermeintlichen Flucht des Königs, und die französischen Offiziere spotteten, sie thäten diesem „Marquis von Brandenburg“ eine hohe Ehre an, daß sie sich mit ihm überhaupt in eine Art von Krieg einließen. Ihre einzige Sorge war, er möchte ihnen entrinnen, und sie fertigten schon Eilboten nach Paris ab, welche die Gefangennahme des Königs ankündigen sollten.

Am Morgen des 5. November verließen die Feinde ihre Stellungen und zogen mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen aus, um Friedrich von allen Seiten einzuschließen und ihn durch ihre Menge zu erdrücken. Friedrich stellte sich, als ahne er die ihm drohende Gefahr gar nicht; er saß anscheinend sorglos mit seinen Generalen in Roßbach bei Tafel, und ruhig stieg der Rauch von den Kochfeuern der Soldaten in die Luft. Die Feinde waren entzückt über

die Ruhe im feindlichen Lager: aber Friedrichs Offiziere errieten seine Absicht und bereiteten im stillen alles zu einem eiligen Aufbruch vor.

Nachmittags halb 3 Uhr dünkte es Friedrich Zeit zu sein, und er gab den Befehl zum Aufbruch. Binnen einer halben Stunde war das ganze Lager abgebrochen, und die Franzosen selbst konnten einer solchen Geschwindigkeit und Genauigkeit ihre Bewunderung nicht versagen und verglichen sie mit der Verwandlung einer Operndekoration. Die Gegner beeilten ihren Marsch, denn sie fürchteten, Friedrich möchte ihnen dennoch entschlüpfen.



General Friedrich Wilhelm von Seydlitz bei Roßbach. Nach Menzel.

Dieser aber sandte seine Reiterei unter dem tüchtigen General Seydlitz hinter einen Hügel, der sie den Blicken der Feinde entzog, und die Kanonen pflanzte er auf einer Anhöhe auf, welche das Terrain beherrscht. Ihr Donner eröffnete die Schlacht. Durch einen sonderbaren Zufall war zwischen beiden Heeren eine Anzahl von Hasen eingeschlossen. Das Getöse der Kanonade schreckte sie auf, und einer derselben wurde vor der Front der Preußen von einer Kugel zerschmettert. „Es wird alles gut gehen“, riefen diese aus, „die Franzosen schießen einander selbst tot!“

Seydlitz hatte die Franzosen überflügelt, deren Reiterei sich plötzlich den geordneten preußischen Scharen gegenüber sah. Er ritt den Seinen weit voraus, so daß die ganze Linie ihn sehen konnte, warf dann zum Zeichen des Angriffs seine Tabakspfeife in die Luft, und ehe sich der Feind in Schlachtordnung aufzustellen vermochte, stürmten Seydlitz' Reiter auf ihn ein. Im Nu befand er sich in voller Flucht. Ein Hohlweg hemmte diese und lieferte den Preußen eine große Menge von Gefangenen in die Hände; die übrigen sammelten sich erst an der Unstrut. Seydlitz war jetzt in den Rücken der feindlichen Infanterie gekommen, und bald wurde diese von demselben Schicksal ereilt wie die Reiterei. Friedrich ließ sie von seiner Artillerie angreifen, und auch sie hatte gar nicht Zeit, ihre Linien zu entwickeln. Furchtbar wütete daher in ihren tiefen Reihen das preußische Kartätschenfeuer, und in kurzer Zeit war auch hier alles in wilder Flucht begriffen; die Schlacht war schon entschieden, ehe sie noch recht in Gang gekommen war. Die Reichsarmee war gar nicht einmal in den Kampf eingetreten, sondern hatte das Gefecht gleich mit der Flucht begonnen. Dieses bunt zusammengewürfelte Heer ohne Disziplin und ohne ein tüchtiges Offizierkorps wurde von jenem Tage an ein Gespött des Volkes, welches dasselbe nur als die „Reißausarmee" bezeichnete. Um die französische Armee wäre es geschehen gewesen, wenn nicht die einbrechende Nacht der Verfolgung ein Ende gemacht hätte. Von 22000 Preußen waren nur 165 Mann getötet und 376 verwundet, während der 64000 Mann starke Feind 6—700 Tote, mehr als 2000 Verwundete, über 5000 Gefangene und außerdem eine große Menge von Geschützen, Fahnen, Standarten und den größten Teil des Gepäcks verloren hatte. In ganz Deutschland hallte der Jubel über diese Schlacht wieder, und in ganz Europa blickte man mit Bewunderung auf den Sieger.

Ostnordöstlich von Roßbach, zwischen den Dörfern Lunstädt, Großkayna und Reichardswerben, erhalten zwei Denkmäler das Andenken an diesen glorreichen Sieg lebendig. Das erste erhebt sich auf einem künstlichen Hügel in der Mitte eines von dichtem Gesträuch umgebenen Stück Feldes als eine eiserne dreiseitige Säule. Zum erstenmal wurde an dieser Stelle am 15. Februar 1766 ein Denkmal errichtet von der Nachbargemeinde Reichardswerben; als aber Napoleon 1806 nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt auf seinem Wege nach Halle dort vorbeizog und es bemerkte, ließ er es abbrechen, nach Paris bringen und dort in die Seine versenken. Dafür ward 1813 nach der Völkerschlacht bei Leipzig von preußischen Kriegern des dritten Armeekorps, die ebenfalls auf dem Marsche hier vorbeizogen, das heutige einfache Denkmal aufgestellt. Das zweite Denkmal nimmt die Mitte eines noch größeren, von einem lebendigen Zaune umgebenen Feldstückes ein, und neben ihm beherbergt ein Häuschen einen Invaliden, der das Denkmal bewacht und pflegt. Friedrich Wilhelm IV. sorgte für die Herstellung des Denkmals, das 1860 enthüllt wurde. Es ist von höherem künstlerischen Werte als die übrigen Denkmäler auf der großen Schlachtebene an der Saale und Elster. Das vertiefte Feld einer beinahe quadratischen Mauer enthält ein großes Relief. Auf einem feurigen Rosse stürmt die geflügelte Siegesgöttin dahin mit fliegendem Gewande, in der einen Hand die Fahne, in der andern den Lorbeerkranz emporhaltend, und zu Füßen des Rosses liegt ein toter französischer Krieger hingestreckt. Hagen hieß der Künstler, welcher das Denkmal entwarf, und Stürmer derjenige, welcher es ausführte.

Die Schlacht bei Breitenfeld (Gustav Adolf und Tilly). Am 4. Juli 1630 betrat der Schwedenkönig Gustav Adolf, „der arktische Löwe“, mit seinem Heere an der Spitze der Insel Usedom den Boden Deutschlands, um seine protestantischen Glaubensgenossen vor der Vernichtung zu schützen und zugleich der Ausbreitung der habsburgischen Macht bis an die Küste der Ostsee, welche Schweden als sein Domäne betrachtete, einen Damm entgegenzusetzen. Er säuberte Norddeutschland von den kaiserlichen Truppen und wurde überall von dem Volke als der Erretter aus höchster Not mit Freuden begrüßt.

Weniger vertrauensvoll kamen ihm die Fürsten der beiden wichtigsten protestantischen Länder, Brandenburgs und Sachsens, entgegen; erst nach dem Falle Magdeburgs ließen diese sich zu einem Bündnisse mit ihm herbei. Der Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen wollte sich anfangs neutral halten, und als dies nicht mehr möglich war, schwankte er lange, auf wessen Seite er sich wenden solle, bis ihm der kaiserlich-ligistische Feldherr Tilly die Entscheidung erleichterte. Dieser fiel nämlich in die sächsischen Länder ein und suchte sie mit Rauben, Plündern und Brennen heim, als wären sie feindliches Gebiet. Jetzt entschloß sich Johann Georg zum Bündnis mit Gustav Adolf; beide vereinigten ihre Heere und zogen Tilly entgegen.

Bei dem Dorfe Breitenfeld, nördlich von Leipzig, trafen die beiden Heere am 17. September 1631 aufeinander. Es war das erste Mal, daß schwedische und kaiserliche Truppen in einer Hauptschlacht ihre Kräfte maßen. Die Schweden und Sachsen zählten zusammen 47 000 Mann, Tilly hatte einige Tausend weniger, dafür aber die Vorteile einer besseren Stellung auf den Anhöhen und die Windrichtung. Aber diese gingen ihm bald verloren, und zwar hauptsächlich durch die Schuld seines Reitergenerals, des ungestümen Pappenheim. Mit dem linken Flügel, den er befehligte, unternahm er einen seiner stürmischen Angriffe auf die ihm gegenüberstehende schwedische Abteilung, ließ sich aber in seinem Eifer zu weit fortreißen und wurde bald von Gustav Adolf, der an dieser Stelle die Schlacht leitete, dermaßen bedrängt, daß er Tilly dringend um Hilfe bat. Dieser mußte daher endlich seine günstige Stellung verlassen, und nun begann nachmittags zwischen 1 und 2 Uhr mit „großer Furie“ die eigentliche Schlacht.

Tilly stieß zuerst mit den sächsischen Truppen zusammen. Er schickte einige Kürassierregimenter vor, die mit solcher Wucht auf die Sachsen fielen, daß diese sich bald zur Flucht wandten und sich erst in Eilenburg wieder sammeln konnten. Der Kurfürst hatte vergebens versucht, die fliehenden Scharen zurückzuhalten; er war nach kurzer Zeit selbst von dem Getümmel mit fortgerissen worden. Nur eine sächsische Abteilung unter dem General Arnim hielt den ganzen Tag wacker stand.

Die Kaiserlichen jagten über eine Stunde Wegs hinter den fliehenden Sachsen her; aber gerade das benutzte der Schwedenkönig, um einen Angriff auf sie auszuführen. Jetzt entbrannte ein furchtbar heftiger Kampf, in welchem Mann mit Mann rang. Die Entscheidung führte der schwedische General Horn herbei, der die feindlichen Bataillone mit Todesverachtung angriff und sie endlich durchbrach und zersprengte. Tillys Heer geriet in tolle Flucht, und hätte es nicht Leipzig als Deckung gehabt und wäre nicht die Nacht hereingebrochen, die der Verfolgung ein Ende machte, so wäre es sicherlich ganz aufgerieben worden.

Zum erstenmal trat in dieser Schlacht die alte spanische Kriegskunst der neuen schwedischen gegenüber, die Gustav Adolf eingeführt hatte. Jene suchte

die Entscheidung durch die zermalmende Wucht großer Massen herbeizuführen; die Soldaten waren in großen Vierecken von mehreren tausend Mann aufgestellt, und eine schwere Bewaffnung machte diese Vierecke festen Mauern gleich. Unter solcher Massenhaftigkeit mußte aber die Beweglichkeit leiden, und diese war es gerade, welche Gustav Adolf durch seine neue Taktik erreichte. Bei dieser traten an Stelle der vollen Vierecke kleinere beweglichere Haufen, und die Tiefe der Linie wurde um mehrere Glieder verringert. Um die Leichtigkeit der Bewegung zu erhöhen, wurde auch der ungeheure Train von Packwagen und Pferden, Troßknechten und Weibern vermindert, der bis dahin den Heeren gefolgt war. Auch die Bewaffnung änderte Gustav Adolf. Statt der gewichtigen Luntengewehre, die auf eine in die Erde gesteckte Gabel gestützt werden mußten, gab er seinen Soldaten die handlichere Büchse mit dem Feuerschloß in die Hand, und das schwerfällige Fußvolk der Pikeniere ersetzte er immer mehr durch die Musketiere. Vor allem aber schuf er die Artillerie neu. Anstatt der etwa 4 m langen Rohre, denen 20 und mehr Pferde vorgespannt werden mußten, ließ er kürzere gießen und führte außerdem eine Art von kleinen eisernen Feldkanonen ein, die ein Pferd ziehen konnte. Bei Breitenfeld bestand diese neue Kriegskunst die Feuerprobe in glänzender Weise.

Auf die protestantische Welt wirkte die Nachricht von Gustav Adolfs Sieg wie der helle Sonnenschein nach vielen trüben Tagen: alles atmete erleichtert auf, schöpfte wieder neue Hoffnung und jubelte laut. Die dankbare Nachwelt aber setzte ihm am zweihundertjährigen Gedächtnistage der Schlacht inmitten der Obstbaumallee zwischen Breitenfeld und der von Leipzig nach Delitzsch führenden Straße ein Denkmal, das auf einem Steinwürfel die Inschrift trägt:

„Glaubensfreiheit für die Welt
Rettete bei Breitenfeld
Gustav Adolf, Christ und Held.“

Die Gustav-Adolf-Schlacht. Die Zeit nach der Schlacht bei Breitenfeld war für Gustav Adolf ein Triumphzug. Von Sachsen zog er durch Thüringen, über den Thüringer Wald nach Franken und weiter an den Rhein, von hier nach Franken zurück und nach dem Siege über Tilly bei Rain nach Bayern. Nach kurzem Widerstande oder freiwillig ergaben sich ihm die bedeutendsten Städte. In dieser Not nahm Kaiser Ferdinand II. seine Zuflucht wieder zu Wallenstein, und es dauerte nicht lange, so hatte dieser ein neues Heer beisammen. Nun galt es für den Schwedenkönig, auch mit dem größten Feldherrn der Katholischen den Kampf zu bestehen. Lange lagen sich die beiden großen Gegner in befestigten Lagern bei Nürnberg gegenüber. Da Gustav Adolf die Kaiserlichen nicht aus ihrem Lager hervorlocken konnte, so zog er nach Bayern ab; aber alsbald brach auch Wallenstein auf, fiel in Sachsen ein und vereinigte sich mit Pappenheim. Als der Schwedenkönig erfuhr, wohin sich Wallenstein gewendet habe, verließ auch er Süddeutschland, zog über den Thüringer Wald nach Norden und lagerte sich bei Naumburg, um hier die Ankunft der übrigen Truppen abzuwarten. Aber noch vorher verließ er diese Stellung, als er erfuhr, daß Wallenstein von Leipzig her im Anzuge sei.

Bei Lützen, einem Städtchen an der Straße von Leipzig nach Weißenfels, kam es am 16. November 1632 zur Schlacht zwischen den beiden großen

Feldherren. Östlich von Lützen hatten sich die Heere auf beiden Seiten der Straße aufgestellt. Im Norden stand Wallenstein, mit der Front nach Süden gerichtet, seinen rechten Flügel an Lützen, den linken an den Floßgraben stützend, der nordöstlich von Lützen die Straße in nördlicher Richtung schneidet; im Süden hatte Gustav Adolf seine Stellung, der seinerseits mit nördlicher Frontrichtung sich mit dem linken Flügel an Lützen und mit dem rechten an den Flußgraben lehnte.

Ein dicker Nebel bedeckte die Flur, als der Morgen anbrach. Mächtig brauste vom schwedischen Heere her unter Trompeten- und Paukenschall das protestantische Kampf- und Trostlied über die Ebene: „Eine feste Burg ist unser Gott.“ Endlich brach die Sonne durch und Gustav Adolf begann den Kampf.



Gustav Adolfs Tod bei Lützen.

Er hatte selbst die schwerste Arbeit übernommen, indem er den Floßgraben zu nehmen suchte, was ihm schließlich auch gelang. Mehrere Stunden vergingen im heftigsten Kampfe, ohne daß sich die Schlacht einer Entscheidung zuneigte; doch gewannen die Schweden immer mehr Vorteile und glaubten schon den Sieg erfochten zu haben. Da griff plötzlich Pappenheim in den Kampf ein, der mit seiner Reiterei eben von Halle eintraf, brachte die Schlacht zum Stehen und flößte den Kaiserlichen neuen Mut ein. Er selbst war seiner mutigen Schar immer voran und stürmte ohne Aufenthalt auf den Feind ein, ohne Rücksicht auf seine eigne Sicherheit. Eine Kugel traf ihn, und tödlich verwundet wurde er aus dem Gefechte getragen. In seinem Korps entstand einige Unordnung,

und das wollte Gustav Adolf benutzen. Er führte selbst ein Regiment gegen den Feind, aber der gerade wieder stärker werdende Nebel trennte ihn von den Seinigen, und er geriet mit wenigen Begleitern zwischen einen Trupp feindlicher Soldaten.

Da trifft ein Pistolenschuß sein Pferd am Halse und ein zweiter seinen linken Arm. Er bittet den Herzog Franz Albrecht von Lauenburg, ihn aus dem Kampfgetümmel zu bringen, aber in demselben Augenblicke trifft ihn ein zweiter Schuß in den Rücken, und er sinkt vom Pferde, das ihn eine Strecke in den Steigbügeln fortschleppt. Ein deutscher Page, August von Leubelfing, der allein beim Könige zurückgeblieben ist, bietet ihm sein Pferd an; aber der 18jährige Jüngling vermag den schweren Mann nicht emporzuziehen. Ein Trupp feindlicher Kürassiere kommt herzugesprengt, und als sich ihnen der König selbst zu erkennen gibt, schießt ihn der eine durch den Kopf, die andern durchbohren ihn mit ihren Säbeln und plündern dann den Leichnam bis auf den Leib aus.

Bald verbreitete sich die Kunde von dem Tode des Königs durch das schwedische Heer und entflammte es zur Wut. Unter der Führung Bernhards von Weimar und des Generals Kniphausen drang es von neuem auf den Feind ein und kämpfte bis zu einbrechender Dunkelheit fort. Es nahm die feindliche Stellung, und Wallenstein, dessen Truppen erschöpft und nicht mehr zusammenzuhalten waren, ordnete den Rückzug nach Leipzig an. Die Schlacht war unentschieden geblieben; aber da die Schweden die Nacht über das Schlachtfeld behaupteten und erst am andern Tage sich nach Weißenfels zurückzogen, schrieben sie sich den Sieg zu.

Die Leiche Gustav Adolfs wurde unter einem Haufen von Toten unweit eines großen Feldsteins gefunden, von den Hufen der Pferde fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Pappenheim erfuhr noch vor seinem Ende den Fall seines großen Gegners. Der Page, der bei dem Könige geblieben war, erlag nach fünf Tagen der Wunde, die er empfangen hatte. Die Protestanten konnten den schweren Verlust gar nicht recht fassen, und wohl deswegen entstand die Meinung, nicht eine feindliche Kugel habe den König getroffen, sondern derselbe sei durch Meuchelmord gefallen; der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg, ein wankelmütiger Mann, der bei Lützen an Gustavs Seite focht, aber vorher und nachher in kaiserlichen Diensten stand, wurde vielfach dieser That beschuldigt, ohne daß diese schwere Anklage jemals begründet worden ist.

Jener Stein, ein unregelmäßig dreieckiger Findling, war unter dem Namen „Schwedenstein" zwei Jahrhunderte hindurch die einzige Erinnerung an Gustav Adolfs Fall, bis 1832 zur 200jährigen Gedächtnisfeier über ihm ein gußeisernes Denkmal errichtet wurde. Dasselbe besteht aus einem von Säulenbündeln getragenen gotischen Baldachin, dessen Decke von Sternen durchbrochen und von Türmchen überragt ist; Bibelstellen erinnern an die Bedeutung des Denkmals. Der Schwedenstein selbst trägt die Aufschrift: „G. A. 1632."

Torstenson in der Schlacht bei Leipzig. Auf demselben Boden, wo Gustav Adolf seinen ersten großen Sieg über die Kaiserlichen davontrug, fand neun Jahre später noch einmal eine Schlacht zwischen diesen und den Schweden statt, welche zeigte, daß das Kriegsgeschick und Kriegsglück der letzteren noch seinen alten Glanz bewahrt hatte. In dieser Schlacht wurden die Schweden von

Linnard Torstenson angeführt, welcher an Stelle Banérs, der 1641 in Halberstadt starb, als Generalissimus an ihre Spitze getreten war. Er war der talentvollste Schüler Gustav Adolfs; obgleich er, von der Gicht geplagt, der Schlacht meist nur in einer Sänfte beiwohnen konnte, überraschte er doch durch die Schnelligkeit seiner Feldzüge und die Beweglichkeit seiner Schlachtpläne.

Im Frühjahr 1642 brach Torstenson aus seinen niedersächsischen Quartieren auf und rückte in Schlesien ein, um von dort aus die österreichischen Erbländer zu überfallen; aber plötzlich wich er vor den kaiserlichen Heeren, die unter Erzherzog Leopold Wilhelm und Piccolomini ihm entgegenzogen, nach Sachsen aus, traf Ende Oktober, von Torgau kommend, unerwartet vor Leipzig ein und schickte sich sofort an, die Stadt zu belagern. Doch auch die kaiserlichen Feldherren, durch die inständigen Bitten des Kurfürsten von Sachsen zur Eile angespornt, kamen bald herbei. Sobald er ihre Annäherung erfuhr, hob Torstenson die Belagerung von Leipzig auf und zog sich nach Norden zurück, um nördlich von der Stadt ihre Ankunft abzuwarten. So kam es zur Schlacht bei Leipzig oder zur zweiten Schlacht bei Breitenfeld.

Am Morgen des 2. November, eines Sonntags, standen die beiden Heere kampfbereit einander gegenüber. Die Kaiserlichen, zu denen 3000 Sachsen gestoßen waren, hatten über 26000 Mann zu verfügen, während die Schweden nur 20000 Mann stark waren. Unter dem Feldgeschrei: „Herr Jesu, hilf uns!“ zogen die Schweden, mit der Losung „Jesus Maria!“ die Kaiserlichen in den Kampf; jene hatten als Abzeichen ein Band von Stroh angelegt, die Kaiserlichen aber trugen als Erkennungszeichen ein weißes Tuch um den Arm. Nach einer furchtbaren Kanonade kam es zuerst auf dem linken kaiserlichen Flügel zum Handgemenge. Auf ihn hatten sich Stahlhantschs Reiter geworfen, und er konnte sich bei dem gewaltigen Anprall nicht halten, zumal er noch nicht vollständig geordnet war, sondern eilte bald in wilder Flucht von dannen. Die schwedische Reiterei stand jedoch von der Verfolgung ab, um das Zentrum der Kaiserlichen zu umgehen und dem rechten Flügel derselben in den Rücken zu fallen, welcher den linken schwedischen schon ein Stück zurückgedrängt hatte. Auch der rechte kaiserliche Flügel mußte bald sein Heil in der Flucht suchen, und nun konnte sich natürlich das Zentrum auch nicht länger halten. Es zog sich tapfer fechtend nach einem Wäldchen zurück, wurde aber aus diesem durch das Feuer der eignen Geschütze, welche die Schweden auf sie gerichtet hatten, ins freie Feld getrieben und mußte sich endlich nach tapferer Gegenwehr ergeben.

Schon um 10 Uhr war die Schlacht vorbei. Nur die kaiserliche Kavallerie entkam größtenteils; vom Fußvolk bedeckten 5000 tot oder verwundet das Schlachtfeld, die übrigen waren meistens gefangen. Die Artillerie nebst Munitions- und Bagagewagen, 60 Standarten und 121 Fahnen waren verloren. Doch auch die Schweden hatten schwere Verluste, die sich auf 2000 Tote und 2000 Verwundete beliefen. Erst in Böhmen sammelten sich die Kaiserlichen wieder, und hier hielt der Erzherzog Leopold Wilhelm ein strenges Strafgericht über das Heer. Das Regiment Madlo, welches zuerst geflohen war, traf die volle Schwere desselben. Es wurden ihm die Pferde genommen, die Chargierten mußten die Waffen abgeben, die Degen der Kornetts wurden zerbrochen, die Standarten zerrissen, jeder zehnte Mann durch den Strang hingerichtet und endlich auch der Oberst von Madlo nebst einigen Offizieren enthauptet.

Torstenson wandte sich nach seinem Siege über die Kaiserlichen wieder gegen Leipzig und belagerte es von neuem. Es wurde ihm vertragsweise übergeben und blieb nun bis zum Ende des Krieges in den Händen der Schweden, welche es furchtbar plagten und drückten. Bloß vom 5. Dezember 1642 bis Ende April 1644 betrugen die Kriegskosten 694383 Mark, ungerechnet die hohen Summen für gelieferte Pferde. Auch nach dem Friedensschlusse blieben die Schweden noch in Leipzig, und erst der 29. Juni 1650 brachte der Stadt den Abzug der schlimmen Gäste.

Die preußischen Garden bei Großgörschen. In der großen Ebene westlich von Leipzig begann die Reihe der Schlachten des Jahres 1813, durch welche Napoleon versuchte, die Stellung unter den europäischen Mächten, die er sich durch seine bisherigen Kämpfe errungen hatte und die durch seinen russischen Feldzug erschüttert worden war, wieder zu gewinnen. Mit schöpferischer Kraft hatte er in den ersten Monaten des Jahres aus den Resten des alten Heeres und den jungen unter die Fahne berufenen Leuten ein Heer errichtet, auf das er alle seine Hoffnung setzte. Viel schneller als die verbündeten Russen und Preußen stand er mit seiner Armee zum Kampfe bereit im Felde. Über den Thüringer Wald her kam er auf die große sächsische Schlachtebene zu, und in der Nähe des Lützener Schlachtfeldes traf er mit seiner neuen Armee zum erstenmal mit den Verbündeten zusammen. Die Schlacht, die hier am 2. Mai 1813 stattfand, wird daher häufig auch als die Schlacht bei Lützen bezeichnet; der eigentliche Schauplatz war aber etwas weiter südlich bei Großgörschen. Mit Kleingörschen, Kaja und Rahna bildet Großgörschen ein Viereck. Hier standen vier Divisionen des Marschalls Ney, und diese ließ der Oberbefehlshaber der Verbündeten, der russische General Wittgenstein, in der Meinung angreifen, daß er nur die Vorhut der Franzosen vor sich habe.

Um diese vier Dörfer wurde den ganzen Tag furchtbar gerungen; sie wurden genommen und wieder verloren, jetzt das eine und dann das andre. Die beiden Heere verbissen sich hier in einen Kampf, welcher bis in die Nacht hinein währte; keines wollte den Sieg verloren geben, und immer von neuem rafften sie sich auf, und unaufhörlich schwankte die Schlacht auf dem engen, von Dörfern, Wiesen und Gräben durchschnittenen Raume hin und her. Die preußischen Truppen standen im stärksten Feuer felsenfest, ihr Mut im Angriff war bewunderungswürdig. Großes leisteten vor allem die Garden; überall, wo Gefahr vorhanden war, erschienen sie und suchten den Sieg zu erzwingen. Als Kleingörschen und Rahna den Franzosen entrissen waren, ließ Blücher sie vorrücken, um die dadurch gewonnenen Vorteile weiter zu verfolgen. Mit unwiderstehlicher Gewalt stürmten sie Kleingörschen, das zum Teil schon wieder von den Franzosen genommen worden war, und das östlich davon gelegene Eisdorf, warfen den Feind auf Kaja zurück und dann noch aus diesem Dorfe hinaus, das sie allerdings auch bald verlassen mußten; denn ein wahrer Hagel von Geschossen setzte das Dorf in Brand.

Ein zweites Mal griffen sie in den Kampf ein, als Napoleon auf dem Schlachtfelde angelangt war. Seit dem Morgen befand er sich auf dem Marsche nach Leipzig, wo er die Verbündeten vermutete, und erst der Kanonendonner, der um Mittag von Großgörschen herüberschallte, überzeugte ihn, daß die

gesamte Macht der Verbündeten seine Flanke bedrohe. Mit verhängtem Zügel sprengte er nach dem Schlachtfelde, um den Mut der Seinen anzufachen. Er kam in dem Augenblicke an, als seine Bataillone eben in ungeordneten Haufen aus Kleingörschen und Rahna flohen, und es gelang ihm, Haltung in das Ganze zu bringen, so daß die beiden Dörfer wiedergenommen wurden. Aber die preußischen Garden wurden ins Gefecht geführt, und abermals mußten Napoleons Kämpfer alle Vorteile fahren lassen.

Es war der gefährlichste Augenblick für die französische Schlachtordnung; das feindliche Geschütz schlug in das Gefolge des Kaisers, selbst die kleinen Kugeln pfiffen um ihn her, und auf seinem Gesicht malten sich Verlegenheit und Ingrimm. Aber die Gefahr erhöhte die Spannkraft seines Geistes; keine Gefahr achtend, flog er von einer Abteilung zur andern, und endlich gelang es ihm gegen Abend, in einem großen Bogen die Aufstellung der Verbündeten zu umklammern und das Schlachtfeld zu behaupten.

Die Preußen unter York und Blücher hatten ihr Bestes gethan, aber sie waren von den Russen in ungenügender Weise unterstützt worden, und der Oberfeldherr, der Russe Wittgenstein, hatte Fehler über Fehler begangen. Ohne das hätte vielleicht die Schlacht einen ganz andern Ausgang genommen, und die preußischen Führer merkten dies recht wohl. Blücher unternahm in seinem Grimm noch in der Nacht einen Reiterangriff, der zwar keinen Erfolg hatte, aber doch den Franzosen gewaltigen Schreck einjagte. Eins aber hatte sich klar gezeigt: daß nämlich die preußischen Truppen den französischen vollkommen gewachsen, ja in mancher Hinsicht überlegen waren. „Das war keine Schlacht“, schreibt Ludwig Häusser, „wie sie jeder Krieg in größerer oder geringerer Zahl aufweist; es war ein Kampf, so gewaltig und außerordentlich in jedem seiner Momente, wie der Feldzug, den er eröffnet hat. Die vaterländische Begeisterung, welche die Edelsten der Nation ins Lager trieb, hatte an diesem Tage ihre Feuerprobe bestanden. Freund und Feind wußte nun, welcher Art der Krieg war, dem man entgegenging. Auch die Konskribierten Napoleons hatten tapfer und ausdauernd gefochten; aber mächtiger, unwiderstehlicher war doch in allen einzelnen Momenten der Schlacht der Andrang der Preußen. Jene waren wohl mehr als einmal in wirre Haufen aufgelöst und geflüchtet; ihre Gegner hatten jede Elle Landes nur um vieles Blut preisgegeben. Wo gleiche Macht mit gleicher sich maß, waren die Preußen die Stärkeren; nur die größere Zahl der Gegner, nicht ihre größere Bravour hat ihnen am Abend die Eroberungen des Tages wieder entwunden. Niemals waren preußische Truppen stürmischer ins Feuer gegangen, niemals hatten sie zäher ausgehalten; es war, als ob die kriegerische Kunst und Überlieferung der glorreichsten Zeiten von dem Haß der sieben Leidensjahre neu belebt und durchglüht worden wäre. Selbst die Toten — sagt ein Zeitgenosse — lagen da mit verklärtem Angesicht; sie waren mit dem Gefühle aus der Welt gegangen, daß sie ihr Vaterland und sich selbst gerächt.“ Große Opfer hatte der Tag auf beiden Seiten gefordert. Auf französischer Seite gehörte Marschall Bessières zu den Toten. Blücher und Scharnhorst wurden verwundet, ersterer glücklicherweise nur leicht; Scharnhorst aber, „der deutschen Freiheit Waffenschmied“, empfing die Todeswunde. Seine letzten Kräfte benutzte er noch zu einer Reise nach Österreich, um dessen Beitritt zum Bunde gegen Napoleon zu bewirken; aber in Prag ereilte ihn am 28. Juni 1813 der Tod.

30*

Auf dem höchsten Punkte südlich von Großgörschen ist den gefallenen Helden an der Straße von Lützen nach Pegau ein gotisches Denkmal aus Gußeisen geweiht, von dessen künstlichem Hügel man die wellenförmige Ebene überblickt. Wie bei Roßbach und Lützen, so hält auch hier ein Invalide die Wacht, und die Bilder, Schriftstücke und Karten, die seine kleine Wohnung schmücken, ermöglichen es dem Wanderer, sich mitten in jene große Zeit zu versetzen.

König Murat bei Liebertwolkwitz. Anfang Oktober des Jahres 1813 zog sich das Kriegsgetümmel, das im Mai von Leipzig sich nach Osten gewendet hatte, wieder auf die Ebene von Leipzig zu. Napoleon hatte im August und September von seiner Stellung in Dresden aus vergebens versucht, die verbündeten Heere zu vernichten. Die Schlesische Armee unter Blücher und die Nordarmee unter dem schwedischen Kronprinzen Bernadotte zogen weit nördlich von Dresden nach Westen und gingen bei Wartenburg über die Elbe (s. S. 452), und das große Böhmische Heer stieg über das Erzgebirge und wendete sich nach Norden. Es war für Napoleon die Gefahr vorhanden, daß sich sämtliche Heere hinter seinem Rücken vereinigten und ihn von der Straße nach Frankreich abschnitten; daher blieb ihm zuletzt nichts übrig, als Dresden am 7. Oktober zu verlassen. Er hatte zwar immer noch die geheime Hoffnung, es möge sich das Kriegstheater wieder auf die rechte Seite der Elbe verlegen lassen; jedoch er sah bald das Nichtige dieser Hoffnung ein und suchte nun die Entscheidung bei Leipzig.

Hier zogen sich um die Mitte des Oktober von allen Seiten die großen Heeresmassen zusammen. Dabei fand das Vorspiel des gewaltigen Kriegsschauspiels statt, dessen Bühne wenige Tage später die Leipziger Ebene werden sollte, nämlich das Reitergefecht bei Liebertwolkwitz, einem südöstlich von Leipzig an der Straße nach Grimma gelegenen Flecken. Die Vortruppen der heranrückenden Böhmischen Armee sollten durch eine Rekognoszierung Stärke und Stellung der feindlichen Truppen erkundschaften, und dabei traf ihre Kavallerie unter dem russischen General Pahlen auf die französische unter dem berühmtesten Reiterführer der Franzosen, dem Könige Murat von Neapel. Am Morgen schon hatte dieser eine bei Wachau stehende Linde bestiegen, die durch hölzerne Stufen und ein Balkengerüst zu einem Aussichtspunkte eingerichtet war, um die Bewegungen der feindlichen Reiterei zu beobachten, und sich dann selbst an die Spitze seiner Scharen gestellt, um die Gegner zu empfangen. Er verfügte etwa über 6000 Mann, Graf Pahlen über 4000, die im Laufe des Tages noch um 2000 verstärkt wurden.

Das Gefecht war außerordentlich lebhaft. Die Reiterhaufen waren in eine Menge einzelner Schwärme aufgelöst, die sich bald hier, bald dort bekämpften. Das Handgemenge brachte eine solche Verwirrung hervor, daß mehrmals mitten im Kampfe Pausen eintraten, in denen Freund und Feind dicht nebeneinander ruhig hielten und die Pferde verschnaufen ließen, um dann die Blutarbeit von neuem zu beginnen.

Dabei wäre König Murat beinahe durch den tollkühnen Streich eines preußischen Leutnants in Gefangenschaft geraten. Es war eine jener Pausen eingetreten, in denen man die Staubmassen sich einigermaßen verziehen lassen und die Schwadronen wieder ordnen mußte. Der Staub hatte sich etwas gelegt, als der Leutnant Guido von der Lippe vom neumärkischen Dragonerregiment den König

Murat, der es liebte, sich theatralisch zu kleiden, mit einem nicht zahlreichen Gefolge vor der Front seiner Linie bemerkte. Sogleich nahm er sich vor, den König gefangen zu nehmen oder niederzuhauen, und sprengte mit mehreren Plänklern in vollem Laufe auf ihn zu. Das Gefolge stob auseinander, und der König, nur von seinem Stallmeister begleitet, suchte sich durch die Flucht zu retten. Pfeilschnell folgte ihm der verwegene Offizier mit seinen Dragonern; er war nur wenige Schritte von ihm entfernt und rief ihm wiederholt zu: „Halt, halt, König!“



König Murat auf der Linde bei Wachau.

Er war seinen Dragonern vorausgeeilt, hatte vom Begleiter des Königs schon eine Hiebwunde im Gesicht erhalten und setzte die Verfolgung trotzdem hitzig fort, bis es endlich dem Stallmeister gelang, ihn zu durchbohren und so den König zu retten.

Bis zum Abend zog sich das Gefecht hin, das ein günstiges Vorzeichen für die Verbündeten war, denn ihre Reiterei hatte sich in demselben trefflich bewährt. Die Linde, die König Murat als Observatorium diente, steht heute noch; aber die Holztreppe ist seit einigen Jahren, wo ein Blitz in die Linde schlug, nicht mehr vorhanden.

Die große Völkerschlacht bei Leipzig. Der Riesenkampf, welcher in den Tagen vom 16. bis 19. Oktober 1813 rund um Leipzig tobte, gehört zu den großartigsten Schlachten, von welchen die Weltgeschichte zu berichten hat, sowohl was die Massen der Kämpfenden anbelangt, als auch in bezug auf die Bedeutung der Entscheidung. Am letzten Schlachttage belief sich die Truppenzahl der Verbündeten auf 300 000, die Napoleons auf 200 000. Diese halbe Million Streiter sollte jetzt das Fazit ziehen von all den Kämpfen, durch welche in jenem Jahre der Boden Deutschlands mit Blut getränkt worden war; jetzt mußte es sich entscheiden, ob auch fernerhin in Europa der gewaltige Wille eines Mannes rücksichtslos walten oder ob den einzelnen Nationen das Recht der Selbstbestimmung wiedergegeben werden sollte.

Es ist hier nicht der Ort, ein ausführliches Gemälde der großen Völkerschlacht zu entwerfen; ich muß mich begnügen, den Gang derselben zu schildern und einige Szenen besonders hervorzuheben, namentlich soweit sie sich auf einzelne Orte beziehen, und ich folge dabei den Darstellungen Dr. Georg Webers und Ludwig Häussers.

Am ersten Schlachtage, dem 16. Oktober, entspann sich im Süden von Leipzig, auf dem rechten Ufer der Pleiße, der Kampf um die Dörfer Markkleeberg, Wachau, Güldengossa und Liebertwolkwitz. Gegen die Hauptarmee Napoleons zog der größte Teil des Böhmischen Heeres heran, die Preußen unter Kleist, die Russen unter Wittgenstein, Eugen von Württemberg und Gortschakow, die Österreicher unter Klenau. Den Oberbefehl führte General Barclay. Der Mittelpunkt war das Dorf Wachau an der Straße nach Borna, nach welchem die Schlacht auch den Namen führt. Am frühen Morgen entbrannte der Kampf um diese Ortschaften, den die Verbündeten mit einer furchtbaren Kanonade eröffneten, die fünf Stunden lang so rastlos fortgesetzt wurde, daß zuweilen die Erde im wirklichen Sinne des Wortes erbebte. Französische Veteranen versicherten, ein solch konzentriertes Feuer noch nicht erlebt zu haben. Wachau, hinter welchem Napoleon selbst die Schlacht leitete, wurde vom Prinz Eugen in raschem Anlaufe genommen, wieder verloren, durch die Preußen von neuem erstürmt, abermals verloren und von den Russen zum drittenmal genommen. Ähnlich wogte der Kampf auch um die übrigen Dörfer: bei Markkleeberg, Liebertwolkwitz und um den Kolmberg, eine Anhöhe ostnordöstlich von letzterem Orte, wurde mit Erbitterung gekämpft. Oft waren beide Heere von Pulverdampf so eingehüllt, daß keine Partei mehr die andre erkannte und nur die Blitze der Kanonen und Gewehre das dichte Gewölk erhellten. Es ward fortwährend nur das Zischen und Sausen vernommen, welches die die Luft durchfurchenden Geschosse erzeugten; man hörte keine Pausen mehr, das Feuer ganzer Batterien schlug wie Bataillonsfeuer zusammen. Napoleon hielt den Sieg für gewiß und ließ dem in Leipzig weilenden Könige von Sachsen schon Siegesnachrichten zukommen; auch befahl er, in der Stadt und der Umgegend die Glocken zu läuten, um der Armee die Fortschritte anzuzeigen.

Sehr viel Hoffnung setzte Napoleon auf eine Überraschung, die er schon in den Vormittagsstunden vorbereitet hatte und am Nachmittag zur Ausführung brachte. Um nämlich die wankenden und weichenden Reihen der Verbündeten völlig auseinander zu sprengen, ließ er durch Murat einen gewaltigen Reiterangriff unternehmen. Der Stoß war auch anfangs überwältigend. Selbst die

Monarchen von Rußland und Preußen nebst den obersten Heerführern, die auf einer Anhöhe bei Güldengossa südlich von Wachau standen, gerieten in Gefahr, gefangen genommen zu werden; nur ein Graben und ein Angriff der Leibkosaken schützte sie noch vor den feindlichen Reitergeschwadern, deren Kraft endlich auch erlahmte. Der Kampf dauerte bis in die dämmernde Nacht hinein, wo die Franzosen zweimal vergebens versuchten, Güldengossa zu nehmen. Eine eigentliche Entscheidung wurde auf diesem ganzen Teile des Schlachtfeldes nicht erzielt. — Bei Connewitz, am nächsten bei Leipzig am Rande der Pleißeniederung gelegen, hatte der Oberfeldherr, Fürst Schwarzenberg, vergebens versucht, den Übergang über die Pleiße zu erzwingen, um den Franzosen in den Rücken zu fallen. Erst am Abend gelangte weiter aufwärts, bei Dölitz, eine kleine österreichische Abteilung unter General Merveldt über den Fluß, wurde aber abgeschnitten und gefangen genommen.

Im Westen von Leipzig wurde an dem ersten Schlachttage bei Lindenau gekämpft. Der Feldzeugmeister Gyulay suchte dem französischen General Bertrand das Dorf zu entreißen, aber es gelang ihm nicht. Die Franzosen mußten auch alles an dessen Behauptung setzen, denn wenn es verloren ging, so war ihnen ihre einzige Rückzugslinie abgeschnitten.

Ebenso heiß als im Süden, aber erfolgreicher für die Verbündeten, tobte der Kampf im Norden von Leipzig, wo die französischen Korps von Marmont, Ney und Arrighi standen. Napoleon hatte die Absicht, dieselben nach dem Süden zu ziehen, um hier den Sieg herbeizuführen, aber zwischen Befehl und Ausführung stellte sich Blücher, der, mit der Schlesischen Armee von Halle kommend, den Kanonendonner von Wachau hörte und nun unaufhaltsam vorwärts stürmte. Der Hauptkampf entstand um Möckern, nordwestlich von Leipzig an der Straße nach Halle und auf dem Rande der Niederung der Weißen Elster gelegen. Nach diesem Orte wird daher auch die Schlacht auf der Nordseite am 16. Oktober genannt. Marmont hatte es besetzt, und York fiel die Aufgabe zu, es zu nehmen. Sie war schwer, denn die Lage des Dorfes und seine Bauart machten eine überaus hartnäckige Verteidigung möglich. Wer es besetzt hielt, konnte aus Gebäuden, Gehöften und hinter Gartenmauern, die zum Teil nur auf schmalen Wegen zugänglich waren, ein sehr wirksames Feuer eröffnen, mit wenig Geschützen die Zugänge bestreichen und dem eindringenden Gegner Hindernisse bereiten, die sich von außen her nicht einmal annähernd bemessen ließen. Aber für den eisernen York gab es kein Hindernis mehr, sobald er die Bedeutung des Ortes erkannt hatte. Den zurückgeschlagenen Scharen ließ er immer frische folgen, kein Mißerfolg schreckte ihn von neuen Versuchen ab. Zuletzt gab ein Reiterangriff des Majors von Sohr den Ausschlag. Mit unwiderstehlicher Gewalt drang dieser auf die Bataillonsmassen des Feindes ein, zersprengte sie und nahm einen Teil der verderbensprühenden Geschütze auf der Höhe. — Zu derselben Zeit focht ein andrer Teil der Schlesischen Armee, das Korps Langerons, weiter im Norden bei Groß- und Kleinwiederitzsch mit der polnischen Division Dombrowski und Abteilungen des Neyschen Korps ebenfalls in tapferster Weise.

Der zweite Schlachttag, der 17. Oktober, war ein Sonntag und auch für die Kämpfer größtenteils ein Ruhetag. Napoleon hätte an diesem Tage nach der Ansicht der Kriegskundigen nichts Besseres thun können, als ungesäumt den Rückzug anzutreten; statt dessen nahm er seine Zuflucht zur Diplomatie, indem

er den ganzen Tag auf den Erfolg der Unterhandlungen mit seinem Schwiegervater, dem Kaiser Franz von Österreich, wartete. An diesen hatte er den gefangenen General Merveldt abgeschickt, aber es war zu spät; die Bedingungen, die er jetzt bot, hätten ihm bei den Verhandlungen in Prag während des Waffenstillstandes sicherlich den Frieden verschafft, jetzt wurden sie nicht einmal beantwortet.

Wie sich Napoleon am 17. Oktober nicht zum Rückzuge entschließen konnte, so auch nicht zum Angriffe. Zu letzterem hatten auch die Verbündeten keinen Grund, da sie Verstärkungen abwarteten. Nur Blücher ertrug es nicht, einen Tag zu ruhen, und auf der Nordseite kamen daher einige Gefechte vor, namentlich bei Eutritzsch und Wiederitzsch.

Der dritte Schlachttag, der 18. Oktober, war ein heiterer Herbsttag; während an den beiden ersten Tagen stürmisches und regnerisches Wetter geherrscht hatte, schien an diesem Tage die Sonne klar auf die verwüsteten Dörfer und Gefilde. Den Mittelpunkt der Kämpfe bildeten diesmal die Dörfer Propstheida und Stötteritz, beide südöstlich von Leipzig gelegen, aber näher nach der Stadt zu als die Dörfer, um welche am 16. Oktober gekämpft worden war. Napoleon leitete die Schlacht von der sogenannten Tabaksmühle aus, an deren Stelle jetzt südwestlich von Stötteritz der Napoleonsstein steht. Die Mühle war von Kugeln durchlöchert, und eine feindliche Granate, die dicht neben dem Wachtfeuer einschlug, verschüttete mit der aufgewühlten Erde das eben angezündete Feuer. Das Böhmische Heer ging in drei gewaltigen Heersäulen nach den Anordnungen des Fürsten Schwarzenberg gegen die im Südosten Leipzigs aufgestellte Hauptmacht der Franzosen vor. Die westliche Kolonne stand unter der Anführung des Erbprinzen von Hessen-Homburg und sollte auf Connewitz gehen, in welcher Richtung die französischen Heerführer Poniatowski, Augereau und Oudinot standen; die mittlere, von Barclay geführt, war gegen Propstheida bestimmt, den Mittelpunkt der Stellungen Victors und Lauristons, und die dritte Kolonne führte Bennigsen gegen Stötteritz, wo der Marschall Macdonald befehligte. Bei dem zweiten Heere befanden sich die drei verbündeten Monarchen, die auf einem Hügel in der Mitte zwischen Liebertwolkwitz und Propstheida Stellung nahmen, welcher danach später der Monarchenhügel genannt worden ist.

Die ersten beiden Abteilungen hatten keinen dauernden Erfolg. Der Erbprinz von Hessen-Homburg rang den ganzen Tag um die Dörfer Markkleeberg, Dölitz und Dösen, ohne nennenswerte Fortschritte zu machen. Um Probstheida wurde in der Weise gerungen, wie es damals so häufig vorkam. Die Lehmmauern, welche hier, wie in den meisten andern Dörfern der steinarmen Leipziger Gegend die Gärten umgeben, die Gärten selbst und die Gräben eigneten sich trefflich zu einer hartnäckigen Verteidigung; Straßen, Häuser und Dächer waren rasch zu festen Stellungen umgeschaffen worden.

Beim ersten Angriffe drangen die Verbündeten über eine erste und zweite Lehmwand und brachen sich tief ins Dorf hinein Bahn, wurden aber durch die herzueilenden frischen Streitkräfte der Franzosen wieder hinausgedrängt, und ein zweiter Angriff hatte keinen besseren Erfolg. Der Abend setzte endlich dem Handgemenge ein Ziel. Am glücklichsten kämpfte Bennigsens Heer im Osten um die Dörfer Zuckelhausen und Holzhausen; aber auch hier brach der Abend herein, ohne daß ein entscheidender Schlag stattgefunden hätte.



Kampf in Möckern. Major v. Sohrs Reiterangriff.

Ein Teil des Bennigsenschen Heeres ging gegen Paunsdorf östlich von Leipzig vor. Hier standen, zum Korps Reyniers gehörig, die Sachsen. Diese waren es müde, für eine fremde Sache gegen deutsche Brüder zu kämpfen, und 3000 Mann, fast der gesamte Rest sächsischer Truppen, gingen unter General Ryssel in offener Schlacht zu den Verbündeten über, und dasselbe thaten einige hundert württembergische Reiter unter General von Normann. Wenn auch dadurch infolge der geringen Zahl der Truppen der Gang der Schlacht nicht beeinflußt wurde, wie die Franzosen später zur Beschönigung ihres Unterliegens behaupteten, so waren diese Vorgänge doch ein Zeichen, daß der nationale Gedanke auch bei denen durchbrach, die am längsten auf Napoleons Seite gestanden hatten.

An diesem dritten Schlachttage gelang es den wiederholten Bemühungen Blüchers, endlich auch den Kronprinzen von Schweden zur Teilnahme am Kampfe zu bewegen, indem er demselben in edler Selbstverleugnung noch einen guten Teil des eignen Heeres, das Korps von Langeron, zur Verfügung stellte. Hier begann nun sofort der Kampf um das brennende Paunsdorf, und Bülow gelang es, die Feinde bis dicht an Leipzig heran zurückzuschlagen. Um dieselbe Zeit wurde mit außerordentlicher Heftigkeit um das nordöstlich von der Stadt liegende Schönefeld gekämpft, das Marmont verteidigte.

Die Russen drangen wiederholt stürmend in das Dorf und suchten sich mit Kolben und Bajonett Bahn zu machen. Ganze Haufen von Leichen waren aufgetürmt, eine Menge von Führern verwundet, und doch keine Entscheidung erfochten. Während des ingrimmigen Würgens stürzte der brennende Kirchturm krachend zusammen; mit dem Toben der Soldaten, dem Donner des Geschützes mischte sich jetzt der Jammer der Verschütteten, während Staub und Rauch das Licht dergestalt verdunkelten, daß niemand wußte, in welcher Tageszeit er lebte. Schließlich ward das Dorf am Abend von den Russen zum letztenmal genommen und behauptet.

Endlich ist noch der Blücherschen Armee zu gedenken, die an diesem Tage ein Gefecht bei Gohlis bestand und auch bis dicht an die Thore von Leipzig gelangte. Die im Westen bei Lindenau stehende Heeresabteilung unter Giulay kam kaum ins Gefecht, und der Weg zum Rückzuge nach Westen blieb Napoleon offen. Es wäre den Verbündeten möglich gewesen, auch diesen zu verlegen, doch konnte die Oberleitung zu keinem kräftigen Entschlusse kommen.

So war der Abend herangekommen, und Napoleons Truppen, die zwar an manchen Orten ihre Stellung behauptet hatten, waren doch im ganzen näher an die Stadt zurückgedrängt. Napoleon selbst war von den Anstrengungen der letzten Tage erschöpft; als die Schlacht zu Ende ging, sah man ihn in seinem Biwak an der Tabaksmühle auf einem hölzernen Stuhle in Schlaf versunken. Seine Hände ruhten nachlässig gefaltet im Schoß; er glich in diesem Augenblicke jedem andern unter der Bürde des Mißgeschicks erliegenden Menschenkinde. Die Generale standen, verdüstert und verstummt, um das Feuer, und die zurückziehenden Truppen rauschten in einiger Entfernung vorüber. In der Dunkelheit ritt der Kaiser nach der Stadt zurück und traf noch am Abend die Anordnungen zum Rückzuge.

Hohe Freude mußte es im Kreise der Monarchen hervorrufen, als sie auf ihrem Hügel die Nachrichten von den Erfolgen ihrer Truppen erhielten.



Die Sprengung der Elsterbrücke in Leipzig am 19. Oktober 1813.

Sie konnten nun erleichtert aufatmen, und es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, was eine bekannte, aber durch keinen glaubwürdigen Zeugen bestätigte Überlieferung erzählt, daß nämlich die drei verbündeten Monarchen bei der Siegesnachricht in die Kniee gesunken seien, um Dankgebete gen Himmel zu senden.

Der Morgen des 19. Oktober brach an. Napoleon hatte den Plan, durch eine Heeresabteilung, die im Notfalle geopfert werden sollte, Leipzig so lange halten zu lassen, bis der Rückzug gesichert sei. Von drei Seiten, von Norden, Osten und Süden, setzten sich die Verbündeten am frühen Morgen gegen die Stadt in Bewegung. In der Grimmaischen (östlichen) und der Halleschen (nördlichen) Vorstadt kam es noch einmal zu erbitterten Kämpfen in den Straßen und Gärten; denn die Preußen dort und die Russen hier mußten sich den Einzug mit den Waffen erzwingen. Dabei soll es gewesen sein, wo Blücher, dessen Ernennung zum Feldmarschall den jubelnden Truppen am Morgen bekannt gemacht worden war, wegen seines rastlos wiederholten Rufes: „Vorwärts, vorwärts!" von den Russen zuerst den Namen „Marschall Vorwärts" erhalten hat.

Der Abmarsch der französischen Truppen war mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Seit Einbruch der Nacht drängten sich in dichten, regellosen Haufen die Mannschaften aller Waffen, Geschütz und Train in die Stadt hinein; bald waren die Ausgänge mit Menschen, Pferden und Wagen so verstopft, daß selbst ein einzelner Mühe hatte, sich durch dies Chaos durchzuarbeiten. Auch Napoleon trat die Flucht an. Daß die Stimmung der rheinbündischen Truppen nicht die günstigste war, konnte er am Markte von einem badischen Bataillone erfahren, aus dessen Mitte ihm der derbe Zuruf entgegenschallte: „Gottlob, nun muß er auskratzen!" Nur mit Mühe konnte der Kaiser durch das dichte Gewühl gelangen; bisweilen mußte ihm seine Eskorte mit flachen Säbelhieben Bahn machen, und noch beim Ausgange ward er dicht an die Barriere gedrängt, bis ihn endlich der Menschenknäuel durch das Thor mit fortriß. Über eine Stunde brauchte er, um vom Petersthore bis zum Ranstädter Steinwege zu gelangen.

Durch einen Unfall wurde die Verwirrung noch vermehrt. Der Rückzug mußte über die Elsterbrücke gehen, und Napoleon hatte den Befehl gegeben, dieselbe zu sprengen, sobald alle Truppen hinüber seien. Durch ein Mißverständnis erfolgte aber die Sprengung viel eher. Russische Jäger kamen in die Nähe und eröffneten ein Gewehrfeuer auf den Menschenknäuel, der sich über die Brücke drängte. Der Offizier, welcher an der Brücke die Wache hatte, war fortgegangen, um sich Instruktionen zu holen, und der Korporal, der nebst einigen Sappeuren zurückgelassen worden war, mochte beim Anblick des Feindes denken, der Zeitpunkt zum Sprengen der Brücke sei gekommen. Ein dumpfer Knall — und die Brücke flog in die Luft; den Nachdrängenden war der Weg zur Flucht abgeschnitten. Viele warfen die Gewehre weg und gaben sich gefangen, andre suchten sich durch Schwimmen zu retten, und viele von ihnen erstickten im Schlamme oder ertranken in dem angeschwollenen Flusse. Zu letzteren gehörte auch der schwer verwundete Poniatowski, der sich auf seinem Pferde durch die Elster retten wollte. Massen von Gefangenen fielen infolgedessen den Verbündeten in die Hände. Auch der König von Sachsen, Friedrich August der Gerechte, fiel in Gefangenschaft und wurde nach Berlin gebracht.

Gegen 1 Uhr mittags ritten die Monarchen von Rußland und Preußen in Leipzig ein; mit unbeschreiblichem Jubel begrüßte sie nicht nur die Armee,

sondern auch die Bevölkerung, die nun endlich gewiß war, vom fremden Joche erlöst zu sein. Für den Augenblick vergaß man das Elend, das allenthalben herrschte und noch schlimmer kommen sollte. Denn aus dem weiten Leichenfelde in der Umgebung von Leipzig ragten die Brandstätten von mehr als zwanzig Dörfern hervor, deren Bewohrer zum teil hilflos und hungernd ein Obdach suchten; überall sah man auf verwüsteten, blutgetränkten Landschaften nur Szenen des Elends und des Todes. Was die Verwundeten und Kranken, auch der siegreichen Heere litten, davon hat Reil, ein hochverdienter Arzt, der in kurzem selbst ein Opfer seines edlen Eifers ward, aus eigner Anschauung ein herzerschütterndes Gemälde entworfen.

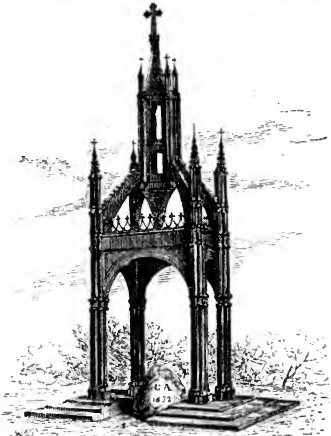


Die verbündeten Monarchen empfangen die Siegesbotschaft.

„Die zügelloseste Phantasie", sagt er, „ist nicht im stande, sich ein Bild des Jammers in so grellen Farben auszumalen, als ich es in der Wirklichkeit vor mir fand. Die Kranken lagen entweder in dumpfen Spelunken, in welchen selbst das Amphibienleben nicht Sauerstoff genug finden würde, oder in scheibenleeren Schulen und gewölbten Kirchen, in welchen die Kälte der Atmosphäre in dem Maße wuchs, als ihre Verderbnis abnahm. An manchen Orten lagen sie hochauf geschichtet wie die Heringe in ihren Tonnen, alle noch in den blutigen Gewändern, in welchen sie aus der Schlacht hereingetragen worden waren. Unter 20000 Verwundeten hatte auch nicht ein einziger ein Hemde, Betttuch, Decke, Strohsack oder Bettstelle erhalten. Die mit zerbrochenen Gliedern waren zum großen Teil rettungslos verloren; viele wurden gar nicht

oder nur selten verbunden. Die Binden waren zum Teil aus Salzsäcken geschnitten, welche die Haut mitnahmen, wo sie noch ganz war. Mit rohen Dachschindeln wurden die zerbrochenen Glieder geschient; die Operationen wurden oft versäumt, noch öfter von Unberufenen vollzogen. Zu diesem Elende paßte die Nahrung und Reinlichkeit; gar mancher, der nicht an seinen Wunden starb, ging an Schwäche, Hunger und Unrat zu Grunde."

Mit solchem Elende mußte Deutschlands Freiheit erkauft werden. Die späten Enkel genießen die Früchte des Heldenmutes im Kampfe und im Leiden, den jene Zeit bewiesen, und die Pflicht der Dankbarkeit fordert, erstere immer wieder auf die Zeit ihrer Vorfahren hinzuweisen, welche die nationale Freiheit errangen. In den Leipziger Ebenen ist die Nachwelt der Pflicht dankbarer Erinnerung reichlich nachgekommen. Durch die Fürsorge des Dr. Theodor Apel und des Vereins zur Feier des 19. Oktobers sind an allen wichtigen Punkten Marksteine errichtet worden, welche den Namen des an dieser Stelle kommandierenden Heerführes, die annähernde Stärke seiner Truppen, den Namen der drei Hauptschlachten und die genaue Angabe der Front der Gefechtsstellung und der Himmelsgegenden enthalten. Die interessantesten Stellen sind durch besondere Schlachtendenkmale bezeichnet, die bald aus einfachen, großen Steinwürfeln, bald aus Säulen und Obelisken bestehen, die als Inschrift das Datum der betreffenden Schlacht und patriotische oder Bibelsprüche tragen. Solche Denkmäler stehen bei Möckern, an der Elsterbrücke, bei Wachau und auf dem Kolmberge bei Liebertwolkwitz. Zu den schönsten Denkmälern gehört das auf dem Monarchenhügel und das nicht weit davon bei Meusdorf aufgestellte Denkmal des Fürsten Schwarzenberg sowie der Napoleonsstein beim Thonberge, und in der Stadt finden wir das Friccius-, das Kugel- und das Poniatowski-Denkmal.



Das Gustav-Adolf-Denkmal in Lützen.



Deutsches Land und Volk VII. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Schwanenteich und Goethestraße (mit dem Gebäude des Deutschen Reichsgerichts) zu Leipzig.



Brühl und Ritterstraße während der Leipziger Ledermesse vor Abbruch des Georgenhauses.

Die Leipziger Messe.

Deutsche Messen und Märkte. — Der Verlauf der Leipziger Messen. — Große Warenlager. — Die Stadt Leipzig zur Zeit der Messe (die Meßjuden). — Zwischen den Schaubuden. — Der Buchhandel und die Buchhändlermesse. — Spezielle Verlagsthätigkeit. — Papierfabrikation in Sachsen.

Deutsche Märkte und Messen. Schon auf den untersten Stufen der menschlichen Kultur bildet sich der Handel aus. Von dem Augenblicke an, wo die Sorge für die einfachste Nahrung und den notdürftigsten Schutz des Körpers gegen die Einflüsse des Klimas nicht mehr alle Zeit in Anspruch nimmt, entwickeln sich verschiedene Bedürfnisse, für deren Befriedigung einzelne Personen mehr Geschick haben als andre, während doch das Bedürfnis selbst bei allen vorhanden ist, wenn auch in verschiedenem Grade; jene können also für andre das mit herstellen, was diese nur unvollkommen oder schwieriger zu schaffen vermögen, und es ihnen gegen Entgelt überlassen. Wo ferner zwei Völker verschiedener Kultur zusammentreffen — und nie haben zwei Völker genau dieselbe Kultur — wird immer das eine dem andern etwas zu bieten haben, was diesem fehlt und das doch die Lust, es zu besitzen, reizt, und auch hier muß also ein Austausch von Waren entstehen. Man kann daher sagen: Wo Menschen existieren, muß auch der Handel sich entwickeln, sei es auch in der einfachsten Form.

Wo der Handel sich einmal eingestellt hat, erlangt er bald auch eine gewisse Regelmäßigkeit. Nicht alle Gegenstände können zu jeder Zeit beschafft oder befördert werden. Die Früchte müssen meist zur Zeit der Ernte oder bald nach derselben in den Handel kommen; in manchen Gegenden unterbricht der Sommer, in andern der Winter den Verkehr; manche Bedürfnisse, z. B. wärmere oder leichtere Kleidung, stellen sich zu bestimmten Zeitpunkten ein; nicht alle Waren, wie die Erzeugnisse der Landwirtschaft, können zu jeder Zeit, und andre, nach denen nur wenig Begehr ist, an jedem Orte ununterbrochen zur Auswahl bereit liegen; in Gegenden mit dünner Bevölkerung und schlechten Verkehrswegen kann der einzelne nicht jedes Bedürfnis, wie es sich eben einstellt, befriedigen, sondern er muß sich im voraus auf längere Zeit mit dem versorgen, was er zu brauchen meint. Daher bildet sich im Handel sehr bald die Einrichtung aus, daß Waren an bestimmten Orten zu bestimmten Zeiten feilgeboten werden, mit andern Worten, es entstehen Märkte und Messen, die zu bestimmten Zeiten, wöchentlich oder jährlich, wiederkehren. Man spricht daher von Wochen- und Jahrmärkten, von denen letztere für den Verkehr immer eine größere Bedeutung gehabt haben als erstere.

Marktplätze werden am ersten dort entstehen, wo zuzeiten die Menschen massenweise zusammenströmen und dadurch Gelegenheit zum Kauf und Verkauf der verschiedensten Artikel geboten wird. Solche Plätze waren z. B. Heerlager; denn die Krieger brauchten gar manches, und schnell stellten sich die Kaufleute ein, die sie mit allem Nötigen und Unnötigen versorgten und auch mit den zurückgedrängten Völkerschaften Verbindungen anknüpften. Frankfurt a. d. O. verdankt wahrscheinlich seine großen Märkte dem befestigten Lager, von welchem aus die Deutschen erobernd ins Land der Slawen einfielen. Magdeburg und andre Städte an der Grenze des Slawenlandes waren Waffen- und Marktplätze zugleich. Die hohen kirchlichen Feiertage, besonders an Wallfahrtsorten, zu welchen bei berühmten Kirchen die Gläubigen oft aus weiter Ferne herbeieilten, gaben ebenfalls den Anlaß zu lebhaftem Handelsverkehr. Zunächst mußte für die Beherbergung und Bewirtung der Pilgerscharen gesorgt werden; aber in der Feiertagsstimmung fand die Menge auch Gefallen an allerhand Putz, Schmuck und Kram, die ihr dargeboten wurden, und praktische Leute versorgten sich zugleich auch mit Notwendigem und thaten so der Frömmigkeit wie dem Erwerbssinne in gleicher Weise Genüge.

An den Zusammenhang der Märkte mit den Kirchenfesten erinnert auch der Name „Messe“. Da an den hohen Feiertagen, wo besonders feierliche Messen stattfanden, zugleich Märkte abgehalten wurden, so war es gleich, ob einer sagte: „Ich gehe auf den Markt“ oder „Ich gehe zur Messe“; ja man wird mehr geneigt gewesen sein, den Ausdruck „Messe“ als den Namen „Markt“ anzuwenden, da jener als Bezeichnung einer religiösen Feierlichkeit für viele Ohren einen bessern Klang haben mußte als dieser, und da man wohl oft die Messe besuchte, um einen Vorwand zum Besuch des Marktes zu haben. Die Kirche pflegte daher auch eifrig solche Märkte; denn wie im Anfange die Kirche den Kaufmann herbeigezogen hatte, so lockte später umgekehrt der Kaufmann die Leute zur Kirche. Wo keine Märkte waren, stiftete die Kirche solche, wie in Bremen, Erfurt und Naumburg, oder sie ließ sich vom Kaiser Privilegien zur Abhaltung von Märkten erteilen. So erhielt das Kloster Corvey von

Ludwig dem Frommen, das St. Moritzkloster in Magdeburg von Otto I. Markt- und Münzrecht. Viele Märkte sind durch Freibriefe entstanden, die der Kaiser oder der Landesfürst mit Genehmigung des Kaisers erteilte. Solch rein staatlichen Ursprungs sind die Märkte in Lübeck, Wien, Regensburg, Frankfurt a. M., Frankfurt a. d. O., Landau, Nürnberg, Danzig, Braunschweig, Göttingen, Kassel, Offenbach, Lüneburg und an vielen andern Orten.

Mit dem Marktrechte waren meistens verschiedene andre Rechte verbunden, die den Handel der Stadt noch mehr belebten. Das wichtigste derselben war das Recht der Warenniederlage, das in verschiedenen Formen auftrat. Es bestand zunächst nur darin, daß die Stadt, in welcher der Warenverkehr sehr lebhaft war, gesicherte Niederlagen bauen und verlangen konnte, daß jeder, der Waren niederlegte, dazu gegen eine bestimmte Abgabe die städtischen Anstalten benutzen mußte. Damit begnügten sich aber solche Städte bald nicht mehr, sondern sie verlangten, daß auch jede Ware, die nur durchgeführt wurde, auf die Niederlage käme. Darin bestand das Stapelrecht, an das sich naturgemäß das Einlagerecht schloß, wonach innerhalb einer bestimmten Frist nur die Stadtbewohner das Recht hatten, die gestapelten Waren zu kaufen. Oft wurde auch bestimmt, daß kein Fremder von einem Fremden in der Stadt kaufen dürfte, sondern nur von Einheimischen, oder daß nur die Bürger der Stapelstadt das Recht hätten, die niedergelegten Waren weiter zu transportieren. In den Zeiten des Mittelalters, wo die Straßen unsicher waren, mußte ferner dafür gesorgt werden, daß die Kaufleute, die zum Markte gezogen kamen, auf ihrem Wege vor Überfällen geschützt waren; es wurden ihnen daher besondere Begleiter entgegengesandt oder polizeiliche Einrichtungen zu ihrer Sicherheit getroffen. Dieser auf den Reisen gewährte Schutz hieß das „Geleit“, und ebenso wurde die Abgabe genannt, die dafür entrichtet werden mußte. Zuweilen aber gewährten die Marktstädte ein „freies Geleit“, also Schutz ohne Geldabgabe. Während der Markttage wurde auch die Bestimmung aufgehoben, daß in der Stadt Fremde nur mit Einheimischen Handel treiben dürften, es wurde also „freier Handel“ gestattet. Endlich waren häufig auch sogenannte „Marktgerichte“ vorhanden, welche Streitigkeiten zwischen den Marktbesuchern zu entscheiden hatten, wobei es vorzüglich auf raschen Urteilsspruch ankam, da die fremden Kaufleute einen langwierigen Prozeß nicht abwarten konnten. Andre Rechte, als Münz- und Zollrecht, waren zwar den Marktplätzen sehr willkommen, gehörten aber nicht zu den notwendigen Eigenschaften derselben.

Die Ausdrücke „Jahrmarkt“ und „Messe“ waren sonst gleichbedeutend; erst im Laufe der Zeit hat der Sprachgebrauch einen Unterschied gemacht, und man versteht jetzt gewöhnlich unter Jahrmärkten die für den Kleinhandel eines gewissen Bezirks bestimmten Märkte, unter Messen dagegen Märkte für den Großhandel, indem fremde Verkäufer mit großen Mengen von Waren eintreffen und fremde Einkäufer solche ebenfalls in großen Mengen zum Wiederverkauf an sich bringen. Doch sind die beiden Begriffe nicht streng geschieden; es gibt Jahrmärkte mit Großhandelsverkehr, und auf jeder Messe ist dem Kleinhandel Platz gelassen. Nach dem strengen Begriffe einer Messe kann dieser Name heute in Deutschland nur noch den vier Märkten in Leipzig, Frankfurt a. O., Frankfurt a. M. und Braunschweig beigelegt werden und allenfalls noch dem „Kieler Umschlag“, welcher hauptsächlich dem Hypothekenverkehr der großen Gutsbesitzer in Holstein dient.

Der Verlauf der Leipziger Messen. Die Leipziger Messen haben sich schon in früher Zeit entwickelt, ohne daß sich, wenigstens bei den zwei Hauptmessen, bestimmte Jahre für ihren Anfang angeben lassen. Der Schutz der sächsischen Fürsten, die Thatkraft, mit welcher die Bürger die ihnen verliehenen Privilegien ausnutzten, und die für den Handel außerordentlich günstige Lage der Stadt verschafften den Messen Leipzigs eine ununterbrochen wachsende Bedeutung, machten sie zu den größten in ganz Deutschland und verbreiteten ihren Ruf weit über Europa hinaus.

Es gibt drei Messen, die Neujahrs-, Oster- und Michaelismesse. Unter ihnen ist die 1459 eingerichtete Neujahrsmesse die jüngste und unbedeutendste; sie beginnt seit dem Jahre 1867 am 2. Januar und dauert bis zum 15. Januar, während sie vorher am 27. Dezember ihren Anfang nahm und bis zum 14. Januar dauerte. Die Ostermesse fängt mit dem Montage vor Jubilate, dem dritten Sonntage nach Ostern an, weshalb sie auch die Jubilatemesse genannt wird, und endet mit dem Sonnabend nach dem Sonntag Cantate. Für die Michaelismesse ist der Anfang auf den Montag vor dem ersten Sonntage nach Michaelis und das Ende auf den Sonnabend nach dem zweiten Sonntage nach Michaelis festgesetzt.

Jede Messe wird am Sonntage der eigentlichen Meßwoche eingeläutet, am nächsten Sonntage ausgeläutet, mit Ausnahme der Neujahrsmesse, bei welcher Ein- und Ausläuten immer auf den 2. und 9. Januar fallen. Dieser Gebrauch erinnert noch an den kirchlichen Ursprung vieler Messen und hatte sonst eine viel wichtigere Bedeutung als jetzt. In der Woche zwischen dem Ein- und Ausläuten, der sogenannten Meßwoche, genoß jeder im Weichbilde der Stadt für seine Person völlige Sicherheit und durfte also nicht verhaftet werden, selbst wenn er ein Verbrechen begangen hatte. Die Stadt hatte demnach in der Meßwoche das Asylrecht, und das wurde vielfach benutzt, um Streitsachen, Vergehen, Schuldforderungen und dergleichen auf gütlichem Wege persönlich auszugleichen. Sobald aber beim Ausläuten der letzte Ton der Rathausglocke verhallt war, hatte auch dieser persönliche Schutz ein Ende, und ein Schuldiger, der dann noch innerhalb der Stadt betroffen wurde, verfiel dem Gericht. Bei Wechselschulden wurde übrigens diese Meßfreiheit später aufgehoben, indem der Schuldner beim Ausstellen des Wechsels urkundlich darauf verzichten mußte und daher auch in der Meßwoche zur Haft gebracht werden konnte, wenn er seinen Verbindlichkeiten nicht nachkam.

Die Woche vor der eigentlichen Meßwoche heißt die Böttcherwoche, und ihr geht noch die Vorwoche voran, welche zum Auspacken der Waren und zum Eröffnen der Meßlokale bestimmt ist; doch ist es gestattet, in dieser Woche den Großhandel zu betreiben. Da nun die Käufer einander zuvorzukommen suchten, so wurde das Hauptgeschäft allmählich immer mehr nach der einleitenden Woche gedrängt und diese daher auch die Engroswoche genannt. Thatsächlich pflegt jetzt in der Vorwoche der Engroshandel mit Ausnahme des Rauchwarenhandels erledigt zu werden, und besonders die Ledermesse geht meist schon mit dem Montag der Vorwoche zu Ende. Auf die eigentliche Meßwoche folgt die Zahlwoche, und der Donnerstag ist der Zahltag, an welchem alle zur Messe eingegangenen Zahlungsverpflichtungen erfüllt werden müssen. Wie die Vorwoche zum Auspacken der Waren und zum Öffnen der Meßlokale bestimmt ist, so ist

es auch den Kaufleuten gestattet, zum Einpacken noch in der Woche nach der Zahlwoche die Lokale offen zu halten; doch wird davon infolge der Verschiebung des Meßgeschäfts vor den offiziellen Anfang kein Gebrauch mehr gemacht. Der Meßverkehr erstreckt sich demnach auf vier Wochen: die Vor-, Böttcher-, Meß- und Zahlwoche. Doch gilt dies nur von den beiden Hauptmessen, der Oster- und Michaelismesse, aber nicht von der Neujahrsmesse. Da sie immer nur vom 2.—15. Januar abgehalten wird, so fehlen ihr die Vorwoche und die Zahlwoche. Früher war für sie als Zahltag der 13. Januar festgesetzt, seit 1870 aber ist es der 12., und der 13. nur dann, wenn ersterer ein Sonntag ist.

Große Warenlager. Bei dem großartigen Zusammenflusse von Waren, welchen die Messen zu gewissen Zeiten in Leipzig veranlaßten, konnte es nicht fehlen, daß viele auch in Leipzig zurückblieben, um von hier aus in der Zwischenzeit weiter vertrieben zu werden, und im Laufe der Zeit wurde Leipzig für viele Artikel ein Hauptstapelplatz, besonders für Kolonial-, Seiden-, Leinen-, Manufaktur-, Tuch-, Rauchwaren und Weine. Von diesen Waren enthielten Leipzigs Mauern stets große Lager, und von deren Umfange bekommt man einen Begriff, wenn man die langen Höfe mit ihren durch viele Etagen sich erstreckenden Magazinen durchwandert. Auch heute noch sind diese Lager bedeutend, aber doch nicht in so hohem Grade wie früher. Zum Teil hat dies die Entwickelung unsrer modernen Verkehrsmittel mit sich gebracht. Der Leipziger Zwischenhändler setzt jetzt viele Waren um, die gar nicht nach Leipzig kommen, indem er sie gleich von der Fabrik weg, bei welcher er sie kauft, zum Export bringt. Manche auf der Elbe transportierte Waren verschickt er von Wallwitzhafen bei Dessau an seine Kunden; andre dirigiert er von Hamburg und Bremen, ja den Kaffee zuweilen sogar von Wien aus nach dem Bestimmungsorte. Ferner ist der Verkehr in manchen alten Stapelartikeln in neuerer Zeit stark zurückgegangen, besonders in Leinen-, Seiden- und Manufakturwaren, teils weil vielfach die Fabrikanten selbst unmittelbar mit den Kunden in Verbindung getreten sind, teils weil sich das Geschäft mehr nach andern Plätzen gewendet hat, namentlich nach Berlin. Dies gilt besonders von den Manufakturwaren, so daß Leipziger Häuser sich genötigt gesehen haben, dort Filialen zu errichten oder auch ihr Geschäft ganz dorthin zu verlegen.

Für einzelne von den alten Stapelartikeln hat Leipzig jedoch immer noch eine große Bedeutung, besonders für Tuch und Leder. Am großartigsten aber steht es im Handel mit R a u c h w a r e n da, denn in dieser Beziehung ist es der erste Platz der Welt überhaupt. Im Rauchwarenhandel hat auch noch die Messe ihre volle Bedeutung bewahrt. Was in unsrer Zeit den Meßverkehr in vielen Waren stark vermindert hat, nämlich der Vertrieb durch Reisende, das ist im Rauchwarenhandel nicht durchführbar. Das Pelzwerk ist ein Naturprodukt, das niemals ganz gleich ausfallen kann, und der Verkauf nach Mustern findet daher bei diesem Artikel nicht oder doch nur unter besonderen Umständen statt. Der Käufer muß jedes Fell selbst sehen, wenn er wissen will, was für Ware er kauft.

Leipzig ist der Zentralplatz des Pelzhandels der ganzen Erde. Von allen Seiten strömt das Pelzwerk hierher, besonders von den beiden Hauptproduktionsgebieten, dem nördlichen Amerika und Asien, wird zugerichtet und sortiert und

geht von hier wieder in alle Welt, auch nach den Gegenden, von wo es hergekommen ist. Nur etwa der achte Teil von allem Pelzwerk, das nach Leipzig kommt, bleibt im Deutschen Reiche, alles übrige wird wieder exportiert. Zum Zurichten gehört auch das Färben. Vor einer Reihe von Jahren kam plötzlich schwarzes Pelzwerk in die Mode; die Nachfrage nach solchem wuchs nun so rasch, daß die von Natur schwarze Ware nicht ausreichte, den Bedarf zu decken, und so half man sich mit dem Färben von solchem Pelzwerk, das weniger beliebte Farben hatte. Die Anstalten für das Zurichten und Färben der Felle befinden sich in der westlichen Nachbarschaft von Leipzig, besonders in Lindenau und Markranstädt.

Die großen Rauchwarenlager, unter denen die von Heinrich Lomer und Gaudig & Blum die erste Stelle einnehmen, finden sich sämtlich in einem kleinen Bezirke, nämlich am Brühl, der breitesten Straße im Norden der innern Stadt, welche von jener in der ganzen Ausdehnung von Ost nach West durchschnitten wird. Und nicht einmal der ganze Brühl hat an diesem Geschäftszweige teil, sondern nur etwa die Mitte; hier aber sind die Häuser von unten bis oben hinaus vollgepackt von allem möglichen Pelzwerk. Jedes Tier, möge es aus den Tropen oder den Polargegenden stammen, lebe es im Hochgebirge oder im Tieflande, auf dem Lande oder im Wasser, muß hier seine Haut zu Markte tragen, wenn dieselbe irgendwie als Pelzwerk verwendet werden kann. Man staunt bei der Besichtigung eines solchen Lagers über den Wert, den dasselbe darstellt. Kleine, in Leinwandbeutel gehüllte Packe von Fellen kosten oft einige hundert Mark, und deren gibt es in einem Kasten zu Dutzenden. Es wird kaum noch einen Handelszweig geben, der Beziehungen mit der ganzen Welt unterhält und kolossale Summen umsetzt, und dabei an einen so engen Bezirk gebunden ist. Die Käufer aus allen Ländern sind so gewöhnt, gerade hier das zu suchen, was sie brauchen, daß die großen Rauchwarenhäuser nicht ohne Nachteile ihr Geschäft nach einem andern Teile der Stadt verlegen könnten. Viele Kunden kommen seit einer langen Reihe von Jahren aus weiter Ferne nach Leipzig, nur um ihren Bedarf an Pelzwerk einzukaufen, und mancher von diesen hat vielleicht von Leipzig nie etwas andres gesehen als den Brühl. Der Chef eines der beiden größten Häuser versicherte mir, daß sein Haus mindestens das Viertel des Jahresumsatzes verlieren würde, wenn es plötzlich sein Lokal nach einer andern Straße verlegen wollte.

Die Stadt Leipzig zur Zeit der Messe. (Die Meßjuden.) Schon zu gewöhnlichen Zeiten macht Leipzig auf den Fremden durchaus den Eindruck der Geschäftsstadt. Da sieht man in den Wochentagen kein müßiges Herumschlendern mit heiterem und sorglosem oder träumerischem Gesicht, sondern ernste Geschäftsmiene und eiligen Geschäftsschritt. Der Verkehr ist zur gewöhnlichen Geschäftszeit nicht eben lebhaft, denn die meisten sind in den Kontoren, Läden, Druckereien und Fabriken beschäftigt; um so lebhafter wogt er um die Mittagszeit und nach Geschäftsschluß durch die Straßen.

Sobald die Messen herannahen, geht mit der innern Stadt eine gewaltige Änderung vor, die allerdings der Stadt nicht einen andern Charakter verleiht, sondern vielmehr ihrem geschäftlichen Charakter erst recht zum Ausdruck

verhilft. Die öffentlichen Plätze bedecken sich mit Budenreihen und Verkaufsständen; der Verkehr der Lastfuhrwerke wird mit jedem Tage noch lebhafter, als er es sonst schon ist; vor Budenreihen, Hausthüren, Hausfluren und Höfen laden sie Kisten und Kasten, Packe und Ballen ab, durch die der ohnehin enge Raum in den Straßen noch mehr beschränkt wird. In geschäftsmäßiger Weise werden die Frachten von den Eigentümern oder ihren Beauftragten in Empfang genommen und kontrolliert, und alsbald geht es an das Auspacken und Auslegen.

Eine völlige Umwälzung findet in den Häusern statt, welche „Meßlage" haben, d. h. in denen das Treiben der Messe sich mit abspielt. Die gewöhnlichen Ladeninhaber räumen ihr Lager, um den fremden Kaufleuten Platz zu machen; sie begnügen sich mit einem kleinen Raume, einem wahren Winkel, oder beziehen selbst die Messe, nämlich eine Bude auf irgend einem der Plätze. Häufig kann man auf Tafeln lesen: „Während der Messe befindet sich mein Geschäftslokal auf dem Augustusplatz", und dazu die genauere Lage, als 5. Reihe, 7. Stand. Das Kontor eines Lotteriekollekteurs verwandelt sich in ein Glaswarenlager, der Laden eines Uhrmachers in ein Strumpfwarengeschäft; wo sonst Spitzen, Bänder, Mützen, Schuhe, Stiefeln 2c. ausgeboten werden, sind jetzt Schmucksachen, Uhren, Leinenwaren, Kurzwaren und dergleichen mehr ausgelegt. Auch aus den Hausfluren werden Geschäftslokale gemacht; in Höfen und Gängen öffnen sich Verkaufsstände, die außerhalb der Meßzeit geschlossen sind. Das ist besonders in der Gegend des Brühl der Fall. In dem Hause des Hotel de Pologne sind nicht bloß die Seiten der Höfe damit besetzt, sondern sie ziehen sich auch in der ersten Etage hin und öffnen sich hier nach hölzernen Galerien, welche nach den Höfen zu angebracht sind; an die 200 Verkaufsstände gibt es allein in diesem Hause. Für die Hauseigentümer ist das Vermieten der Meßgewölbe und Meßstandplätze eine bedeutende Einnahmequelle; der Wert ihrer Häuser beruht hauptsächlich mit auf der Meßlage und würde stark sinken, wenn die Messen aufhörten. In den Etagen der Häuser in der Meßlage richten die Bewohner die Zimmer zum Empfange der Meßfremden her und beschränken sich auf den geringsten Raum; die Küche, ein Kämmerchen, der Korridor muß ihnen genügen, denn sie wollen zur Zeit der Messe soviel als möglich einnehmen.

Wenn die Messe beginnt, so strömen die Fremden von allen Seiten herzu, und zwar gruppieren sie sich zeitweise nach ihren Geschäftszweigen, da es üblich geworden ist, in den Hauptartikeln die Geschäfte innerhalb einer gewissen Zeit abzuwickeln, so daß man von einer Ledermesse, einer Tuchmesse u. s. w. spricht. Der Fremdenstrom schwillt in manchen Tagen ganz außerordentlich an, und es ist dann oft schwer, in den Gasthöfen ein Zimmer zu bekommen. Die Zahl der auf der Polizei angemeldeten Fremden, die also mindestens eine Nacht über in Leipzig gewohnt haben, beträgt für alle drei Messen zusammen gegen 50000; die überwiegende Mehrzahl davon kommt auf die Oster- und Michaelismesse und nur ein kleiner Teil auf die Neujahrsmesse. Von 1866—1875 entfielen vom Meßverkehr durchschnittlich auf die Neujahrsmesse $13,_{76}$%, auf die Ostermesse $43,_{99}$%, auf die Michaelismesse $42,_{24}$%. Vergleicht man längere Zeitabschnitte, so findet man, daß der Meßverkehr in allmählichem Rückschritte begriffen ist. In den Jahren 1866—1870 wurden im Jahre in der Meßzeit

durchschnittlich 52591 Fremde angemeldet, 1871—1875 51345 und 1876 bis 1880 nur 47544.

Dieser Rückgang hängt mit der Abnahme der Bedeutung der Messen in der neueren Zeit zusammen. Seitdem sich durch die Einführung der Eisenbahnen und der Dampfschiffahrt das Verkehrswesen in ganz außerordentlicher Weise gehoben hat, sind sie nicht mehr das Hauptmittel des Warenaustausches; derselbe kann jetzt bei den meisten Artikeln zu jeder andern Zeit auf bequeme und billige Art erfolgen, und durch das Aussenden von Handelsreisenden vermögen Grossisten und Fabrikanten in noch ausgedehnterer Weise Kunden zu gewinnen, als auf der Messe. Viele, die sonst die Messen regelmäßig bezogen, haben dies daher in neuerer Zeit unterlassen. Deswegen sind aber die Messen noch nicht überflüssig; der immerhin starke Verkehr und die großen Umsätze, welche erzielt werden, thun dies am besten dar. Ferner werden die Messen stets das bequemste Mittel bleiben, die im Handelsverkehr gar nicht unwichtige persönliche Bekanntschaft zwischen Lieferanten und Kunden herbeizuführen; und sie bieten dem Kaufmann auch Gelegenheit, Waren derselben Art, aber verschiedenen Ursprungs nebeneinander zu sehen und zu vergleichen.

Der Meßverkehr beansprucht fast die ganze innere Stadt mit Ausnahme der kleinen und abgelegenen Straßen; am lebhaftesten ist er am Brühl und in der Nähe des Marktes, besonders in der Peters- und Hainstraße, am Neumarkt und in der Reichsstraße. Dort sind bis zur zweiten Etage fast in jedem Fenster die Firmenschilder zu sehen, denen man es anmerkt, daß sie nur vorübergehend hier angebracht sind und nach kurzer Zeit wieder entfernt werden sollen, um an einem andern Meßorte Käufer anzulocken. Doch bemerkt man auch einzelne Firmen, die gleich an das Haus gemalt sind, als Beispiele jener Zähigkeit, mit welcher einzelne Meßlieferanten zuweilen Jahrzehnte oder gar ein Menschenalter hindurch immer wieder dasselbe Meßlogis aufsuchen.

Das Studium dieser Meßfirmen sowie der Schilder in den Budenreihen ist eine interessante Lektion in der Handelsgeographie des Deutschen Reichs. Im Verlaufe weniger Stunden kann man da dessen wichtigste Industriezweige und Industriegebiete Revue passieren lassen, und zwar einzelne in systematischer Weise, indem in manchen Straßen vorwiegend gewisse Zweige vertreten sind. So trifft man in der Hainstraße, wo sich auch die Tuchhalle befindet, besonders Tuchfabrikanten und Fabrikanten wollener Stoffe, am Brühl die Leinenwarenfabrikanten und in der Nikolaistraße Strumpfwarenfabrikanten.

Die innere Stadt von Leipzig verwandelt sich zur Meßzeit in ein großes Lager von allen möglichen deutschen Fabrikaten, zwischen denen ausländische in verhältnismäßig geringer Menge vorkommen. Früher war das anders; da hatte die Zufuhr von Waren aus Ländern außerhalb des Zollvereins einen viel größeren Umfang als jetzt. Sie erreichte ihren Kulminationspunkt in den vierziger Jahren unsres Jahrhunderts; seitdem ist sie aber beständig gesunken, und schon in den sechziger Jahren betrug sie nur noch die Häfte jenes Maximums. Namentlich hat die Zufuhr von Baumwollen-, Seiden- und Kurzwaren aus dem Zollvereinsauslande abgenommen, und dieser Rückgang ist nicht durch die Steigerung der Zufuhr von Kolonialwaren, Leder und Rauchwaren aufgewogen worden. Die absolute Zunahme des Warenverkehrs, die bis zum Anfange der sechziger Jahre dauerte, wurde also nur durch die gesteigerte

Zufuhr zollvereinsländischer Waren bewirkt, und daraus geht die hohe Bedeutung der Leipziger Messen für die deutsche Industrie deutlich hervor. In dem achten Jahrzehnt unsres Jahrhunderts, in welchem ja alle Erwerbsverhältnisse außerordentlichen Schwankungen unterworfen waren, ist auch ein unregelmäßiges Steigen und Fallen des Meßverkehrs zu beobachten gewesen. Übrigens werden während der Messe auch Waren verkauft, die gar nicht oder nur in Proben und Mustern am Platze sind, und zwar jetzt weit mehr als früher.

Neben der Messe oder dem Großhandel geht ein lebhaftes Jahrmarktstreiben her, das sich in den Buden abspielt. Der Mittelpunkt desselben sind der Markt und der Augustusplatz zwischen dem neuen Theater und dem städtischen Museum. Da letzterer viel größer ist als der Markt, so herrscht dort auch eine viel größere Mannigfaltigkeit und ein viel regeres Leben. Für einige Wochen ist eine ganze kleine Stadt mit numerierten Gassen dort aufgebaut. Die Ähnlichkeit mit einer Stadt wird noch größer durch die ladenähnliche Einrichtung vieler Buden, indem diese vorn durch Glasfensterwände geschlossen sind. In diesen Budenreihen, wo die gleichartigen Waren möglichst nebeneinander ausgeboten werden, drängen sich die Detailkäufer aus Leipzig und seinen näheren und ferneren Umgebungen, besonders an den Meßsonntagen, wo vom Lande und aus der Provinz mit den gewöhnlichen und mittels Extrazügen oft gegen 10000 Meß- oder vielmehr Jahrmarktsbesucher eintreffen. Daß wir hier einen Jahrmarkt vor uns haben, darüber belehrt uns auch ein Blick auf die Budenschilder, auf denen vorzugsweise Orte aus dem engeren und weiteren Umkreise Leipzigs, im Königreich und der Provinz Sachsen und in Thüringen vertreten sind.

Der mehr systematisch eingerichteten Jahrmarktsstadt auf dem Augustusplatz schließt sich auf dem Roßplatze gleichsam eine Jahrmarktsvorstadt an. Die regelmäßigen Budenkarrees lösen sich hier in einzelne lange Linien und willkürlich geordnete Gruppen auf; statt der schmucken Läden treffen wir die gewöhnlichen Jahrmarktsbuden, die einfachen Stangengerüste der Schuhmacher und auf hölzernen Böcken ruhende Tafeln, und in den Waren herrscht die bunteste Mannigfaltigkeit. Zwischen dem Wageplatze und den Fleischhallen an der Nordseite der innern Stadt stehen die Leinwandbuden, und den Fleischerplatz an der Nordwestseite und die sich daran nach Süden zu anschließenden Promenadenteile haben die Töpfer mit ihrer zerbrechlichen, unter freiem Himmel lagernden Ware eingenommen, denen sich die Böttcher anreihen. —

In früheren Zeiten machten die Kaufleute aus fernen Ländern das Bild des Meßtreibens zu einem sehr bunten; jetzt sieht man jedoch Griechen, Türken, Armenier, Araber u. a. in ihren Nationaltrachten sehr selten. Von allen sind nur noch die Juden als eine charakteristische Erscheinung übrig geblieben; sie beweisen auch hierin die zähe Natur, die ihnen eigen ist. Sie betreiben mit Eifer ihre Geschäfte; aber so angenehm es dem Kaufmanne ist, wenn er an ihnen kauffähige Kunden findet, so sehr stellt ihr hartnäckiges Feilschen seine Geduld auf die Probe. Dazu muß er ihnen gegenüber auf der Hut sein. Aus dem weiten russischen Reiche stellen sich mitunter Gäste ein, denen am reellen Geschäft wenig gelegen ist, oder die es einem Christen gegenüber mit dem Mein und Dein nicht so genau nehmen. Auf unbekannte Käufer im langen, weiten Rock verwendet daher der Verkäufer immer seine besondere Aufmerksamkeit,

damit sie nicht in unbeobachteten Augenblicken ein wertvolles Paket verschwinden lassen.

Wer nur als Beobachter die Messe besucht, lernt diese Meßjuden am besten am Sonntag kennen. Da trifft man sie am Brühl und in seiner Nähe einzeln und in Gruppen; bald lehnen sie ruhig an den Häusern und sind scheinbar in sich versunken, bald trotten sie beobachtend hin und her, bald unterhalten sie sich lebhaft, und auch ohne alle andern äußeren Merkmale würde man sie bald an dem nasalen Klange ihrer Rede erkennen. Alle Zwischenstufen von dem langen, schwarzen Kaftan, den Korkzieherlocken an den Schläfen und den hohen Stiefeln bis zur modernen europäischen Kleidung, und vom zartesten Semmelblond des Haares bis zum tiefsten Schwarz sind unter ihnen vertreten; bei allen aber erkennt man an den scharfgeschnittenen Zügen und der kühn hervortretenden Nase den Hebräer von echter Rasse.

Zwischen den Schaubuden. Was wäre ein Jahrmarkt ohne Schaubuden und andre Lustbarkeiten! Neben dem Geschäft beansprucht auch das Vergnügen sein Recht; und wo viel Geld für das Notwendige und Nützliche ausgegeben wird, fällt auch etwas für die Unterhaltung ab. So ist denn auch auf der Leipziger Messe Gelegenheit genug geboten, sich zu amüsieren, und für die große Menge sind die Schaubuden die Orte, wo sie ihren Anteil am Amüsement entnehmen.

Der Befriedigung dieses menschlichen Bedürfnisses ist die Gegend im Süden und Südosten der alten Stadt gewidmet, der Roßplatz und der Königsplatz. Menagerien, Bühnen für Taschenspieler, Panoramen, welche am liebsten die neuesten Schreckensereignisse in möglichst auffallenden Bildern darstellen, Wachsfigurenkabinette und Karussells sich die Hauptanziehungspunkte dieser Gegend und gleichsam eine Art von Aristokratie, zwischen und neben welchen alles übrige einen mehr oder weniger plebejischen Anstrich hat. Vor dem „Pariser Lachkabinett“ raten die Leute, was wohl darin zum Lachen reizen könne; Kasperle sammelt durch seine grotesken Späße die kleinen und die großen Kinder um sich. Begehrlich schaut die kleine Welt nach den Spielsachen, den in Kränzen sitzenden gelben Wachsvögeln, den Zappel- und den Pfefferkuchenmännern sowie nach Apfelsinen, Feigen und Johannisbrot. Verkäufer von allerhand seltsamen Dingen suchen durch ihre Beredsamkeit die Lachmuskeln des Publikums zur Thätigkeit zu reizen und die Hand williger zum Öffnen des Portemonnaies zu machen. Hier bekommt man Schirme, die man nach Belieben umbiegen kann, ohne daß sie Schaden leiden, dort demonstriert ein gewandter Verkäufer ad oculos die Vorzüglichkeit der „echt amerikanischen Universalfeder“, indem er, die Spitze derselben nach Belieben verbiegend, damit die gröbste wie die feinste Schrift ausführt. In Bücherbuden ist die neueste Litteratur aus dem Gebiete der Räubergeschichten, der Bilder-, Lieder- und Rezeptbücher und verwandten Gattungen ausgestellt. Es fehlt auch nicht an allerhand Heil- und Schönheitsmitteln. Die bräunlichen Rollen der „Wunderfrucht“ werden als ausgezeichnetes Heilmittel empfohlen; an Fleckseifen, Hühneraugenpflastern und Wurzeln gegen Zahn- und Kopfschmerz ist kein Mangel; an einer Stelle sind Mittel „für“ Sommersprossen und Verschönerung der Haut, an einer andern Gicht- und Flußringe „aus Paris“ zu haben. Auch für den Magen ist ausreichend gesorgt. Kuchen, Jauersche,

Magdeburger und andre Würstchen und Fischwaren suchen den verschiedensten Geschmacksrichtungen gerecht zu werden; und wer etwas Absonderliches haben will, kann sich in der „echt türkischen“ Konditorei restaurieren. Dazwischen streifen allerhand fliegende Händler herum, die Krawatten, Trompeten, Portemonnaies, Zahnstocher, Gläser und andre Dinge anbieten, oder verschiedene Spezialitäten und Kuriositäten zum Verkaufe ausrufen, sich von hier auch nach den andern Plätzen verirren und zuweilen durch auffallendes Kostüm die Aufmerksamkeit zu erregen suchen. Der eine preist seinen „Crystal-Palace-Kitt“ an, ein andrer Instrumente zum Nachahmen der Vogelstimmen, ein dritter Wunderkreisel und was dergleichen sonderbare Dinge mehr sind.

Früher bot die Messe noch viel mehr Unterhaltung als jetzt, freilich manchmal von etwas derber Art. Alles das ist sehr beschränkt worden, und die Messe übt daher in dieser Beziehung nicht mehr dieselbe Anziehungskraft aus wie früher. Zu den Meßkünstlern gehörten sonst auch die Musikanten, die von früh bis abends in einzelnen Trupps durch die Straßen zogen, oft dicht hinter einander, und ihre wenig kunstvollen Musikstücke in unendlichen Wiederholungen aufführten, am Ende aber die Häuser mit dem Notenblatte in der Hand brandschatzten.

Den höchsten Glanz erhielt die Messe bis zu Ende des 18. Jahrhunderts durch den Hof, der oft des Vergnügens wegen um diese Zeit Leipzig besuchte, und dessen Beispiel auch ein großer Teil des sächsischen Adels folgte.

Der Buchhandel und die Buchhändlermesse. Kein Geschäftszweig ist so eng mit dem Namen Leipzigs verknüpft als der Buchhandel, in welchem die Stadt an der Pleiße der erste Platz der ganzen Welt ist. Vor allem ist es der Mittelpunkt des gesamten deutschen Buchhandels, und das in einer Weise, wie es bei keinem andern Geschäftszweige vorkommt; doch dieser deutsche Buchhandel erstreckt sich noch weit über das Deutsche Reich hinaus über alle diejenigen Buchhandlungen, die sich für ihren regelmäßigen Geschäftsverkehr mit Deutschland den hier geltenden Geschäftsnormen unterworfen haben.

Der deutsche Buchhandel unterscheidet sich von jedem andern durch seine eigentümliche Organisation, die ihn zu der hohen Stufe emporgehoben hat, auf der er sich in der Gegenwart befindet. Er gliedert sich nämlich in drei Zweige, den Verlags-, Sortiments- und Kommissionshandel. Der Verlagshändler beschäftigt sich mit der Herstellung der Druckwerke. Er nimmt von dem Autor oder Schriftsteller das Manuskript gegen ein Honorar entgegen, läßt dasselbe drucken und bringt es dann auf den Markt; er ist also für den Buchhandel ungefähr das, was für andre Handelszweige der Fabrikant ist. Von ihm bezieht der Sortimentshändler, der in seinem Laden immer ein Sortiment oder eine Auswahl der gangbarsten Bücher vorrätig hält, das Werk in einer kleineren oder größeren Anzahl von Exemplaren, entweder um die Bestellungen auszuführen, die er von seinen Kunden empfangen hat, oder um es bei etwaiger Nachfrage gleich vorrätig zu haben. Als Vermittler zwischen Verlags- und Sortimentshändler oder gleichsam zwischen Fabrikant oder Großhändler und Detailhändler tritt der Kommissionshändler oder Kommissionär ein, der aber hier eine ganz andre Bedeutung hat als in andern Geschäftszweigen. Doch sind diese drei Zweige des Buchhandels nicht etwa so getrennt, daß eine Person nur

einen von denselben betreiben könnte, sondern es sind häufig zwei und unter Umständen wohl auch alle drei Zweige in einer Hand vereinigt. Der Verlagshändler betreibt öfter auch ein Sortimentsgeschäft, viele Sortimentsbuchhändler haben nebenbei einen mehr oder weniger starken Verlag, und der Kommissionshändler kann zugleich ein Sortimentsgeschäft besitzen oder auch ab und zu ein Werk verlegen.

Der Kommissionshandel ist derjenige Zweig des deutschen Buchhandels, welcher demselben seinen eigentümlichen Charakter verleiht. Durch ihn stehen sämtliche Glieder, die der Organisation des deutschen Buchhandels angehören, in unmittelbarer Verbindung untereinander, und der Hauptsitz dieses Kommissionswesens ist wiederum Leipzig. Wenn du, lieber Leser, ein Buch wünschest, das bei einem Verleger in München erschienen ist, so gehst du zu dem nächsten Buchhändler — denn so bezeichnet man meistens nur den Sortimentsbuchhändler — und bestellst es bei ihm. Dieser schreibt nun nicht etwa einen Brief nach München, um das Buch von dort kommen zu lassen, sondern er schickt einfach einen Bestellzettel nach Leipzig an seinen Kommissionär, und dieser wendet sich an den ebenfalls in Leipzig vorhandenen Kommissionär des Münchener Verlegers, welcher letztere bei ersterem einen Vorrat von Werken seines Verlags auf Lager gegeben hat. Ist das nicht der Fall, so kann der Kommissionär in kurzer Zeit das Buch vom Verleger aus München kommen lassen. Das ist scheinbar ein sehr umständlicher Geschäftsgang, in Wirklichkeit aber ein sehr bequemer und billiger. Hätte z. B. der Sortimentshändler 100 verschiedene Bestellungen bei 50 verschiedenen Verlegern auszuführen, so müßte er 50 Briefe schreiben und 50 Pakete in Empfang nehmen und später wieder viele einzelne Geldsendungen an die verschiedenen Verleger abgehen lassen, was alles hohe Spesen veranlassen und die Bücher erheblich verteuern würde. Sein Kommissionär führt dagegen in Leipzig alle hundert Bestellungen aus und sendet ihm das Verlangte ein- oder zweimal wöchentlich in einem Ballen, der verhältnismäßig wenig Fracht kostet.

Daraus geht hervor, daß jeder deutsche Verleger oder Sortimentshändler, welcher die Vorteile dieser Einrichtung genießen will, in Leipzig einen Kommissionär haben muß. Die Zahl der buchhändlerischen Firmen, welche über Leipzig verkehren, d. h. ihre Verlagsartikel durch Vermittelung der Leipziger Kommissionäre an die Sortimenter gelangen lassen, betrug 1877 4732, und die Menge der über Leipzig versandten Bücher belief sich in demselben Jahre auf 180000 Zentner.

Der Sortimentshändler bestellt seine Bücher entweder „fest“ oder bedingungsweise, „à condition“. In ersterem Falle kann er das Buch nicht zurückschicken und bezahlt es entweder gleich bar oder bei der Jahresabrechnung; ein „à condition“ bestelltes Werk dagegen sendet er vor dem nächsten Abrechnungstermine an den Verleger zurück, wenn er es nicht hat verkaufen können. Zu den à condition abgenommenen Werken werden auch alle diejenigen gerechnet, welche ein Verleger beim Erscheinen freiwillig an die Sortimenter versendet. Auch sie werden, wenn sie keinen Absatz finden, vor dem nächsten Abrechnungstermine zurückgeschickt oder „remittiert“, und diese „Remittenden“, vulgo „Krebse“ genannt, sind für den Verleger die unangenehmste Erscheinung, besonders wenn sie gleich in Scharen anmarschiert kommen.



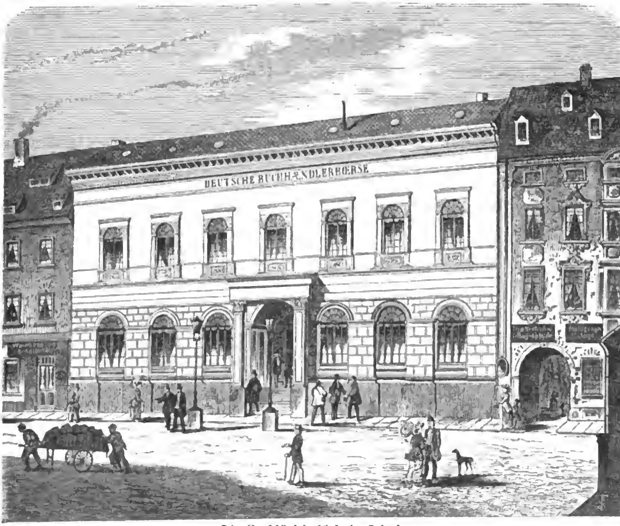
Großer Saal der Buchhändlerbörse in Leipzig zur Zeit der Ostermeßabrechnung.

Leipzig war aber auch schon vor der gegenwärtigen Organisation der Mittelpunkt des deutschen Buchhandels durch seine Buchhändlermesse. Im 15. und bis hinein ins 16. Jahrhundert mußten die Buchhändler große Reisen unternehmen, um ihre Ware, die sie mit sich führten, an den Mann zu bringen. Dabei wurde von ihnen natürlich die damals berühmteste Messe, die zu Frankfurt am Main, mit aufgesucht, und diese bildete daher bald den Vereinigungspunkt für die Buchhändler aus Deutschland, Holland, Belgien, Paris und Lyon, deren gefüllte Läden zur Zeit der Messen ganze Straßen der Stadt einnahmen. So wurden diese Frankfurter Messen bis etwa zum Anfange des 17. Jahrhunderts der Zentralpunkt des Buchhandels und Autor und Verleger waren bestrebt, immer zur nächsten Messe das Buch fertig zu bringen, weil es sonst noch ein halbes Jahr dauerte, ehe es in den Verkehr gelangen konnte. Von der Mitte des 17. Jahrhunderts an nahm aber der Frankfurter Meßbuchhandel ab. Die Ursachen davon waren verschieden. Die von Kaiser und Reich eingeführte willkürliche Bücherzensur belästigte den Buchhandel, die Ausländer fanden Handelswege auf, die ihnen mehr zusagten, und in vielen Städten ließen sich große Sortimentshandlungen nieder. Besonders aber erhob der durch die Reformation in der Bildung weit vorgeschrittene Norden Deutschlands neue Ansprüche, die sich viel leichter in Leipzig befriedigen ließen, wo große Verlagshandlungen, Druckereien und Messen bemüht waren, den Buchhandel an sich zu ziehen, wo ferner die Regierung den fremden Büchern Zollfreiheit gewährte, auf guten Druck und gutes Papier einheimischer Verlagswerke hielt, den Nachdruck streng bestrafte und nur ungern und zögernd eine noch dazu milde Zensur einführte. So zog sich allmählich der Meßbuchhandel von Frankfurt am Main weg, und vom 18. Jahrhunderte an muß Leipzig als die einzig wichtige Meßstadt für den Buchhandel bezeichnet werden.

In Leipzig trat nun auch allmählich die Veränderung ein, welche zur heutigen Gestalt des deutschen Buchhandels geführt hat. Die Kommissionäre traten immer mehr beim Vertriebe der Verlagswerke in den Vordergrund, die Verleger brauchten nicht mehr mit ihren Vorräten die Messen zu beziehen, und es konnte und kann also von eigentlichen Büchermessen nicht mehr die Rede sein. Je mehr sich der Buchhandel in Leipzig konzentrierte und der Kommissionshandel sich ausdehnte, desto lebhafter wurde auch das Bestreben, ein Organ zu schaffen, das dem ganzen Buchhandel als Mittelpunkt dienen und das ganze Geschäft erleichtern und weiter entwickeln könnte. Dieses Ziel wurde auf der Ostermesse des Jahres 1824 durch die Gründung des „Börsenvereins der deutschen Buchhändler“ erreicht, welcher statutengemäß den Zweck verfolgt, die allgemeinen Angelegenheiten des Buchhandels gemeinsam zu behandeln und zu betreiben und den geschäftlichen Verkehr, insbesondere die jährlichen Abrechnungen zu erleichtern. Durch die Anstrengungen dieses Vereins gelang es endlich auch, die Buchhändlerbörse in Leipzig zu schaffen, ein stattliches, 1834—36 errichtetes Gebäude in der Ritterstraße, gegenüber dem Nikolaikirchhof. Sie wurde als Aktienunternehmen und mit bedeutender Unterstützung von seiten der sächsischen Regierung ausgeführt und ist jetzt nach Amortisation sämtlicher Aktien das Eigentum des Börsenvereins.

In der Buchhändlerbörse findet alljährlich während der Ostermesse die allgemeine Abrechnung der Buchhändler untereinander statt, und damit ist eine

Ausstellung litterarischer und artistischer Neuigkeiten verbunden. Im großen Saale wird am Sonntage Cantate die regelmäßige Hauptversammlung des Börsenvereins abgehalten. Sonst ist die Börse den Vereinsmitgliedern das ganze Jahr hindurch Mittwochs nachmittags von 2—4 Uhr geöffnet, um gegenseitige Zahlungen und andre Geschäfte abzumachen. Ungeheure Summen werden hier umgesetzt. Im Jahre 1877 betrug die Summe der Ostermeßzahlungen mit Einschluß der wöchentlichen Börsenzahlungen 14744220 Mark. Das ist aber nur ein Teil des Leipziger Bücherumsatzes, denn beinahe ebensoviel Werke, als die Buchhändler auf Rechnung beziehen, werden gegen bar (als Barpakete) verlangt; in demselben Jahre betrugen die Zahlungen für solche Barpakete 13396404 Mark.



Die Buchhändlerbörse in Leipzig.

Ein für den ganzen Buchhandel wichtiges Unternehmen des Börsenvereins ist die **Bestellanstalt**. Zirkulare, Briefe, Zettel, Rechnungsauszüge und andre buchhändlerische Papiere der Vereinsmitglieder werden hier angenommen, sortiert und an die Vereinsmitglieder befördert. Da zu letzteren auch sämtliche Kommissionäre gehören, welche nicht allein ihre eignen, sondern auch die von allen ihren Kommittenten eingehenden Papiere durch diese Anstalt befördern lassen, so ergibt sich, daß der allergrößte Teil des gesamten schriftlichen Verkehrs des deutschen Buchhandels durch die Bestellanstalt befördert wird. Früher mußte diese ganze Zahl von Papieren, etwa 50000 täglich, in den einzelnen Geschäften selbst sortiert und dann durch die Markthelfer an die verschiedenen Geschäfte ausgetragen werden, was sehr umständlich und zeitraubend war.

Spezielle Verlagsthätigkeit. Leipzig nimmt nicht bloß im Buchhandel überhaupt die erste Stelle im Deutschen Reiche ein, sondern auch in der Herstellung der Bücher oder in der Verlagsthätigkeit. Mit ihr beschäftigt sich fast die Hälfte aller Leipziger Buchhandlungen ausschließlich, und ein sehr beträchtlicher Teil der alljährlich durch den deutschen Buchhandel veröffentlichten Werke geht von ihnen aus. Die Zahl dieser Werke betrug in Leipzig im Jahre 1877 2136, im übrigen Sachsen 417, in Berlin 2054, im übrigen Preußen 2716, im übrigen Deutschland 3544, in Österreich, der Schweiz ꝛc. 2422; von der Gesamtsumme, 13289, kam also auf Leipzig fast der sechste Teil.

Bei der Mannigfaltigkeit der Werke, die durch den Druck hergestellt werden, ist auch die Verlagsthätigkeit eine außerordentlich vielseitige. Es handelt sich dabei nicht bloß um den Satz und Druck des Manuskripts, sondern bei einem großen Teile der litterarischen Erzeugnisse auch um deren Ausstattung mit Illustrationen der verschiedensten Art, mit Holzschnitten, Stahl- und Kupferstichen und Lithographien sowie mit Karten. Ehe das Druckwerk in den Handel kommen kann, muß es geheftet und broschiert und wohl auch gebunden werden. Besondere Zweige sind Notenstich und Notendruck. Die Typen nutzen sich durch den Gebrauch ab und müssen neu beschafft werden; daher ist auch die Schriftgießerei stark vertreten.

Während der eine Teil der Verlagshandlungen alle einzelnen oder die meisten Stadien der Herstellung in verschiedenen fremden Etablissements ausführen läßt und also eigentlich nur die Arbeiten derselben zusammenfaßt, gibt es andre Firmen, die ihre Verlagswerke von Anfang bis Ende und in allen Teilen in ihren eignen Lokalitäten und unter ihrer speziellen Leitung und Aufsicht entstehen lassen und daher ausgedehnte Etablissements einnehmen. Diese haben ihren Sitz hauptsächlich in der Ostvorstadt, namentlich in der Querstraße und Nürnbergerstraße mit ihren Seitenstraßen. Zu den bekanntesten Etablissements gehören das altberühmte von F. A. Brockhaus, das großartige Bibliographische Institut, schon auf dem Gebiete des östlichen Vororts Reudnitz gelegen, und das durch die Pflege der illustrirten Volks- und Jugend-, sowie der Fachlitteratur hervorragende Verlagsinstitut von Otto Spamer. Aus jeder von diesen drei Anstalten ist ein Konversationslexikon hervorgegangen: aus der ersten das von Brockhaus, aus der zweiten das Meyersche und aus der dritten Spamers Illustrirtes Konversationslexikon.

Ein großer Teil des Leipziger Verlags ist von internationaler Natur. Man denke nur an die bekannte Tauchnitzsche Collection of British Authors! Das ist aber nur ein kleiner Teil dieser Seite der dortigen Verlagsthätigkeit; denn es erscheinen Werke in allen fremden Sprachen, und auch die philologische Litteratur, deren Hauptsitz ebenfalls Leipzig ist, hat eine ähnliche Bedeutung. 1877 erschienen in Leipzig 267 Zeitungen und Zeitschriften, und zwar weniger politische Tageblätter, als vielmehr Wochenschriften für Unterhaltung und Zeitschriften, die allen möglichen Fächern der Wissenschaft dienen. Von den unterhaltenden Zeitschriften sind die „Gartenlaube“, das „Daheim“ und die „Illustrirte Zeitung“ weltbekannt. Welche Bedeutung die Leipziger Verlagsthätigkeit hat, erkennt man auch aus den hohen Summen, die jährlich von ihr zur Herstellung von Druckwerken aufgewendet werden; bei manchen Firmen belaufen sich dieselben auf mehr als 500000 Mark.

Die hohe Blüte der polygraphischen Gewerbe, unter welchem Namen alle verschiedenen Zweige des Druckens und Stechens zusammengefaßt werden, ist von großem Einflusse auf eine Menge andrer Erwerbszweige Leipzigs gewesen. In der innigsten Verbindung mit dem Verlag steht die neuere Entwickelung der Buchbinderei in Leipzig. Früher war es im deutschen Buchhandel üblich, daß die Bücher ungebunden vom Verleger an die Sortimenter verschickt und von diesen auch so an das Publikum abgesetzt wurden. Das ist jetzt anders geworden. Zuerst fingen die Verleger an, die Klassiker und die zu Geschenken bestimmten Werke selbst binden zu lassen, und das wurde bald auch auf alle gangbaren Lagerartikel ausgedehnt; gegenwärtig werden auch die Schulbücher und Musikalien vorwiegend gebunden ausgegeben. Das hat die Buchbinderei veranlaßt, vom handwerksmäßigen zum fabrikmäßigen Betriebe überzugehen, um die Vorteile der Arbeitsteilung und der gesteigerten Anwendung von Maschinen genießen zu können. Diese Umwälzung hat besonders seit der Mitte der sechziger Jahre stattgefunden, und dadurch ist die Leipziger Buchbinderei nicht nur im stande, den starken Ansprüchen, die am Platze selbst an sie gestellt werden, zu genügen, sondern sie kann auch noch für auswärtige Verleger arbeiten, besonders für Berliner und Stuttgarter. Jetzt werden in Leipzig außer den Massenartikeln vorwiegend auch die feineren Kunstartikel hergestellt, worin besonders die renommierteste Buchbinderei, die von Herzog, hervorragt.

Andre Erwerbszweige, die mit der Verlagsthätigkeit zusammenhängen, sind die Luxuspapierfabrikation und der Papierhandel, besonders aber der Maschinenbau. Verschiedene Maschinenbauanstalten beschäftigen sich ausschließlich oder vorwiegend mit der Herstellung von Schnellpressen für Buchdruck, von lithograpischen Schnellpressen, von Maschinen für Schriftgießerei und Buchbinderei 2c.

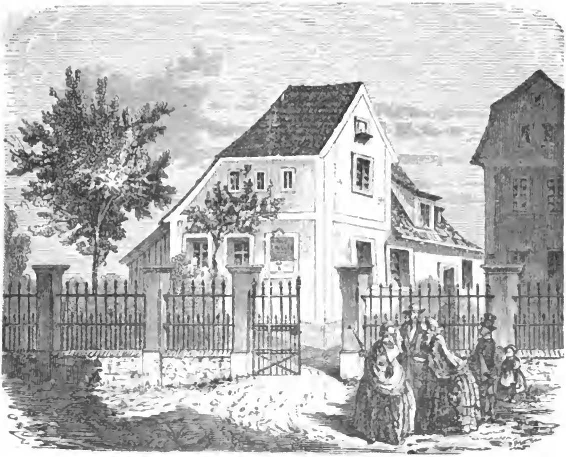
Die Papierfabrikation in Sachsen. Die Massen von Büchern und Zeitschriften, die alljährlich in Leipzig entstehen, verlangen auch entsprechende Quantitäten Papier, und daher muß diese Stadt auch einen großen Einfluß auf die Bedeutung der sächsischen Papierfabrikation ausüben.

Die ältesten Papiermanufakturen Sachsens waren mit den Klosterschulen zu Pforta, Merseburg, Wittenberg, Meißen und Grimma verbunden. Bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst war nämlich das Papier oft schwierig zu erlangen und Klöster und große Ämter oder die Bischöfe und Priester sahen sich nicht selten gezwungen, selbst „Papierhäuser" und später „Papiermühlen" anzulegen, um immer Papier vorrätig zu haben. Als mit der Erfindung der Buchdruckerkunst die Vervielfältigung der Bücher so außerordentlich erleichtert und durch die Reformation eine mannigfaltigere Litteratur hervorgerufen wurde, die in weitere Kreise drang, stieg bald auch die Zahl der „Hadermühlen" oder Papiermanufakturen in Sachsen, und dazu trug ferner die Hebung des Schulwesens, ebenfalls eine Folge der Reformation, nicht wenig bei. Die Wasserkräfte in der Lausitz und dem Erzgebirge wurden nun mit jedem Jahrhundert der Papierbereitung immer mehr dienstbar gemacht. Im 18. Jahrhundert zeichnete sich die Papiermühle von Schuchart bei Dresden aus; Peter der Große besuchte sie auf seiner großen Reise durch Deutschland, schöpfte selbst eine Anzahl Bogen und nahm den Gesellen Pfeifer mit nach Rußland, damit er in Moskau die erste Papiermanufaktur Rußlands anlege.

Im Jahre 1834 besaß Sachsen 60 Papiermanufakturen mit 80 Bütten, welche jährlich gegen 30000 Ballen Papier und Pappe im Gewichte von etwa 30000 Zentner lieferten. Von nun an stieg die Fabrikation rasch. Nachdem schon 1828 Just in Sebnitz in seiner Manufaktur eine Papiermaschine aufgestellt und so die Manufaktur in eine Fabrik verwandelt hatte, folgten in den nächsten Jahren andre diesem Beispiele nach, und schnell stieg die Zahl der Papierfabriken. 1848 gab es in Sachsen nur noch 30 Manufakturen und bereits 12 Fabriken, und das jährlich gelieferte Papier- und Pappenquantum betrug damals 84000 Zentner. Durch das großartige Wachstum des Buchhandels, des Zeitungsdruckes, der Papiertapeten- und Buntpapierfabrikation stiegen die Anforderungen an die Leistungen der Papierfabriken immer höher, die Zahl der Papiermühlen wuchs von Jahr zu Jahr, und es drohte um die Mitte unsres Jahrhunderts schon Mangel an Rohstoff, den Lumpen, einzutreten. Da führte 1850 Gottfried Keller in Hainichen, der jetzt noch in Krippen bei Schandau lebt, seine schon 1845 gemachte Erfindung aus, dem Holze durch Schleifen auf einem Steine Fasern für die Papierfabrikation abzugewinnen, und bald wurde der neue Stoff in den Papierfabriken in großen Mengen verwendet. Dies geschah besonders durch die Bemühungen von Heinrich Vötter, dem Direktor der Fischerschen Papierfabriken in Bautzen, und Dr. Alwin Rudel in Dresden, indem ersterer geeignete Maschinen konstruierte und letzterer durch seine Zeitschrift für die Papierfabrikation seinen Einfluß auf die Papierindustrie aller Länder für den neuen Rohstoff verwendete. Alwin Rudel gründete 1860 auch die erste Fabrik zur Herstellung von Holzstoff für den Verkauf an Fabriken und legte dadurch den Grund zu einem Industriezweige, der jetzt für Sachsen außerordentlich bedeutend ist. Das Land besitzt gegenwärtig (1882) 165 Holzstofffabriken, welche jährlich 2 Millionen Zentner Holz, zumeist Fichtenholz, verbrauchen und daraus 1 Million Zentner trockene Holzfasermasse erzeugen. Die Zahl der sächsischen Papierfabriken ist auf 100 mit 135 Papiermaschinen angewachsen. Sie finden sich nebst den Holzstofffabriken vorzüglich im Gebiete der beiden Mulden, denen sich der Zahl nach das unmittelbare Elbegebiet anschließt; eine Anzahl Papierfabriken gibt es auch im Gebiete der Weißen Elster.

Die Produkte der sächsischen Papierfabriken sind zur größeren Hälfte Druck- und namentlich Zeitungsdruckpapier; die kleinere Hälfte besteht aus Schreib-, Tapeten-, farbigem, Pack-, Brief- und Zeichenpapier. Diese Papiere werden hauptsächlich in Sachsen und in Deutschland überhaupt abgesetzt, doch gehen auch nicht unbedeutende Quantitäten nach England und Spanien.

Die Masse des jährlich in Sachsen erzeugten Papiers beträgt 1 Million Zentner im Werte von 20 Millionen Mark. Wieviel das ist, das erkennt man aus einem Vergleiche mit der Produktion überhaupt; denn im Verhältnis zum ganzen Deutschen Reiche würde eine Produktion von 340000 Zentnern, im Verhältnis zu Europa eine solche von 170000 Zentnern in Sachsen zu erwarten sein. Wenn man Rudels Ausspruch: „Der Papierverbrauch ist der richtigste Kulturmaßstab eines Volkes“ gelten läßt, so geht auch aus Sachsens Papierindustrie hervor, daß Sachsens Volk zu den kultiviertesten Völkern gehört.



Das Schillerhäuschen in Gohlis.

Kunst und Wissenschaft in Leipzig.

Die Musik. — Gottsched und Gellert. — Das Schillerhäuschen in Gohlis. — Aus Goethes Jugend. — Die Bühne. — Die Universität.

Die Musik. Wer Leipzigs Promenaden und Straßen durchwandert, dem fallen in jenen sehr bald die Denkmäler, in diesen die Inschriften auf, welche den ruhmreichen Meistern der deutschen Musik gewidmet sind. In den Anlagen hinter der alten Thomasschule und Thomaskirche, im Westen der inneren Stadt, erregen die Denkmäler Bachs und Hillers die Aufmerksamkeit. Beide waren Kantoren an der Thomasschule und sind die Häupter jener Reihe von bedeutenden Männern, die in der gleichen Stellung die Pflege der kirchlichen Musik sich angelegen sein ließen.

Johann Sebastian Bach, geboren den 21. März 1685 zu Eisenach und aus einer Familie stammend, welche der Tonkunst seit mehreren Generationen zugethan gewesen war, wurde schon in den frühesten Jahren in die Musik eingeweiht, bildete sich zum größten Orgelvirtuosen der Welt aus und erlangte, nachdem er verschiedene Stellen bekleidet hatte, im Jahre 1723 die Stelle des Kantors und Musikdirektors an der Thomasschule zu Leipzig, welche er bis zu seinem Tode innehatte. Seinem schon in früher Jugend gefaßten Ideale, die Kirchenmusik zu reformieren, ist er sein ganzes Leben hindurch treu geblieben; davon konnten ihn unangenehme Erfahrungen, die er bei seinem Streben häufig zu machen Gelegenheit hatte, nicht abbringen. Sein Ruhm als Klavier- und

Orgelkünstler drang in weite Kreise, und selbst Fürsten ließen den Leipziger Kantor vor sich kommen, um ihn zu hören. Bekannt ist sein Wettstreit mit dem königlich französischen Hoforganisten J. L. Marchand ums Jahr 1717, also noch vor seiner Leipziger Anstellung. Marchand befand sich, wie uns Franz Brendel in seiner „Geschichte der Musik“ erzählt, gerade in Dresden und war bei Hofe als Klavierspieler mit großem Erfolge aufgetreten; aber der damalige Konzertmeister J. B. Volumier lud Bach zu einem Wettkampfe mit dem anmaßenden Franzosen nach Dresden ein.

Bach folgte der Einladung, erhielt Gelegenheit, Marchand unbemerkt zu hören, und lud nun diesen zu einem Wettstreit ein. Marchand nahm die Ausforderung an, Tag und Stunde wurden festgesetzt, eine glänzende Gesellschaft hatte sich versammelt. Bach war gegenwärtig, Marchand dagegen erschien nicht; man erkundigte sich und erfuhr, daß derselbe „bei früher Tageszeit mit der geschwinden Post aus Dresden verschwunden sei.“ Sebastian Bach unterhielt nun allein die Gesellschaft; aber eine Belohnung von 100 Louisdor, die ihm der König zugedacht hatte, verlor er durch die Betrügerei eines Hofbedienten. — In seinem Alter befiel ihn eine schwere Augenkrankheit. Eine zweimalige Operation führte die vollständige Erblindung herbei und erschütterte Bachs Gesundheit infolge des Gebrauchs gewaltsamer Arzneimittel. Nach einem sechsmonatlichen Siechtum starb er am 30. (oder 28.) Juli 1750. Auf seinem Denkmale blickt uns aus der mächtigen Allongeperücke sein geist- und gemütvolles Gesicht entgegen, und Reliefs weisen auf seine künstlerische und lehrende Thätigkeit hin.

Johann Adam Hiller wurde den 25. Dezember 1728 zu Wendisch-Ossig in der Oberlausitz geboren, übernahm 1763 die Leitung des „Großen Konzerts“ in Leipzig und gründete hier 1771 eine Gesangschule, aus der mehrere tüchtige Sängerinnen hervorgegangen sind; Schülerinnen sind es auch gewesen, die ihm ein Denkmal errichtet haben. Als Kantor und Musikdirektor an der Thomasschule, wozu er 1789 berufen worden war, arbeitete er gleich Bach an der Hebung der Kirchenmusik, besonders durch die Herausgabe eines Choralbuchs und die Aufführung der damals fast vergessenen Werke Händels.

Aber auf Veranlassung des damaligen Leipziger Schauspieldirektors Koch komponierte er auch Operetten, zu denen ihm der Dichter Chr. F. Weiße (s. S. 236 f.) die Texte lieferte, und die vom damaligen Publikum außerordentlich gut aufgenommen wurden, besonders die darin enthaltenen Lieder; „Die Jagd“ war das Lieblingsstück der Zeit. Der einfachen, treuherzigen und volkstümlichen Musik merkte man es nicht an, daß ein kränklicher, hypochondrischer Mann sie geschaffen hatte. Er starb in Leipzig am 16. Mai 1804.

Gleich den beiden berühmten Kantoren der Thomasschule war auch Felix Mendelssohn-Bartholdy in Leipzig für die geistliche Musik thätig; doch entfaltete er außerdem auch noch nach andrer Richtung hin eine vielseitige Thätigkeit. Dieser Enkel des Philosophen Moses Mendelssohn, geboren den 3. Februar 1809 in Hamburg, trat in Berlin, wohin sein Vater, der Bankier Abraham Mendelssohn, bald nach der Geburt des Sohnes übersiedelte, schon als neunjähriger Knabe öffentlich als Klaviervirtuos auf. 1835 ließ sich Felix Mendelssohn in Leipzig nieder und übernahm die Direktion der berühmten Gewandhauskonzerte. Seine dortige Wirksamkeit war eine ununterbrochene Kette von Triumphen, welche er als Komponist, Virtuos, Dirigent und als geistreicher,

allgemein beliebter Mensch feierte. Er gab dem Musikleben Leipzigs einen kräftigen Antrieb, nicht bloß durch seine eigne Thätigkeit, sondern auch dadurch, daß er bedeutende Talente, wie Rietz, Hauptmann und David, für die Stadt gewann und 1843 das Konservatorium für Musik begründen half, an dem er selbst mit allem Eifer als Lehrer thätig war. Er hat so recht eigentlich den Grund zu Leipzigs Weltbedeutung in der Tonkunst gelegt. Als Komponist hat er das Größte im Oratorium geleistet; sein „Paulus“ und sein „Elias“ sind Muster dieser Musikgattung. An der hervorragendsten Stätte seines Wirkens, in Leipzig, starb er auch am 4. November 1847.

In Leipzigs Mauern wirkte vom Anfange bis zum Ende seiner Laufbahn Karl Friedrich Zöllner. Er wurde den 17. März 1800 zu Mittelhausen im Weimarischen geboren, kam aber schon in früher Jugend nach Leipzig, wo er Zögling der Thomasschule war und durch Schicht in die Welt der Töne eingeführt wurde. Neben seinem Amte als Gesanglehrer widmete er sich besonders dem Männergesange, diesem Kinde des 19. Jahrhunderts, das den Sinn für Musik in breiten Volksschichten geweckt und gefördert hat. Unter den Tonsetzern, welche diesem Musikzweige sich widmeten, ist er einer der besten, und seine vierstimmigen Kompositionen für Männergesang gehörten bald zum ständigen Repertoire der zahlreichen Gesangvereine Deutschlands. An seinem Wohnhause auf dem Neukirchhofe im Nordwesten der inneren Stadt, wo er am 25. September 1860 starb, erinnert eine Gedenktafel an den „Meister des Gesangs, der zum kräftigen Liede die deutschen Männer scharte“, und an der Südwestseite der großen Wiese im Rosenthale ist seine Büste aufgestellt.

Aus der Reihe der berühmten und rühmenswerten Tonkünstler, welche längere Zeit in Leipzig lebten, sind hier noch hervorzuheben: Robert Schumann, A. Lortzing, Hauptmann, F. von Holstein, Richter (Nachfolger Hauptmanns), C. Reinecke und F. David. Außerdem ist hier zu erwähnen, daß Richard Wagner den 22. Mai 1813 in Leipzig geboren wurde. Wie sehr man in Leipzig diesen genialsten Tonmeister der Neuzeit zu schätzen weiß, ist hinreichend bekannt, denn nirgends werden die Tondramen desselben mit größerer Begeisterung aufgenommen als hier.

Die vorzüglichen musikalischen Kräfte, die Leipzig von jeher aufzuweisen hatte, mußten es zu einer Stätte des höheren Unterrichts in der Kunst der Musik besonders geeignet machen, und daher hat sich sein Konservatorium der Musik bald eine der ersten Stellen unter allen ähnlichen Anstalten errungen. Es wurde 1843 gegründet, und zwar, wie schon angegeben, unter lebhafter Mitwirkung von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Von seinem in weite Ferne reichenden Rufe zeugen auch die vielen Ausländer, welche es besuchen. Es befindet sich am Neumarkt im Gewandhause, wo im Winter auch die berühmten Gewandhauskonzerte abgehalten werden. „Im Jahre 1743 führte die Liebe zur Musik einige Leipziger Familien zusammen, die kleine Konzerte veranstalteten, aus denen sich später allmählich dieses glänzende Institut entwickelte, das noch jetzt die Freude und der Ruhm der Stadt ist. Die Konzerte wurden anfangs in verschiedenen Privathäusern veranstaltet, bis 1781 ein Saal im Gewandhause dazu eingerichtet wurde, der jetzt noch für diese Zwecke dient. Reisende Musiker ließen sich schon frühzeitig in diesen Konzerten hören; und hatten sie hier Beifall errungen, so konnten sie damit, wie mit einem guten

32*

Zeugnisse, in der Welt auftreten." Neben den Gewandhauskonzerten finden auch zahlreiche andre Musikinstitutionen, vorzugsweise das Euterpekonzert, großen Anklang. Die eifrigste Pflege wird besonders auch der Kirchenmusik zu teil, welcher vor allen der „Riedelsche Verein", der „Bachverein" und der „Thomanerchor", letzterer durch Aufführung von Motetten, ihre Thätigkeit widmen.

Gottsched und Gellert. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war Leipzig durch zwei Männer, Gottsched und Gellert, ein Mittelpunkt des litterarischen Lebens in Deutschland.

Johann Christoph Gottsched war ein Ostpreuße, flüchtete aber in seinem 23. Jahre — er war am 2. Februar 1700 geboren — wegen seiner ungewöhnlichen Größe vor den preußischen Werbern nach Leipzig, wo er 1730 an der Universität Professor der Philosophie und Dichtkunst wurde, nachdem er schon vorher Vorlesungen über diese Gebiete gehalten hatte. In kurzer Zeit gelang es ihm, in der Litteratur Deutschlands einen maßgebenden Einfluß zu erlangen. Ihm galt in der Poesie die Form alles, der Inhalt nichts; die glatte, elegante Form der damaligen französischen Dichtung stellte er als Muster auf, an der die deutschen Dichter sich bilden sollten; jeder kühnere Schwung der Phantasie war bei ihm verpönt, ja er hielt dieselbe für völlig überflüssig bei dem Dichter, da alle Dichtkunst auf erlernbaren Regeln beruhe. So schuf er zwar auf dem Gebiete der didaktischen, Gelegenheits- und dramatischen Poesie formgerechte Werke, aber dieselben waren aller wirklichen Poesie bar. Doch hat er sich um die deutsche Bühne verdient gemacht, indem er im Verein mit Karoline Neuber (s. S. 328) durch die Vorführung mustergültiger Stücke ihrer Verwilderung entgegenarbeitete.

Durch seine Lehrthätigkeit und seine bedeutende Persönlichkeit erwarb er sich rasch ein großes Ansehen, so daß er in den Jahren von 1729—1740 eine Art litterarischer Alleinherrschaft in Deutschland ausübte. Dieses und die Aufmerksamkeiten, welche ihm u. a. der Wiener Hof erwies, zogen allmählich einen solchen Hochmut in ihm groß, daß er nicht den geringsten Widerspruch dulden wollte. Mit den schweizerischen, von Bodmer und Breitinger in Zürich geführten Dichtern, welche der Phantasie in der Poesie ihr Recht wahren wollten und den Inhalt derselben als das Wichtigste hinstellten, geriet er daher in eine Fehde, die durch Gottscheds Hochmut bald in die heftigsten Streitigkeiten ausartete und ihn zuletzt um alles Ansehen brachte. Seine früheren Verdienste wurden vergessen, sein Name wurde zum Spott und Hohn, und er war schon litterarisch tot, als er im Jahre 1766 in Wirklichkeit starb.

Ihm schloß sich in den ersten Jahren seines Leipziger Aufenthalts, aber nur auf kurze Zeit, auch Christian Fürchtegott Gellert an, dessen Jugendgeschichte wir schon kennen gelernt haben (S. 394 ff.). Da ihm die üblen Erfahrungen seiner Jugend das Amt eines Pfarrers verleidet hatten, welchem auch sein schwächlicher Körper nicht gewachsen war, so schlug er die akademische Laufbahn ein, indem er 1744 Privatdozent, 1751 Professor der Philosophie an der Leipziger Universität wurde. Wie Gottsched, so erwarb auch er sich in kurzer Zeit einen großen Ruf; aber während sich jener dadurch zu Hochmut und Aufgeblasenheit verleiten ließ, blieb Gellert sein lebenlang das Urbild der

Geduld, Demut und Bescheidenheit, hat sich aber dafür seinen Ruhm und die Liebe aller Deutschen bis zu seinem Tode bewahrt.

Bei den Studenten war Gellert sehr beliebt, nicht bloß wegen seines klaren und praktischen Unterrichts, sondern auch wegen seiner Güte und Milde; denn er war seinen Hörern nicht bloß Lehrer, sondern auch Freund, suchte durch persönlichen Umgang auf sie einzuwirken und unterstützte ärmere Studenten, soweit es seine beschränkten Mittel ihm gestatteten. Dieselbe Liebenswürdigkeit in Verbindung mit einer gewissen Schalkhaftigkeit und einem tiefen Gemüt verliehen auch seinen Schriften einen Charakter, durch den sie im ganzen Volk, bei hoch und niedrig, den größten Beifall erlangten und ihren Weg ebenso gut in die Paläste des Reichtums wie in die Hütten der Armut fanden. Besonders die so recht dem Leben abgelauschten Fabeln verbreiteten sich außerordentlich rasch.

Selbst Friedrich II., der bekanntlich die deutschen Dichter und Schriftsteller wenig achtete, erkannte Gellerts Bedeutung an und würdigte ihn sogar einer Unterredung. Das geschah im Jahre 1760, als Friedrich nach der Schlacht bei Torgau (s. S. 451) den Winter in Leipzig zubrachte. Am 18. Dezember wurde der Dichter von dem preußischen Major Quintus Icilius vor den König geführt, der sich nach seiner Herkunft erkundigte und ihn dann fragte, warum Deutschland keinen guten Schriftsteller habe. Gellert entgegnete freimütig, Se. Majestät sei einmal gegen die Deutschen eingenommen, nannte dann einige Schriftsteller und fuhr fort: „Überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in aller Art guter Schriften sich hervorgethan haben. Da die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Säkulum der Deutschen; vielleicht hat es ihnen auch noch an Augusten und an Louis XIV. gefehlt.“ Als der König von Gellerts Krankheit hörte, die er als die gelehrte bezeichnete, meinte er, die habe er auch gehabt, und er wolle ihn kurieren. „Er muß sich Bewegung machen“, sagte Friedrich zum Dichter, „alle Tage ausreiten, jede Woche Rhabarber nehmen.“ Weiterhin sprach er seine Freude darüber aus, daß Gellert gegen den Hofstil geeifert habe, von dem man nichts verstehen könne, und ließ sich dann eine von seinen Fabeln vortragen. Der König fand sie recht schön und sagte: „Er hat so etwas Kulantes in seinen Versen, das verstehe ich alles. Da hat mir aber Gottsched eine Übersetzung der Iphigenie vorgelesen; ich habe das Französische dabei gehabt und kein Wort verstanden.“

Beim Abschiede forderte der König Gellert auf, bald wiederzukommen; doch hat er ihn nicht wieder rufen lassen. Welchen Eindruck die Unterredung auf den König gemacht haben muß, kann man daraus erkennen, daß er sich selber in der Fabel versuchte und Gellert nach einigen Tagen eine solche in französischer Sprache übersandte.

Gellert war fortwährend kränklich, und dazu kam in den späteren Lebensjahren Hypochondrie. Den Rat Friedrichs des Großen, durch Reiten derselben entgegenzuwirken, befolgte er; auf einer lammfrommen Schecke, die ihm der Prinz Heinrich von Preußen geschenkt hatte, ritt er täglich aus, und als besondere Auszeichnung gestattete ihm der Stadtrat von Leipzig, daß er das Rosenthal, welches damals für Reiter und Wagen noch nicht zugänglich war, zu seinen Spazierritten benutzte. Trotz Anwendung aller ärztlichen Kunst verschlimmerte sich sein Leiden mit jedem Jahre, und am 13. Dezember 1769

verschied er. In ganz Deutschland trauerte man um den Lieder- und Fabeldichter, und zu seinem Grabe wallfahrtete man wie zu einer heiligen Stätte. Jetzt bildet die Umgebung seines Grabes hinter der Johanniskirche am Grimmaischen Steinweg einen freien Platz; bei der Säkularisation dieses Teiles des Kirchhofs wurde sein Grab erhalten. Neben ihm ruht sein Bruder, der 1770 verstorbene Oberpostkommissar Friedrich Leberecht Gellert. Derselbe Grabstein deckt beide von einem eisernen Gitter umschlossenen Gräber; unter der Inschrift ist der Kopf Gellerts in Medaillonform angebracht. Im Rosenthale ist ihm östlich vom Teiche am Waldrande ein Standbild in Marmor errichtet worden.

Das Schillerhäuschen in Gohlis. Nordwestlich schließt sich an Leipzig der Vorort Gohlis mit 9804 Einwohnern an. Es liegt am rechten Ufer der Pleiße, und die Nähe der Flußaue zwischen Pleiße und Elster mit dem Rosenthale, mit Laubwald und Wiesen, hat es zu einem beliebten Ausflugsorte der Leipziger gemacht, die hier auch viele Landsitze haben. Daher herrscht hier den Sommer über ein lebhafter Verkehr, besonders an Sonntagen, wo sich die Gärten der zahlreichen Restaurationen mit vergnügten Scharen füllen.

Gohlis hat seine geschichtliche Weihe durch den Aufenthalt Schillers im Jahre 1785 erhalten. Aus den unerquicklichen Verhältnissen, in welche er in Mannheim allmählich geraten war, riß er sich los und eilte nach Leipzig zu begeisterten Freunden, die er durch seinen aufkeimenden Dichterruhm gewonnen hatte. Das waren die beiden jungen Leipziger Gelehrten Christian Gottfried Körner und Ferdinand Huber nebst ihren Bräuten, den Schwestern Minna und Dorothea Stock, die schon im Juni 1784 verschiedene Briefe, Liebesgaben und Bleistiftzeichnungen an den jungen Dichter gelangen ließen. Ende April 1785 traf Schiller bei seinen mit Glücksgütern gesegneten Freunden in Leipzig ein, fand aber Körner, der inzwischen Oberkonsistorialrat in Dresden geworden war, nicht mehr vor. Die beiden Schwestern Stock, Huber und der Buchhändler Göschen nahmen ihn auf das freundschaftlichste auf und verschafften ihm für die Sommermonate eine kleine Wohnung in Gohlis. Verschwunden waren nun mit einem Male die Entbehrungen, denen er in Mannheim trotz seines Ruhmes ausgesetzt gewesen war, vergessen auch alles andre, was ihn dort bedrückt hatte; und das Aufjauchzen seines befreiten Gemüts tritt uns in dem dithyrambischen „Lied an die Freude“ entgegen, das in dem engen Asyl entstand. Als der Sommer zur Neige ging, folgte der Dichter im September seinem Freunde Körner nach Dresden und lebte dort und in Loschwitz zwei Jahre lang frei von allem äußeren Zwang den Musen (s. S. 327).

Gleich dem Loschwitzer Weinbergshaus ist auch das Gohliser Schillerhäuschen ein ganz einfaches Bauwerk. Unwillkürlich fragt man sich bei seinem Anblicke: Würde heute auch der unbedeutendste Dichter einen solchen Sommersitz für eine Gunst des Schicksals ansehen? Vor dem Hause steht die Schillerlinde, im Jahre 1859 gepflanzt, und eine metallene Gedenktafel an der der Straße zugekehrten Seite des Häuschens erinnert an dessen Bedeutung. Zu Schillers Zeit gehörte es Bauersleuten, welche die unteren Räume bewohnten, während Schiller die „Oberstube“ nebst der Kammer daneben inne hatte. Der Leipziger Schillerverein ermietete es im Jahre 1845 und machte es dann 1856 durch Kauf zu seinem Eigentum, um es zu einer Erinnerungsstätte an den

deutschen Dichterfürsten umzuwandeln. Bilder von Schiller aus verschiedenen Perioden seines Lebens, Bilder aus seinem Freundeskreise und allerhand Reliquien schmücken die Wände und bedecken die Tische, und eine kleine Bibliothek enthält besonders verschiedene Ausgaben einzelner und sämtlicher Werke. Alljährlich am 10. November, dem Geburtstage des Dichters, wird die Gedächtnistafel am Schillerhäuschen vom Schillerverein bekränzt, und an diese Feier schließt sich die Verteilung von Büchern an die Jugend des Dorfes.

Aus Goethes Jugend. Länger als Schiller und in völlig andern Verhältnissen hatte sich vor ihm Goethe in Leipzig aufgehalten. 1765 im Oktober, erst 16 Jahre alt, bezog der junge Johann Wolfgang Goethe die Universität, um sich hier nach dem Wunsche seines Vaters dem Studium der Rechte zu widmen. In der „Großen Feuerkugel", einem Hofe, durch welchen ein Durchgang von dem Neumarkt nach der Universitätsstraße führt, nahm er seine Wohnung in einem Mansardenzimmer über dem Thorwege, das aber nicht mehr vorhanden ist; doch erinnert eine Inschrift im Hofe an Goethes Aufenthalt.

Mit dem Studium der Rechtswissenschaft hatte es jedoch bei Goethe gute Wege. Zwar gab er sich nicht ausschließlich dem litterarisch-philologischen Studium hin, zu welchem ihn seine Neigung zur Dichtkunst trieb, sondern blieb auf das Zureden des Hofrats Böhme, eines Juristen der alten Schule, dem vom Vater vorgeschriebenen Studium treu; aber die trockenen juristischen Kollegien erschienen ihm langweilig und unfruchtbar, und er hatte wenig Nutzen von ihnen. Aber auch andre Vorlesungen wußten ihn wenig zu fesseln, da sie gegenüber der vorgeschrittenen allgemeinen Bildung, die er mitbrachte, nur einen dürftigen Inhalt hatten. Am meisten fand er an Gellerts Vorträgen über die deutsche Litteraturgeschichte und an dessen Praktikum für deutsche Stilistik Gefallen. Er näherte sich dem berühmten Manne mit Vertrauen, fand sich aber sehr bald enttäuscht, da er keiner eingehenden Teilnahme begegnete und seine schriftlichen Aufsätze Gellerts Billigung nur in geringem Grade erhielten.

Dafür lernte Goethe im geselligen Verkehre Welt und Menschen von den verschiedensten Seiten kennen und erwarb sich dadurch das, was für den Dichter am unerläßlichsten ist. Er verkehrte viel in dem Hause des Hofrats Böhme, dessen Gattin, durch Kränklichkeit ans Haus gefesselt, keinen besseren Zeitvertreib finden konnte, als den jugendlich strebsamen und empfänglichen Studenten in ihrem Sinne zu erziehen und zu bilden. Vor ihren Augen fanden seine bisherigen Dichtungen, die aus seiner harmlosen Freude an der Ausübung seines poetischen Talents hervorgegangen waren, ebensowenig Gnade wie die Leistungen der ganzen Leipziger Poetenzunft; und aus ihrer Unterhaltung schöpfte er so entschieden die Überzeugung von der Wertlosigkeit seiner bisherigen poetischen Leistungen, daß er sie sämtlich dem Feuer übergab und nur die erste Bearbeitung eines Lustspiels, „Die Mitschuldigen", verschonte. Dafür machte ihn seine mütterliche Freundin zuerst mit einem feineren Benehmen im Sinne der „sächsischen Höflichkeit" bekannt. Die zwar solide, aber unmodische Garderobe, welche er von Frankfurt mitgebracht hatte, legte er ab und vertauschte sie gern mit derjenigen, die in den feinen Leipziger Kreisen Mode war; dagegen vermochten ihn diese nicht von der alleinigen Vortrefflichkeit der Meißner Mundart zu überzeugen.

Für die verbrannten Gedichte fand Goethe bald einen Ersatz, indem er das, was er innerlich erlebte, äußerlich zu gestalten suchte; und damit betrat er die Richtung, welcher er sein ganzes Leben hindurch treu geblieben ist und aus welcher alle seine späteren großen Schöpfungen hervorgegangen sind. Die meisten Anregungen empfing er im Kreise der Tischgenossen, mit denen er im Hause des Weinhändlers Schönkopf am Brühl verkehrte. Zu ihnen gehörten J. G. Schlosser, sein späterer Schwager, der Jurist Benjamin Pfeil aus Freiburg, der Hofmeister eines jungen Freiherrn von Friesen, und Ernst Wolfgang Behrisch, der Hofmeister eines jungen Grafen von Lindenau. Die Tochter seines Wirtes, Käthchen, gewann sein Herz, doch quälte er sie durch seine Eifersüchteleien so, daß es zum Bruche kam, und vergebens suchte er ihr Herz wiederzugewinnen. Die Frucht dieser Liebesepisode war das kleine Schäferspiel: „Die Laune des Verliebten“.

In Leipzig wurde er auch genauer in die bildende Kunst eingeführt, und zwar durch Öser, den Leiter der Malerakademie. Er beschäftigte sich infolgedessen viel mit Zeichnen und Kupferstechen und studierte die Kunstgeschichte, was auf seinen poetischen Geschmack einen günstigen Einfluß ausübte. Durch Öser wurde er auch auf die Dresdner Sammlungen aufmerksam gemacht, was ihn im Sommer des Jahres 1768 zu einer Reise nach der sächsischen Hauptstadt veranlaßte, wo er die Gemäldegalerie und darin ganz besonders die Niederländer und die Landschaften studierte.

Der Bruch mit Käthchen Schönkopf hatte zur Folge, daß sich Goethe enger an die lustigen und leichtfertigen Kreise anschloß, in welchen sein Freund Behrisch sich bewegte, und dabei stürmte er so auf seine Gesundheit ein, daß ihn 1768 eine schwere Krankheit befiel. Er war noch nicht lange von der Dresdner Reise zurückgekehrt, da bekam er einen Blutsturz, infolgedessen er mehrere Tage zwischen Tod und Leben schwebte. Mit seinen Leipziger Studien war es nun zu Ende; sobald er reisefähig war, kehrte er ins Vaterhaus zurück und blieb hier, um sich völlig herzustellen, bis zum Jahre 1770.

Die Bühne. In Leipzig, der Universitäts- und der reichen Handelsstadt, mußte auch die Bühne eine gute Stätte finden. Namentlich wurden während der Messe von umherziehenden Schauspielergesellschaften Vorstellungen in verschiedenen Häusern der Stadt gegeben, z. B. im 17. Jahrhunderte in Stieglitzens Hof am Markte und in Quandts Hof in der Nikolaistraße. In letzterem gab die für die deutsche Bühne epochemachende Karoline Neuber (geboren 1697 zu Reichenbach im Vogtlande, gestorben 1760 in Laubegast bei Dresden) ihre Vorstellungen (s. S. 328). Ein besonderes „Komödienhaus“ wurde 1766 am Ende des Brühl auf dem Grunde der ehemaligen Ranstädter Bastei erbaut, in welchem, abwechselnd mit andern Truppen, die kurfürstliche Hofgesellschaft Vorstellungen gab. Dies war das jetzige alte Theater, welches zu verschiedenen Zeiten durch Anbaue vergrößert wurde. Dazu ist seit 1868 das neue Theater gekommen, dessen Bühne zu immer größerer Blüte des Kunststrebens gedieh; es wurde 1864—1867 nach den Entwürfen des Oberbaurats C. F. Langhans in Berlin im Renaissancestil errichtet und besteht aus einem Mittelbau und zwei Flügeln. Mit seiner Säulenvorhalle und seinen allegorischen Gruppen in den Giebelfeldern ist es ein Schmuck des Augustusplatzes, und auf der Rückseite

gibt eine im Halbrund vorspringende Terrasse nebst dem von den Promenaden eingeschlossenen Schwanenteich ein wahrhaft malerisches Bild. Ferner besitzt Leipzig in seiner Südvorstadt ein im eleganten Stile gehaltenes und dem heitern Genre der theatralischen Kunst gewidmetes Theater. Dieses wurde zuerst nach seinem Begründer Karltheater genannt, dann aber in Karolatheater (nach dem Namen der Königin von Sachsen) umgetauft.

Dem Theater gegenüber, an der Südseite des Augustusplatzes, befindet sich das 1858 vollendete städtische Museum, das nach Plänen von Prof. H. Lange in München ausgeführt worden ist. Es enthält hauptsächlich Skulpturen und Gemälde und ist nebst dem Theater ein Beweis, was der thatkräftige Bürgersinn einer reichen Handelsstadt auch auf dem Gebiete der Kunst zu leisten vermag.

Die Universität. Leipzigs und Sachsens Kleinod ist die Universität, die zu den ersten Deutschlands zählt. An Zahl der Studenten wird sie nur von Berlin übertroffen, dessen Universität im Wintersemester 1880—1881 4107 Studierende aufwies, woran sich Leipzig mit 3326 schloß. Auf das Leben einer reichen Handelsstadt mußte die Anwesenheit so vieler Studenten und ihrer Professoren einen großen Einfluß ausüben; einseitiger Handelsgeist konnte daher in Leipzig nie so aufkommen, wie in reinen Handelsstädten; der Sinn für Kunst und Wissenschaft durchdrang die ganze Bürgerschaft. Ebensowenig konnte sich ein verknöchertes Gelehrtentum breit machen; denn der Anblick eines großartigen Handelstreibens mußte es den Gelehrten zum Bewußtsein bringen, daß die Wissenschaft eine gewisse Wohlhabenheit als Grundlage haben muß, um sich in Ruhe und Sicherheit entwickeln zu können. Diese Verschmelzung von Gelehrsamkeit und Bürgerthätigkeit hat man im Auge, wenn man Leipzig als „Pleißathen" bezeichnet; und sie hat auch Goethe im Sinne, wenn er im „Faust" in der Kellerszene Frosch, den einen der Zecher, sagen läßt:

„Mein Leipzig lob' ich mir!
Es ist ein klein Paris, und bildet seine Leute."

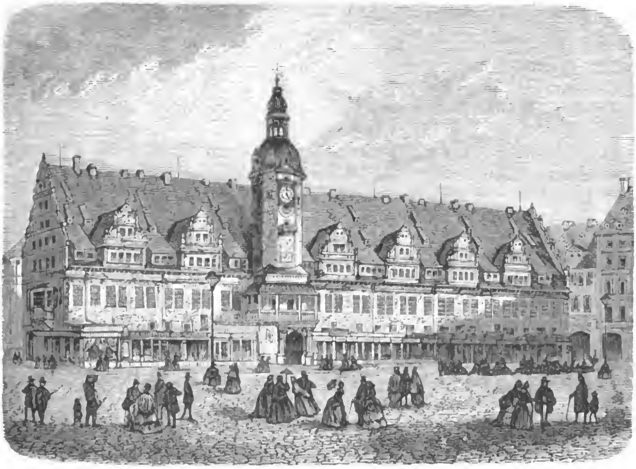
Die Universität wurde im Jahre 1409 gegründet. Den Anlaß dazu gab die Auswanderung der deutschen Studenten aus Prag. Die Mitglieder dieser 1348 gegründeten Hochschule teilten sich in vier Nationen, die böhmische, sächsische, bayrische und polnische, deren jeder bei Beratung der Universitätsangelegenheiten eine Stimme zukam. Wenn die letzten drei Nationen einig waren, so konnten sie in allen Dingen den Ausschlag geben, sehr zum Verdrusse der Böhmen, unter denen eine starke Bewegung entstand, die darauf hinauslief, den Deutschen, wie sie alle drei fremden Nationen zusammen nannten, ihre Rechte zu entreißen. An der Spitze dieser Bewegung stand Huß, und König Wenzel entschied nach dem Willen der Böhmen. Nun ließen sich die erbitterten deutschen Studenten durch nichts mehr halten, und Tausende wanderten samt ihren Lehrern aus Prag fort. Von diesen kamen ungefähr 2000 unter Führung des letzten Rektors deutscher Nation auf der Universität Prag, Namens M. Henning Boldenhagen, auf ihrer Wanderung durch Meißen, das heutige Königreich Sachsen, nach Leipzig. Der damalige Markgraf und spätere Kurfürst Friedrich der Streitbare benutzte diesen äußeren Anlaß, um in seinem eignen Lande, und zwar in Leipzig, eine Universität zu gründen. Der Papst bestätigte die Gründung,

und am 2. (nach andrer Meinung am 4.) Dezember wurde die Stiftungsurkunde im Refektorium der geregelten Chorherren zu St. Thomas in Gegenwart Friedrichs des Streitbaren und seines Bruders Wilhelm verlesen und so die Einweihung der Universität vollzogen, zu deren erstem Rektor M. Otto von Münsterberg gewählt wurde.

Die zur Universität gehörigen Gebäude befinden sich in dem Raume zwischen dem Augustusplatz, der Universitätsstraße und der Grimmaischen Straße. Das wichtigste ist das Augusteum, das nach Schinkels Entwürfen gebaut und 1836 eingeweiht wurde; seinen Namen erhielt es nach dem Könige Friedrich August II. Das Giebelfeld der Front am Augustusplatze zieren die symbolischen Figuren der vier Fakultäten von Rietschel und die Aula, neben andern Kunstwerken, Basreliefs von demselben Künstler, welche die Entwickelung der Kultur darstellen. Andre Gebäude sind das Paulinum, ehemals ein Paulinerkloster, das nach der Einführung der Reformation von Kurfürst Moritz der Hochschule überlassen wurde; ferner das Mauricianum, das Bornerianum und das Fridericianum. Aber bei der großen Zahl der Studierenden und der immer weiter schreitenden Entwickelung der Wissenschaften reichten selbst diese weiten Räume nicht mehr aus, und es mußte eine ganze Anzahl akademischer Gebäude anderwärts errichtet werden. Die meisten derselben befinden sich in der Nähe des Johannisthals an der Liebigstraße, z. B. das zoologische, physikalische, physikalisch-mineralogische, landwirtschaftliche, pathologische und Taubstummeninstitut, das chemische Laboratorium, die Anatomie, die Augenheilanstalt u. a. Diese ganze Gegend wird daher auch in Leipzig als das „lateinische Viertel" bezeichnet. Außerdem gehören der Universität noch eine große Anzahl von Gebäuden in Leipzig und der Umgegend, von denen sie nur die nicht geringen Einkünfte bezieht.



Gellerts Grab in Leipzig.



Das Rathaus zu Leipzig.

Die Stadt Leipzig.

Die Faustsage. — Das mittelalterliche Leipzig und das Leipzig der Gegenwart.

Die Faustsage. Seit mehr als drei Jahrhunderten ist Auerbachs Hof in der Grimmaischen Straße nahe dem Marktplatze und dem alten, mit zahlreichen Giebeln geschmückten Rathause das berühmteste Bürgerhaus Leipzigs. Heinrich Stromer aus Auerbach in Franken, Dekan der medizinischen Fakultät, Arzt und Ratsherr zu Leipzig, erbaute es von 1530—1538. Die hohen, geräumigen Gebäude, welche den langen, im rechten Winkel gebogenen und von der Grimmaischen Straße nach dem Neumarkt führenden Hof einschließen, dienten Jahrhunderte hindurch dem großartigsten Meßverkehre. Hier fand man die Kaufleute von Augsburg, Nürnberg und Frankfurt a. M., aus Italien, Frankreich und den Niederlanden; in den zahlreichen Bazars gab sich die vornehmste Gesellschaft ein Rendezvous und verkehrte zur Zeit der Messe auch der Dresdner Hof und der höchste Adel.

Mit poetischem Schimmer umkleidet die Sage vom Dr. Faust Auerbachs Hof. Diesen Schwarzkünstler der Reformationszeit gingen einst einige Wittenberger Studenten aus Ungarn, Polen, Kärnten und Österreich an, mit ihnen nach Leipzig zur Messe zu „verrücken“; sie wollten sich einmal das Treiben in der berühmten Stadt ansehen, und einige hofften da auch Geldsendungen aus der Heimat vorzufinden. Dr. Faust ließ sich nicht lange bitten, und bald sah

man die lustige Gesellschaft durch die Straßen der Stadt schlendern. Da kamen sie von ungefähr an einem Weinkeller vorüber, wo sich etliche Schröter vergebens abmühten, ein großes Weinfaß von 16—18 Eimern die Treppe heraufzuschroten. Als Faust dies sah, wandelte ihn die Lust an, die Leute zu foppen. Er trat herzu und redete die von der Arbeit erhitzten Schröter an: „Wie stellt ihr euch so läppisch, und ist euer so viel! Könnte doch wohl einer allein dies Faß herausbringen, wenn er sich recht dazu zu schicken wüßte!" Darob gerieten die Männer in hellen Zorn und warfen mit manchem unnützen Wort um sich. Den Zank hörte der Weinherr. Eilends kam er herbei und vernahm von seinen Leuten dessen Ursache. „Nun, wohlan!" rief er Faust und seinen Genossen zu, „wer unter euch das Faß allein herausbringen wird, dem soll es gehören." Schnell stieg Faust die Kellertreppe hinab, setzte sich auf das Faß, wie man ein Roß zu besteigen pflegt, und ritt auf demselben zur Verwunderung aller Umstehenden bis zur Straße herauf. Niemand aber war bestürzter, als der Weinherr, der natürlich nicht geglaubt hatte, daß es einem einzigen Menschen möglich sei, ein so schweres Faß zu bewegen; doch seine Zusage mußte er halten, und so hatten Faust und seine Genossen tagelang freie Zeche.

In dem Weinrestaurant, das die nach der Grimmaischen Straße zu gelegenen Räume von Auerbachs Keller einnimmt, ist der untere Keller, an den sich die Sage knüpft, mit Malereien geschmückt, welche die hohe Wölbung bedecken und Szenen aus Goethes Faust darstellen, während ein Wandbild im oberen Keller den berühmten Ritt selbst zum Gegenstande hat. Darüber befindet sich eine Inschrift, welche lautet:

„Doktor Faust zu dieser Frist
Aus Auerbachs Keller geritten ist
Auf einem Faß mit Wein geschwind,
Welches gesehen viel Mutterkind.
Solches durch seine subtile Kunst hat gethan
Und des Teufels Lohn empfangen davon
1525."

Das mittelalterliche Leipzig und das Leipzig der Gegenwart. Die Stadt Leipzig war in der frühesten Zeit ein slawisches Fischerdorf, Namens Lipzk, dessen Name nach der gewöhnlichen Annahme von lip oder lipa, d. h. die Linde, abzuleiten ist. Die Leipziger Fischer waren zu der Zeit, als aus dem Fischerdorfe schon längst eine ansehnliche Stadt geworden war, noch immer meist wendischer Abkunft. Allgemein wird angenommen, daß diese älteste Ansiedelung am Nordweſtrande der heutigen Stadt, in der Nähe des Zusammenflusses der Parthe und Pleiße, gestanden habe, welche Gegend heute unter dem Namen der alten Burg bekannt ist. Doch ist sicher anzunehmen, daß die Deutschen, die in geschlossenen Scharen einwanderten, sich weiter südostwärts wandten, wo sie auf höher gelegenem Boden vor den Überschwemmungen der beiden Flüsse sicher waren, und die Gegend der Nikolaikirche, also die östliche Mitte der jetzigen inneren Stadt, ist als Anfang der deutschen Kolonie in Leipzig anzusehen.

Mit voller Sicherheit wird Leipzig zuerst im Jahre 1015 erwähnt und zwar von Thietmar von Merseburg. Es war damals eine reichsunmittelbare Stadt. Um die Lehnsherrschaft über dieselbe stritten sich die Bischöfe von

Merseburg und die Markgrafen von Meißen, bis endlich gegen das Ende des 13. Jahrhunderts die letzteren die Oberhand behielten.

Durch Markgraf Otto den Reichen wurde die Stadt mit dem Hallischen und Magdeburgischen Rechte begabt und ihr zwischen 1156 und 1170 ein Stadtbrief ausgestellt, in welchem verboten wurde, innerhalb der Bannmeile einen der Stadt schädlichen Markt anzulegen. Sie hatte sich stark erweitert und galt schon gegen das Ende des 12. Jahrhunderts als der wichtigste Ort zwischen der Saale und Mulde. Mit den Geschicken der Nachfolger Ottos war sie vielfach verflochten; in ihren festen Mauern fanden jene Sicherheit vor ihren Feinden und bei den Bürgern Hilfe in der Not. Dieses freundliche Verhältnis wich unter Dietrich dem Bedrängten (1195—1221) einer gereizten Stimmung, als die Stadt alle Mittel daran setzte, die Abhängigkeit vom wettinischen Hause, die hereinzubrechen drohte, von sich abzuwehren; ja als der Markgraf zu Anfang des 13. Jahrhunderts das Thomaskloster stiftete und dabei ein Augustiner-Chorherrenstift errichtete, kam es zum Ausbruch einer Fehde. Die Bürger zerstreuten die zum Bau des Klosters herbeigeschafften Materialien und vertrieben den vom Markgrafen eingesetzten Propst. Es wurde zwar der Friede bald wieder hergestellt, aber es folgten neue Zwistigkeiten. Leipzig wurde der Sammelplatz aller Adligen der Umgegend, die mit dem Markgrafen unzufrieden waren, und sie belästigten ihn fast zwei Jahre hindurch als öffentliche Gegner und Feinde.

Endlich kam es am 20. Juli 1216 zu einem Vergleiche, in welchem der Stadt das Privilegium Ottos des Reichen über ihre Einrichtung und ihr Recht bestätigt und dem Markgrafen noch manche drückende Bedingungen auferlegt wurden. Nachdem dieselben erfüllt waren, ergab sich die Stadt an Kaiser Friedrich II., der 1216 daselbst anwesend war, und aus seinen Händen empfing sie Dietrich zurück.

Doch die gereizte Stimmung zwischen der Stadt und dem Markgrafen blieb bestehen, und letzterer suchte sich zu rächen. Da er sich nicht stark genug fühlte, der Stadt in offenem Kampfe entgegenzutreten, nahm er seine Zuflucht zur List. Nach der Erzählung der Annalen zogen der Markgraf und der Kaiser (vielleicht Ende des Jahres 1217) mit wenigen Begleitern in die Stadt ein, da die Bürger ein zahlreiches Gefolge in ihren Mauern nicht duldeten; aber auf Veranlassung Dietrichs kamen die Ritter doch einzeln und als Bauern verkleidet herein und begaben sich ruhig nach ihren Herbergen. Um den Zusammenlauf der Bürger zu verhindern, ließ er heimlich den Klöppel aus der Sturmglocke ausheben und befahl, daß sich auf ein gegebenes Zeichen jeder Ritter der Person seines Wirtes bemächtigen und auf dessen Habe Beschlag legen solle. Die Überrumpelung gelang, der Markgraf ließ die Ringmauer der Stadt niederlegen und innerhalb derselben drei Burgen erbauen, wodurch in Zukunft die Bürger im Zaume gehalten werden sollten. Doch wußten die Bürger bald nach dem Tode des Markgrafen sich wenigstens der einen von diesen Zwingburgen, die am Ausgange der Grimmaischen Straße lag, zu entledigen; im Bunde mit dem Landgrafen Ludwig von Thüringen erstürmten sie dieselbe im Anfange des Jahres 1224 und rissen sie nieder.

An ihrer Stelle wurde 1229—1240 ein Kloster der Dominikaner erbaut, die sich nach ihrem Schutzpatron auch Paulenser oder Pauliner nannten. Neben dem Rechte zu betteln durften sie innerhalb und außerhalb ihres Wohnortes

predigen, von allen, welche zu ihnen kamen, die Beichte hören und auch den Laien Begräbnisse auf ihren Gottesäckern und in ihren Kirchen verstatten. Daher flossen ihnen von allen Seiten reiche Geschenke zu und gewährten ihnen die Mittel, ihre Klostergebäude prächtig auszuschmücken. Überhaupt nisteten sich die Klöster immer mehr in Leipzig ein; denn zu derselben Zeit, wo das Dominikanerkloster zu St. Pauli gegründet wurde, räumte man den Franziskanern das zweite der von Dietrich erbauten Schlösser ein, und bald nach der Stiftung des Thomasklosters war außerhalb der Stadtmauern das Nonnenkloster zu St. Georg entstanden.

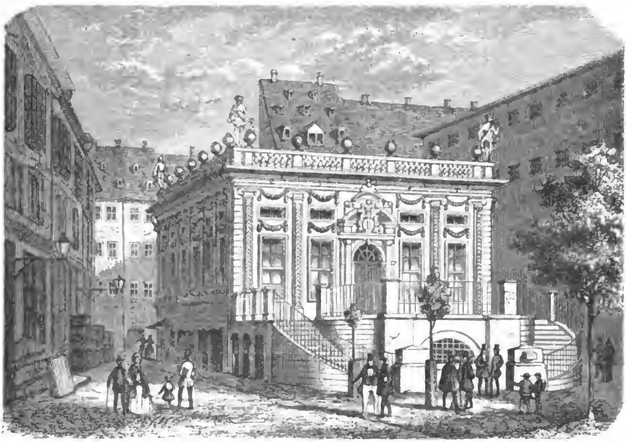
Vor dem Grimmaischen Thore hatten in jenen Zeiten die Aussätzigen ihr Asyl. Der orientalische Aussatz, die Lepra, hatte sich während des Zeitalters der Kreuzzüge sehr in Deutschland verbreitet. Die Leprosen oder Aussätzigen, gemieden von der übrigen Bevölkerung, siedelten sich gewöhnlich vor den Städten an den Hauptstraßen an und bildeten unter sich Genossenschaften. Dies war auch in Leipzig geschehen, und aus ihrem Asyl entstand im 13. Jahrhunderte das Hospital zu St. Johannis.

Das Wachstum der Stadt führte im 13. Jahrhundert eine Erweiterung ihres Umfanges herbei. Als die auf Befehl des Markgrafen Dietrich niedergerissenen Mauern unter seinem Sohne wieder aufgebaut wurden, zog man den „Brühl“ und seine Umgebungen mit in die Stadt hinein. Letzterer war ursprünglich ein Sumpf gewesen, der die Stadt im Norden umgeben hatte, aber ausgetrocknet und mit Häusern bebaut worden. Die innere Stadt gewann dadurch ihre jetzige Ausdehnung und wurde mit einer hohen, steinernen Mauer und einem tiefen Graben umgeben. Handel und Verkehr blühten immer mehr in der Stadt auf, besonders seitdem sich der Freiberger Bergbau stark erweiterte, denn dessen Ausbeute floß hauptsächlich nach der Pleißenstadt ab. Trotzdem bildete die Landwirtschaft noch einen Hauptteil der bürgerlichen Beschäftigungen, und der landwirtschaftliche Charakter der Stadt erhielt sich bei aller Ausdehnung, die Handel und Gewerbe auch weiterhin fanden, lange Zeit; denn noch im Jahre 1476 wird urkundlich des Stadthirten gedacht.

Dem entsprach auch die Bauweise der Stadt. Die städtischen Grundstücke bildeten Höfe, die aus den Wohnhäusern nebst den um sie liegenden Scheunen, Ställen und Vorratsräumen bestanden. Daraus erklärt sich die Anlage der zahlreichen Höfe und Durchgänge, die in der inneren Stadt heute noch vorhanden sind und dieselbe vor allen andern größeren Städten Sachsens, ja Deutschlands auszeichnen. In manchen Straßen und Gassen, namentlich in den die Hauptstraßen verbindenden Quergäßchen, waren kleinere Häuser entstanden, die mietweise den Handwerkern zum Betriebe ihrer Gewerbe und zur Wohnung überlassen wurden. Neben der fest angesiedelten Bevölkerung führte der Handel auch eine zahlreiche wechselnde Bevölkerung nach Leipzig, und für diese wurden auf manchem Hofe besondere Gebäude zu Wohnungen eingerichtet.

Obgleich die Deutschen in der Stadt gleich anfangs die Oberhand erhalten hatten, so lebten doch die Slawen neben ihnen noch lange unvermischt in Sitte und Sprache. Erst im Anfange des 14. Jahrhunderts hatte sich die deutsche Sprache so weit verbreitet, daß die wendische oder slawische im Jahre 1327 abgeschafft wurde und die Leute von nun an ihre Sache in und außer dem Gerichte in deutscher Sprache vorbringen mußten. Es hatte sich allmählich ein

Bürgerstand herangebildet, der mit der deutschen Intelligenz und Rührigkeit die slawische Beharrlichkeit und Zähigkeit glücklich zu verbinden und die Gunst der Lage auszunutzen wußte. „Nachdem sich der Verkehr im Lande so weit gehoben hatte, daß er neben den ursprünglichen Verkehrswegen, den Flüssen, sich auch der Landstraßen mehr denn früher bediente, erwuchs Leipzig infolge seiner ausgezeichneten zentralen Lage zu einem Handelsmittelpunkte Deutschlands; denn fast ebenso weit von der Nord- und Ostsee als von den Alpen, den Vormauern Italiens, von dem Rheine wie von der Oder entfernt, vereinigte die Stadt wie in einem Knotenpunkte die Straßen, die aus den mitteldeutschen Gebirgen kamen und sich weiter dem Meere zuwandten, sowie die Wege vom Rheine nach der Elbe und Oder. Besonders waren es zwei Hauptstraßen, die sich in Leipzig kreuzten.“



Die Kaufmannsbörse auf dem Naschmarkt.

„Von Erfurt, der Königin des reichgesegneten Thüringerlandes, kamen auf den alten, vielbesuchten Straßen mit ihren Warenzügen die Kaufleute aus dem Reiche und fanden im wohlbefestigten Leipzig einen geeigneten Ruhepunkt, von dem aus sie weiter nach Osten zu, nach Böhmen und Schlesien zogen, oder an dem sie die Kaufleute aus jenen Gegenden erwarteten und mit ihnen die Waren tauschten. Aus dem Norden führte über Halle, das durch die Ergiebigkeit seiner Salinen und durch die schiffbare Saale schon längst unter den Städten Deutschlands eine der ersten Stellen einnahm, eine Straße, die vor Leipzig die Parthe überschritt, die Reichsstraße und den Neumarkt berührte und sich nach Süden wandte. Ihre Hauptrichtung nahm sie über Altenburg, Zwickau, Plauen nach Bayern zu; doch mochte sich bald nach dem Austritt aus der Stadt eine Straße abzweigen, die in die Gauen der mittleren Elster, nach

Zeitz und Gera führte." Ein Teil dieser Straße behielt den Namen der „Reichsstraße" noch innerhalb der Mauern bei, und wahrscheinlich hatten sich hier vorzugsweise die Kaufleute aus dem Reiche, aus andern deutschen Städten niedergelassen. Welches Ansehen die Stadt schon im Mittelalter genoß, erkennen wir aus dem Bestätigungsbriefe des Papstes Alexander V., in welchem er von Pisa aus am 1. September 1409 die Zustimmung zur Errichtung der Universität gab, „weil Lipzk, dieser volkreiche und geräumige Ort, unter einem freundlichen Himmel liege, für eine große Menge Einwohner Nahrung zur Genüge habe und mit allem gleichsam als ein Acker, welchen Gott vorzüglich gesegnet habe, versehen sei und weil seine Einwohner als artige und wohlgesittete Leute bekannt, auch die Stadt mit reizenden und angenehmen Gegenden rings umgeben sei."

Werfen wir nun zum Schlusse noch einen Blick auf das Leipzig der Gegenwart, um zu den bisherigen Schilderungen noch einiges hinzuzufügen.

Leipzig hat sich, wie Dresden und Chemnitz, seit der Einführung der Eisenbahnen zur Großstadt entwickelt, und daher zerfällt es gleich seinen beiden Schwestern in die innere Stadt, die Vorstädte und die Vororte, welche letztere von der Leipziger städtischen Statistik als Vorstadtdörfer bezeichnet werden. — Die Vorstädte werden von der inneren Stadt durch den Promenadenring getrennt, welcher die Stelle der ehemaligen Festungswerke einnimmt. Man unterscheidet die Vorstädte nach den Himmelsgegenden als Nord-, Ost-, Süd- und Westvorstadt. Nord- und Westvorstadt werden durch das Rosenthal geschieden, das im Nordosten beinahe bis an die innere Stadt herantritt; West- und Südvorstadt durch den Johannapark, die Scheibe, eine in einen Park umgewandelte Waldparzelle, und die Rennbahn. Weniger deutlich sind die Vorstädte auf der Süd- und Ostseite voneinander getrennt; doch kann die Windmühlenstraße nebst dem bayrischen Bahnhofe als Grenze zwischen der Süd- und Ostvorstadt, die Leipzig-Dresdner Eisenbahn als solche zwischen der Ost- und Nordvorstadt gelten. Stadt und Vorstädte zählen zusammen 149081 Einwohner.

Die Vororte sind im Osten: Reudnitz (14452 Einw.), Neureudnitz (1538 Einw.), Anger (2482 Einw.), Crottendorf (589 Einw.), Volkmarsdorf (11054 Einw.), Volkmarsdorfer Straßenhäuser (439 Einw.), Neuschönefeld (5628 Einw.), Neustadt (5918 Einw.), Thonberg (3394 Einw.); im Süden: Connewitz (6611 Einw.); im Westen: Plagwitz (6966 Einw.), Lindenau (12166 Einw.); im Norden: Gohlis (9804 Einw.) und Eutritzsch (5879 Einw.). Diese 14 Vororte haben zusammen 86920 Einw. (nach den Veröffentlichungen des Statistischen Büreaus), Leipzig umfaßt also mit ihnen eine Volksmenge von 236001 Einwohnern. Am innigsten sind räumlich die Vororte im Osten mit der Stadt verwachsen.

Die innere Stadt ist von jeher der Sitz des Handels gewesen. Hier ist außer den Straßen und Plätzen und den schmalen Höfen jeder Quadratmeter mit Häusern bebaut, die außer dem Erdgeschosse und dem Dache meist drei und vier Stockwerke besitzen und durch die Mannigfaltigkeit des Baustils sowie durch die zahlreichen historischen Erinnerungen das Interesse des Beobachters erwecken. Die zahlreichen, schon erwähnten Höfe und Durchgänge sind an manchen Stellen in moderne „Passagen" verwandelt, wo durch Glasdächer das Licht gedämpft in die Höfe fällt und hinter den Spiegelscheiben der Schaufenster die verkäuflichen Waren in verlockender Weise sich präsentieren.



Die Schillerstraße mit der Pleißenburg zu Leipzig.

Aus dieser interessanten Häusermasse ragt aber keins in der Weise hervor, daß es die Aufmerksamkeit ausschließlich zu fesseln vermöchte; man hat in früheren Jahrhunderten in Leipzig über der Bethätigung im praktischen Leben anscheinend nicht die Muße zur Errichtung monumentaler Bauwerke gefunden. Auch die Kirchen, wie die Nikolai-, Thomas-, Matthäi-, Peters- und Paulinerkirche machen davon keine Ausnahme. — Durch ihre Lage an der Südwestecke der innern Stadt tritt die Pleißenburg besonders hervor, die 1549—51 an der Stelle der dritten von den früher erwähnten Zwingburgen angelegt wurde und jedem Lutheraner durch die Disputation merkwürdig ist, welche hier zwischen Luther und Eck 1519 stattfand. Sie dient jetzt als Kaserne. Am Naschmarkte, welcher durch das Rathaus vom eigentlichen Markte getrennt ist, steht das Börsengebäude, das 1698 erbaut wurde und in jener Zeit als ein prachtvolles Bauwerk galt, jetzt aber in seinem Äußeren der großartigen Handelsbedeutung Leipzigs nicht mehr entspricht.

An den Vorstädten und ihrer Entwickelung nimmt man am besten den großstädtischen Charakter Leipzigs wahr. Immer mehr füllen sie den Raum zwischen der Stadt und den Vororten; das auf dem Papier entworfene schachbrettartige Straßennetz füllt sich in jedem Jahre mehr mit Neubauten aus. Hier treffen wir breite, mit bequemen Trottoiren versehene, helle Straßen und das Streben nach einem gefälligen, dem Schönheitssinne Rechnung tragenden Baustile, und das um so mehr, je näher wir der innern Stadt sind. Auch die Vorstädte haben das in der Geschichte begründete Hofsystem der alten Stadt zum Teil angenommen, dabei aber dem modernen Bedürfnisse nach Licht und Luft Rechnung getragen. Vor den Häusern treffen wir häufig kleine Vorgärten, und noch öfter schließen sich an die Rückseiten schattige Gärten an. Besonders die Ostvorstadt macht dadurch einen reizenden Eindruck. Mit der innern Stadt sind die Vorstädte durch Pferdebahnlinien verbunden, die von einem die Promenaden umschließenden Ringe nach allen vier Himmelsgegenden ausstrahlen.

Die Vorstädte und die Vororte sind die Stätten der Industrie, die jetzt mit jedem Jahre mehr Raum in Leipzig gewinnt. Außer den schon erwähnten polygraphischen Gewerben und den mit ihnen zusammenhängenden Industriezweigen ist besonders die Maschinenfabrikation vertreten, die vor allem durch ihre Spezialitäten hervorragt, z. B. Nähmaschinen, Ölgasapparate, Gasmesser, Lampen, Kerzengießmaschinen, Feuerspritzen, Maschinen für Gerberei 2c. In der Pianofortefabrikation nimmt Leipzig die erste Stelle in Deutschland ein. Die Textilindustrie hat zwei große Etablissements aufzuweisen, die Wollkämmerei und die Kammgarnspinnerei, beide in der Nordvorstadt gelegen. Bedeutend ist auch die Wachstuchfabrikation, ferner die chemische Industrie, die außer den verschiedenen chemischen Produkten besonders Farbwaren und ätherische Öle erzeugt, welche letztere wieder in den ebenfalls zahlreich vorhandenen Parfümeriefabriken Verwendung finden.

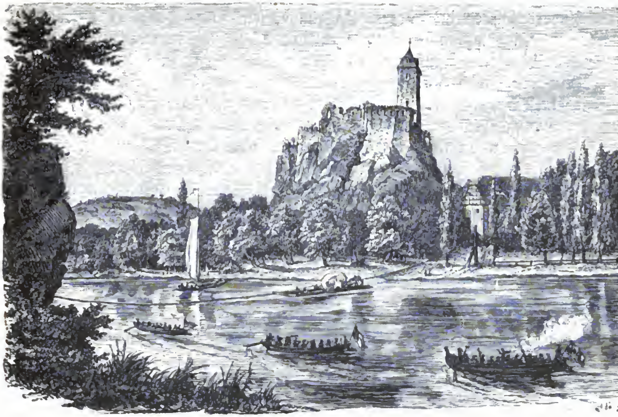
Für das Vergnügen ist in Leipzig reichlich gesorgt. Das großartigste Vergnügungsetablissement ist das alte Schützenhaus in der Nähe des Dresdner Bahnhofs, welches nach seiner Umwandlung in den Jahren 1881—82 den Namen „Krystallpalast“ angenommen hat und mit seinen Konzert- und Theatersälen, seinem Garten, seinen Grotten, Wasserkünsten und Beleuchtungseffekten ein Hauptanziehungspunkt ist. Zu Ausflügen locken die schattigen

Auenwaldungen an der Pleiße und Elster, die sich nach Süden bis Connewitz, nach Westen bis Schkeuditz ausdehnen. In letzterer Richtung ist der Teil, welcher der Stadt am nächsten liegt, das Rosenthal, in einen anmutigen Park umgeschaffen worden, welcher für Leipzig dieselbe Bedeutung hat, wie der Große Garten für Dresden. Man wandelt hier meist in dichtem Laubwald, in welchem der Freund kräftiger Baumvegetation besonders durch mächtige Eichen erfreut wird.

Niemand darf sich rühmen, Leipzig genügend zu kennen, der nicht das Leipziger Lieblingsgetränk und zwei Leibgerichte der Leipziger würdigen gelernt hat. Das Lieblingsgetränk ist eine eigentümliche Biersorte, die Gose. Der Fremde lächelt zwar etwas ungläubig, wenn ihm der begeisterte Verehrer dieses hellgelben Stoffes dessen Vorzüge auseinander setzt, seinen schwach säuerlichen, milden, öligen Geschmack rühmt, der weit davon entfernt sei, gleich dem Lager- und bayrischen Bier ein Brennen im Halse zurückzulassen, und wenn ihm versichert wird, daß der Genuß dieses Bieres am schwersten sich abgewöhne, wenn man es einmal schätzen gelernt habe; denn die Flaschen, welche von den Seiten her zusammengedrückten Halbkugeln mit langem, dünnem Halse gleichen, sehen nicht besonders appetitlich aus, da sie nicht gerüttelt, also vor dem Servieren auch nicht gereinigt werden dürfen, und dem Biere fehlt der durchsichtige, helle Glanz, den man an guten Lagerbieren gewöhnt ist. Aber wenn man sich einmal entschließt, von der Gose zu kosten, kommt man bald hinter den Geschmack; und besonders in der Sommerhitze ist ihr Genuß eine wahre Erquickung. Die beiden Spezialitäten der Leipziger Küche, die fast täglich im Annoncenteile der Tagesblätter eine Rolle spielen, sind der Speckkuchen und das Leipziger Allerlei. Ersterer hat durchaus nichts Kuchenartiges im Geschmack, sondern ist einfach aus Teig gebacken, auf dem Ei- und Speckstückchen und Kümmel verstreut sind, während das Allerlei aus verschiedenen jungen Gemüsen zusammengesetzt ist, zu denen entweder Kotelett oder Rindszunge gereicht wird.



Leipzig zu Anfang des 18. Jahrhunderts.



Schloß Giebichenstein bei Halle.

Halle und Umgebung.

Halle. — Die Gründung der Universität. — Ein Denkmal der Nächstenliebe (die Franckeschen Stiftungen). — Das Standbild Händels zu Halle. — Das Saalethal unterhalb Halle.

Halle, eine Stadt im preußischen Regierungsbezirk Merseburg, mit 71 484 Einwohnern, verdankt Ursprung und Namen den Salzquellen, aus denen hier seit alten Zeiten Salz gewonnen wird. Die Stadt liegt an der Saale, welche sich oberhalb der Stadt in zwei Hauptarme teilt, die sich durch neue Spaltungen wieder untereinander verbinden und sich endlich unterhalb Halle vor Giebichenstein sämtlich wieder zusammengefunden haben. Auf dem rechten Ufer des östlichen Armes liegt die eigentliche Stadt, auf Saalinseln die zwei Vorstädte Klausthor und Strohhof. Früher hatte Halle noch zwei Nebenstädte, nämlich Glaucha im Süden und Neumarkt im Norden, die erst 1817 mit Halle vereinigt worden sind. Auf dem rechten Ufer der Saale steigt der Boden allmählich an, und das macht in Verbindung mit den stattlichen Türmen und einer größeren Anzahl von hohen Gebäuden das Bild der Stadt zu einem malerischen.

Nicht so freundlich ist der Eindruck, den die Stadt im Innern gewährt, namentlich die eigentliche alte Stadt; denn enge, krumme Straßen ziehen sich unregelmäßig bergauf und bergab, zum Teil in darmartiger Länge. Doch sind sie jetzt wenigstens reinlich gehalten und mit gutem Pflaster versehen, wenn sich auch die Stadt in diesen Teilen bei der Enge der Straßen die Annehmlichkeit breiter Bürgersteige hat versagen müssen.

Anders sah es in früheren Jahrhunderten, ja noch bis in unser Jahrhundert in der Stadt aus. Die eigentliche Stadt war von drei parallel fortlaufenden Mauern umschlossen, zwischen welchen nach innen zu ein ziemlich hoher Wall lag, während die beiden äußeren Mauern den tiefen, sehr breiten, mit einzelnen Bäumen bepflanzten und von sumpfigen Gräben und Teichen durchzogenen Stadtgraben umschlossen.

Die engen und krummen Straßen waren durch ihren Schmutz, ihr schlechtes Pflaster und ihre mehr als dürftige Beleuchtung sprichwörtlich geworden. Viele Häuser waren mit Freitreppen, Kellerhälsen, Wetterdächern und ähnlichen Vorbauten versehen, welche in die Straßen hineinragten und den Verkehr erschwerten, so daß sich der Fußgänger des Nachts nur auf den breiten Steinen in der Mitte der Straßen mit einiger Sicherheit bewegen konnte. Wer bei Regenwetter genötigt war, von diesen Steinen vor einem vorüberfahrenden Wagen zur Seite zu flüchten, geriet in der Regel in große Wassertümpel, welche die Lücken in dem holperigen Pflaster ausfüllten, oder unter die Douche aus einem der vielen, die Dachrinnen zierenden Drachen- und Delphinenköpfe, bei Tauwetter aber auf und zwischen gewaltige Eisflächen und Eisberge, deren Beseitigung dem Sonnengotte vertrauensvoll überlassen wurde. In unmittelbarer Nähe der Thore waren gewaltige Düngerhaufen aufgetürmt, welche im Vereine mit den stinkenden Stadtgräben, dem frei abfließenden Sauerwasser der zahlreichen Stärkefabriken und den Exkrementen einer stattlichen Anzahl zur Mast gehaltener Schweine das Ihrige dazu beitrugen, daß der Fremde die Stadt eher zu riechen als zu sehen vermochte.

So schildert uns ein Hallenser selbst, einer von den Vätern der Stadt, der Freiherr vom Hagen, den Zustand der Stadt in früheren Zeiten. Da gab es freilich viel zu thun, als mit dem Beginne der Friedenszeit in unserm Jahrhundert die Muße und die Lust zu Neuschöpfungen kam. Doch man ging rüstig an die Arbeit, riß von 1816 an die alten Befestigungswerke nieder, an die heute nur noch wenige Mauerreste und alte Türme erinnern, legte an deren Stelle Promenaden an und verbesserte die Straßen nach Möglichkeit, besonders durch die Entfernung der Verkehrshemmnisse an den Häusern. Dann kam die Zeit der Eisenbahnen; Halle wurde zu einem wichtigen Knotenpunkte der Schienenstraßen, die Industrie zog ein, und durch ihren belebenden Einfluß erwachte allenthalben die Baulust.

Im Norden, vor allem aber im Osten auf der Hochebene vom Thalrande bis zur Eisenbahn, entstanden und entstehen noch stattliche Straßen mit freundlichen Häusern und einer beträchtlichen Zahl von Prachtgebäuden. Es sind das schon Anklänge an großstädtisches Wesen, an welches auch die 1882 angelegte Pferdebahn erinnert.

Im Innern der Stadt, welches übrigens trotz der Enge und Krümme der Straßen durch alte Portale, Erker und allerhand Bildnereien an den Häusern viel Anziehendes hat, imponiert der Markt am meisten. Die Markt- oder Marienkirche, auch „Kirche zu unsrer lieben Frauen“ genannt, hat vier Türme, von denen die beiden westlichen, in scharfen Spitzen aufsteigenden wegen ihrer Schieferbedachung die blauen, und die beiden östlichen, durch eine Brücke verbundenen die Hausmannstürme heißen, weil in dem einen der Türmer, der hier die Hausmannsstelle vertritt, seine Wohnung hat. Unweit der Kirche steht völlig

frei der Rote Turm, als Glockenturm der Marktkirche erbaut, dessen untere Räume jetzt teils als Wachtlokal dienen, teils zu Läden umgewandelt sind. An der südöstlichen Ecke desselben steht die riesige Rolandsäule, zum Zeichen, daß Halle bis in die Zeiten des Großen Kurfürsten hinein das Recht der peinlichen Gerichtsbarkeit besaß.

Die Ostseite des Marktes wird vom Rathaus begrenzt, das teilweise im Renaissancestil gehalten ist, und auf dem Markte stehen das Händeldenkmal und ein gotisches Brunnendenkmal zur Erinnerung an die Siege von 1870 bis 1871. Letzteres schließt oben mit einer prächtigen Landsknechtsfigur aus Bronze ab, welche Schaper geschaffen hat.



Halloren.

Außer der Marktkirche zeichnen sich noch die St. Moritz= und St. Ulrichs=kirche aus; dagegen erscheint der im Innern freundliche Dom von außen geschmacklos. Neben ihm befindet sich die 1520 erbaute „Residenz“, die jetzt der Universität zu verschiedenen Zwecken dient, nach dem Dreißigjährigen Kriege aber von Herzog August, dem letzten Administrator des Erzstifts Magdeburg, bis zu seinem Tode im Jahre 1680 als Residenz benutzt wurde. Vorher residierten die Magdeburger Erzbischöfe in der 1484—1503 erbauten Moritzburg, die aber im Dreißigjährigen Kriege durch die wiederholten Belagerungen und Eroberungen durch kaiserliche, schwedische und sächsische Truppen zur Ruine geworden war. Hohe Mauern mit riesigen halbrunden Türmen an den Ecken stehen noch, und in dem am besten erhaltenen Teile befinden sich die Arrestantenzellen der Garnison.

Westlich von der Marktkirche dehnt sich bis zum rechten Saalearme die Halle oder das Thal aus, wo sonst das Salzwerk der Halloren stand. Es war ein wirres Durcheinander von Häusern, Gassen und Plätzen, über welchem schwarze, aus den Schloten der Siedehäuser aufsteigende Rauchwolken hin und her wogten. Ein zweites, königliches Salzwerk befand sich auf einer Saaleinsel. Letzteres ist 1868 durch einen Vertrag in das Eigentum der Pfännerschaft übergegangen, und seitdem ist der Salinenbetrieb in der Halle ganz eingestellt und dieser ganze Stadtteil niedergerissen worden. Auf dem wüsten Platze steht jetzt nur noch das Maschinenhaus, durch dessen Dampfmaschine die Sole aus der hier befindlichen Quelle nach den Siedehäusern getrieben wird. Die Sole ist so stark, daß sie keiner Gradierung bedarf.

Das Versieden der Sole ist seit alten Zeiten das Vorrecht der Halloren, wie die Arbeiter in der Saline genannt werden. Ursprünglich gab es im Thale zahlreiche kleine Kothen oder Siedehäuser, bis 1789 an ihre Stelle zwei gemeinsame große Siedehäuser traten. Die Halloren zeichnen sich noch heute durch eine besondere Tracht aus, wenigstens an Sonn- und Festtagen und bei besonderen Gelegenheiten. Sie besteht aus einem langen schwarzen Rocke, einer Weste mit eng bei einander stehenden, dicken, kugeligen Knöpfen von Silber, samtenen Kniehosen, Schnallenschuhen oder hohen, blankgewichsten Stiefeln und einem Dreimaster oder auch einem runden Hute. Sie hielten sich früher kastenartig abgeschlossen, so daß sie sich selbst nicht durch Heirat mit den übrigen Stadtbewohnern vermischten; und ihre Anzahl war so bedeutend, daß sie noch 1546 im Schmalkaldischen Kriege gegen die Kaiserlichen unter Karl V. über 600 streitbare Männer gestellt haben sollen. Seitdem die vielen kleinen Kothen zu zwei großen Siedehäusern vereinigt worden sind und die Bedeutung der Saline für Halle infolge der Auffindung der großen Salzlager in der Provinz Sachsen abgenommen hat, ist die Zahl der Halloren auch stark zurückgegangen. Jetzt zählen sie etwa 800, von denen bei der Saline nur etwa die Hälfte beschäftigt ist; die übrigen haben sich andern Beschäftigungen zugewendet, besonders der Leichenbestattung und den geschäftlichen Diensten für die Studenten. Sie erhalten noch heute gewisse Lieferungen vom Amte Giebichenstein und haben das Vorrecht, nicht nur den Kaiser zu Neujahr durch Gratulation und Geschenke, worunter der sogenannte Baumkuchen nicht fehlen darf, zu begrüßen, sondern auch durch besondere Abgeordnete an der Huldigung teilzunehmen. In letzterem Falle erhalten sie eine neue Fahne und ein Pferd aus dem königlichen Marstall. Über ihre Abstammung waren früher die Ansichten sehr verschieden. Man hat sie für Nachkommen der Kelten, später für Abkömmlinge der alten wendischen Bevölkerung gehalten; jetzt erblickt man in ihnen aber Nachkommen des unfreien Teils der ältesten fränkischen Kolonie.

Die Fabrikthätigkeit ist jetzt in Halle sehr ausgedehnt; sie wird durch die Braunkohlenlager und die Eisenbahnen besonders begünstigt. Der Zuckerrübenbau in der fruchtbaren Landschaft hat die Zuckerfabrikation und Zuckerraffinerie großgezogen; ebenso verarbeiten die Stärke- und Kraftmehlfabriken Produkte des Ackerbaues. Auch die Zahl der Maschinenfabriken ist ansehnlich, und dazu kommen noch chemische und andre Fabriken. In der Umgegend wird in vielen Etablissements aus der Braunkohle Teer und Paraffin gewonnen.

Die Gründung der Universität. Seine Bedeutung als Industrie- und Handelsstadt hat Halle erst in der jüngsten Zeit erlangt; dagegen ist es fast seit zwei Jahrhunderten ein Sitz der Wissenschaften durch seine Universität, die anderthalb Jahrhunderte hindurch den Charakter der Stadt bestimmte und gleich von allem Anfange an Halles Namen zu einem angesehenen machte, weil sie sofort von großem Einflusse auf das geistige Leben in Deutschland wurde.

Ihre Gründung fällt in das Jahr 1691, in eine Zeit, wo sich Deutschland in einem Zustande der Versumpfung und Verknöcherung befand.



Christian Thomasius.

An den Höfen und in den vornehmen Kreisen sprach man französisch, auf den Universitäten wurde lateinisch gelehrt und geschrieben, die deutsche Sprache war roh und durch fremde Flitter verunstaltet; von den Kanzeln herab wurde von zelotischen Eiferern ein starrer Formelglaube verkündigt, der das Gemüt kalt ließ und dasselbe unfruchtbare Formenwesen herrschte neben einem barbarischen Verfahren im Gerichtswesen. In dieser Zeit trat Christian Thomasius auf. Geboren in Leipzig am 1. Januar 1655, studierte er daselbst Rechtswissenschaft und Philosophie und trat dann als akademischer Lehrer auf. Als solcher erkannte er nicht bloß die Fehler seiner Zeit, sondern suchte sie auch zu bessern und ging selbst mit gutem Beispiele voran, soweit es sein Beruf mit sich brachte. 1688 begann er Vorlesungen in deutscher Sprache zu halten und ließ sich in diesem Vorgehen durch das Kopfschütteln und die Anfeindungen der Pedanten und Orthodoxen nicht im geringsten stören. Mit allen Waffen seines scharfen Geistes bekämpfte er ganz besonders die schmählichen Hexenprozesse und die Folter.

Aber sein Freimut zog ihm immer mehr Gegner zu, besonders unter den Theologen. Ihrem Zorne mußte er endlich 1690 weichen, denn schon war in Dresden ein Verhaftsbefehl gegen ihn ausgewirkt. Vom Rathausturme zu Leipzig tönte das Armesünderglöckchen hinter dem Manne her, als er die Stadt verließ. Er begab sich über Berlin nach Halle, wo er an der Ritterakademie Vorlesungen begann.

Der Kurfürst Friedrich III., der nachmalige erste König von Preußen, welcher neben dem Glanze einer prunkvollen Hofhaltung auch den Ruhm der Wissenschaft liebte, sah sich dadurch veranlaßt, im nächsten Jahre in Halle eine Universität ins Leben zu rufen. Erst nach langen Verhandlungen erhielt dieselbe am 19. Oktober 1693 das kaiserliche Privilegium und wurde darauf am 1. Juli 1694 in Anwesenheit des Kurfürsten eingeweiht, unter dessen Schutze sie fröhlich gedieh. Thomasius wirkte an ihr bis zu seinem Tode, der am 23. September 1728 erfolgte.

Eine andre Zierde der Universität war in ihrer ersten Zeit auch Christian Wolff, der Philosoph und Mathematiker, geboren den 24. Januar 1679 zu Breslau. Er war ebenfalls Professor in Leipzig, von wo ihn aber 1706 der Einfall Karls XII. in Sachsen vertrieb, und wurde nun in Halle angestellt. Aber das Schicksal, welches die Orthodoxen Thomasius in Leipzig bereitet hatten, brachten sie in Halle auch über Wolff. Sie klagten ihn wegen der von ihm gelehrten Philosophie der Religionsfeindlichkeit an, und König Friedrich Wilhelm I. befahl ihm 1723 „bei Strafe des Stranges“, binnen 24 Stunden Halle und in zwei Tagen die preußischen Staaten zu verlassen. Er ging nach Marburg, wurde aber zurückberufen, nachdem Friedrich II. 1740 den Thron bestiegen hatte, und starb in Halle am 9. April 1754.

Die Hallesche Universität erlangte durch Männer, wie Thomasius und Wolff, bald einen großen Ruf und bahnte dadurch eine freiere Richtung in der deutschen Wissenschaft an. Auf die protestantische Theologie hat sie lange einen überwiegenden Einfluß gehabt. In den ersten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts war ihr Bestehen zweimal bedroht. Nach der Schlacht bei Jena wurde sie von Napoleon am 19. Oktober 1806 aufgelöst und ebenso am 19. Juli 1813. In dieser Zeit der patriotischen Begeisterung, als „der König rief und alle, alle kamen“, zeichneten sich ganz besonders die Studenten von Halle durch jugendstarken Thatendrang aus. Viele von ihnen haben im Lützowschen freiwilligen Korps größte Tapferkeit an den Tag gelegt. Beide Male wurde die Universität bald wieder eröffnet, und 1817 erhielt die „Friedrichs-Universität“, wie sie bei der Gründung genannt worden war, eine bedeutende Erweiterung, indem die Wittenberger Hochschule mit ihr vereinigt wurde.

Ein Denkmal der Nächstenliebe (die Franckeschen Stiftungen). Neben der Universität haben Halles Schulanstalten der Stadt einen guten Ruf verschafft. Die berühmtesten unter ihnen sind diejenigen, welche mit den Franckeschen Stiftungen verbunden sind. Letztere breiten sich im Süden der Stadt aus, dort, wo Halle und Glaucha aneinander grenzen, und sind ein leuchtendes Beispiel dafür, wie aus kleinen Anfängen Großes geschaffen werden kann, wenn der rechte Mann die Sache in die Hand nimmt.

August Hermann Francke, geboren am 22. März 1663 zu Lübeck, kam 1692 als Pastor an die St. Georgenkirche zu Glaucha. Ihm ging die Not und Unwissenheit der armen Kinder, besonders der Waisen in seiner Gemeinde zu Herzen, und er fing daher in seiner Milde bald an, die armen Kinder zu unterrichten. Einst fand er in einer Armenbüchse, die in seiner Wohnung angebracht war, 7 Gulden. „Das ist ein ehrlich Kapital“, sagte er sich, „davon muß man etwas Rechtes stiften; ich will eine Armenschule damit anfangen!“



Die Franckeschen Stiftungen in Halle.

Er führte den Plan sofort aus und hatte die Freude, sein kleines Werk einen guten Fortgang nehmen zu sehen. Von allen Seiten flossen ihm Gaben zu, und so konnte er bald daran denken, ein Waisenhaus zu errichten. Im Jahre 1698 wurde der Grund dazu gelegt, und das war der Anfang zu jenen Stiftungen, die sich in kurzer Zeit großartig erweiterten, so daß sie endlich mit ihren Gebäuden, Gärten und Feldstücken einen ganzen Stadtteil einnahmen. Die Mittel dazu gewährte ihm die werkthätige Teilnahme, mit der nicht nur die Stadt Halle und ihre Umgebung, sondern auch ganz Deutschland seinen Schöpfungen entgegen kam; auch geschäftliche Unternehmungen, wie Buchdruckerei, Buchhandlung, Apotheke und Medikamentenexpedition, die er mit seinen Anstalten verband und die jetzt noch damit verbunden sind, führten ihm ansehnliche Summen zu, und endlich unterstützte ihn auch die Staatsregierung.

Der Kern aller Anstalten war, wie schon erwähnt, das Waisenhaus, dem sich die Armenschulen anschlossen, und eine ganze Anzahl andrer Schulen folgte. Gegenwärtig sind dies folgende: die lateinische Hauptschule, die Realschule I. Ordnung, die höhere Mädchenschule, die Bürgerknabenschule, die Bürgermädchenschule,

die Vorschule (zur Vorbereitung für das Gymnasium), die Freischule für Knaben und die Freischule für Mädchen. In diesen acht Schulanstalten wurden Ostern 1882 in 77 Klassen 3521 Schüler und Schülerinnen unterrichtet. In zwei Pensionsanstalten wird auswärtigen Schülern das Elternhaus ersetzt. Die eine ist das Pädagogium, das früher eine besondere Erziehungsanstalt bildete, in welchem viele bedeutende Männer ihre Bildung genossen haben. Seit 1873 aber ist es als Schulanstalt aufgehoben, und seine jetzigen Zöglinge, 46 an der Zahl, besuchen die Latein- oder Realschule, ebenso die der zweiten Pensionsanstalt (285), in welcher ein niedrigerer Pensionspreis gefordert wird als in dem Pädagogium. Im Waisenhause sind 115 Knaben und 16 Mädchen untergebracht. Seit 1710 ist mit den Stiftungen die Cansteinsche Bibelanstalt verbunden. Die Leitung sämtlicher Anstalten steht einem Direktor zu, der das Recht hat, seinen Nachfolger selbst zu ernennen, nur bedarf letzterer der Bestätigung durch die Regierung.

Am östlichen Ende des langen Hofes, den die Hauptgebäude der Stiftungen einschließen, steht auf dem etwas höheren freien Platze vor dem Pädagogium das von Rauch modellierte Bronzestandbild Franckes. Er ist im einfachen Talar des evangelischen Geistlichen dargestellt, wie er seine Linke herabsenkt auf das freundliche, vertrauensvoll zu ihm aufblickende Gesicht eines Kindes, welches er mit der erhobenen Rechten auf die von oben kommende Hilfe zu verweisen scheint, während ein größeres Kind sehr aufmerksam den Worten des Mannes lauscht, in dessen mildem und ernstem Gesicht ein Zug des innigen Erbarmens ausgeprägt ist.

Das Standbild Händels zu Halle. Dem berühmtesten Sohne der Stadt Halle, dem Tonmeister Georg Friedrich Händel, ist von seinen Verehrern in Deutschland und England auf dem Markte gegenüber der Marienkirche ein überlebensgroßes Erzstandbild errichtet worden. Es ist von Professor Heidel in Berlin entworfen und stellt den Meister in würdevoller, fast majestätischer Haltung und im englischen Hofkostüm seiner Zeit dar, mit Allongeperücke, Leibrock und Kniehosen und mit dem Galanteriedegen an der Seite. Die linke Hand hat er in die Hüfte gestützt, die rechte an ein Notenpult gelehnt, auf welchem die Partitur seines Oratorium „Messias" liegt, und dessen Rückseite die heilige Cäcilie darstellt. Am Fuße ist auf der einen Seite der Psalmist David, auf der zweiten Orpheus und auf der dritten die Jahreszahl der Vollendung seines Hauptwerkes, des „Messias" (1741), zu sehen.

Händel wurde in Halle am 23. Februar 1685 geboren und war der Sohn eines fürstlichen Kammerdieners und Amtschirurgus. Früh schon zeigte sich seine hohe Begabung für die Musik; aber der Vater hatte sich vorgesetzt, aus seinem Sohne einen Juristen zu machen, und so mochte er von musikalischem Unterricht nichts wissen. Eines Tages fuhr der Vater zum Herzoge von Sachsen-Weißenfels. Dem Sohne, der damals das siebente Lebensjahr zurückgelegt hatte, war die Bitte, mitfahren zu dürfen, versagt worden; aber er lief dem Wagen nach, so daß ihn der Vater wohl oder übel aufnehmen mußte. In Weißenfels nahm die Kapelle den Knaben eines Sonntags mit auf das Orgelchor, und hier fand der Herzog Gelegenheit, ihn zu hören. Dessen Vorstellungen gelang es, den Starrsinn des Vaters zu brechen, und so erhielt Georg Friedrich

nach der Rückkehr nach Halle beim dortigen Organisten Zachau Unterricht in der Musik. Während des juristischen Studiums, dem er auch nach dem Tode des Vaters aus Pietät gegen dessen Wunsch treu blieb, trieb er die Musik eifrig weiter und wendete sich ihr endlich ganz zu. Seine Hauptwirksamkeit hat er in England entfaltet, wo ihm 1720 die Direktion der Londoner Oper übertragen wurde, und dort starb er auch am 13. April 1759.



Der Marktplatz in Halle.

Das Saalethal unterhalb Halle. Einen Nachklang der Schönheit, mit welcher das Thal der Saale in Thüringen geschmückt ist, bietet es noch einmal unterhalb Halle. Porphyrhöhen treten hier von beiden Seiten an den Fluß heran und bilden mit ihren teils felsigen, teils laubigen Abhängen und im Wechsel mit kleinen Thälern, Wiesen und freundlichen, industriereichen Ortschaften eine reizende Landschaft. Auch eine Burgruine blickt hier noch einmal von schroffem Felsen in die Fluten der Saale herab. Es ist Giebichenstein. Von der alten Burg, zu deren Höhe man zwischen Flieder- und Rosenbüschen emporsteigt, steht noch der hohe schlanke Turm; eine Uhr ist jetzt das einzige, was hier an das Leben erinnert. Am Fuße des Turmes sind die Reste

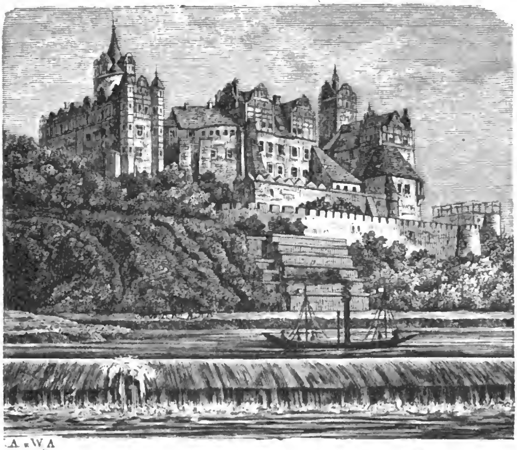
von Gewölben mit außerordentlich dicken Mauern vorhanden. Der Blick von hier auf die Saale, auf welcher kleine Dampfer verkehren, auf die Nachtigalleninsel im Flusse und nach den Cröllwitzer Höhen auf dem linken Ufer ist reizend.

Auf Giebichenstein saß zwei Jahre lang, 1027—1029, Herzog Ernst von Schwaben gefangen, der Burgunds wegen die Waffen gegen den eignen Vater, den Kaiser Konrad II., gekehrt hatte. Auch nach seiner Freilassung beharrte er im Kampfe gegen den Vater, da er sich nicht entschließen konnte, die Verzeihung desselben durch die Auslieferung seines treuen Waffengefährten, des Grafen Werner von Kiburg, zu erkaufen. Ein zweiter vornehmer Gefangener auf Giebichenstein war Landgraf Ludwig der Springer von Thüringen. Er war in Liebe entbrannt zu Adelheid von Goseck, der Gemahlin Friedrichs III., des Pfalzgrafen von Sachsen, und um sich mit ihr vermählen zu können, ermordete er im Jahre 1087 ihren Gemahl. Die Sage erzählt, daß Ludwig von Kaiser Heinrich IV., bei welchem ihn die Verwandten des Ermordeten verklagt hatten, auf Giebichenstein gefangen gehalten wurde; aber nach zwei Jahren rettete er sich durch einen Sprung in die Saale. Nach den heutigen Ortsverhältnissen, die damals kaum viel anders gewesen sein werden, erscheint allerdings ein solcher Sprung unmöglich.

Nahe bei Giebichenstein liegt in einem kurzen idyllischen Seitenthale auf der rechten Seite der Saale das Solbad **Wittekind**. Eine uralte Salzquelle, der Wittekindsbrunnen, die aber seit Jahrhunderten in Vergessenheit geraten war, wurde 1702 zufällig wieder aufgefunden. Man gradierte die Sole und versott sie dann auf dem Amte Giebichenstein; da jedoch das Salz auf den Halleschen Salinen weit billiger hergestellt wurde, so gab man die Salzgewinnung bald wieder auf und verschüttete 1711 den Brunnen. Erst 1846 ward er wieder aufgefunden, und nun benutzte man ihn zur Anlage eines Solbades, das im Juni des genannten Jahres eröffnet wurde.

Folgen wir von hier dem Laufe der Saale etwa 15 km abwärts, so kommen wir nach **Wettin**, einem Städtchen mit 3230 Einwohnern. Hier thront hoch über der Saale auf einem Felsen das Stammschloß der Wettiner, des sächsischen Fürstengeschlechts. Es nimmt sich von unten äußerst malerisch aus; traurig ist aber der Eindruck, den man empfängt, wenn man zu ihm selbst hinaufsteigt. Die alten Gebäude dienen jetzt landwirtschaftlichen Zwecken; sie sind in eine Brauerei, in Korn- und Malzböden und Schafställe verwandelt. Die Mauern sind geblieben, alles Innere aber ist teils verändert, teils vernichtet.

Ganz anders stellt sich uns östlich von Wettin eine zweite Erinnerungsstätte der Wettiner dar, nämlich der **Petersberg**, 13 km nördlich von Halle gelegen. Auf dieser mitten aus der Tiefebene sich erhebenden, 241 m hohen Porphyrkuppe stiftete der erste Markgraf von Meißen aus dem Hause der Wettiner, Konrad der Große, 1128 ein Kloster, in dessen Kirche er auch 1157 begraben wurde, der erste und einzige sächsische Fürst, der in dieser ältesten **Begräbnisstätte des sächsischen Fürstenhauses** seine Ruhestätte fand; denn schon sein Sohn, Otto der Reiche, ließ sich in Altzella begraben (S. 102). Ein durch den Blitz entzündetes Feuer vernichtete 1565 das Kloster und die Kirche; doch letztere ist 1854—1857 durch die Fürsorge des kunstsinnigen Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen im reinsten romanischen Stile wiederhergestellt worden.



Das Schloß zu Bernburg.

Die Saalegegenden.

Bernburg. — Blick auf die anhaltischen Lande (Köthen, Zerbst, Dessau, der Park zu Wörlitz).

Bernburg. Von Wettin geht die Saale, immer von Höhen begleitet, bis Alsleben noch in nordwestlicher Richtung fort; dann aber wendet sie sich wieder nach Norden und tritt nun sofort in den Teil des Herzogtums Anhalt ein, der sich von der Südwestecke der Provinz Brandenburg quer über Elbe, Mulde und Saale hinweg auf Aschersleben zu erstreckt, jene Stadt der Provinz Sachsen, die in dem schmalen Teile derselben liegt, welcher das große östliche Stück Anhalts von dem kleinen, dem Harzgebiete angehörigen westlichen Stücke trennt.

Auf ihrem nördlichen Laufe durchschneidet die Saale den westlichen Teil von dem Hauptgebiete Anhalts, und ungefähr in der Mitte dieser Strecke liegt die alte Stadt Bernburg. Sie dehnt sich auf beiden Ufern der Saale aus. Auf der linken Seite treffen wir in der breiten Flußaue Alt- und Neustadt, denen sich im Nordwesten das ehemalige Dorf Waldau seit 1871 als Vorstadt anschließt, und auf der rechten die Bergstadt. Die ganze Stadt zählt 18593 Einwohner. Eine steinerne Brücke verbindet die beiden Ufer des Flusses in der Stadt, und eine Eisenbahnbrücke thut dasselbe unterhalb der Stadt.

Die Stadt Bernburg macht einen freundlichen und stattlichen Eindruck durch die meist hohen, ganz aus Stein gebauten Häuser und die kräftig und massenhaft aufstrebenden Türme der zahlreichen Kirchen, unter denen die spätgotische Marienkirche die erste Stelle einnimmt. Das schönste Bild gewährt die Bergstadt, sowohl von unten als von oben. Sie bedeckt teils den Rücken eines

Höhenzuges, welcher von der unterhalb der Stadt von rechts mündenden Fuhne sanft ansteigt und dann nach der Saale steil abfällt, teils sind ihre Straßen an dem Abhange angelegt und darum im ältern Teile eng, winkelig und uneben und liegen zuweilen etagenartig übereinander. Sehr schön sind die neuen Straßen der Bergstadt, welche den Raum nach dem Bahnhofe zu durchschneiden. An dem großen Sedanplatze steht ein Siegesdenkmal zur Erinnerung an den Krieg von 1870—71, welches auf einem architektonisch schön gegliederten Unterbau eine aus Erz gegossene Germania trägt.

Von steiler Höhe schaut in der Bergstadt das Schloß auf die Saale herab, ein großer Gebäudekomplex, der einen weiten Hof umschließt. Der Gipfel, auf welchem es liegt, ist durch den tiefen Bärgraben von der Stadt getrennt. Der dicke, runde Turm in der nordöstlichen Ecke, der sogenannte Eulenspiegel, ist wahrscheinlich der älteste Teil und mag mit seiner Entstehung bis ins 14. Jahrhundert zurückreichen, während die übrigen Teile aus dem 16.—18. Jahrhunderte stammen. Einzelne Zimmer gewähren einen schönen Blick auf die Stadt und die Landschaft, in welcher im Saalethale das Krumbholz auffällt, ein aus Eichen und Rüstern bestehendes Gehölz, welches die Stadt im Westen umgibt und in einen schönen Park verwandelt worden ist.

Was hat es mit jenem Eulenspiegelturm für eine Bewandtnis? Welches Kind kennt die tollen Geschichten Eulenspiegels nicht? Eines Tages, so erzählt die Sage, kam dieser lustige Geselle nach Bernburg und trat bei dem Grafen als Trompeter in den Sold. Man wies ihm seinen Posten auf einem Turme an, demselben, der noch heute seinen Namen trägt. Dort sollte er Wache halten und blasen, wenn sich ein Feind zeigte. Aber man vergaß, ihm Essen zu schicken. So geschah es denn, daß die Feinde des Grafen ihr Unwesen in der Stadt trieben und alles Vieh, das sie fanden, mitnahmen. Man verfolgte sie, aber zu spät. Der Graf sah Eulenspiegel lachend zum Fenster herausschauen und rief ihm zu: „Warum hast du nicht geblasen?“ — „Weil ich vor dem Essen nicht gern singe und tanze,“ antwortete Eulenspiegel. Als die Ruhe wieder hergestellt war, ward der arme Wächter abermals vergessen. Da ihm aber der Bratengeruch so verführerisch in die Nase stieg, kam ihm ein Gedanke und er blies aus Leibeskräften, indem er „der Feind, der Feind!“ schrie. Man springt von Tische, alles eilt zu den Waffen und ins Freie. Eulenspiegel aber steigt hinab und macht sich über die Tafel her. Als die Kavaliere unverrichteter Sache wieder zurückkehrten, stand Eulenspiegel schon wieder auf seinem Turme. Er wurde natürlich abgesetzt, verübte aber nichts desto weniger seine „Eulenspiegeleien“ nach wie vor. Die erzählte jedoch hat jenem Turme den Namen gegeben; und dieses wird den Namen verewigen wie das Volksbuch, das über die ganze Welt verbreitet ist.

Die Umgebungen von Bernburg haben einen äußerst fruchtbaren Boden, denn wir sind hier schon in der Nähe der Magdeburger Börde. Daher herrscht überall die Zuckerrübe auf den Feldern vor, und der Getreidebau wird zur Nebensache. Das findet man erklärlich, wenn man hört, daß der mit Zuckerrüben bebaute Boden einen viel höheren Ertrag liefert als der mit Getreide besäete. Ein Morgen gibt bei zufriedenstellender Ernte an 200 Zentner Rüben, von denen der Zentner etwa mit einer Mark bezahlt wird. Bei Mißernten kann es allerdings vorkommen, daß der Morgen nur 80 Zentner liefert. Auch der kleine Grundbesitzer bebaut einen ansehnlichen Teil seiner Felder mit Rüben

und scheut die Mehrarbeit nicht, die ihm dabei gegenüber dem Getreidebau zufällt. Ja er pachtet sich wohl noch Pfarr- und Gemeindeland, um den Rübenbau stärker betreiben zu können. Er kann auf diese Weise auch mehr Vieh halten, als ihm sonst möglich wäre; denn das Kraut der Rüben behält er, und den Rückstand, der nach dem Auspressen des Zuckersaftes von den Rüben übrig bleibt, erhält er aus der Fabrik zurück. Die kleinen Grundbesitzer können sich nämlich nicht eigne Fabriken errichten, sondern verkaufen die erbauten Rüben an die Fabriken der Großgrundbesitzer.



Dessau.

Blick auf die anhaltischen Lande (Köthen, Zerbst, Dessau, der Park zu Wörlitz). In Bernburg sind wir schon nahe der Grenze des magdeburgischen Landes, das wir bereits kennen gelernt haben. Wir unterbrechen daher unsre Wanderung nach Norden und werfen zum Schlusse noch einen kurzen Blick auf die Gegenden zu beiden Seiten der Elbe, die wir noch nicht berührt haben. Es ist der größere Teil des anhaltischen Gebietes eine weite Ebene, die auf der linken Seite der Elbe einen äußerst fruchtbaren Boden hat, auf der rechten dagegen meistens sandig ist. Auenwäldchen, kleine Seen und Flußarme und fruchtbare Ackerflächen wechseln auf dem linken Elbufer miteinander ab, während die Gegend auf dem rechten einförmiger ist.

Von Bernburg führt uns die Bahn in östlicher Richtung nach Köthen, in einer Niederung an der Ziethe gelegen und 16155 Einwohner zählend. Die Straßen sind im älteren Teile der Stadt meist kurz, krumm und eng, in den neueren Teilen dagegen breit und gerade.

Das Schloß ist an Stelle eines im Jahre 1547 weggebrannten zwischen 1597 und 1650 erbaut worden. Berühmt war es ehedem durch seine Gärten. Im Schloßgarten steht die Eiche, unter welcher sich Fürst Ludwig (regierte von 1606—49) häufig mit den Mitgliedern der „Fruchtbringenden Gesellschaft"

ergötzte, die unter seiner Teilnahme 1617 in Weimar auf dem Schlosse gegründet worden war und später ihre Sitzungen im Köthener Schlosse hielt. Es war eine Sprachgesellschaft, die von ihrem Sinnbilde, einem Palmbaum, auch „Palmenorden" genannt wurde und die Muttersprache von fremden Beimengungen reinigen wollte. Das Ziel war löblich, aber die Gesellschaft verfiel zuletzt in ein bloßes Spiel mit Äußerlichkeiten und infolgedessen der Lächerlichkeit. —

Die Hauptkirche der Stadt ist die reformierte Kirche zu St. Jakob, ein spätgotisches Bauwerk mit hohem, steilem Schieferdache und ohne Hauptturm, da derselbe 1599 einfiel und nicht wieder erneuert wurde. Außerdem gibt es noch eine lutherische und katholische Kirche und eine Synagoge. 1820—35 wirkte in Köthen Samuel Hahnemann, der Begründer der Homöopathie.

Die Einwohner treiben Acker- und Gartenbau und mancherlei Industrien, besonders solche, die mit dem Ackerbau zusammenhängen, z. B. Fabrikation von landwirtschaftlichen Maschinen, Zucker, Malz, Melasse, Knochenmehl und Spiritus. Auch der Handel mit den landwirtschaftlichen Produkten der Umgegend, als Getreide, Zucker, Wolle 2c., ist bedeutend. Für seine Entwickelung ist namentlich die Lage an einem Eisenbahnknoten günstig gewesen.

Rechts von der Elbe liegt in sandiger Gegend Zerbst an der Nuthe, einem kleinen rechten Nebenflusse der Elbe. Die Häuser stehen größtenteils mit dem Giebel nach der Straße, sind hoch und tiefgebaut und haben namentlich auf dem Markte ein stattliches Aussehen. Wir treffen hier wieder einmal einzelne schöne Holzfachwerkbauten, zum Teil mit Schnitzereien. Das Rathaus ist 1610 neu erbaut, aber die beiden schönen Giebel stammen aus den Jahren 1479—81. Vor demselben steht eine Rolandssäule unter einem gotischen Bau. Der Roland trägt auch hier in der rechten Hand das erhobene Schwert; ein Stück unter dem Gürtel ist sein Gewand mit Schellen behängt. Nicht weit davon blickt von einer dünnen Säule eine kleine, aus Messing gegossene und vergoldete weibliche Figur herab, die in der rechten Hand ein Stück Butter hält, das freilich mindestens von der Größe ihres Kopfes ist. Diese Figur wird als die „Butterjungfer" bezeichnet. Nach der Sage erinnert sie an eine unverheiratete Gräfin von Ruppin, welche die Stadt Lindau und den Zoll in der Stadt Zerbst besaß. Dieser war für Butter, Käse und andre Waren so groß, daß kein Bauer mehr damit in die Stadt kommen wollte, sondern sie hielten alle vor dem Heidethor am Butterdamm feil, der davon den Namen bekommen hatte, und die Bürger mußten, wenn sie etwas kaufen wollten, dorthin gehen, was natürlich für sie sehr lästig war. Da vermachte die Gräfin dem Rate zu Zerbst Lindau und die Gerechtigkeiten, welche sie in der Stadt Zerbst besessen, und zu ihrer besonderen Ehre und zum ewigen Gedächtnis wurde eine Jungfer auf einer Säule aufgerichtet, die fort und fort erhalten wird. Muß die hölzerne Säule erneuert werden, so darf dies nicht eher geschehen, als bis daneben eine gleiche aufgestellt ist, deren Standbild statt eines Stückes Butter einen herabhängenden Geldbeutel trägt. An der jetzigen hölzernen Säule sind die Jahre der letzten Erneuerungen verzeichnet, nämlich 1790, 1840 und 1872.

Nördlich vom Rathause steht die St. Nikolaikirche, von 1438—88 im gotischen Stile erbaut, die schönste Kirche Anhalts, mit einem reichen Portale an der Nordseite versehen. Das Schloß befindet sich in einem weiten Park an der Südwestseite der Stadt und wurde 1681—91 erbaut, einzelne Teile sogar

noch bis 1747. Unter den Gewerben, welche die Einwohner der Stadt (14201) betreiben, ist die altberühmte Bierbrauerei heute noch bedeutend und liefert besonders das bekannte Zerbster Bitterbier.



Statue des Fürsten Leopold von Anhalt auf dem Marktplatze in Dessau.

Eine kurze Eisenbahnfahrt bringt uns von Zerbst nach Roßlau auf dem rechten Elbufer und dann über die Dessauer Brücke nach Dessau selbst, der schönen Residenz- und Hauptstadt der anhaltischen Lande, welche 23266 Einwohner zählt. Sie liegt am linken Ufer der Mulde 3 km oberhalb ihrer Mündung. So eben hier die Landschaft ist, so entbehrt sie in der näheren und weiteren Umgebung doch nicht des Reizes. Was im Anfange dieses Abschnittes vom anhaltischen Gebiete auf der linken Seite überhaupt gesagt wurde, das gilt

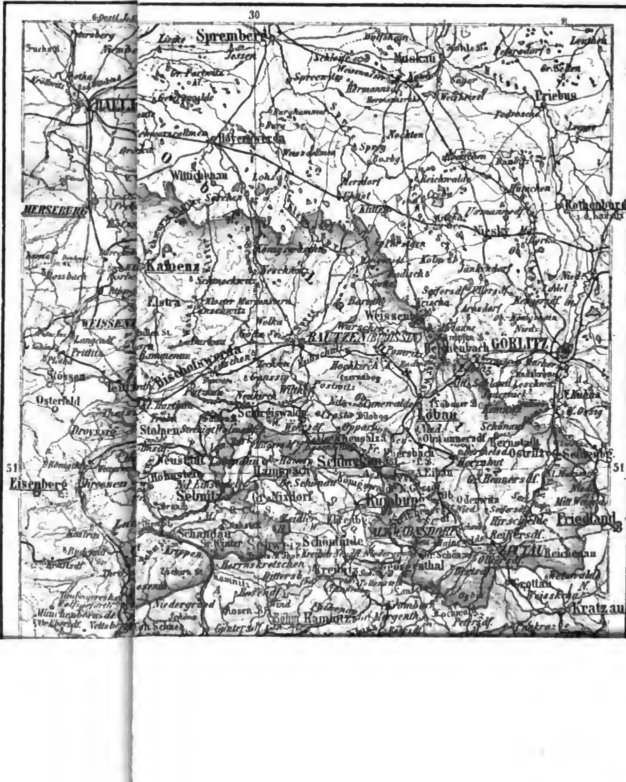
für Dessau in erhöhtem Maße: die ganze Gegend gleicht einem großen Parke, um so mehr, als wirkliche Parkanlagen darin verstreut sind. Die Stadt selbst zeigt einen freundlichen Charakter. Unter den saubern und gut gepflasterten Straßen und Plätzen sind mehrere, die durch ihre Breite, ihre stattlichen Häuser und durch ihre Denkmäler uns anziehen. Ein schöner neuer Stadtteil mit Gärten und breiten Straßen, unter denen sich besonders die Kavalierstraße durch ihre Breite auszeichnet, ist in der Nähe des Bahnhofs entstanden.

Auch die herzoglichen Kunstsammlungen sind wertvoll. Sie sind an sieben Orten in und bei Dessau (in Oranienbaum, Wörlitz und andern Schlössern) zerstreut. Der Hauptstock gelangte 1675 als Erbe nach Dessau nach dem Tode der Prinzessin Amalie von Nassau-Oranien, der Gemahlin des Statthalters Friedrich Heinrich, und durch die Landesfürsten wurden die Sammlungen vermehrt.

Nahe beim großen Markte steht das herzogliche Schloß, im älteren Teile, dem westlichen Flügel, ein schöner Renaissancebau; aber auch das Hauptgebäude, das 1748—51 erbaut wurde, ist 1872—74 im Renaissancestil neu ausgebaut worden. Der Bär, dem wir im Anhaltischen an Bau- und Kunstwerken überall begegnen, angeblich zur Erinnerung an das alte Geschlecht der Bäringer, ist hier besonders häufig angebracht. Auf dem großen Markte befindet sich das Standbild des Fürsten Leopold, welches nach dem Meisterwerke Schadows in Berlin in Erz gegossen wurde. Der „alte Dessauer" (geboren den 3. Juli 1676, gestorben den 9. April 1747) hält den Marschallsstab in der etwas vorgestreckten rechten Hand und blickt mit seinem scharfen, energischen Gesichtsausdruck uns an, als wollte er uns warnen, seinem Willen uns entgegenzustellen. Sein Andenken wird auch auf der nahen Hauptwache lebendig erhalten; denn der Dessauer Marsch, sein Lieblingsstück, eröffnet viermal in der Woche die Wachtparade. Unter den übrigen Denkmälern der Stadt ragt dasjenige hervor, welches im Jahre 1867 auf dem kleinen Markte zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum des Herzogs Leopold Friedrich enthüllt ward. Der Grundgedanke dieses Brunnendenkmals ist, die Wiedervereinigung der anhaltischen Landesteile, die sich unter diesem Fürsten vollzog, zu feiern: deshalb sind die Standbilder der vier wichtigsten Fürsten aus der Geschichte Anhalts darauf angebracht und die bedeutendsten Städte und ihre Beschäftigungszweige allegorisch dargestellt. —

Die Elemente der anhaltischen Landschaft treffen wir zusammengefaßt in dem herzoglichen **Parke zu Wörlitz**. Angeregt durch die in England empfangenen Eindrücke und die reizende Gegend am Ufer des waldumgrenzten Wörlitzer Sees, faßte Fürst Franz von Anhalt-Dessau den Plan, hier einen Park anzulegen, und führte ihn auch von 1769—1802 aus. Dieser Park dehnt sich zu beiden Seiten des Hauptsees und um die mit diesem durch Kanäle verbundenen kleinen Wasserbecken aus und wird häufig von Feldfluren unterbrochen, so daß man kaum merkt, wo er anfängt und wo er aufhört, und ihn für viel größer hält als er wirklich ist. Kanäle, Seen, Wäldchen, Wiesen, künstliche Hügel und Grotten und unterirdische Gänge bilden einen bunten Wechsel. Schwer nur findet man sich in die vielverschlungenen Wege, die durch Wasserarme häufig unterbrochen werden, deren Ufer bald durch Brücken von zierlicher oder seltsamer Gestalt, bald durch kleine fliegende Fähren verbunden sind.

Ende des siebenten Bandes.


30
31
51
Spremberg
Muskau
Priebus
Hoyerswerda
Wittichenau
Rothenburg
Niesky
Kamenz
Elstra
Weissenberg
BAUTZEN
GÖRLITZ
Bischofswerda
Löbau
Stolpen
Neustadt
Hohnstein
Sebnitz
Schandau
Herrnhut
Ostritz
Friedland
Rumburg
Reichenau
Kratzau
Eisenberg
Osterfeld
MERSEBURG
Stössen
Schönlinde
Georgenthal